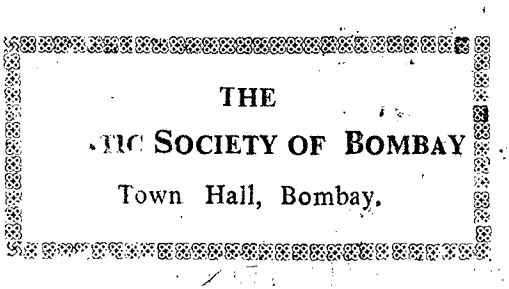
00037384



Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 25 June, 2016

Michael Ignaz Schmidts

Kaiſerl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiſerl. Königl. Hausarchivs, und der Büchercenſur-Commiſſion-Beyſitzers

Neuere Geſchichte der Deutſcher

Erſter Band.

Von dem Schmalkaldiſchen Krieg bis an das Ende der Regierung Karls V.

Ulm, 178

in der Stettiniſchen Buch

Michael Ignaz Schmidts
Kaiſerl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiſerl Königl. Hausarchivs, und der Büchercenſur Commiſſion-Beyſitzers

Geſchichte der Deutſchen

Sechster Theil.

Von dem Schmalkaldiſchen Krieg bis an das Ende der Regierung Karls V.

37384

Ulm, 1785.
Stettiniſchen Buchhandlung.

00037384

Vorrede.

Nicht ſo wohl die Wichtigkeit der Epoche Deutſcher Geſchichte, die ſich von dem Schmalkaldiſchen Kriege herſchreibt, hat mich verleitet dort einen Abſatz zu machen, und die ſo genannte neuere Geſchichte der Deutſchen anzufangen, als die zufälligen Umſtände, die den Grund enthalten, daß nicht nur allein die Anzahl der Bände merklich über diejenige Zahl, die ich mir vorgeſetzt hatte, anfängt ſich zu häufen, ſondern auch dieſe bey der ausführlichern Bearbeitung der vorkommenden Materien nicht mehr in dem gehörigen Verhältniß gegen den vorigen ſtehen bleiben. Da ich nun [illegible] habe, manches einzuſehen, wovon ich in einer andern Lage keine Kenntniß gehabt hätte; und eben daher, wie ich nicht zweifle, es auch dem Publicum nicht ganz gleichgültig ſeyn wird, wenigſtens das Hauptſächlichſte davon zu erfahren: ſo glaube ich hinlänglich entſchuldiget zu ſeyn, daß ich den erſten Plan etwas abgeändert. Wie viele Bände aber noch folgen werden, kann ich jezt noch nicht beſtimmen.

In Anſehung noch ungedruckter, und wenig oder gar nicht bekannter Hilfsmittel bin ich in dieſem Theil noch beſſer verſehen geweſen, als in dem vorigen. Einem Kenner wird dasjenige, was in der That ſelbſt neu iſt, von ſelbſt auffallen, ohne das ich es für nöthig erachtet hätte, ſolches jederzeit an Ort und Stelle zu bemerken. So viel kann ich indeſſen verſichern, daß eben dort, wo wenig oder gar nichts citirt iſt, alles, wenig ausgenommen, aus ſolchen Quellen gefloſſen iſt.

Bey Auszügen daraus habe ich mich, ſo viel möglich, an die Sprache der damaligen Zeiten gehalten, um den Leſer deſto näher mit dem eigentlichen, [illegible] derſelben bekannt zu machen, und zugleich von

der

der Wahrheit in der Darstellung der Thatsachen
um so weniger abzuweichen. Diese wird
immer der höchste Grundsatz der Geschichte sey
Was helfen noch so schimmernde Tiraden, gesu
und nicht gesuchte Raisonnements, welche doch
wenn sie anders auch den wahren Zusammenhang
der Begebenheiten zeiget, meistens entweder überflüssig werden, oder in ihr Nichts zurückfallen.

Noch einen Grund gab mir die Erfahrung,
die ich machte, wie sehr dergleichen Dinge gegen
verstellt zu werden, wenn sich jeder erla
Einkleidung zu geben, die er will, und
ner Art zu moderniſiren. So war z. B.
vermöge der Sprache, die er gewählt hatte,
bunden, Deutsche Urkunden und Staatsschriften
in das Lateinische zu übersetzen. Da diejenigen, die
nach ihm in Deutscher Sprache geschrieben, und
selbst auch seine Uebersetzer, anstatt die Originalien
zum Grunde zu legen, sehr oft Sleidans Latein in
das Deutsche zurück gebracht haben; und manche
wieder von diesem, ihrer Art, Geschmack und
Sprache nach, verschiedenen Gebrauch machten:
so weiß man zuletzt kaum, ob man eben dieselbe
Sache vor sich habe, wenn man sie mit der Urschrift zusammen hält.

Bey Thatsachen, die von einigen als wahr erkannt, von andern bestritten werden, habe ich es
mir zum Gesetze gemacht, vielmehr das Resultat
meiner Abwägung der Gründe gegen einander dem
Leser vorzulegen, als ihn durch
wieder disputiren aufzuhalten,
er sich nicht finden kann, in ihm

Wien, den 1. Hornung 1785.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Von dem Schmalkaldiſchen Krieg bis an das Ende der Regierung Karls V.

1. Kap. Ausſichten nach dem Frieden von Creſpy. Der Pabſt betreibt nun ſelbſt das Concilium. Reichstag zu Worms. Weigerung der Proteſtanten ſich mit dem Concilium einzulaſſen. Seite 1.

2. Kap. Folgen davon. Lage des Kammergerichts. Schluß des Reichstages. 14.

3. Kap. Uebergang des Churfürſten Hermann von Cöln zu den Proteſtanten. Gefangennehmung des Herzogs Heinrich von Braunſchweig. 19.

4. Kap. Colloquium zu Regenſpurg. 25.

5. Kap. Karls Unterredung mit dem Landgrafen. Weigerung des letztern perſönlich auf dem Reichstag zu Regenſpurg zu erſcheinen. 32.

6. Kap. Reichstag zu Regenſpurg. 43.

7. Kap. Schmalkaldiſcher Krieg. Karl trennt die Bundsvölker. 58.

8. Kap. Feigheit der Bundsverwandten. Niederlage des Churfürſten von Sachſen. Tod Luthers. 69.

9. Kap. Unterhandlungen mit dem Landgrafen. Deſſen Gefangenſchaft. Tod König Franzens von Frankreich und Heinrichs von England. 88.

10. Kap. Bundstag zu Ulm. Reichstag zu Augſpurg. Handlung wegen des aus einander gegangenen Conciliums von Trient. 99.

11. Kap. Interim. Wiederherſtellung des Kammer- [illegible] ſcher Vertrag. Reichskaſſe. 124.

[illegible] n wegen des Interim. Schick- [illegible] anz. Des Churfürſten Moritz [illegible] Joachims von Brandenburg Geiſt [illegible] hung des Interim. 139.

13. Kap.

13. Kap. Weitete Versuche Karls zur Wiederherstellung der Religion. Tod des Pabstes [illegible] Neue Hofnung eines Concilium[illegible]. Seite [illegible]
14. Kap. Neuer Reichstag zu Augspurg. Unterhandlungen wegen der Römischen Königswahl. Spanischen Prinzen Philipp. 157.
15. Kap. Belagerung von Magdeburg. Churfürst Moritzens zweydeutiges Betragen. 177.
16. Kap. Krieg Moritzens gegen den Kaiser. Vertrag von Passau. 187.
17. Kap. Erledigung des Landgrafen. Fortsetzung des Kriegs durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Vergleich des Kaisers mit demselben. Belagerung von Metz.
18. Kap. Neuer markgräflicher [illegible] auf den Kaiser und seinen Minister den jüngern Granvelle. Egerisches Bündniß gegen den Markgrafen. 215.
19. Kap. Treffen bey Sievershausen. Des Churfürsten Moritz Tod. Endliche Niederlage des Markgrafen. 225.
20. Kap. Religionsfriede. Große Schwierigkeiten wegen der Religionsfreyheit der geistlichen Reichsstände, und der Unterthanen katholischer Landesherren. 237.
21. Kap. Karls Abdankung des Reichs. Tod. 273.
22. Kap. Was theoretische und praktische Religion durch die Reformation gewonnen. 287.
23. Kap. In wie weit die Aufklärung dadurch befördert worden. 305.
24. Kap. Einfluß der Reformation in das politische System von Deutschland; ob die Kaiser oder Stände dadurch an Ansehen gewonnen. 315.
25. Kap. Reichs-System überhaupt. Kammergericht. Peinliche Halsgerichtsordnung. Religionsfriede. Reichstäge. Miliz. National-Wohlstand. 324.

Neuere

Neuere

Geſchichte der Deutſchen

Erſtes Buch.

Von dem Schmalkaldiſchen Krieg bis an das Ende der Regierung Karls V.

Erſtes Kapitel.

Ausſichten nach dem Frieden von Creſpy. Der Pabſt betreibt nun ſelbſt das Concilium. Reichstag zu Worms. Weigerung der Proteſtanten ſich mit dem Concilium einzulaſſen.

Da Karl den Frieden von Creſpy ſchloß, war weder Hoffnung vorhanden, die Türken zur Ruhe zu bringen, noch eine, in Deutſchland, wo die Verwirrung mit jedem Tag ſich vergröſſerte, Ordnung herzuſtellen. Beydes machte nun einen gleich wichtigen Ge-

genſtand für Karln aus, den er, wenn die gütlichen Mittel fehlſchlagen ſollten, durch die ernſtlichen zu betreiben geſinnt war; indem an dem erſtern die Wohlfahrt ſeines Hauſes und ſeine Ehre, an dem andern ſein Anſehen, das auf dem Puncte war in Deutſchland ganz zu verſchwinden, und die bisherige deutſche Verfaſſung hieng.

Sein Bruder Ferdinand hatte ſich ſeit 1541 alle nur erdenkliche Mühe gegeben, einen dauerhaften Frieden mit den Türken zu Stande zu bringen; aber umſonſt. Was er immer der Pforte vorſchlug, ward durch das Entgegenarbeiten der Franzöſiſchen Geſandten vereitelt. Nie hat es ein Prinz theurer bezahlen müſſen, einen Bruder zu haben, der den übrigen Europäiſchen Höfen zu mächtig ſchien.

In dem Innern von Deutſchland ſah es faſt noch bedenklicher aus. Karl ſollte nun die Proteſtanten dahin vermögen, das Concilium, deſſen Eröffnung nächſtens zu Trient vor ſich gehen würde, anzunehmen; welches er für das einzige Mittel hielt, eine Wiedervereinigung in Religionsſachen zu ſtiften, und dadurch die ſo ſehr erſchütterte Ruhe in dem Staate wieder herzuſtellen. Andrerſeits ſollten die Katholiſchen dahin gebracht werden, ſich die Verfaſſung des Kammergerichts, dem jüngſten Speieriſchen Abſchiede und den von dem Kaiſer einſeitig gegebenen Declarationen gemäß, gefallen zu laſſen. Wenn man die wechſelweiſe Stimmung der Gemüther mit einander vergleicht, ſo wird man ungewiß, ob die Proteſtanten das erſtere, oder die Katholiſchen das leztere mehr verabſcheuten. Gegen ein ſolches Concilium hatten ſich die Proteſtanten bereits mehrmals erkläret, wo der Pabſt als der anaeklagte Theil zugleich den Richter machen

ſollte,

sollte, wo den Bischöfen ihre Pflichten gegen ihn nicht erlassen würden, wo endlich die ihrigen Theologen nicht gleiche Rechte mit diesen zu geniessen hätten; lauter Dinge, die beynahe an die Unmöglichkeit gränzten. Den Katholischen war es fast eben so gehäßig, sich einem Kammergerichte zu unterwerfen, wo diejenigen als Richter auftreten sollten, die ihrer Meinung nach vermöge der alten Rechte nicht einmal fähig wären, als Kläger vor Gericht zu erscheinen; einem Kammergerichte, wo alle Rechtshilfe den beraubten und vertriebenen Partheyen versagt seyn sollte, sobald es dem Gegentheil einfiele, die Einwendung zu machen, daß die Sache eine der Religion anhangende sey; kurz, einem Kammergerichte, welches, weit davon sie gegen fernere Gewaltthätigkeiten zu schützen, sie vielmehr denselben Preis zu geben schien, und vermöge seiner Grundverfassung die Protestanten anlocken mußte, noch mehrere zu begehen.

Karls System gieng übrigens dahin, erst einen oder den andern Feldzug gegen die Türken zu wagen, sodann aber sich ganz auf Deutschlands innere Angelegenheiten zu verwenden. Allein, das Betragen des Römischen Hofes gab der Sache eine ganz andere Richtung. So bald derselbe Nachricht von dem Frieden erhalten, war eines der ersten, daß er nun auf das bereits ausgeschriebene und wieder verschobene Concilium von Trient mit doppeltem Eifer bedacht war, und dasselbe auf den 5 März des folgenden Jahrs 1545 vest setzte. Da nach dem Frieden auch König Franz den Pabst durch ein Schreiben dazu auffoderte, überhaupt aber das mit Vorwürfen begleitete Verlangen darnach bey allen Wohldenkenden unter den Katholischen sich täglich mehr verbreitete: so mußte man endlich von Römischer Seite mehr Ernst zeigen, es mochte nun

die Ueberzeugung von der Güte der Sache oder die Furcht, ſich unangenehmen Folgen auszuſetzen, das meiſte dazu beytragen.

Auch war die fürchterliche Idee, die man anfangs zu Rom mit einem Concilium verknüpft, meiſtens verſchwunden, und man ſah nun deutlich genug ein, daß entweder keines zu Stande kommen werde, oder nur ein ſolches, welches nicht allein dem Römiſchen Hofe nicht ſonderlich wehe thun, ſondern ganz gewiß die Proteſtanten verdammen werde, ohne etwas in Anſehung derſelben zu fruchten; in welchem Falle Karl entweder nach dem Sinne des Pabſtes Gewalt brauchen, oder vor der ganzen Welt ſich in den Ruf müßte bringen laſſen, daß er ſich mit einem ſo ſehnlich verlangten Concilium ſelbſt geäffet, oder von andern habe äffen laſſen.

Karl ſeinerſeits glaubte, daß er ſich wenigſtens dem Vorwurfe nicht ausſetzen dürfte, etwas zur Verzögerung deſſelben beygetragen zu haben. Weil er jedoch immer noch einiges Mißtrauen wegen dieſes Punctes gegen den römiſchen Hof hegete; und, wenn auch derſelbe jezt ernſtlich und aufrichtig zu Werke gehen würde, dennoch, nach der bisherigen Langſamkeit zu urtheilen, leicht noch ein oder der andere Feldzug gegen die Türken möglich geweſen wäre: ſo ließ er auf dem nach Worms ausgeſchriebenen Reichstage, dem er wegen ſchwächlicher Geſundheit anfangs nicht ſelbſt beywohnen konnte, durch ſeinen Bruder den Vortrag dahin machen, „er habe, ſeitdem er den Frieden mit dem König von Frankreich geſchloſſen, ſich nichts angelegener ſeyn laſſen, als daß alles, was in dem Speyeriſchen Abſchiede beſchloſſen worden, zum Vollzug kommen möchte; inſonderheit aber habe

er

er, durch Gelehrte, guter Gewissen, ehr- und friedliebende Personen von einer Reformation Berathschlagung thun lassen, auch derselben Bedenken schriftlich empfangen; er hoffe, daß andere Stände in diesem Fall auch gethan, was ihnen vermöge des Abschiedes gebühret. Weil aber diese Sache an sich wichtig und groß, die stattlicher Handlung und Berathschlagung bedürftig, jezt aber das Concilium wieder eröffnet, auch daneben Zeit und Läufe sich dahin ergeben, daß dieser Reichstag, des Türken gewaltigen Anzugs wegen, so viel möglich, verkürzet werden müßte, und nicht wohl möglich diesen ansehnlichen Punct auszuwarten, so sehe er es für räthlich und besser an, diesen Artikel für jezt einzustellen, und mittler Zeit abzuwarten, wie das Concilium seinen Fürgang haben, und die angeführte Reformation daselbst fürgenommen werden möge. Sollte aber dasselbe seinen Fürgang nicht erreichen, auch der Reformation halben keine zeitliche und förderliche Handlung fürnehmen, so wolle er noch vor Beschluß dieses Reichstags einen andern ansetzen, und auf demselben mit Rath und Gutbedünken der Stände deshalben nothdürftige Ordnung und Fürsehung thun."

„Was Frieden und Recht betreffe, zweifle er nicht, die Stände würden sich an dem hievor aufgerichteten Landfrieden und darauf gefolgten Friedständen sättigen und begnügen lassen, und kein Stand den andern demselben zuwider anfechten; sollte es aber dennoch geschehen, so wäre dem beschwerten Theil durch das Kammergericht zu seinem Recht zu verhelfen. Weil aber dazu vonnöthen, daß die Unterhaltung und Besetzung dieses Gerichtes zuvor an Handen genommen werde, so sey sein gnädigstes und ernstliches Ansinnen und Begehren, daß sie sich zum förderlichsten

darüber vergleichen möchten; ſollte es aber nicht geſchehen können, daß ſie ihm für dießmal zu Verhütung des Unraths, Nachtheils und Beſchwerung, ſo aus Mangel des ordentlichen Rechtens folgen möchte, die Sache heimſtellen möchten.“

„Die ſo hoch nothwendige Expedition gegen den Erbfeind gemeiner Chriſtenheit habe er ebenfalls bedacht, ſey auch Willens geweſen, dieſem lobwürdigen Werke perſönlich beyzuwohnen. Weil an demſelben allen Ständen, bevorab der Deutſchen Nation und der ganzen Chriſtenheit ſo viel gelegen, ſo wolle er ſie zum höchſten ermahnt haben, dieſe Sache fleißig und nothdürftiglich zu ermeſſen, indem täglich gewiſſe Zeitungen kämen, daß der Türk perſönlich mit groſſer Macht und ſtärker als jemals im Anzug gegen Ungarn ſey.“ Das übrige von der Propoſition betraf die Reichsanſchläge, Münze, Polizey und Streitigkeiten wegen der Seſſion.

Da die Hilfleiſtung gegen die Türken faſt immer durch die Diſputen und fruchtloſen Berathſchlagungen über den Vergleich in Religionsſachen entweder gehindert oder doch verzögert worden: ſo glaubte man von kaiſerlicher Seite durch den vorgeſchlagenen Weg nun derſelben überhoben zu ſeyn, und deſto eher zum Zweck zu gelangen. In der That fiel auch die Antwort der Katholiſchen nach Wunſch aus, „ſie hielten es nämlich für unnöthig, den Kaiſer mit einiger Handlung der ſtreitigen Religion wegen zu bemühen, noch in ihn zu dringen, ſich dieſesmal deßwegen einzulaſſen, weil der ordentliche und zur Hinlegung des Zwieſpalts in der Religion bequemlichſte Weg, nämlich das Concilium, bereits eröffnet ſey; ſie wären demnach erbiethig, ſogleich zur Berath-

ſchlagung

schlagung der übrigen in der Propositionen enthaltenen Puncte fürzuschreiben."

Hingegen antworteten die Protestanten; „ihre Instructionen seyen auf den Speyerischen Abschied gestellt, nach welchem dieser Reichstag fürnehmlich auch darum angesetzt worden sey, daß von Vergleichung der Religion sollte gehandelt werden, sie wären auch mit solchen Befehlen darüber versehen, daß an ihnen kein Mangel deßwegen solle befunden werden; daher sie auch nichts liebers sähen, als wenn solche Handlung zum ersten für die Hand genommen würde. Sie seyen ungezweifelter Hoffnung, daß, wenn die Sache in Gottesfurcht und christlichem Eifer angegangen werde, Gott Gnad und Fortgang dazu leihen werde. Sollte es aber aus Wichtigkeit der Sachen, Kürze der Zeit, auch wegen Gefahr und Sorge des Friedens wegen nicht geschehen können, so wollte die unvermeidliche Nothdurft erfodern, den Artikel des Friedstandes weiter und ferner zu erklären."

„Denn daß sie bewilligen sollten, diese Vergleichung und Reformation zur Handlung des vom Pabst ausgeschriebenen Conciliums einzustellen, oder daß sie es für dasjenige Concilium halten sollten, das ihnen auf den vorigen Reichsabschieden versprochen worden, oder worauf die wegen der Religion gemachten Friedstände gestellt wären, fiel ihnen unmöglich; sie müßten demnach, wenn auch der Artikel von der Religion nicht vorgenommen werde, nichts desto weniger eines beständigen Friedens versichert, und so versehen werden, daß durch das Concilium von Trient die zuvor errichtete Friedstände nicht als aufgehoben anzusehen seyen. Wegen des

Rechtens erböthen ſie ſich zu der Vollziehung des Speyeriſchen Abſchiedes, und wenn dieſe beyden Puncte wegen Friedens und Rechtens in Ordnung gebracht, wollten ſie ſich auch in die Berathſchlagung über die Expedition gegen die Türken einlaſſen.

Man konnte leicht vorſehen, daß, indem der eine Theil alles auf das Concilium ankommen laſſen, der andere aber gar nichts von demſelben wiſſen wollte, kein Einverſtändniß unter ihnen zu hoffen ſey. Ferdinand nahm daher ſammt dem kaiſerlichen Commiſſarien die Unterhandlungen mit den Proteſtanten ſelbſt auf ſich, in der Zuverſicht, durch mehr Nachgiebigkeit, als ſich von den übrigen Katholiſchen verſprechen ließ, auch die Proteſtanten zu einiger zu bewegen. Man wechſelte Schriften mit ihnen, und ſtellte ihnen hauptſächlich vor, „der Religion und des Friedens wegen gebe der Speyeriſche Abſchied genugſame lautere Maaß, bis daher ſey nicht dagegen gehandelt worden, der Kaiſer werde auch nicht zugeben, daß dagegen gehandelt werde; man ſehe daher nicht, warum ſie nicht zur Berathſchlagung über die Türkenhilfe mit den übrigen Ständen fortſchreiten wollten; damit ſie um ſo mehr überzeugt ſeyen, daß man aufrichtig mit ihnen zu Werke gehe, wären Ferdinand ſowohl als die Commiſſarien erbiethig, daß der Fried und Friedſtand, wie er in den Speyeriſchen Abſchied geſetzt worden, auch in den jetzigen eingedrückt werde.“

„Was das Concilium angehe, ſey ſolches mit gemeiner Bewilligung der übrigen chriſtlichen Nationen ausgeſchrieben worden; ſie könnten demnach nicht wiſſen, wie es dem Kaiſer oder einigen Ständen des Reichs gebühren wolle, ſich von andern des chriſtlichen Umkreis Ständen zu ſondern. Zur Sicherheit

der Protestanten habe der Kaiser schon in die Proposition selbst mit einfliessen lassen, daß er entschlossen sey, in dem Fall, wo es seinen Fürgang nicht erreichte, oder die Vergleichung darinn nicht erfolgte, oder eine solche Reformation nicht gemacht würde, welche den Rechten oder der Vernunft gemäß, oder dermaßen gestellt sey, wie dieselbe die gemeine hohe Nothdurft erfoderte, daß er alsdann mit den Ständen des Reichs weiter handeln und rathschlagen wolle; man müsse demnach den Erfolg davon erst abwarten, ehe man dasselbe förmlich verwerfe; der Kaiser werde allen Fleiß anwenden, daß alles, was die Protestanten dagegen vorzubringen hätten, gebührlich erwogen und bedacht werde."

„In Ansehung des Rechtens würde man es von Seiten des Kaisers geschehen lassen, daß die Protestanten laut des jüngsten Speyerischen Abschieds taugliche Personen (nämlich auch ihrer Religion) zu Beysitzern an dem Kammergericht ernennten und präsentirten. Desselben Meynung sey auch nie gewesen und es sey noch nicht, daß wegen verlossener Sachen, die nach Ausweisung des Regenspurger und Speyerischen Abschiedes als suspendirt anzusehen, einige Erörterung geschehen soll, sondern allein daß die übrigen auch seither verlossenen und die künftigen nach Maaß des aufgerichteten Landfriedens, und der darauf gefolgten Friedstände und gemeiner beschriebenen Rechte entschieden werden sollten, damit jedem gebührend Recht und Gerechtigkeit mitgetheilt, und sich niemand zu beschweren habe.

„Sie als die Verständigen würden doch wohl ermessen, was dem Reich daran gelegen seyn wolle, daß die gemeinen geschriebenen Rechte nach Vernunft

und Billigkeit gehalten werden, auf daß die gewaltthätigen Handlungen ſammt andern Unbilligkeiten abgeſtellt werden mögen. Was ſonſt in jetzem Fall, da man von gemeinen Rechten abweichen ſollte, für Beſchwerung, Unordnung und Confuſion in der Deutſchen Nation erfolgen würden, deſſen habe man genugſame Anzeige aus vielerley Handlungen, die ſo gar erſt neuerlich nach dem letzten Speyeriſchen Abſchied ſich verloffen hätten, oder doch wären verſucht worden."

Ueber dieſe Puncte wurden den ganzen Monath April bis den 7 Mai geſtritten, ſo daß Ferdinand gezwungen ward die Sache bis auf des Kaiſers Ankunft, der ſich bereits auf den Weg gemacht hatte, zu verſchieben. Als derſelbe zu Worms angelangt, mußten ſeine Miniſters Granvelle und Naves mündlich ſuchen den Ausſchuß der Proteſtanten auf andere Gedanken zu bringen. Kaum iſt etwas von dem ganzen Reichstag merkwürdiger, als dieſe Unterredung. Naves, der ſie eröffnete, erſuchte ſie, einen Vorſchlag zu machen, wie die Puncte Friedens und Rechtens einzuleiten, „indem der Kaiſer alles thun werde, was möglich, und mit ſeiner Ehre beſtehen könne; er habe zu dieſem Ende mit dem Cardinal Farneſe, der in des Pabſtes Geſchäften ſich bey ihm aufhalte, allerley reden und handeln wollen, dieſer wäre aber darauf beſtanden, daß kein anderer Weg ſey, den Sachen zu helfen, als das Concilium, auf welches der Pabſt alle übrige Monarchen eingeladen habe. Derſelbe ſey auch erbiethig gegen die Türken das ſeinige mit beizutragen."

Allein der Ausſchuß blieb ein wie allemal auf den vorigen Erklärungen, warum man ſich von Seiten ihrer Herren mit dieſem Concilium nicht einlaſſen

könne,

könne, und eben daher auch der ihnen zugesagte Friede nicht an daſſelbe gebunden seyn dürfe. „Der Kaiſer könne das Concilium nicht hintertreiben,“ fuhren hierauf die kaiſerlichen Räthe fort, „indem er es ſelbſt dem ſo oft an den Tag gelegten Verlangen der Nation gemäß betrieben, auch hätten die übrigen Monarchen bereits ihre Einwilligung dazu gegeben; ſie würden wohl wiſſen, daß der Kaiſer ſowohl als Granvelle ſich bis daher ſo gegen die Proteſtanten betragen, daß ſie Verweiſe von andern Nationen darüber empfangen; Granvelle inſonderheit habe von dem Gegentheil hören müſſen, daß er den Lutheriſchen zu Gutem viel gefürdert hätte; des Pabſtes Sachen würden ſie keineswegs defendiren, die Proteſtanten könnten ja die Urſachen ihres Verdachtes auf dem Concilium ſelbſt ausführen, ſie ſollten nicht zweifeln, daß der Kaiſer weder ſich ſelbſt, noch andern Ständen nur ein Haar breit von ſeiner Authorität werde abbrechen laſſen; man habe den Pabſt das Concilium müſſen ausſchreiben laſſen, indem ſonſt die übrigen Nationen nicht erſchienen wären, wenn es der Kaiſer gethan hätte; da die Sachen einmal ſo ſtünden, müſſe man wenigſtens abwarten, was daſſelbe vornehmen werde; die Proteſtanten verlangeten immer unmögliche Dinge, die dem Kaiſer weder annehmlich noch verantwortlich wären.“

„Was ſie begehreten,“ antwortete hierauf der Ausſchuß, „wäre dem Kaiſer wohl möglich, indem ſie nichts anders verlangten, als daß ſie ſich keines Kriegs noch Ueberzugs zu befahren hätten; ſie wären auch nicht einmal darauf verfallen, wenn nicht manche von dem Gegentheil klar zu verſtehen gäben, daß die Friedſtände durch den Schluß des jetzigen Conciliums ſollten aufgehoben werden. Wenn

der

der Kaiſer auch dem Pabſt Einhalt thue; ſo könnten ſie doch kein Vertrauen auf das Concilium ſetzen, weil alle, die darauf kämen, dem Pabſt geſchworen. Sollen wir denn euch unſere Sachen befehlen? antwortete Granvelle. Aus beyden Theilen, verſetzte der Ausſchuß, ſollte man etliche gutherzige fromme Leute erwählen. Aber, ſagte hierauf Granvelle, eure Prädicanten ſind ja doch ſelbſt nicht eins; etliche davon ſind Wiedertäufer, etliche Sacramentirer, etliche Davidici. Sie wüßten dieſe Secten nicht in ihren Obrigkeiten, erwiederte der Ausſchuß; im Gegentheil wenn ihre Prädicanten nicht dermaßen gegen die Wiedertäufer geprediget, und denſelben ſo ernſtlich und chriſtlich gewehret, ſo wäre dieſe Secte noch beſchwerlicher allenthalben eingeriſſen."

Dieſe letztere Bemerkung führte auf den Artikel von wechſelweiſer Toleranz, indem ſich die Proteſtanten inſonderheit über die Edicte, die der Kaiſer in den Niederlanden gegen ſie hatte ergehen laſſen, beſchwerten; worauf Granvelle antwortete, „es wären auch die Katholiſchen unter der Oberkeit der Proteſtanten nicht ſicher, der Herzog von Würtemberg habe ſo gar des Pabſtes Neffen dem Cardinal Farneſe das Geleit verſaget, unter dem Vorwand, daß, wenn er ihn auch für ſeine Perſon vergeleiten wollte, er doch ſeiner Unterthanen nicht mächtig wäre; ſie ſtraften auch die Katholiſchen, die unter ihnen anſäſſig wären, die Augſpurger hätten kürzlich einem gewiſſen Baumgärtner dreyßig Gulden zur Strafe dictirt, weil er ein Kind nach der alten Ordnung taufen laſſen; der Kaiſer nehme wegen der Religion nichts gegen ſeine Unterthanen vor, ſondern blos deßwegen, weil ſie den Mandaten nicht parirten; wenn jemand wegen der Religion angefeindet werde, ſo weiſe er die Sache

an

an die Bischöfe; vor dem Schluß des Concilium wolle derselbe durchaus in seinen Landen nichts in Religionssachen geändert haben." Der Ausschuß entschuldigte sich hierauf, daß man ihrerseits wenigstens diejenigen, die einer andern Religion wären, nicht verbrennte. Worauf Granvelle sagte: „Majus et minus non faciunt diversas species, die Katholischen straften härter, die Protestanten leidentlicher, würde doch beyderseits gestrafet." Granvelle beschloß endlich die ganze Handlung damit, daß er dem Ausschuß die Versicherung gab, der Kaiser sey geneigt den Speyerischen Abschied zu confirmiren; sie sollten aber ihrerseits auf fernere Mittel denken, und sie ihm wieder anzeigen, wenn ihnen dieses nicht genug sey.

Da die Protestanten keine Antwort ertheilten, die näher zum Ziel führte, ward eine neue Unterredung von den kaiserlichen Ministern mit ihnen vorgenommen. Auch mußte der Pfalzgraf Friderich der alten Gewohnheit nach den Mittler machen; allein immer mit dem nämlichen Erfolg. Das einzige worinn beyde Theile sich vereinigten, war, daß ein neues Colloquium nach geendigtem Reichstag sollte gehalten werden. Zuletzt trat noch der Französische Gesandte Grignan auf, und ermahnte die Protestanten ebenfalls, daß sie das Concilium annehmen und billigen möchten; der Kaiser sowohl als sein Herr würden sich alle Mühe geben, damit es ordentlich dabey zugehen, aller Zank beygeleget, und die gewünschte Ruhe in der deutschen Nation wieder hergestellt werken möge. Man versprach sich von dieser einigen Maaßen unerwarteten Aeußerung um so mehr Wirkung, weil die Protestanten daraus schließen sollten, daß sie im Widersetzungsfall keinen Rückenhalt an dem König Franz zu gewarten. Allein sie beharrten um so

mehr

mehr auf ihrem Sinne, ſich mit dem Concilium gar nicht einzulaſſen, da des Geſandten geheime Anträge an die Proteſtanten ganz anders lauteten, und wenigſtens darinn übereinſtimmten, daß ſie wegen des Conciliums nichts Widriges von ihm zu beſorgen hätten.

Zweytes Kapitel.

Folgen davon. Lage des Kammergerichts. Schluß des Reichstages.

Auf allen vorigen Reichstagen war ein Concilium verlangt worden, und Karl hatte ſich lange Zeit die äuſſerſte Mühe gegeben, um die Wünſche der Nation zu befriedigen; ja er hatte es ſo zu ſagen erpreſſet; und nun, da er glaubte, ſein Ziel erreicht zu haben, ſah er ſich weiter davon entfernt als jemals. Wahr iſt es, die Proteſtanten hatten ihre Meinung darüber mehrmals und deutlich genug erklärt. Wer nur immer die Sache ohne Partheygeiſt und Vorurtheil überlegte, mußte es ſogleich wahrnehmen, daß kein größerer Abſtand kann erdacht werden, als jener zwiſchen denen Begriffen, die man beyderſeits damit verband. Gleichwie man aber eine auch noch ſo ſchwankende Hoffnung ungern fahren läßt, wenn das Gut, auf das man zählt, ſehr wichtig iſt: ſo mußte es für einen, der glaubte die Macht zu haben dem Wort allenfalls ſeine Bedeutung zu geben, eine gewaltige Verſuchung ſeyn, es lieber zu thun, als die damit verknüpften Ausſichten ſogleich fahren zu laſſen; und wenigſtens ſtillſchweigend zu geſtehen, er habe ſo lange

Zeit

Zeit nach einer Chimäre gehaſcht. So viel iſt auch ſicher, daß ſich Karl bey einem Concilium ganz etwas anders gedacht, als der Erfolg an jenem zu Trient gewährte. Seinen Geſinnungen nach hätte ſowohl die Reformation der Kirchenzucht, als die Behandlung der ſtreitigen Glaubenslehre, und ſelbſt die Art, wie man ſich gegen die Proteſtanten auf demſelben betragen, eine ganz verſchiedene Geſtalt haben ſollen, als jene war, die ſie auf dem Concilium bekommen, ſo daß man als ausgemacht annehmen darf, jeder bey dieſer Sache intereſſirte Theil habe ſich etwas anders vorgeſtellt, und verlangt, als der andere.

Wegen des Kammergerichts waren die Umſtände nicht weniger bedenklich; indem nichts anders voraus zu ſehen war, als daß es nächſtens ganz aus einander gehen werde, wie es auch wirklich geſchah. Nebſt dem, daß daſſelbe keinen Unterhalt mehr hatte, war ſeine Gerichtsbarkeit von den Schmalkaldiſchen Bundsverwandten förmlich gemißkannt, und ſelbſt die Beyſitzer, der ewigen Vorwürfe müde, hatten keine Luſt mehr, beyſammen zu bleiben. Man denke ſich unpartheyiſch in ihre Lage, und urtheile dann, wie es ihnen zu Muthe mag geweſen ſeyn. Ohne Gewalt Geſetze zu machen, oder umzuſchaffen, oder auch nur auszulegen, wollte ihnen zugemuthet werden, über alle bisherige Geſetze hinaus zu gehen, ſo bald es dem Beklagten einfiel, die Einwendung zu machen, daß die Verletzung an Gütern und Perſonen der Religion wegen geſchehen. Wenn ſelbſt der Kaiſer ſich wegen dieſer Sache in Verlegenheit befand, aus der er ſich nicht anders als durch zweydeutige Declarationen heraus zu winden vermochte: ſo mußte es gewiß noch mehr das Kammergericht ſeyn, welches, ſich ſelbſt überlaſſen, weder von dem Kaiſer noch

deut

dem Reich beſtimmte und deutliche Vorſchriften erhalten konnte.

Das Schlimmſte bey der Sache war, daß es nun ſchien, als wenn daſſelbe und mit ihm die kaiſerliche Gerichtsbarkeit nebſt dem ſo nahe damit verbundenen Anſehen des Kaiſers für beſtändig darnieder liegen müßte; indem gar keine Hoffnung ſich zeigte, daß die Katholiſchen in die Aufſtellung proteſtantiſcher Beyſitzer, und, was ihnen noch näher an dem Herzen lag, in die Verweigerung aller Rechtshilfe in Anſehung der geiſtlichen Güter willigen, die Proteſtanten hingegen ein pur katholiſches Kammergericht und deſſen Gerichtsbarkeit in Anſehung ſolcher Güter erkennen würden; wovon die unvermeidliche Folge war, daß Deutſchland in eine gänzliche Anarchie und größere Verwirrung, als ſelbſt jene des Fauſtrechts war, verfallen mußte. Der blödſinnige Regent würde einen ſolchen Vorwurf nicht gleichgültig ertragen haben, daß er in ſeinem Reiche alle noch übrige Mittel Ordnung zu erhalten, alle Bande innerlicher Eintracht, und ſelbſt, was ihm noch von ſeinem Anſehen übrig war, habe verlohren gehen laſſen.

Karl, der es mehr empfand als jeder andere, ſuchte nun wenigſtens, da er ſeine Hoffnung auf allen Seiten vereitelt ſah, die Türken zur Ruhe zu vermögen; zu welchem Ende er den Gerard Veltwich von Worms aus nach Conſtantinopel abfertigte.

Dem päbſtlichen Neffen und Legaten dem Cardinal Farneſe, der bey ihm Concilium und Krieg negocirte, ſagte er letzteren nicht ganz zu, ſchlug ihn aber auch nicht ganz aus. Granvelle mußte ihm unter andern zu verſtehen geben, allerdings habe der Kaiſer

von

von jeher ein Concilium gewünſchet, nun aber wäre es dahin gekommen, daß weder ſein noch des Pabſtes Name einiges Gewicht mehr in Deutſchland hätte; ja es wäre zu beſorgen, daß die Proteſtanten die Eröffnung des Conciliums als eine Loſung zum Kriege anſehen, und ſogleich zu den Waffen greifen dürften, nicht allein um auf jeden Fall gerüſtet zu ſeyn, ſondern vielmehr ihrerſeits die Katholiſchen zu unterdrücken, und allenfalls ſelbſt das von ihnen ſo ſehr gehaßte Italien, welches ſie in keiner Verfaſſung zu ſeyn glaubten, anzugreifen. Vor allem müſſe er wiſſen, was ihnen denn der Pabſt für Kräfte entgegen zu ſetzen habe; von den Katholiſchen in Deutſchland dürfte man ſich nichts verſprechen, als denen bereits aller Muth entfallen; der Kaiſer, der ſich durch die vorigen Kriege äußerſt erſchöpft, könne nichts darbiethen, als ſeine Perſon; wenn der Pabſt Krieg verlange, müſſe er auch deſſen Laſt allein tragen.“

Letzteres zielte ohne Zweifel dahin ab, um, wenn es doch zum Ernſt kommen ſollte, von dem Pabſte ſo viel Beyſtand, als möglich, zu erhalten; welchen auch der Cardinal freygebig genug zuſagte. Karl ließ ſich jedoch zur Zeit noch in keine förmlichen Verbindungen mit dem Pabſte ein; ihm war es indeſſen genug, daß die Proteſtanten glauben ſollten, es fehlete ihm nicht an Mitteln, ſie zu zwingen, wenn er wollte; welchem ſie jedoch durch mehrere Nachgiebigkeit und Achtung gegen ihn zuvor kommen könnten. Er war daher auch nicht unzufrieden, daß in Anſehung der päbſtlichen Anträge eben nicht das größte Stillſchweigen beobachtet ward.

Da das Concilium in dieſen Umſtänden ohnehin von weniger Bedeutung und Frucht war, ja Karl noch

dazu fürchtete, das Feuer dürfte ausbrechen, ehe er ſeinerſeits ſich in Bereitſchaft geſetzet: ſo ertheilte er ſeinen Geſandten zu Trient geheime Befehle, deſſen Eröfnung noch eine Zeitlang verſchieben zu machen; eine für die dort befindlichen Biſchöfe unbegreifliche Sache, bis ihnen der Pabſt einige Nachricht von dem Geheimniß ertheilet.

Karl hatte übrigens geglaubt, daß, wenn er ſelbſt nach Worms käme, ſich auch mehrere Fürſten daſelbſt in Perſon einfinden würden, beſonders da er unter andern den Churfürſten von Sachſen in einem eigenen Schreiben ſehr dringend darum erſuchet. Da er ſie aber deſſen ungeachtet vergebens erwartete, machte er dadurch dem Reichstag ein Ende, daß er den anweſenden Geſandten erklärte: „weil der Stände ſo wenig in eigener Perſon erſchienen, daß Sachen von ſolcher Wichtigkeit, wie die dermaligen der Chriſtenheit und des Deutſchen Reichs ſeyen, nicht können erledigt werden, ſo habe er den Reichstag auf nächſten heiligen drey König Tag nach Regenſpurg verlegt. Es ſollten demnach Churfürſten und Fürſten in Anſehung der unvermeidlichen Obliegen und Beſchwerden des Reichs ſelbſt in eigener Perſon dort erſcheinen; diejenigen aber, die ihrer kündlichen Leibesſchwachheit und Unvermögens halber nicht erſcheinen könnten, ſollten ihre Bothſchafter mit vollkommener Gewalt, ohn hinter ſich bringen, dahin ſchicken; er ſelbſt wolle ebenfalls in eigener Perſon ſich einfinden. Da auf dem jezigen Reichstag wegen der Vergleichung in Religionsſachen nichts zu Stande zu bringen geweſen, habe er vor gut angeſehen, abermal ein chriſtlich Geſpräch und Colloquium von etlichen frommen, gottesfürchtigen und gelehrten, guter Gewiſſen, ſcheidlichen, ehr- und friedliebenden Perſonen in gerin-

1. Jahr 1545. 4. Aug.

1. Jahr 1546.

ger

ger Anzahl zu halten, und obberührten Reichstag vorher gehen zu laſſen; ſeinerſeits wolle er einen oder mehrere Präſidenten, und dann vier Colloquenten und vier Auditoren der alt hergebrachten Religion verordnen, welches auch die Proteſtanten ihrerſeits thun ſollen. Uebrigens ſolle der Landfriede, auch alle andere Friedſtände und Abſchied, wie die Stände ſolche allenthalben angenommen, oder er von Obrigkeit wegen bis daher geſetzt, auf das neue beſtätiget ſeyn; und weil das Kammergericht auf dieſen Reichstag gegen ſein Vermuthen nicht wieder aufgericht und beſetzt worden, ſo wolle er bis auf den nächſten Reichstag den Kammerrichter und die Beyſitzer, die er ihm zugeordnet habe und werde, in ihrem Befehl und Adminiſtration continuiren." Karl gieng hierauf nach den Niederlanden, um ſich von da aus zur beſtimmten Zeit nach Regenſpurg begeben zu können.

Drittes Kapitel.

Uebergang des Churfürſten Hermann von Cöln zu den Proteſtanten. Gefangennehmung des Herzogs Heinrich von Braunſchweig.

Nebſt dem, daß auf ſolche Art die allgemeinen Reichsangelegenheiten ſtets verwickelter wurden, und niemand ſich zu hoffen getraute, daß der nächſte Reichstag ihnen beſſer abhelfen werde, als der nur erſt geendigte, machten noch einige Fälle die größeſte Aufmerkſamkeit rege, deren keiner ohne wichtige Folgen ſeyn konnte; der Cölniſche nämlich und Braunſchweigiſche. Erzbiſchof Hermann von Cöln,

ein gebohrner Graf von Wied, hatte ſeit 1541 proteſtantiſche Lehrer in ſeinem Erzbisthume einzuführen, und auch hier und da die alten Kirchengebräuche abzuſchaffen geſucht. Zu ſeinem Vorhaben bediente er ſich des Melanchthon und Bucer, der beſcheidenſten unter den proteſtantiſchen Theologen; die Sache fand aber dennoch weit mehr Schwierigkeiten, als er mag geglaubt haben. Der größere Theil der Cölniſchen Geiſtlichkeit, hauptſächlich aber die dortige Univerſität, widerſetzte ſich ihm aus allen Kräften. Bereits in der Reichliniſchen Sache waren mehrere ihrer Lehrer auf eine ganz beſondere Weiſe mit verflochten geweſen; wofür man ſie aber auch am meiſten lächerlich und gehäſſig gemacht. So bald Luther ſich zu regen angefangen, war ſie von den erſten, die ſeine Lehrſätze verdammte, und darüber von Luthern ſeinem Brauche nach behandelt wurde, eben daher aber auch um ſo veſter auf ihr altes Syſtem hielt.

Beyde ſuchten nun bey dem Kaiſer Hilfe und Unterſtützung; bey welchem noch beſondere, dieſem Falle eigene Staatsbetrachtungen mit in den Anſchlag kommen mußten. Da Hermann ſein Erzbisthum beybehielt, und auch der neue Churfürſt Friderich von der Pfalz um dieſe Zeit öffentlich auf die Seite der Proteſtanten trat: hatten ſie mit der Sächſiſchen und Brandenburgiſchen vier Stimmen, mithin das Uebergewicht in dem churfürſtlichen Collegium; gewiß eine für Karln ſowohl als die Katholiſchen überhaupt bedenkliche Sache. Ihm machte auch die Lage des Erzſtifts und der Stadt Cöln Nachdenken, mit welcher ſeine niederländiſchen Provinzen in ſtarkem Verkehr ſtanden, von denen noch dazu manche in geiſtlichen Dingen der Gerichtsbarkeit des Erzbiſchofs unterworfen waren. Man fürchtete endlich auch, das Beyſpiel

eines

eines ſo angeſehenen Prälaten möchte Einfluß auf die übrigen geiſtlichen Fürſten haben, beſonders wenn ſie bey Veränderung der Religion ihre Einkünfte und Länder beybehalten dürften.

Da Karl vor und auf dem letzten Reichstag in dieſer Sache mehr angegangen ward, als jemals, nahm er endlich am Ende des Juny 1545. durch ein beſonderes Mandat die Geiſtlichkeit in Schutz, und befahl bey Strafe der Acht, daß niemand ſie in ihrer Religion, Beſitzung ihrer Güter, Zöllen und Gerechtigkeiten verhindern ſolle. In einem andern citirte er den Erzbiſchof, daß er innerhalb 30 Tagen vor ihm erſcheinen, oder einen Gewalthaber zu ihm ſchicken, und auf geſchehene Anklage ſich verantworten ſollte; mittlerweile ſollte er keine Neuerung anfangen, und, wenn er eine angefangen, alles wieder in den alten Stand ſetzen. Auch Pabſt Paulus III. befahl dem Erzbiſchofe innerhalb 60 Tagen zu Rom zu erſcheinen, und ſich dort über die gegen ihn vorgebrachten Klagen zu verantworten. Hermann, weit davon ſich von ſeinem Vorhaben ſo gleich abwendig machen zu laſſen, gab ſich dagegen alle Mühe, in den Schmalkaldiſchen Bund aufgenommen zu werden, als welcher, nach dem bisherigen zu urtheilen, ihn hinlänglich gegen Kaiſer und Pabſt zu decken im Stande wäre. Allein, ſo wenig man ſonſt jemanden die Aufnahme erſchwerte, welche vielmehr jederzeit als ein Gewinn angeſehen ward, ſo neu und bedenklich war doch der Fall, beſonders wegen der Schritte, die der Kaiſer bereits gethan hatte, ſo daß die Bundsverwandten ſich nichts anders zu unternehmen getrauten, als daß ſie den Entſchluß faßten, durch eine beſondere Geſandſchaft ihr Fürwort bey dem Kaiſer für ihn einzulegen.

Hierzu kamen noch die Bewegungen, die Herzog Heinrich von Braunſchweig im Niederſächſiſchen Kreiſe machte, um ſein verlohrnes Herzogthum wieder zu erlangen. Auf dem letzten Reichstage zu Worms hatten ſich endlich die Bundsverwandten dazu verſtanden, dem Kaiſer ſelbiges einſtweilen zu übergeben, bis der Herzog ſeine Sache durch den Weg Rechtens werde ausgemacht haben; womit aber dieſer wenig zufrieden war, ob er ſchon eben keinen übeln Spruch zu gewarten hatte. Des Kaiſers bedachtſame und nach Grundſätzen einer weit ausſehenden Politik abgemeſſene Verzögerung war für ſein feuriges Temperament die unangenehmſte Sache, ſo daß er ſich öffentlich verlauten ließ, mit des Kaiſers Namen drohen ſey eben ſo viel, als mit einem todten Falken beitzen. Kurz, Heinrichen, der es ſchon ſo lange im Kopfe gehabt als Anführer der Katholiſchen aufzutreten, und ſich dadurch wenigſtens eben ſo viel Vortheil und Anſehen zu erwerben, als es dem Churfürſten von Sachſen und dem Landgrafen als Häuptern der Proteſtanten gelungen, war es unausſtehlich, daß er nun ſogar ſein väterliches Erb mit dem Rücken anſehen ſollte. Er ließ ſich daher von dem Könige von Frankreich etwas Geld unter dem Vorwande geben, ihm Truppen zu ſeinem noch nicht geendigten Krieg gegen die Engländer zu werben; gieng aber, nachdem er 1500 Reiter und 8000 Mann zu Fuß zuſammen gebracht hatte, in ſein eigenes Land, um es wieder einzunehmen. Allein, er hatte bald Urſache es zu bereuen, indem der ungleich ſtärkere Schmalkaldiſche Bund unter der Anführung des Churfürſten von Sachſen und des Landgrafen ihm über den Hals kam, und ihn nöthigte, ſich nebſt ſeinem älteſten Prinzen Karl Victor zum Gefangenen zu ergeben. Nicht zufrieden damit, verlangten noch der Churfürſt und der Landgraf von dem Kaiſer, ihn in

die

die Acht zu erklären. Allein, dieſer ließ dem Landgrafen ſagen, „ob er gleich wünſche, daß Heinrich die Sequeſtration angenommen, ſo halte er dennoch, da einmal die Sache ſo weit gediehen, es nicht für nöthig ihn mit dem Landfriedensbruch zu belegen; er habe indeſſen das Zutrauen zu dem Landgrafen, daß er ſich dieſes Sieges mit Mäßigung bedienen werde, und ermahne ihn zugleich den Gefangenen auf eine unter Fürſten hergebrachte Art zu begegnen, auch keine unanſtändigen Bedingungen ihnen vorzulegen, ſondern die Sache einer freundſchaftlichen oder rechtlichen Unterſuchung zu überlaſſen.“

Herzog Heinrich war allerdings ein Herr, der lieber Krieg als Frieden wünſchte; indeſſen ſah man ihn doch im Grunde als ein Opfer ſeines Eifers für die katholiſche Partey an. Zugleich war der ganze Hergang mit ihm ein neuer Beweis deſſen, was der Schmalkaldiſche Bund zu thun im Stande ſey, und was er auch wahrſcheinlicher Weiſe zuletzt gegen diejenigen, die ihm mißfielen, thun werde. Man hatte ehemals gegen den Schwäbiſchen Bund geklagt, der in kurzer Zeit den mächtigſten Reichsfürſten über den Kopf gewachſen; von dem Schmalkaldiſchen war faſt kein Zweifel übrig, daß er bey ſeinem täglichen Anwachs nicht zuletzt dem ganzen Reich und dem Kaiſer Geſetze entweder vorſchreiben, oder doch die Macht haben werde es zu thun. Nebſt dem war es zu den damaligen Zeiten noch lange nicht ausgemacht, ob die Fürſten und Stände befugt ſeyen oder nicht, ohne Gutheiſſen des Kaiſers Bündniſſe unter ſich zu ſchließen. Bereits in den vorigen Bänden haben wir hiervon die Proben geſehen; daß aber die Deutſchen Rechtsgelehrten, die Karl an ſeinem Hofe hatte, dafür gehalten, ſolche Bündniſſe ſeyen unerlaubt, davon haben

wir eine überzeugende Probe an dem im fünften Band angeführten Schreiben Karls an den Jörg Truchſes.

Karl für ſeine Perſon ſah dieſem Vorgange zwar mit ungemeiner Mäßigung zu. Allein dergleichen fauſtrechtmäßige Auftritte, die ſelbſt unter ſeinen Augen ſich eräugneten, wie auch dasjenige, was Karl bereits in der Cölner Sache angefangen, und ohne gänzlichen Verluſt ſeines Anſehens nicht unvollendet laſſen konnte, nebſt dem danieder liegenden Kammergericht, und überhaupt die bereits herrſchende Geringſchätzung kaiſerlicher Befehle, ja ſelbſt die durch das Wegbleiben der Fürſten von den Reichstägen an den Tag gelegte Verachtung ſeiner Perſon, wie es Karl wenigſtens ſich erklärte, waren Dinge, die jeden auf den Gedanken führten, daß die Sachen unmöglich in der jetzigen Lage bleiben könnten, ſondern daß auf einer oder der andern Seite ſich eine wichtige Revolution ergeben müſſe. Selbſt Auswärtige waren der Meinung, Karl könne und werde nicht länger mehr zuſehen. Unter andern warnte König Heinrich von England die an ihn geſchickten proteſtantiſchen Geſandten, *ihre Herren möchten auf ihrer Hut ſeyn*, indem Karl mit ihrer Unterdrückung umgienge. Das nämliche erſcholl auch in Deutſchland von einem Ende zu dem andern. Ja man wollte ſogar wiſſen, wie der ganze Plan dazu angelegt ſey; das Erzſtift Cöln werde man von den Niederlanden aus, Sachſen aus Böhmen, Oberdeutſchland aus Italien überfallen, zu welchem Ende Karl bereits Oberſte und Hauptleute in allen dieſen Gegenden angenommen.

Auf der andern Seite gabs aber auch wieder Leute, die Karln, weiß nicht was, von den gefährlichen Abſichten der Schmalkaldiſchen Bundsverwandten

ten beybrachten, „er möge bey ſich überdenken, wie ſehr bereits ſein Anſehen geſunken ſey, und daraus den Schluß machen, wie es in der Folge noch durch den ſtets wachſenden Uebermuth der Bundsverwandten herab kommen werde; wenn er daſſelbe nicht gänzlich überleben wolle, müſſe er entſcheidende Schritte wagen; in ſeiner Abweſenheit betrage man ſich bereits, als wenn gar kein Kaiſer wäre, was erſt nach ſeiner Rückkehr in Spanien geſchehen werde; wohin die vielen Zuſammenkünfte der Bundsverwandten, und beſonders die nur erſt in Frankfurt gehaltene, deren Reſultate immer das gröſte Geheimniß blieben, anders abzielen könnten, als die Katholiſchen vollends aufzureiben, ſein eigenes Haus zu ſtürzen, das bisherige Reichs-Syſtem umzukehren, und, unter dem Deckmantel der Religion, des Landgrafen Stolz und Ehrgeiz zu befriedigen." Einem auf ſeine Ehre und Anſehen äußerſt eiferſüchtigen Herrn konnten dergleichen Gerüchte und Anbringen unmöglich gleichgiltig ſeyn. Hierinn liegt auch eigentlich der Grund, warum Karl in der Folge ſo ſtark auf die Auslieferung der Bunds-Acten gedrungen, weil er dadurch hinter dieſe Geheimniſſe zu kommen glaubte.

Viertes Kapitel.

Colloquium zu Regenſpurg.

Das auf ſolche Art zwiſchen beyden Theilen ungemein vergrößerte, und faſt an offenbare Feindſeligkeit gränzende Mißtrauen veranlaßte zwiſchen dem Landgrafen und den kaiſerlichen Miniſtern einen Briefwechſel,

wechſel, der aber in der Sache weder etwas aufklärte, noch beylegte. Letztere gaben vielmehr die Verſicherung, daß der Kaiſer Einigkeit, Frieden und Ruhe wünſchte. Und in der That ſieht man aus allem, daß er eher das äußerſte, beſonders aber den Erfolg des nach Regenſpurg ausgeſchriebenen Colloquiums und Reichstags abwarten wollte, als er Gewalt zu brauchen gedachte, ob es gleich bereits ſo weit gekommen, daß ſich kaum jemand etwas Gutes von beyden, beſonders aber dem erſten zu hoffen getraute. Die vorigen Colloquien hatten zur Zeit, wo noch mehr Einigkeit unter den Ständen anzutreffen war, wenig gefruchtet; was konnte man ſich erſt in den jezigen Umſtänden verſprechen? Selbſt die Proteſtanten, die zum erſten dieſen Weg vorgeſchlagen, und bey andern Gelegenheiten darauf gedrungen, zeigten ſich dießmal ungemein kaltſinnig. Was ſie thaten, geſchah zum Schein, oder, wie ſie ſich nur erſt in ihrem zu Frankfurt errichteten Bundsabſchiede ausdrückten, „zu Vermeidung Unglimpfs und des Vorwurfs, als wenn ſie einige Handlung nicht leiden möchten.“

Von Seiten der Katholiſchen war vollends alles darüber unwillig. Karl wendete ſich unter andern an den neuen Erzbiſchof Sebaſtian von Mainz, der anſtatt des Albrecht von Brandenburg († 1545. 24. Febr.) gewählet worden, und an den von Salzburg, daß ſie ihre Theologen nach Regenſpurg ſchicken möchten, um dem Colloquium beyzuwohnen. Erſter antwortete, „Karl würde wohl wiſſen, daß die Katholiſchen Stände bloß eingewilliget, ſich dem Colloquium nicht zu widerſetzen, und daß ſie aus wichtigen Gründen beſchloſſen, keine Colloquenten zu ernennen; man werde daher auch leicht einſehen, wie viel er ſich und ſeiner Kirche ſchaden könne, wenn er ſich von den

übri-

übrigen Katholiſchen ſöndere. Seinen Weihbiſchof, der dermalen ſich zu Trient auf dem Concilium befinde, habe er ſelbſt nöthig und bereits abgerufen, um die biſchöflichen Functionen ſtatt ſeiner zu Hauſe zu verrichten, ſonſt kenne er keinen einzigen Theologen in ſeinem ganzen Erzſtift, der zu einem ſo wichtigen Geſchäfte tauglich ſey; wenn aber dem Kaiſer einer bekannt ſey, habe er nichts dagegen, wenn er ihn dahin vermögen könne, ſich dieſem Werke zu unterziehen."

Der von Salzburg, Prinz Ernſt von Baiern, antwortete in noch härteren Ausdrücken. „Er habe, ſagt er, bey allen Religionshandlungen den Grundſatz, nichts ohne Willen des Pabſtes oder ſeiner Legaten und Nuntien zu thun, und eben daher habe er auch den letzten Wormſer Abſchied nicht angenommen. Was das jezige Colloquium inſonderheit betreffe, habe er ſich mit den fürnehmſten Biſchöfen ſeiner Provinz berathſchlagt, und dahin verglichen, daß ſie ſich deſſelben nicht ſollen annehmen, fürnehmlich aus der Urſach, daß ſie aus dem Reichsabſchied nicht verſtehen mögen, daß von Seiten des Pabſtes jemand zugegen ſeyn werde, und, wenn ſie ſich demnach in Handlung einließen, ſie es gegen den Pabſt nicht wüßten zu verantworten. Zu dem allen ſey ihm Schreiben von Trient gekommen, daß das Concilium bald ſollte eröffnet werden, welches zu beſuchen er nicht umgehen möge; und die Perſonen, die dazu tauglich und geſchickt, (deren doch, wie allenthalben in Deutſcher Nation jezt an Theologen Mangel ſey, wenige zu finden,) müſſe er daſelbſt hin brauchen."

So

So gar von Seiten der Colloquenten fanden ſich eine Menge Schwierigkeiten ein, ſo daß man mit gröſter Mühe Leute auftreiben konnte, die das Geſchäft auf ſich nehmen wollten. Karl hatte ein beſonders Vertrauen auf den berühmten Julius Pflug, erwählten Biſchof von Naumburg, der bereits dem vorigen Regenſpurgiſchen Religionsgeſpräche beygewohnt hatte. Allein, auch dieſer machte anfangs die dringendſten Vorſtellungen, ihn wegen Schwäche ſeiner Geſundheit dieſer Mühe zu überheben. Die wahre Urſache aber giebt er in einem Schreiben an den kaiſerlichen Secretär Obernburger, welches er jedoch bat geheim zu halten, folgender Maaßen an: „Ich muß geſtehen, was ich von der Sache urtheile, nämlich daß die Katholiſchen äußerſt übel daran ſind. Sie mögen einen Vergleich eingehen oder nicht, ſo werden ſie ſich gleicher Gefahr ausſetzen. Wenn ſie ihn eingehen, ſo wird ſolches nach der gegenwärtigen Lage kaum anders, als auf unbillige, der katholiſchen Religion widrige Bedingungen geſchehen; werden ſie ihn nicht eingehen, ſo iſt Gefahr, daß es zu den Waffen komme; denn daß etwas dergleichen bevorſtehe, iſt eben nicht undeutlich zu errathen. Da nun eines von beyden unvermeidlich ſcheint, wünſchte ich äußerſt, nicht mit unter der Zahl der Colloquenten begriffen zu ſeyn; indem, wenn ich auch der Kirche und dem Vaterland nicht nützlich ſeyn kann, ich ihnen doch auch nicht ſchaden will.“ Hätten doch alle Deutſche Theologen von beyden Theilen ſo patriotiſch gedacht, als Pflug, der noch dazu ein Bisthum bey dem Krieg zu gewinnen hatte, indem ihm der Churfürſt von Sachſen das von Naumburg, zu welchem er gewählt war, der Religion wegen vorenthielt.

Moritz, Biſchof von Eichſtädt, der nebſt dem Grafen Friedrich von Fürſtenberg das Präſidium führen ſollte, wollte ebenfalls nicht daran, ſo daß es wahrhaft eine Beſtändigkeit, wie jene Karls war, foderte, um nicht aus Unwillen das Colloquium, und was immer damit verbunden, für allezeit aufzugeben. Da man endlich Colloquenten und Präſidenten zuſammengebracht, gab es gleich neue Hinderniſſe und Diſputen; indem die Proteſtanten verlangten, daß ſie den zweyen von den Präſidenten ernannten Notarien noch zwey andere aus ihrem Mittel beygeſellen dürften, welche die Acten des Colloquiums aufzeichneten; auch ſollte alles, was in dem Colloquium hin und wieder diſputirt würde, genau und ohne einige Weglaſſung aufgeſchrieben werden; da hingegen die Präſidenten behaupteten, daß das erſtere überflüßig ſey, indem die zwey bereits aufgeſtellten Notarien ohnehin beeidigt, und beyden Theilen verpflichtet ſeyen, das zweyte aber würde die Sache in die Länge verziehen machen; ihre Meynung ſey demnach, daß, wenn ſich die Colloquenten über einen Artikel verglichen, alsdann derſelbe mit ſeinen Fundamenten den Notarien entweder in die Feder dictirt, oder geſchrieben überliefert werde. Bey den Artikeln aber, wo ſie ſich nicht vergleichen könnten, ſollte jeder Theil ſeine Meinung mit den vornehmſten Gründen ordentlich mit Vermeidung aller Weitſchweifigkeit entweder ſchriftlich übergeben, oder ebenfalls dictiren.

Noch ein Diſput entſtand, da die Präſidenten verlangten, die Acten und überhaupt alles, was auf dem Colloquium vorging, müſſe bis auf den Reichstag, wo die Relation an den Kaiſer und die Fürſten über den ganzen Verlauf der Sache gemacht würde, geheim gehalten werden; die Proteſtanten hingegen,

daß

daß ihnen erlaubt ſeyn müſſe, wenigſtens ihren Fürſten und Herren von allem, was vorgieng, Nachricht zu ertheilen. Da die Proteſtanten nicht nachgaben, und Gefahr war, das ganze Colloquium möchte ſich fruchtlos zerſchlagen, geſtatteten endlich die Präſidenten, (jedoch nur, bis nähere Verhaltungsbefehle darüber von dem Kaiſer einliefen,) daß nur ein Notarius ihrerſeits mit einem Aßiſtenten oder Gehilfen, und auch einer mit einem Aßiſtenten von den Proteſtanten aufgeſtellt würde. Die Schriften dieſer Notarien ſollten alle Tage nach geendigtem Geſpräche öffentlich verleſen, mit einander verglichen, und alsdann unter drey Schlöſſern verwahret werden, ſo daß die Präſidenten einen Schlüſſel, den andern die katholiſchen Colloquenten, den dritten die proteſtantiſchen hätten. Wenn ein Theil etwas nachzuſehen habe, ſoll es in Gegenwart des andern geſchehen, aber nichts von den Acten abgeſchrieben, und überhaupt alles, was auf dem Colloquium vorkäme, geheim gehalten werden. Welches ſich auch die Proteſtanten gefallen lieſſen, jedoch nur, wenn es ihre Fürſten genehm hielten, und wenn ſie dieſen von ſolchen Sachen, die ſie der Mühe werth hielten, Bericht erſtatten dürften.

Hierauf nahm endlich das Colloquium den 5. Febr. ſeinen Anfang, welches Peter Malvenda, ein Pariſer Theolog, ein Spanier von Geburt, durch eine Rede über die Rechtfertigung eröffnete; da hingegen der proteſtantiſche Theolog Bucer am folgenden Tage zu beweiſen ſuchte, daß dieſer Artikel bereits vor 5 Jahren auf dem Colloquium zu Regenſpurg verglichen worden. Viele Leute konnten freylich damals bereits, ſo wie auch heut zu Tage, nicht begreifen, worinn der große Unterſchied zwiſchen der Lehre der Katholiſchen und Proteſtanten in dieſem Stücke, von welchem, nach

1. Jahr 1546.

Aus-

Ausſage der letztern ſelbſt, das meiſte übrige abhieng, beſtehen ſollte. Deſſen ungeachtet ward aufs neue über denſelben diſputirt, bis endlich den 15. Febr. ein Schreiben von dem Kaiſer einlief, vermöge deſſen er den Julius Pflug den übrigen Präſidenten zugeſellte, auch verordnete, daß über die zu Worms vorgeſchriebene Zahl kein Theolog oder ſonſt jemand dem Colloquium beywohnen, die Auswahl der Notarien bloß von den Präſidenten abhangen, und jeder ſchwören ſolle, daß er niemanden etwas eröffnen wolle, ehe die Acten dem Kaiſer und Reich vorgelegt worden; indem die Erfahrung der vorigen Zeiten gezeiget, daß keine geringen Schwierigkeiten daraus entſtanden ſeyen, weil alles ſo gleich bekannt gemacht worden. Endlich, daß man nicht alles, was auf dem Colloquium geredet würde, ſchriftlich verzeichnen ſolle, weil ſolches zu lange und beſchwerlich, auch ganz unnüz ſeyn würde, ſondern nur die Artikel, ſo wie man ſich darüber verglichen, oder die ſtreitigen mit beyderſeits Gründen, wie ſie die Colloquenten an die Hand geben würden. Den erſten Punkt wegen des dritten Präſidenten nahmen zwar die Proteſtanten willig an; die übrigen aber, hauptſächlich der von den Notarien, dem Stillſchweigen und demjenigen, ſo aufgezeichnet werden ſollte, war ihnen durchaus mißfällig. Sie übergaben daher nicht allein eine weitläufige Vorſtellung dagegen, ſondern berichteten auch die Sache an ihre Fürſten; und weil ſie wohl vorſahen, daß dieſe ſie eben ſo wenig genehm halten würden, verlangten ſie zugleich von denſelben ihre Zurückberufung, welche ſie auch erhielten, und ungeachtet aller Gegenvorſtellungen der Präſidenten ſo gleich in das Werk ſetzten.

Fünftes Kapitel.

Karls Unterredung mit dem Landgrafen. Weigerung des letztern, persönlich auf dem Reichstag zu Regenspurg zu erscheinen.

Als dieses zu Regenspurg vorgieng, war eben Karl auf der Reise dahin begriffen. Mit Erstaunen vernahm er, daß nicht einmal diese Classe von Leuten so viel Achtung für ihn hatte, seine Ankunft dort abzuwarten. Zu Speyer kam der Landgraf, der Churfürst Friederich von der Pfalz, und Wilhelm von Maßbach, des Herzogs Ulrich von Würtemberg Gesandter, zu ihm. Erster war von den kaiserlichen Ministern Granvelle und Naves zu einer persönlichen Unterredung mit dem Kaiser eingeladen worden; welches er sich zwar gefallen ließ, jedoch so, daß ihm erst zwey von dem Kaiser unterschriebene Geleitsbriefe mußten eingehändiget werden, wovon er einen für sich behielt, den andern aber dem Churfürsten von Sachsen zur Verwahrung zuschickte. Weil man wußte, daß der Landgraf, so zu sagen, die Seele seiner Partey war, so richtete ganz Deutschland seine Aufmerksamkeit auf diese Zusammenkunft, und prophezeyte sich daher entweder Krieg oder Frieden, je nachdem sie ablaufen würde.

Der Landgraf ließ durch seinen Kanzler den Vortrag dahin machen, „es können seinen Bundsverwandten aus Deutschland so wohl als andern Orten glaubwürdige Nachrichten zu, daß der Kaiser auf Anhalten des Pabstes ein ungnädiges Gemüth gegen

sie

ſie habe; es ſey auch den Ständen ſeiner Religion beygebracht worden, als hätte derſelbe in dem Vertrag mit dem König von Frankreich ausgemacht, daß ihm dieſer gegen die Proteſtanten Beyſtand leiſten ſolle; eben daher ſuche er auch einen fünfjährigen Anſtand mit den Türken, auf daß er ihre Religion deſto beſſer dämpfen möge; zu dieſem Ende ſolle auch von dem Papſt ein ſolches parteyiſches Concilium (wie das zu Trient) vorgenommen ſeyn, um eilend zu ſchließen, ſo dann aber das brachium ſaeculare anzurufen, und mit der Execution fortzufahren. Die Proteſtanten hätten ſich auch darüber etwas entſetzt, daß ein ſolcher Proceß und geſchwinde Mandat gegen den Biſchof von Köln auf ungenugſamen des Gegentheil Bericht ausgegangen."

„Doch hätten ſie ſich zu dem Kaiſer eines beſſern verſehen, ſonderlich aus der Urſache, weil ſie ihm eine treffentliche Hülf gegen Frankreich und auch nicht eine geringe gegen die Türken geleiſtet, und ſich zu Speyer des weitern erbothen; weil ſie nun mehr, als ihre Voraltern gegen andere Kaiſer, ſich gegen Karln erzeiget, ſo hätten ſie auch ein ſolches von ihm nicht erwarten wollen, ſonderlich auch daher, weil ſie wüßten, wie gnädig derſelbe mit ihnen in dem Regenſpurgiſchen Abſchied, und deſſelbigen Declaration, auch letztlich im vergangenen Abſchied zu Speyer gehandelt, auch was er ihnen Friedens und Rechts halber zugeſaget, verſchrieben und verſprochen."

„Sie hofften daher noch einmahl, der Kaiſer werde nicht aus dem Reich verrücken, als er die Vorſorge getroffen, daß ſolche Friedſtände Abſchied, Fried und Recht betreffend, ihnen würklich gehalten, und, wo möglich, die Sachen der Religion

durch eine National-Verſammlung in der Güte nach göttlichem Wort verglichen werden; und im Fall da ſolche Vergleichung nicht erfolgen möcht, daß doch des Friedens und Rechtens halber es, wie ſolches zu Speyer verabſchiedet worden, gehalten werde, und ſich der Religion halber kein Churfürſt, Fürſt noch Stand einiges Gewalts oder vermeinten Rechtes, entweder durch ein Concilium oder Reichstag zu verſehen habe, ſondern der Fried gewiß und beſtändig bleibe."

Der Kaiſer ließ hierauf alle Anweſende abtreten, ſeinen Vice-Kanzler Naves ausgenommen, damit er ſich mit dem Landgrafen und ſeinem Kanzler verträulich reden könnte. „Er nehme es zu Gnaden an," er hierauf antworten, „daß der Landgraf zu er erſchienen, erfreue ſich auch ſeiner Geſundes ſey wahr, daß ihm allerley angezeiget worden, daß die proteſtantiſchen Stände etwas fürhätten, er habe aber ſolchem keinen Glauben gegeben; was aber jezt der Landgraf wegen Frankreich, des Anſtandes mit den Türken und des Conciliums fürgebracht, wiſſe er wohl nach der Länge abzulehnen."

„Was Frankreich angehe, werde man keinen Schein fürlegen, daß es dem Kaiſer gegen die Proteſtanten helfen ſollt; es wäre allein ein Fried zwiſchen beyden geſchloſſen worden, und wäre bekannt, daß die Franzoſen oft mehr wüßten, als an dem Ding ſey. Wegen der Türken hätte er zwar um einen Anſtand gehandelt, aber der Deutſchen Nation zum Beſten, weil die Stände allweg auf den Reichstägen über ihrer Leute Armuth geklaget; er hätte alſo geglaubt, daß man während der Zeit des Anſtandes ſich um ſo beſſer vergleichen könnte, wie man ein

Hülf

Hülf gegen den Türken thun, und die Religion zu gutem Frieden und Vergleichung bringen könnte; es wäre aber des Anstands halben noch nichts endliches beschlossen, und Karl wolle sich erst zu Regenspurg mit seinem Bruder darüber unterreden. "

„Des Concilium halben hätten ihn die Stände etliche Jahr angelegen; deswegen habe er es, so viel an ihm gewesen, befördert; und was darinn gehandelt worden, habe er zum Besten der Nation gethan; daß ihm aber wolle aufgelegt werden, als habe er ein anders Gemüth dabey gehabt, darinn beschehe ihm ungütlich. Damit es auch der Landgraf und die Seinigen klärlich verstünden, habe er ihn nach Speyer gefordert, sey auch selbst, unangesehen seiner Leibesschwachheit, nach Speyer gezogen; und damit man sehe, daß er in keiner Rüstung sey, habe er niemand als sein Hausgesind bey sich, und weder Reiter noch Knecht bestellt, trage auch zu dem Landgrafen sein gnädiges Zutrauen, daß er zu Fried und Ruhe, so wie auch die Vergleichung wegen der Religion zu befördern geneigt sey; worüber er sein Bedenken zu vernehmen wünsche, und was etwa in diesem Punct von den Ständen der Augspurgischen Confession zu erhalten seyn möchte. Wenn es dem Landgrafen gelegen solches gleich zu eröffnen, so wäre es wohl und gut; wo nicht, so wolle er den Granvelle und andere Räthe verordnen, die sich verträulich mit ihm unterreden sollten. "

Dieses gab dem Landgrafen Gelegenheit in eigener Person das Wort zu nehmen. Nachdem er dem Kaiser für seine guten Gesinnungen gedanket, sagte er, „derselbe solle es gewiß dafür halten, daß von den Protestanten, besonders auf der letzten Zusammen-

kunft der Bundsverwandten zu Frankfurt nichts ſey gehandelt worden, das wider des Kaiſers Perſon oder ſeine Königreiche und Lande ſeyn möge, ſondern wie ſie bloß für ſich bey ihrer Religion bleiben, und ſich unbilligen Gewalts entheben möchten.“ Hierauf wiederholte er, was ihnen wegen des Kaiſers Verbindung mit Frankreich, ſeiner Abſichten bey dem Anſtand mit den Türken und wegen des Conciliums zu Ohren gekommen. „Daß er aber die Wege anzeigen ſoll, wie der Sache der Religion zu helfen, könne er nicht ohne die andern, es gehörten viele Churfürſten, Grafen und Städte dazu; auf beyden Seiten möchte er nicht viel Danks verdienen. Zu einem Concilium mache er ſich wenig Hoffnung wegen einer Vergleichung, aber zu einer National Verſammlung habe er beſſere; die übrigen Nationen und die Proteſtanten ſeyen zu weit von einander; bey den letztern ſey es nunmehr ſo weit gekommen, daß es nicht anderſt zu machen, es ſey daher auch nichts beſſers, als die Religion frey zu laſſen, ſo daß kein Stand den andern der Religion halben beſchwere.“

So viel den Erzbiſchof von Cöln angehe,*) ſey letzterer gewiß ein frommer Herr, ſehe auf Gott, und was er thue, finde er nicht anderſt in ſeinem Gewiſſen, meyne, er ſeys ſchuldig, weil ihm der Regenſpurger Abſchied auflege eine Reformation zu machen; er habe aber eine ganz gelinde gemacht, habe nirgends zu viel abgeſtellt, oder auch der geiſtlichen Güter wegen verändert; ſeine Reformation ſey dem göttli-

*) In dem Aufſatz, in welchem der Landgraf dieſe ganze Unterredung wortlich hat verzeichnen laſſen, iſt dasjenige, was der Kaiſer oder Naves von dem Erzbiſchof in ihrer Rede haben einflieſſen laſſen, übergangen.

göttlichen Wort gemäß, ja auch den älteſten Concilien; ſollte er nun deßwegen beſchweret werden, würde es bey andern, die viel mehr geändert, ein Aufſehen machen.“

Karl antwortete hierauf in eigener Perſon, „er laſſe die Dinge, beſonders was zu Frankfurt gehandelt worden, auf ſich beruhen, er habe dem nicht geglaubt, auch nicht Urſach dazu gegeben, und wäre auf dieſen des Landgrafen Bericht ſo viel mehr zufrieden. Belangend dasjenige, was er ſollt fürhaben, hätten die Proteſtanten gute Kundſchaft, fändens im Werk, würdens auch, wiewohl allerley Gerücht gehen möchte, alſo finden. Das Concilium habe er deswegen befördert, daß was Gutes daraus folgen ſollte, nämlich daß ſie (Pabſt und Biſchöfe) ſich ſelbſt reformiren ſollten; er ſey nicht der Meinung, da was da beſchloſſen, daß dieſe Stände (proteſtantiſche) übereilet, oder deswegen etwas gegen ſie ſollte angefangen werden.“

Das übrige mußte, weil, wie es ſcheint, Karl mit der Deutſchen Sprache nicht recht fortkommen konnte, der Vice-Kanzler Naves beantworten. „Aus gleicher Abſicht,“ fuhr dieſer fort, „habe er das Colloquium zu Regenſpurg befördert, und es wäre nur zu wünſchen geweſen, daß man es ſo zu Ende gebracht, wie es angefangen worden; wenn man es auch wieder auf einem ſolchen Weg anfieng, ſo wäre noch was Gutes deswegen zu hoffen. Von dem Erzbiſchof von Cöln habe er begehrt, mit ſeiner Reformation ſtill zu ſtehen; dieſer habe auch ſolches zugeſaget, aber er wäre darüber fortgefahren, und dringe die Leute dazu. Wenn auch zu Regenſpurg verabſchiedet wäre, man ſollte reformiren, ſo wäre es nicht in der Meinung geſchehen, daß man einen neuen Glauben ein-

führen ſollt. Der Erzbiſchof habe die Ordinari-Paſtores ab- und andere an ihre Stelle geſetzt, den Domherren ihre Güter zum Theil entzogen, ſo daß der Kaiſer von Amts wegen auf der Cleriſey vielfältiges Anhalten Mandata dagegen habe ergehen laſſen. Wenn nun der Erzbiſchof bis auf den Reichstag ſtillſtehen wolle, ſo werde ſich auch der Kaiſer gegen ihn wiſſen zu erzeigen.“

Der Landgraf ſprach hierauf neuerdings in eigener Perſon, und wiederholte, warum er ſich von dem Concilium oder einem Colloquium nicht viel verſpreche. In Anſehung des Erzbiſchofes ſetzte er hinzu, „es [illegible] daß er die Reformation aus göttlichem Ei[illegible] als ein Hirt, der ſeinen Schafen ſoll für[illegible] nach ſey ſeine Reformation den alten Conci[illegible] Lehrern, die zunächſt nach der Apoſtel Zei[illegible] ſen, gemäß; ja des Erzbiſchofs Gegentheil [illegible] ſt um eine Reformation angeſucht; dieweils [illegible] Werk ſollt kommen, ſo wollten ſie nicht fort.“

„Wie ſollt der gut Herr reformiren,“ fiel ihm der Kaiſer in die Rede, „er kann kein Latein, hat nit mehr ſein Lebtag dann drey Meß gethan (geleſen), der ich ſelbſt zwo gehört, und kann das Confiteor nicht. Ich weiß Ew. Majeſtät zu ſagen, antwortete der Landgraf, daß er fleißig lieſt in Deutſchen Büchern, und hat einen guten Verſtand in der Religion. Reformiren, erwiederte der Kaiſer, heißt nit einen neuen Glauben annehmen. Der Biſchof geſtehe es auch nicht, ſagte hierauf der Landgraf, daß er einen neuen Glauben angenommen, ſondern hab nach dem alten Glauben, der bey den alten wahren Lehrern, die Chriſti Zeit am nächſten geweſen, ſeine Reforma-

tion

n.“ Nachdem er hierauf noch eines zur Vertheidigung des Erzbischofes vorgebracht, erbeth er sich, mit dem Granvelle in weitere Unterhandlung der Religion halben, jedoch unverbindlich und unvorgreiflich, sich einzulassen.

In einer Unterredung, die hierauf zwischen den kaiserlichen Ministern Granvelle und Naves, dem Landgrafen, Churfürsten von der Pfalz und Würtenbergischen Gesandten gehalten ward, kamen fast eben die Sachen vor. Der Landgraf insonderheit bestand auf dem Speyerischen Reichsabschied und einem National-Concilium; dagegen Granvelle behauptete, „dergleichen Concilien wären nur wegen gemeiner Gebrechen, (die bloß die Kirchenzucht betrafen,) aber nicht wegen solcher Artikel, die die Substanz des Glaubens angiengen; sollte man über letztere schliessen, so gehöre das ganze Corpus der Christenheit, Spanien, Italien, Frankreich ꝛc. dazu; mit diesen Theologen (den protestantischen) sey nichts auszurichten, sie wären seltsame Leute, unter sich selbst irrig (uneinig), schrieben lange Dinge; man sollte vielmehr Churfürsten, Fürsten und andere Personen dazu nehmen, und Mittelartikel machen. Daß Mittelartikel und zwar durch hohe Personen sollten gemacht werden, versetzte hierauf der Landgraf, solches wäre wohl gut, wenn mans treffen könnt, das dem göttlichen Wort gemäß; daß aber solches sollt beschehen ohne Prediger und Theologen, besorge er, es werde schwerlich zugehen; und wenn solches geschähe, würden die Theologen sagen, es wäre wider Gott, schrieben darwider, und machten den Handel böser dann vorhin.“ den 25. März.

Der Churfürſt von der Pfalz, als man ihm ſein Gutachten abforderte, ſchlug ein neues Colloquium oder vielmehr die Fortſetzung denjenigen, das nur erſt zu Regenſpurg abgebrochen worden, vor; jedoch ſo, daß über dasjenige, was 1541. eben dort bereits verglichen worden, nicht wieder auf das neue diſputirt werde. Weiter war es auf keiner Seite zu bringen. Granvelle ſuchte daher den Churfürſten und Landgrafen wenigſtens dahin zu bewegen, daß ſie dem nächſten Reichstag perſönlich beywohnen möchten. „Der Kaiſer begehre nichts höhers,“ waren ſeine Worte, „dann Vergleichung in der Religion; wo dieſe nicht folgte, wäre allerley daraus zu beſorgen; derſelbe hätte weder Heller noch Pfenning vom Reich. Da es aber darum zu thun ſey, Frieden und Ruhe zu pflanzen, ſo ſehe er die Ungelegenheit ſeiner Perſon nicht an; ungeachtet ſeiner Leibesſchwachheit ſey er herauf gezogen, und hätte mit Frankreich, noch ſonſt mit jemand zu ſchaffen; wäre auch nicht gekommen, um einige Hilf von den Ständen zu begehren; beyde Könige von Frankreich und England, verſammelten viel Volks, worauf er Aufſehens haben ſollte, er habe es aber doch zurück geſetzt, auch ſey ſeinem Sohn das Weib geſtorben, deſſen, wie auch andrer Sachen wegen er in Spanien zu ſchaffen hätte, er begäbe ſich aber dennoch zum Reichstag; ſollte er nun allein da ankommen, und die Fürſten nicht auch in eigener Perſon, ſo könnte er nichts ausrichten, und wäre nichts, dann daß man ſchrey: Hülf, Hülf! und wollte doch keiner die Hand mit anlegen.“

So ſtark auch dieſes geſagt war, ſo wollte doch der Landgraf nichts von dem perſönlichen Erſcheinen auf dem Reichstag hören. Karl ließ ihn an dem nämlichen Tag, nachdem er von dem Erfolge der

Unter-

Unterredung Bericht empfangen, durch den Naves noch einmal darum ersuchen und zugleich zu einer neuen Zusammenkunft einladen, in welcher er dreymal sein Gesuch theils durch sich, theils durch den Naves wiederholte, aber auch dreymal eine abschlägige Antwort erhielt. Die Entschuldigung war ein wie allemal, er sey nicht hinlänglich mit Geld versehen, indem ihm der Braunschweigische Krieg und die Ausstattung einer Tochter zu viel gekostet; die Zehrung sey jezt auf den Reichstägen so beschaffen, und wegen seiner Sicherheit auf der Reise, müsse er ein solches Gefolge mit sich nehmen, daß er keinen unter 30000 Gulden aushalten könne; auch müsse er zu Hause bleiben, weil sonst die Anhänger des Herzogs Heinrich von Braunschweig ihm Schaden zufügen könnten; wozu noch komme, daß er die zwischen dem Churfürsten von Sachsen und Herzoge Moritz entstandene Zwietracht beyzulegen suchen müsse.

Umsonst ließ ihm Karl dagegen vorstellen, es sey gar nicht auf vielen Aufwand bey dem Reichstag angesehen; gleichwie die Fürsten selbst aus freyer Willkühr und durch unnöthige Ausgaben ihn übertrieben, so stehe es nur bey ihnen, denselben einzuschränken. Sollte es ihm auch zu schwer fallen dem Reichstag bis an das Ende beyzuwohnen, so möchte er doch wenigstens eine Zeit lang sich nach Regenspurg begeben; indem sonst alle Fürsten von seiner Parten ebenfalls wegbleiben würden, so daß sicher nichts zu Stande zu bringen seyn werde. Herzog Heinrichs Anhänger seyen theils zu schwach um Unruhen zu erregen, theils werde er sie durch sein kaiserliches Ansehen im Zaume halten. Die Beylegung der Streitigkeit zwischen dem Churfürsten und Herzoge Moritz sey nicht so dringend, daß sie keinen Verschub leide, da hingegen

der jezige Zuſtand des Reichs ſo b
man nach dem Beyſpiele des Kaiſers
anſetzen ſollte, um zu dem allgemein...
zu helfen. Alles dieſes machte keinen Eindruck bey dem Landgrafen.

Karl, der ſich bey dieſer Gelegenheit herab gelaſſen, ſo wie es ihm vielleicht in ſeinem ganzen Leben noch nie begegnet war, glaubte nun mit Händen zu greiffen, wie wenig Achtung die proteſtantiſchen Fürſten mehr gegen ſeine Perſon hegeten, und wie wenig ſie geſonnen wären, etwas zur Wiederherſtellung der Eintracht und Ordnung im Reiche beyzutragen. Er ſetzte deſſen ungeachtet ſeine Reiſe fort, traf aber zu Regenſpurg, ſo wie es leicht vorzuſehen war, keinen einigen Fürſten und nur ſehr wenige Geſandte an.

Alsbald ließ er noch ein Ausſchreiben ergehen, worden 15. April. in erſich über das Außenbleiben derſelben beklagte, „weil die Sachen, ſo auf dieſem jezigen Tag zu handeln ſeyn, an ihnen ſelbſt hoch und wichtig, und dermaſſen geſchaffen, daß ſie den mehrer Theil der Stände des Reichs und eines jeden Seligkeit und Wohlfahrt an Seel, Leib und Gut mit berührten, und zu ſtattlicher, einhelliger, verfänglicher Handlung und Verrichtung ſolcher Sachen aller Churfürſten, Fürſten und Stände Gegenwärtigkeit wohl vonnöthen wäre, ſo erſuchte er ſie demnach abermal, dieſe Umſtände und Nothdurft Deutſcher Nation zu erwägen, und hauptſächlich auf die Hinlegung der Streitigkeiten in Religionsſachen als des fürnehmſten Obliegen und Beſchwerung derſelben, (daher alle Unordnung, Mißtrauen, Zerrüttung und ander Unrath hergefloſſen, und, wie zu beſorgen, wenn dieſe Religionsſachen länger alſo ſchweben ſollten, noch weitere entſtehen möchten,) Bedacht zu nehmen.“ Dieſes wirkte endlich ſo

viel,

daß nach und nach von den Proteſtanten Herzog Moritz von Sachſen, Herzog Erich von Braunſchweig, Johann und Albrecht Markgrafen zu Brandenburg, und von den Katholiſchen die Biſchöfe von Trient, Augſpurg, Bamberg, Würzburg, Paſſau und Hildesheim ſich zu Regenſpurg einfanden. Von den Schmalkaldiſchen Bundsverwandten, beſonders denen, die das größte Gewicht dabey hatten, erſchien niemand als ihre Räthe.

Sechstes Kapitel.

Reichstag zu Regenſpurg.

Den 5 Junius ließ Karl ſeine Propoſition dahin machen, „den gemeinen Ständen werde unvergeſſen ſeyn, aus was für unvermeidlichen Urſachen, ſonderlich in Erwägung daß wenig Stände in Perſon, und der mehrer Theil durch ihre Bothſchafter mit unvollkommenem Gewalt erſchienen, der Wormſer Reichstag mit allen Handlungen nach Regenſpurg erſtreckt, verlegt und verſchoben worden. Seinerſeits habe er die gegenwärtigen Obliegen der Deutſchen Nation ſeiner eigenen Bequemlichkeit fürgeſetzet; er verſehe ſich daher, daß auch eben dieſem Wormſer Abſchied zufolge diejenigen Fürſten, die ſich nicht mit kundbarlicher Leibsblödigkeit und Unvermögen zu entſchuldigen hätten, ſich noch zu Regenſpurg einfinden würden.“ 1546.

„Zur chriſtlichen Vergleichung des hochſchädlichen Zwieſpalts wegen der Religion habe er ein chriſtliches

liches Colloquium nach Maaß des Reichsabſchieds fürgenommen; es habe auch ſeinen Anfang erreicht; er habe ſich auch keines andern verſehen ſollen noch mögen, als das er ſammt gemeinen Reichsſtänden bey ihrer Herkunft die verordneten Colloquenten bey einander finden, und über ihre gepflogene Geſprächshandlung nach Ausweis des Abſchied Relation gewarten und vernehmen ſollen; es ſey ihnen aber nunmehr unverborgen, welcher Maaßen angeregtes Colloquium ohne Frucht zergangen. Er habe daher in ſeinem jüngſten Ausſchreiben die Stände unter andern auch erſucht, ferner nachzudenken und gefaßt zu erſcheinen, was nunmehr von wegen der Vergleichung der ſtreitigen Religion fürzunehmen ſey; ſie möchten alſo dieſen hochwichtigen Punct nach Nothdurft erwägen, und ihr räthliches Bedenken darüber anzeigen, damit er ſich darauf ferner entſchließen möge.“

„Da nebſt dieſem zu Erhaltung Frieds, Rechts und Einigkeit im Reich die unvermeidliche Nothdurft erfordere, daß das Kammergericht ohne alles längere Verziehen wieder aufgerichtet und beſetzt werde, und dann, wie ſolche Beſetzung geſchehen ſolle, die Reichsordnungen und Abſchiede auch aller Stände Bewilligung mit ſich brächten: ſo ſey ferner ſein Begehren, daß die Stände, denen an daſſelbe zu präſentiren gebühre, ihre Beyſitzer vermöge zuvor gepflegter Handlung und ihrer ſelbſt gethanen Bewilligung dem Kaiſer nochmal unverzüglich präſentiren, oder aber ſolches demſelben zu thun heimſtellen, die Unterhaltung deſſelben aber die nächſte ſechs Jahr allein auf ſich nehmen mögen, in Erwägung der ſchweren Bürden, Laſtes und Ausgaben, damit der Kaiſer ſonſt von des Reichs wegen beladen; ſie ſollten dabey vorzüglich bedenken,

wie

wie hoch beſchwerlich, unverantwortlich und unlöblich wäre, das Reich länger rechtlos zu laſſen.“

„Mit den Türken habe er einen Anſtand auf ein Jahr, der im October zu Ende gehe; weil man nun nicht wiſſe, was darauf erfolgen werde, ſo erſuche er die Stände, im Fall der Noth die auf vorigen Reichstägen bewilligte Hülf wirklich zu leiſten.“ Das übrige betraf den Reichsanſchlag, das Münzweſen und die Polizey-Ordnung.

Die Stände traten zwar anfangs gemeinſchaftlich zuſammen, um die Propoſition in Erwägung zu ziehen; aber ſie ſonderten ſich ſo gleich wieder von einander, weil, wenigſtens nach dem Vorgeben der Proteſtanten, man von katholiſcher Seite darauf gedrungen, daß jeden Theils Bedenken dem Kaiſer beſonders müſſe vorgeleget werden, wie es auch geſchah. Die Katholiſchen ſtellten das ihrige dahin, „ſie könnten nicht finden, daß zur Abſtellung des Zwieſpaltes in der Religion ein bequemeres fruchtbares Mittel ſeyn möge, dann ein gemein Concilium; auf allen Reichstägen ſey es nicht nur allein von den Katholiſchen, ſondern auch Proteſtanten für hoch nothwendig angeſehen worden; die jezigen Spaltungen ſeyen nicht in Deutſcher Nation allein, ſondern auch bey andern eingeriſſen, ſo daß ſie nicht ein Gebrechen einiger Particular Stände ſeyen; ſie müßten daher auch nicht durch Particular Handlungen, ſondern durch ein gemein General Concilium ihre Erledigung nehmen, ſo wie es von der Apoſtel Zeiten her in der Kirche je und allzeit gehalten worden.“

„Es ſey auch offenbar am Tag, obgleich bis daher vielerley Geſpräche und Unterhandlungen wegen derſel-

derſelben fürgenommen worden, daß doch dadurch den Sachen nicht geholfen, noch was fruchtbares ausgerichtet worden; durch ſolche Verzüge und Verlängerungen ſeyen nur noch mehr Irrungen und Abfall erfolget. Weil nun das ſo lange begehrte Concilium jezt wirklich im Werk ſey, ſo wüßten ſie nichts anders zu rathen, als daß man demſelben die ſtreitigen Religionsſachen heimſtelle, mit unterthänigſter Bitte, daß Karl als ein chriſtlicher Kaiſer, Beſchirmer und Advocat der chriſtlichen Kirchen und Religion geruhen möge ob dieſem Concilio gnädigſt und väterlich zu halten, damit es ſtattlich beſucht, auch ſeinen ordentlichen Fürgang, Endſchaft und Vollziehung erreiche, eben daher würde es nüzlich ſeyn, ſolches auch bey andern chriſtlichen Potentaten zu befördern, desgleichen die Augſpurgiſche Confeſſions-Verwandte gnädigſt und mit Ernſt dahin zu weiſen, daſſelbe zu beſuchen, dem auszuwarten, und ſich deſſen Determination und Erkenntniß zu unterwerfen. "

„Damit ſich aber die Proteſtanten über ihr vielfältig hievor beſchehene Bewilligung deſſelben deſto weniger zu beſchweren Urſache haben möchten, ſo ſey der Katholiſchen unterthänigſtes Bitten, der Kaiſer wolle gnädigſt verfügen, daß ſie in ihren Lehren nothdürftiglich gehöret, zu und von demſelben genugſam vergleitet und verſichert werden. "

In Anſehung des Kammergerichts erklärten ſie ſich dahin, „es ſey hoch vonnöthen, daß es wieder aufgerichtet, und in Weſen gebracht werde; die Präſentation und Beſetzung müſſe aber Inhalt und vermöge der alten Reichsordnungen, Abſchiede und gemeinen Rechte, hintangeſetzt des jüngſten Speyeriſchen Reichsabſchieds, beſchehen; und die Beyſizer

müßten

müßten angehalten und verpflichtet werden, in allen Sachen vermöge der Reichsabſchiede, Ordnungen und gemeinen Rechte zu urtheilen und zu ſprechen, daß auch niemand im Reich das Recht geſperrt, ſondern demſelben ſein geſtrackter Lauf gelaſſen werde.“

„Wenn es auf ſolche Weyſe aufgerichtet, ſeyen ſie erbiethig, die ihrigen (Beyſitzer) zu präſentieren; doch erſuchten ſie den Kaiſer, die proteſtantiſchen Stände dahin zu weiſen, auf ſolche jezt angeregte Maaß auch zu präſentiren. Wenn dieſes erledigt, ſo ſeyen ſie willig und bereit, den Artikel wegen der Unterhaltung, weil ſie ein gemein Werk ſey, mit den andern Ständen für die Hand zu nehmen, denſelben ſammtlich zu berathſchlagen, und ſich hierauf gegen den Kaiſer alles Gehorſams zu erzeigen.“

Die Proteſtanten waren dießmahl etwas verlegener, als auf den vergangenen Reichstagen, theils weil man wohl ſah, der Kaiſer werde die Sache ernſtlicher angreifen als zuvor, theils weil die Fürſten, die von ihrer Religion in Perſon zugegen waren, als Herzog Moritz und die beyden Markgrafen Johann und Albrecht, ihren Berathſchlagungen weder beywohnen, noch Stimmen in denſelben geben wollten. Sie verglichen ſich doch endlich über folgende Antwort. „dem Kaiſer werde ſchon bekannt ſeyn, warum kein gemeinſchaftliches Bedenken zu Stande gekommen; die Urſachen, warum ſich das Colloquium zertrent, würden ihm ebenfalls bewußt ſeyn. Ihres Orts könnten ſie wohl leiden, wenn die Acten deſſen eröffnet und referirt würden; daraus ohne Zweifel zu befinden ſeyn würde, von welchem Theil die Sachen der chriſtlichen Religion und Union mit mehrerem Ernſt und Eifer gemeint und geſucht worden. In Anſehung den 13. Juny.

des

des Bedenkens, das ſie wegen Vergleichung der Religion geben ſollten, wüßten ſie nicht zu bergen, nach dem Gott eine Zeit her ſein heilig Wort rein und lauter in deutſcher Nation habe erſcheinen laſſen, aus dem ſie die Irrthum und Mißbräuche, die in der Kirche eingeriſſen, erkannt, auch ſolche ihrem Amt gemäß in ihren Landen abgeſchaft: ſo habe der Pabſt ihr Unternehmen zum höchſten angefochten, woraus der gegenwärtig Mißverſtand und Zweyſpalt in der Religion erfolgt. Bereits auf dem Reichstag zu Nürnberg 1523 habe man dafür gehalten, daß, um denſelben zu heben, und zu einer chriſtlichen Reformation zu gelangen, ein frey gemein chriſtlich Concilium, eine National-Verſammlung oder Reichstag das ſchicklichſte Mittel ſey; er habe aber bisher zu ſolchen Wegen nicht mögen gelangen, indem der Pabſt ein parteyiſch und ſolches Concilium ausgeſchrieben, das ihnen verdächtig und den ehemaligen Reichsabſchieden nicht gemäß ſey. Ihrerſeits wüßten ſie dermalen noch keinen beſſern und füglichern Weg zur Einigkeit zu gelangen, als ein gemein frey chriſtlich Concilium zu Deutſcher Nation, oder National-Verſammlung, oder Reichstag.“

„Da aber ſolches nicht ſo bald erfolgen möchte, ſo däuchte ihnen am beſten zu ſeyn, wenn der Weg vorgenommen würde, den der Kaiſer zu Speyer 1544. ſich gefallen laſſen, und man wenigſtens die Sachen dahin richtete, daß man von wegen der Religion und dero anhangenden Sachen in Deutſcher Nation nicht zu Unfrieden komme, und dieſelbe durch innerliche Kriege nicht verderbt werde. Dieß hätten ſie durch die verſchiedene Friedſtände, die ſie mit dem Kaiſer errichtet, zu erhalten geſucht; wenn man dieſelben an ihrem rechten Verſtand laſſe und halte, wären ſie

der

der Hoffnung, es ſollte dadurch guter Friede folgen, auch gleichmäßig Recht aufgerichtet werden.“

Zwey in ſolchem Wiederſpruch befangene Parteyen zu vereinigen, war eine bloße und ausgemachte Unmöglichkeit; und, was die unvermeidliche Folge davon war, entweder mußte alles darunter und darüber gehen, und ein viel ärgeres Fauſtrecht, als das alte war, entſtehen, da man einen weit gefährlichern, alles Gefühl von Gewiſſen und Ehre leichter einſchläfernden, und ſtets bereiten Vorwand der Unterdrückung, nämlich die Religion, hatte, oder es mußte ein Ausweg auf irgend einer Seite durch Gewalt gebahnt werden, um einen oder den andern Theil zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Vielleicht würde aber Karl auch dießmal noch nicht losgeſchlagen haben, wenn er nicht zu tief gefühlt hätte, wie nachtheilig es einſt klingen würde, daß gerade unter ihm, dem mächtigſten Kaiſer, den man ſeit Jahrhunderten geſehen, Deutſchland in eine ſolche Verwirrung geſunken, deren Entwicklung auch der Scharfſichtigſte nicht errathen konnte. Die Bewegungsgründe, die er 1541. zu Regenſpurg anführte, als ihn die Herzoge von Baiern zum Kriege reizten, waren noch insgeſammt vorhanden; im Gegentheil war Karl jezt weit mehr durch Krankheiten gebeugt als damals. Was er immer that um Geld aufzutreiben, ſo langte dieſes doch kaum zu zweyen Feldzügen; da hingegen jedermann dafür hielt, daß ein Krieg mit dem von innen von je her für unüberwindlich gehaltenen Deutſchland unüberſehbar ſeyn und ſich ins unendliche ziehen müſſe. Bereits 1530. auf dem Reichstage zu Augſpurg ſchrieb Melanchthon dem damaligen Biſchofe dieſer Stadt: wenn es zu

den Waffen kommen ſollte, ſo wird der Krieg ohne Ende ſeyn. a) Was ſollte man ſich jezt erſt vorſtellen, da die Kräfte der Proteſtanten wenigſtens zweymal ſo ſtark angewaſchen, als ſie damals waren? Und wem zu Gefallen ſollte wohl Karl ein ſo mißliches Unternehmen wagen, da das Kaiſerthum, er mochte deſſen Anſehen und Gewalt herſtellen, wie er wollte, nicht auf ſeine Nachkommenſchaft, ſondern ſeinen Bruder, und nach deſſen Tode weiß ich nicht auf wen fallen mußte, kurz da es nicht ſo wohl ſeine Sache, als jene der Nation war; von deren einem Theil, dem ſein Sieg zu Statten kommen mußte, er nicht den geringſten Beyſtand, und vielleicht auch wenig Dank zu gewarten hatte, bey dem andern aber, er mochte Sieger ſeyn oder beſieget werden, einen ewigen Haß ſich und ſeinem Hauſe zuziehen konnte.

Nebſt dem hatten ſich in dieſer kurzen Zeit die Umſtände von außen ungemein verändert. In Anſehung Frankreichs war die ohnehin übel genug beveſtigte Freundſchaft ſchon wieder gewaltig durch den Tod des Herzogs von Orleans erſchüttert worden. Dadurch ward Karl der Schuldigkeit enthoben, entweder die Niederlande oder Mayland heraus zu geben; allein der alte Groll Franzens erwachte wieder in ſeiner ganzen Stärke. Nicht allein wünſchte er nun, Deutſchland nicht beruhigt zu ſehen, ſondern legte auch Karln ſo viele Hinderniſſe in den Weg, als er immer konnte, nur daß er nicht öffentlich ſich als Feind deſſelben erklärte; wozu ihm vielleicht nichts abgieng als längers Leben. Die in dem Frieden von Creſpy verabredete Wiedervereinigung in der Religion mag

a) Si res ad arma deducatur, infinitum erit bellum. *Epiſt. Ed. Caſp. Peuceri p. 518.*

mag ihr Ernſt geweſen ſeyn oder nicht: ſo iſt ganz ſicher, daß die auf das neue vereitelte Hoffnung Mayland zu bekommen ihn dahin brachte, daß er nichts weniger als dieſes wünſchte, ſondern vielmehr er und ſeine Nachfolger es zur beſtändigen Maxime von nun an machten, in ihrem Reiche zwar die Anhänger einer neuen Lehre nicht aufkommen zu laſſen, ſie aber in Deutſchland auf alle mögliche Weiſe zu unterſtützen.

Auch von Seiten der Türken ſah es ungemein bedenklich aus. Alles, was Gerard Veltwich hatte ausrichten können, beſtand in einem jährigen Anſtand, der in einigen Monathen zu Ende gieng. Ob er nach ſeiner neuen Abſchickung etwas mehrers zu Stande bringen würde, war höchſt ungewiß; indem König Franz nun ſeine Kräfte verdoppelte, um die Türken auf das neue zum Bruch zu bewegen. Allein die Lage war nun einmal ſo, daß Karln nichts mehr übrig zu ſeyn ſchien, als entweder Krieg oder gänzliche Vernichtung ſeines Anſehens, nebſt einer gänzlichen Auflöſung des bisherigen Reichs-Syſtem und der damit verbundenen Unterdrückung der Katholiſchen.

Da ohnehin keine Fürſten mehr ſich zu Regenſpurg einfanden, wie Karl anfangs gehofft, und mit den Bevollmächtigten nicht weiter zu kommen war: ſchickte Karl den Biſchof von Trient eilends nach Rom, um mit dem Pabſt ein förmliches Bündniß gegen die Proteſtanten zu ſchließen; welches um ſo eher zu Stande kam, da ohnehin der Wunſch des Römiſchen Hofes ſeit langer Zeit dahin gerichtet war, daß Karl Gewalt brauchen möchte.

Er ſelbſt negocirte mit katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten. Allein, erſtere ſahen dem ganzen

Handel, beſonders ſeit der Gefangennehmung des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, welcher allein noch ein Mann von Entſchloſſenheit, Feuer und Thätigkeit unter ihnen war, wie betäubt zu; ſelbſt Herzog Wilhelm von Baiern, der mächtigſte unter ihnen, der ſonſt allzeit zum Krieg gerathen, war jezt aus Furcht vor den Proteſtanten unſchlüßig, ob er nur dem Kaiſer Proviant oder ſeinen Truppen den Durchmarſch ſollte zukommen laſſen. Nur einen Mann zu ihm ſtoſſen zu laſſen, war durch kein Zureden zu erhalten.

Karl wendete ſich auch in dieſer Sache an König Franzen, vielleicht mehr, um nicht in ſeinem Vorhaben von ihm gehindert zu werden, als um Hilfe von ihm zu erhalten. Dieſer betrug ſich aber ſeiner Gewohnheit nach, und ließ es ſo gleich den Landgrafen wiſſen, was ihm Karl anvertraut hatte. Aus der Antwort des letztern, die den Kaiſerlichen vom 10. July 1546. in die Hände fiel, kann man ſehen, wie groß das Vertrauen der Bundsverwandten auf ihre Kräfte geweſen. „Die Oberländiſchen Stände,“ ſchrieb der Landgraf zurück, „hätten bereits mehr als 20000 guter Knechte beyſammen, auch werde er neben den Sächſiſchen und Niederländiſchen in wenig Tagen eine große Macht bey einander haben. Nur ſolle ihnen der König mit etlichem Geld förderlich helfen, dann groß Volk fordere in die Länge viel Geld.“

Gegen alle Erwartung glückte es Karln weit beſſer bey einigen Proteſtanten, inſonderheit bey dem Herzoge Moritz von Sachſen. Letzterer hatte den Feldzug in Frankreich im J. 1544. mit Karln gemacht; bey welcher Gelegenheit eine Art von Freundſchaft und Zuneigung zwiſchen beyden mag geſtiftet worden ſeyn, indem

indem Karl durchgehends einen vortheilhaften Eindruck auf jene machte, welche näher um ſeine Perſon waren. Seit langer Zeit herrſchte auch zwiſchen der jüngern Sächſiſchen Linie, von welcher Moritz war, und jener des Churfürſten nicht das beſte Vernehmen, das nur erſt kürzlich wegen der ſtreitigen Landeshoheit über das Stift Wurzen in öffentliche Mißhelligkeiten ausgebrochen. Nebſt dieſem, da Moritzen ein Bündniß mit dem Kaiſer weit vortheilhaftere Ausſichten für ſeinen Ehrgeiz darboth, als jenes mit den übrigen Proteſtanten, ſo trat er auch wirklich, jedoch anfangs nur in Geheim, auf Karls Seite.

Die Puncte, die zwiſchen ihnen verabredet wurden, beſtanden darinn, daß Moritz alle Treue und Gehorſam gegen den Kaiſer, den Römiſchen König und das h. R. Reich, wie auch alle Ergebenheit, Freundſchaft und Beyſtand den Häuſern Oeſterreich und Burgund erzeigen ſollte; wogegen ihn der Kaiſer gleichfalls alles Schutzes und Beyſtandes verſicherte. Nebſt dieſem verſprach der Herzog, den Schlüſſen des Concilium von Trient ſich in ſo fern zu unterwerfen, als es auch andere Deutſche Fürſten thun würden; in Religionsſachen weiter keine Neuerungen in ſeinen Landen vorzunehmen, ſondern die in denſelben gelegenen Bisthümer, Dom- und Collegiat-Stifte, Klöſter und Prälaturen bey ihren Rechten, Freiheiten, und Religionszuſtand bis zur künftigen Reformation des Conciliums zu laſſen; wogegen auch die bereits ſäculariſirten geiſtlichen Güter in dem Stande, worinn ſie jezt wären, bleiben ſollten. Ferner trug ihm der Kaiſer den Schutz oder die Advocatie über das Erzſtift Magdeburg und das Bisthum Halberſtadt bis auf Widerruf auf, doch daß ſelbige bey der alten Religion bleiben, und in Erledigungsfällen die Kapitel den 19. Juny 1546.

das Recht haben ſollten, einen dem Kaiſer und dem Römiſchen König anſtändigen und gegen den Herzog nicht feindlich geſinnten Erz- oder Biſchof zu wählen, welcher dem Herzog in allem, was er zu ihrem und ihrer Lande Beſten und Beſchützung unternehmen würde, nicht zuwider ſeyn ſollte b). Schon dieſer letztere Artikel zeigt uns, was Moritz für weit ausſehende Plane gehabt. Einige glauben auch, Karl habe ihm damals bereits die Churwürde zugeſagt. Allein in dem Tractate ſelbſt iſt nichts enthalten; es müßte demnach die Verabredung, wenn ſie anders gegründet iſt, nur mündlich oder durch einen geheimen Artikel geſchehen ſeyn. Es ſcheint aber um ſo weniger glaubwürdig, da Karl damals ſein großes Glück und den alle Erwartung übertreffenden Erfolg ſeiner Unternehmung unmöglich vorſehen konnte. Auf der einen Seite würde er ſich gehäſſig gemacht haben, wenn ſein Verſprechen bekannt geworden wäre; und auf der andern lächerlich, wenn, wie es leicht geſchehen konnte, er ſelbſt durch die Verbundenen aus Deutſchland wäre vertrieben worden.

Zu gleicher Zeit nahm Karl die beyden Markgrafen von Brandenburg Johann und Albrecht in ſeine Dienſte, und gab ihnen den Auftrag eine gewiſſe Anzahl Ritter zuſammen zu bringen. Albrecht hatte ebenfalls den Feldzug von 1544. mit gemacht. In den Niederlanden mußte Maximilian von Büren ſo viel Mannſchaft, als möglich, anwerben. Alles dieſes konnte theils nicht verborgen bleiben, theils ſcheint Karl ſelbſt kein Geheimniß daraus gemacht zu haben. Die dadurch äußerſt aufmerkſam gemachten proteſtantiſchen Geſandten begaben ſich daher zu ihm, und

den 16. Juny.

mach-

b) Ap. HEVTER. rerum Auſtriac. L. XII. C. VI.

machten die Anzeige, „sie seyen glaubwürdig bericht, wie dann auch nunmehr ein öffentlich Geschrey sey, daß eine große Kriegsrüstung und Bewerbung vom Deutschen und Wälschen Volk vorhanden, daraus allerley zu besorgen; wiewohl sich nun ihre Herren zu ihm als einem friedliebenden, milden, gütigen Kaiser keiner Ungnad oder Ungüte versähen, so hätten sie doch aus unvermeidlicher Nothdurft, und zu Erhaltung Fried und Ruhe in Deutscher Nation nicht umgehen mögen, ihn zu ersuchen und zu bitten, er möchte sich gegen sie vernehmen lassen, wie es um solche Kriegsrüstung gelegen, und daß die keinem Stand der Deutschen Nation zu Beschwerung oder Nachtheil fürgenommen, noch gereichen möcht. Da sie denselben allweg dazu begierig vermerkt, die Deutsche Nation vor Krieg, Empörung und Blutvergießen zu verhüten, so hätten sie desto weniger Bedenkens gehabt, dieses Ansuchen an ihn gelangen zu lassen.

Karl ließ ihnen durch seinen Vice-Kanzler Naves antworten, „er achte unvonnöthen, Erzählung zu thun des christlichen väterlichen Gemüths und Wohlmeinung, so derselbe vom Anfang seiner Regierung bis auf diese Stunde gegen das Reich Deutscher Nation getragen, und was Fleiß und Mühe er jederzeit fürgewendt, damit Fried und Ruhe erhalten, auch alle Aufruhr, Unruhe, Uneinigkeit verhütet werden möge; desselben Gemüths sey er noch auf diesem Tag, und sey auf nichts anders bedacht, als daß aufrichtige Vergleichung zwischen den Ständen gemacht, auch beständiger Fried und Recht erhalten werd.“

„Und alle diejenigen, so ihm in demselben gehorsam seyn werden, die alle werden einen gnädigsten, väterlichen und guten Willen befinden.“

„Da aber jemand ihm nit gehorſamen, ſondern zuwider ſeyn werde, ſo konnt man erachten, daß er ſich, ſeiner habenden Auctorität nach, gegen denſelben aller Gebühr halten und erzeigen müßte.“ Naves trug dieſes nur mündlich vor; die Geſandten brachten es aber ſo gleich zu Papier, und laſen es demſelben vor, um zu vernehmen, ob ſie alles richtig gefaſſet; welches er bejahete.

Aber weit davon, aus ihrer Verlegenheit dadurch zu kommen, ſahen ſie des Kaiſers Antwort vielmehr als eine förmliche Kriegserklärung an; und ihre Herren ſetzten ſich nun auf der Stelle ebenfalls in Rüſtung, oder ſuchten vielmehr die unter der Hand ſchon angefangene ſo ſtark und vollkommen zu machen, als ſie nur konnten. Da ſich Herzog Moritz noch zu Regenſpurg aufhielt, ſchickten die Geſandten einige Deputirte an ihn, unter dem Vorwande, ſich Raths bey ihm zu erholen, in der That aber mehr ſeine Geſinnungen auszuforſchen. Moritz ließ ihnen dagegen den 21. Juny. durch einige ſeiner Räthe bedeuten, „in Anſehung der Religion ſey ſein Gemüth dahin gerichtet, bey der Augſpurgiſchen Confeßion zu halten und zu bleiben; übrigens halte er es für rathſam, der Kaiſer möchte erſucht und angeſprochen werden, daß er Beförderung thun wollt, daß ein General-Concilium aller chriſtlichen Nationen verſammelt, darin nichts, dann allein die Wahrheit und Gottes Wort zur Hand genommen, und alle Ding chriſtlich gehandelt würden; daß man ſich auch erböthe, gottesfürchtige Leute zu ſchicken, die Befehl hätten mit dem Concilio zu ſchlieſſen, was mit Gott und gutem Gewiſſen beſchehen kann; ſollten aber etliche Artikel unvergleichen bleiben, daß der Kaiſer mit denſelben Geduld tragen möchte, bis Gott der Allmächtig Gnad gebe, daß man zur Vergleichung

dera

derſelben kommen möge. Seinerſeits wolle er dazu helfen, daß dieſes Anſuchen bey dem Kaiſer möchte erhalten werden, und daß ſich derſelbe auch möchte bewegen laſſen, daß ein beſtändiger Fried errichtet werde; und daß man dann auch dem Folge thun wollt, daß das Kammergericht beſetzt, und ein Recht im Reich aufgericht, auch Hülf wider die Türken ins Werk gebracht werde."

Dieſe Sprache wegen eines Conciliums konnte ihnen unmöglich angenehm ſeyn; wenn ſie auch von einem ihrer Glaubensgenoſſen herrührte, und überhaupt ſo verfaßt war, daß ſie Ausflüchte genug offen ließ. Hingegen wegen der Türkenhilfe zeigten ſie ſich gegen alle ihre Gewohnheit nicht ungeneigt, auch, ehe noch die Puncte wegen der Religion und des Kammergerichts erledigt ſeyen, Moritzens Rathe zufolge die Berathſchlagungen mit anzugehen. Nun war es aber bereits dahin gekommen, daß der Kaiſer den Ständen insgeſammt durch ſeinen Rath den Doctor Viglius ſagen ließ, „weil er ſich zu erinnern wiſſe, daß auf den vorigen Reichstägen vor Vergleichung der Religion, Friedens und Rechtens nichts fruchtbarliches in Anſehung anderer Obliegen des Reichs ausgerichtet und erörtert werden mögen, und er ſich ohnehin verſehe, daß vor dieſer Vergleichung die Stände ſich beſchwerlich in die Berathſchlagung der übrigen Puncte einlaſſen, oder nur mit Conditionen, Vorbehaltungen und Anhängen, dadurch ſolche ihre Bewilligung ohne vorgehende Erörterung bemelder Puncte nicht wohl zur Ausführung gebracht werden könne; ſo möchten ſie in Geduld erwarten, weſſen er ſich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entſchlieſſen werden." Auf welches die proteſtantiſchen Geſandten, ohne Abſchied zu nehmen, nach und nach von Re-

den 25. Juny.

genſpurg ſich entfernten. Karl ſelbſt konnte auch zuletzt nichts anders thun, als den Reichstag aufs neue weiter zu erſtrecken, oder vielmehr einen neuen auf den nächſten Februar veſt zu ſetzen.

Siebentes Kapitel.

Schmalkaldiſcher Krieg. Karl trennt die Bundsvölker.

Indeſſen hatte ſich faſt ganz Deutſchland, Italien und die Niederlande theils zu Gunſten des Kaiſers, theils wider denſelben in Bewegung geſetzt; und in einer unglaublichen Geſchwindigkeit ſtanden aller Orten Truppen zum Marſchiren bereit, beſonders von Seiten der Schmalkaldiſchen Bundsverwandten. Schon die Verfaſſung des Bundes, vermöge deſſen mehreſte Oberſte und Hauptleute, deren jeder einen Anhang von Knechten hatte, die nur auf Krieg lauerten, in beſtändigem Solde gehalten wurden, war den Proteſtanten in dieſem Stücke ſehr vortheilhaft. Auch trug es ſich um eben dieſe Zeit zu, daß die Könige von England und Frankreich mit einander Frieden machten; worauf ſo gleich alle im Dienſte des letztern geſtandene Deutſche Truppen unter Anführung des von Beichlingen und des von Reckrodt ihnen zugezogen, ſo wie ihnen überhaupt das Volk und der gemeine Mann viel geneigter war, als dem Kaiſer.

Karl hätte gern die Städte von den Fürſten getrennt; und ſchrieb daher an Straßburg, Nürnberg, Augſpurg und Ulm, daß er keinen andern Endzweck habe,

habe, als ſeine Wünde, Frieden und Gerechtigkeit auf veſtem Fuße zu erhalten; ſie möchten alſo den Fürſten keinen Beyſtand leiſten, von denen ſie in der Folge, nachdem die Reichsgerichte bereits unterdrückt ſeyen, auch unter das Joch würden gebracht werden. Deſſen ungeachtet waren die Truppen der Oberländiſchen Städte, beſonders die von Augſpurg und Ulm nebſt jenen des Herzogs von Würtemberg die erſten im Feld. Ein Theil davon rückte ſogar unter der Anführung des Sebaſtian Schertlin nach Tyrol, um den aus Italien anrückenden kaiſerlichen ſowohl als päbſtlichen Völkern den Paß zu verlegen. Wirklich glückte es ihnen, denjenigen, der nach Schwaben führt, nehmlich die Ehrenberger Clauſe wegzunehmen; und Schertlin hatte ſo gar Luſt bis nach Trient durchzudringen, um die dort bereits verſammelten Biſchöfe und päbſtlichen Legaten aus einander zu treiben. Allein auf Befehl der zu Ulm verſammelten Bundsräthe mußte er den Rückweg an die Donau nehmen; wo man den Churfürſten und Landgrafen nächſtens erwartete, ſo daß wenigſtens der Weg von Tyrol aus durch Baiern den Kaiſerlichen offen blieb.

Ehe der Churfürſt und Landgraf noch ausrückten, ſchrieben ſie dem Kaiſer, „ſie wüßten ſich keines Ungehorſams ſchuldig, ſonder hätten vielmehr die Reichslaſten ſo gut als andere getragen; wenn ſie aber auch ein ſolches Verbrechen, als man ihnen jezt Schuld gäbe, begangen, ſo müßte man mit ihnen nach den Reichsgeſetzen verfahren, und ſie erſt hören, ehe man Gewalt gegen ſie brauchte. Sollte dieſes geſchehen, ſo würden ſie ſich gewiß verantworten, daß jeder ſehen könnte, der Kaiſer unternehme bloß dieſen Krieg auf Anſtiften des Römiſchen Antichriſts und des gottloſen Trientiſchen Conciliums, um die Lehre des den 14. July.

Evan-

Evangeliums und die Freyheit des Deutſchen Reichs zu unterdrücken.“ Dieß war das erſtemal, daß man dem Kaiſer öffentlich Schuld gab, daß er die Freyheit des Reichs zu unterdrücken ſuche; ein Vorwurf, den die Ausländer, beſonders die Franzoſen auf das begierigſte aufnahmen, und bey Katholiſchen und Nichtkatholiſchen, bey den Türken und bey dem Pabſte zu verbreiten ſuchten.

Nebſt dieſem Schreiben ließen ſie auch eine öffentliche Schrift ausgehen, deren Hauptabſicht dahin gieng, zu erweiſen, daß es von Seiten des Kaiſers wahrhaft auf die Unterdrückung ihrer Religion angeſehen ſey, und daß man ſie bloß deßwegen angreiffe, weil ſie das Concilium von Trient nicht annehmen wollten.

Karl, ob er gleich nur erſt 3000 Spanier, 5000 Mann Deutſche zu Fuß und 700 zu Pferd beyſammen hatte, und von ſeinen Gegnern mit 60 bis 80000 bedroht ward, antwortete bloß durch eine über den Churfürſten und Landgrafen verhängte Achtserklärung, in welcher er ſagt, „wo nyde hätten, ſo viel ihnen nur möglich geweſen, all ſeine für das Wohl des Reichs unternommene Mühe und Arbeit gehindert, wären nicht allein für ſich ſeinen Befehlen nicht nachgekommen, ſondern hätten auch andere Stände aufzuwiegeln geſucht, und unerlaubte Verſchwörungen mit ihnen eingegangen. Der Landgraf habe vor etlichen Jahren, er wiſſe nicht aus was für einem Vorwand, mit etlichen der vornehmſten Reichsſtände einen Krieg angefangen, ſey in ihre Länder gefallen, und habe große Geldſummen erpreßt; ferner hätte er und der Churfürſt einen Reichsfürſten (den Herzog Heinrich) angefallen, ihn aus ſeinem Land gejagt, und ſich deſ-

von dem 20. July.

ſen

ſen bemächtiget; ſie hätten ſich auch einiger Bisthümer (Naumburg und Merſeburg) und ſo wohl geiſtlicher als weltlicher Provinzen, deren Beſitzer von Alters her auf den Reichstägen Sitz und Stimme hätten, auch die Reichslaſten trügen, bemeiſtert; ferner hätten ſie viele Perſonen ihrer Güter und jährlicher Einkünfte beraubt, und anderer Unterthanen in ihren Schutz genommen; auch vor kurzem hätten ſie einige Reichsſtände zu bewegen geſucht, nicht auf den Reichstag zu kommen, damit ſie dadurch alle Geſchäfte hindern, und ihn verächtlich machen möchten. Alles dieſes thäten ſie um ſo ungeſcheuter, weil ſie alle Gerichte verwürfen, und keine Obrigkeit mehr erkennten; durch ihre Schuld ſey das Kammergericht aufgehoben worden, die Geſetze ſchwiegen, es werde ſeit langer Zeit, welches ein unerhörtes Beyſpiel ſey, kein Recht mehr geſprochen. Was aber noch das ſchlimmſte ſey, ſo thäten ſie alles unter dem ſüſſen und ſcheinbaren Namen der Religion, der Freyheit und des Friedens; dieſer Worte bedieneten ſie ſich als eines Schleyers und Deckmantels, um ihre Thaten zu bedecken, da ſie doch nichts weniger als die Beylegung der Religionsſtreitigkeiten oder den Frieden des Deutſchen Reiches und deſſen Freyheit wünſchten. Sie gäben vielmehr offenbar zu erkennen, daß ſie ihm Kron und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an ſich zu bringen, und in dieſer allgemeinen Verwirrung die Religion, die Gerechtigkeit, den Frieden und die Freyheit zu unterdrücken, ihr Anſehen und Vermögen zu vermehren, und jedermann unter ihre Tyranney zu zwingen geſonnen; welches auch ihre mit Drohungen angefüllte Worte, ihre Schmähſchriften und ſchändliche Gemählde, die ſie hin und wieder unter dem Volk ausgeſtreut, und dadurch ihn als Kaiſer verächtlich zu machen geſucht hätten. Ob er ſie nun gleich

vermöge der Gewalt, womit er bekleidet, schon längst nach Verdienst hätte bestrafen können, so habe er doch aus Liebe zum Frieden, und um die Unruhen zu vermindern, vieles nachgesehen, und ihnen öfters mehr eingeräumt, als sich geziemet, und hierinn mehr als einmal sein Gewissen verletzet, und andern geschadet. Da aber dadurch nichts ausgerichtet, auch ihre Empörung so bekannt sey, daß sie selbst sie nicht läugnen könnten, sie auch selbst Gewalt gebrauchten, und sich keinem Gericht unterwerfen wollten; so erkläre er sie als Meineidige, Rebellen, Aufrührer, des Hochverraths Schuldige und Stöhrer der gemeinen Ruhe in die Acht, und habe beschlossen, sie nun zu strafen, damit sie ihn nicht hindern könnten, Ordnung und Ruhe im Reich wieder herzustellen, und dasjenige zu thun, was sein Amt sey.“

Die Verbundenen rückten indessen so geschwind vor, daß sie sich schon am Anfange des Augusts an der Donau befanden; wodurch sich Karl genöthiget sah, um nicht von den Truppen, die er aus Italien erwartete, abgeschnitten, oder gar von der Uebermacht seiner Gegner aufgerieben zu werden, sich von Regenspurg nach Landshut in Baiern zu ziehen. Damit es die Seinigen nicht etwa einer Furcht zuschreiben, erklärte er ihnen, daß er nicht von dem Deutschen Boden weichen, sondern entweder todt oder lebendig dort ausharren werde, bis der Krieg geendiget sey. Karl selbst mag geglaubt haben, sie würden ihm auf dem Fuße folgen; allein ohne ihm nachzurücken, es mag nun geschehen seyn, um den mächtigen Herzog Wilhelm von Baiern nicht gegen sich aufzubringen, oder um nicht für die Angreifer gehalten zu werden, schickten sie ihm bloß ein Schreiben zu, wodurch ihm förmlich der Gehorsam aufgesaget, und der Krieg erklärt ward. Sie

wieder-

wiederholten auch daß, ob er ſich gleich ſtelle, daß er ſich nicht der Religion wegen zum Krieg gerüſtet, doch das Gegentheil ſchon daraus erhelle, weil er den Pabſt um ein Concilium erſucht, worinn niemand als deſſen Vaſallen und Creaturen zugegen ſeyn ſollten; ſo wie auch aus des Pabſtes eigenem Schreiben, das er nur erſt an die Schweitzer habe ergehen laſſen.

In der That hieng auch dasjenige, was der Pabſt ſchrieb, und was ſelbſt in dem Bündniſſe zwiſchen ihm und dem Kaiſer enthalten war, wenig mit des letztern Vorgeben in Deutſchland zuſammen. Allein da das Bündniß zu Rom gemacht worden, und Karl den Beyſtand des Pabſtes ſehr nöthig hatte, ſo mußte er ihn wohl das Wort führen laſſen. Daß er aber überhaupt der Religion der Proteſtanten nicht hold war, ſollte es auch nur darum geweſen ſeyn, weil er ſie als die Quelle der gegenwärtigen Zerrüttung im Reiche anſah, hat ſeine Richtigkeit; ſo wie es auch ſicher iſt, daß er eben deswegen eine Wiedervereinigung wünſchte, ſie auch mit Ernſt zu betreiben gedachte, zugleich aber auch die Kirche reformirt wiſſen wollte. Nach ſeinem Plane nämlich hätten die Proteſtanten, wenn anders kein Vergleich, wozu man immer noch einige Hoffnung hatte, zu treffen, zu den alten Glaubensſätzen zurück kehren, hingegen die Kirchen-Diſciplin nur mit Beybehaltung einer gemäßigten Hierarchie meiſtens auf ihren Fuß geſetzt werden ſollen.

Karl nahm den ihm zugeſchickten Brief nicht an; ſtatt einer Antwort aber gab er den Bothen die über den Churfürſten und Landgrafen verhängte Achtserklärung mit zurück. Indeſſen aber gewann er Zeit, ſo wohl ſeine als die päbſtlichen Truppen aus Italien an ſich zu ziehen; mit denen er ſich ſogleich wieder zurück

nach Regenſpurg wendete, um, nachdem er ſich dieſes Orts (den er ſich wegen ſeiner vortheilhaften Lage und der dadurch erleichterten Communication mit Oeſterreich zu einem Hauptwaffenplatz auserſehen hatte,) hinlänglich verſichert, die Verbundenen ſelbſt aufzuſuchen; von denen jedermann geglaubt hätte, ſie würden Karln zernichtet, oder doch aus Deutſchland vertrieben haben, ehe er noch im Stande ſeyn würde, ſich nur im Felde zu zeigen, geſchweige erſt etwas gegen ſie zu unternehmen. Nun aber änderte ſich alles ſo ſehr, daß dieſe gar fürchteten, er dürfte nach Sachſen gehen, und den Kriegsſchauplatz dort aufſchlagen. Um ihm den Weg zu verlegen, giengen ſie von der Donau, nachdem ihnen Karl in der Beſetzung von Regenſpurg zuvor gekommen war, zurück in den Nordgau; kehrten aber ſo gleich wieder um, als ſie ſahen, daß Karl vielmehr die Donau aufwärts nach Ingolſtadt zu marſchierte. Hier kamen endlich beyde Heere einander in das Geſicht. Karl verſchanzte ſich unter den Kanonen der Stadt. Ehe er aber damit ganz zu Stande gekommen, fiengen die Verbundenen an, das Lager auf das heftigſte zu beſchießen; wobey Karl ſeinerſeits einen ungemeinen Muth und Standhaftigkeit blicken ließ, indem er nicht nur an den gefährlichſten Orten ſich einfand, um die Seinigen zu ermuntern, ſondern auch durch keine Vorſtellung zu bewegen war, ſein Zelt an einen der Gefahr weniger ausgeſetzten Platz verrücken zu laſſen.

Der Landgraf hätte auch gern einen Hauptangriff auf das Lager zur Zeit, als die Verſchanzungen noch nicht fertig waren, gewaget; aber die übrigen Häupter der Verbundenen ſahen es allzu gefährlich an. Dieſes ſagt wenigſtens Sleidan, ſo wie auch der Landgraf ſelbſt in einigen nachher mit dem Churfürſten

fürſten gewechſelten Schreiben; allein, der berühmte Sebaſtian Schertlin, der die ſtädtiſchen Truppen commandirte, legt ſich dieſen Rath in ſeiner Lebensbeſchreibung bey, da hingegen die Fürſten, beſonders der Landgraf, nicht zum Schlagen zu bewegen geweſen wären. Bey einer andern Gelegenheit, wo Schertlin ebenfalls zum Treffen rieth, ſoll ihm ſo gar der letztere in das Geſicht geſagt haben: „die oberländiſchen Städte und derſelben große Hannſen riethen nur zum Schlagen, damit ſie nur der Gäſte um die Stadt abkämen. Er (der Landgraf) wollt bald geſchlagen haben, wollt auch bald um Land und Leut kommen ſeyn.“ Schertlin ſetzt dazu, an dieſem und mehr Orten habe er an dem Landgrafen vermerkt, daß er den Krieg vermeint oben im Reich und bey den Städten zu behalten, damit er nicht nach ſeinen Landen gewendet würde. So wahrſcheinlich dieſes Vorgeben iſt, eben ſo glaubwürdig iſt auch die damals und in folgenden Zeiten allgemein angenommene Meynung, daß die Verbundenen die beſte Gelegenheit, die ſich während des ganzen Feldzuges darboth, ihren Sachen einen guten Ausſchlag zu geben, verſäumt.

Karl, nachdem man ihm auf ſolche Art Zeit gelaſſen, konnte ſeine Verſchanzungen ruhig aufführen, und aus denſelben, ungeachtet der Ueberlegenheit der Verbundenen, dieſen letztern Trotz biethen. Nichts fehlte ihm jezt noch, als die Vereinigung mit ſeinen Niederländiſchen Truppen, die unter dem Commando des Maximilian von Büren im Anzuge waren. Die Verbundenen rückten zwar, um ſolches zu hindern, bis nach Weindingen, einem an den Gränzen der Grafſchaft Oettingen gelegenen Städtlein, vor; allein, da ſie erfuhren, daß der von Büren ſeinen Marſch nicht nach Schwaben, ſondern durch Franken nach Nürn-

berg genommen, giengen ſie wieder zurück nach Donauwörth; und Karln hinderte nun nichts mehr, die Niederländiſchen Völker an ſich zu ziehen. So bald dieſes geſchehen, rückte er bis Neuburg vor, welches, ob es gleich von den Verbundenen beſetzt war, ſich ſo gleich ergab. Hier muſterte er ſein Heer, und fand, daß ſich die Reiterey auf 9000, das Fußvolk auf 39000 belief. Von Neuburg richtete er den Zug auf Donauwörth, und nahm ſein Lager zu Marxheim. Da ihm aber ein großer Wald im Wege ſtand, die Bundsarmee anzugreifen, zog er ſich nach Wemdingen und von da nach Nördlingen zu, wohin nun auch die Bundsverwandten eilten. Da beyde Heere bey dieſer Gelegenheit einander ganz nahe zu ſtehen kamen, glaubte man ſicher, es würde zu einem Treffen kommen. Karl ſetzte ſich mitten unter podagriſchen Schmerzen zu Pferde, und traf bereits die Anſtalten dazu. Allein, die Bundsverwandten rückten indeſſen unter der Begünſtigung eines Nebels näher nach Nördlingen, um die Stadt zu decken, weil ſie ebenfalls im Bunde begriffen war.

Nun ließ aber Karl Donauwörth angreifen, und wegnehmen, und gieng ſelbſt, nachdem dieſes geſchehen, zurück an die Donau, nahm Dillingen und Lauingen weg, und rückte ſodann weiter bis nach Suntheim an der Brenz; wodurch er nicht nur allein ſeine Abſichten, Meiſter von der Donau zu bleiben, vollkommen erreichte, ſondern nun auch den Städten Augſpurg und Ulm Schrecken einjagte, ſo daß die erſtere den Schertlin ſammt ihren Truppen von der Armee der Verbundenen zu ihrer Vertheidigung abrief, die andere aber eilends mit 3000 Schweitzern und 1500 Mann anderm Fußvolk mußte beſetzt werden. Eine andere Folge war, daß die Verbundenen ſelbſt

von

von Nördlingen nach der ebenfalls an der Brenz gelegenen Stadt Giengen ſich ziehen mußten, um die Stadt Ulm zu decken. Da der Landgraf zuvor ſich verlauten laſſen, er wollte den Kaiſer mit den Seinigen nach Lauffen ſchicken a), ſagten nun die Kaiſerlichen, ihr Herr habe den Landgrafen und ſeine Bundsverwandten nach Giengen geſchickt. In der That zeigte ſich bereits die Ueberlegenheit von Seiten des Kaiſers ſo deutlich, daß ſie niemand mißkennen konnte.

Karl mußte zwar ſelbſt auch ſein Lager bei Suntheim wieder aufheben, und das bereits inne gehabte zwiſchen Dillingen und Lauingen auf das neue beziehen, um nicht Mangel an Proviant zu leiden. Allein, die Verbundenen getrauten ſich nicht nur allein nicht in dieſer Stellung etwas gegen ihn zu unternehmen, ſondern wurden auch von deſſen leichter Reiterei ſo ſehr beunruhiget, daß es ihnen noch mehr an Lebensmitteln fehlte, als ſelbſt den Kaiſerlichen. Was ſie aber am meiſten bange machte, war, daß ſie ſahen, Karl würde den bereits eingebrochenen Winter eher unter Zelten zubringen, als ſie aus den Augen laſſen. Da ihnen nun auch das Geld auszugehen anfieng, und noch dazu die Nachricht aus Sachſen eintraf, daß König Ferdinand und Herzog Moritz in des Churfürſten Länder eingefallen; giengen ſie gar aus einander, nachdem ſie zuvor beſchloſſen, unter den 23. dem Commando des von Heydeck ein Winter- Nov. lager von 8000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde in den Oberlanden an einem gelegenen Orte zu formiren; woraus aber eben ſo wenig ward, als aus dem noch vor ihrem Abmarſche durch den Adam von Trott

a) Eine Anſpielung auf den im Würtembergiſchen gelegenen Ort Lauffen, wo er die Truppen König Ferdinands geſchlagen.

verlangten Frieden, den der Kaiſer, als nun bereits ſeines Sieges gewiß, auf keine andere Bedingung ihnen zugeſtehen wollte, als wenn ſich der Churfürſt und Landgraf mit ihrer eigenen Perſonen, Hab und Gut auf Gnade und Ungnade ergeben würden.

Ganz Europa ward durch dieſen Ausgang eines der wichtigſten Auftritte des ganzen Jahrhunderts in Verwunderung geſetzt. Wenn man je geglaubt, daß ſich der Wahn von der Unüberwindlichkeit der Deutſchen Nation beſtätigen würde, ſo war es jetzt, wo die zwey mächtigſten Triebfedern, Religion, und, nach dem Vorgeben der Proteſtanten, auch Freyheit auf die Gemüther wirkten. Die Bundesverwandten hatten nebſt dieſem den Vortheil, daß ſie mitten unter Freunden Krieg führten, und ihr Heer aus lauter des deutſchen Bodens und Klima gewohnten Leuten beſtand. Die berühmteſten damaligen deutſchen Generals, Heydeck und Schertlin, fochten auf ihrer Seite; und nebſt dem, daß ſie eine entſchiedene Ueberlegenheit an der Zahl der Mannſchaft hatten, ſagt ſelbſt der ſpaniſche Geſchichtſchreiber Avila von ihnen, daß man die Deutſchen zwar insgemein, ſo wie ſie am Körper ſtärker ſeyen, alſo auch für langſamer und unthätiger als andere Nationen halte; während des ganzen Feldzuges hätten ſie aber dieſes Vorgeben durch ihr Betragen widerleget. Eben derſelbe rühmt auch an ihnen die beſondere Kenntniß in der Auswahl vortheilhafter Lager, ſo daß nur Karls Kriegserfahrenheit, Unerſchrockenheit und Standhaftigkeit, und vorzüglich ſein eigenes Beyſpiel ihm ein ſolches Uebergewicht in Anſehung ſeiner Feinde geben konnte. Was hätte ſich der Soldat nicht ſollen gefallen laſſen, da er ſeinen Monarchen mit ſeinen durch das Podagra äuſerſt geplagten und in Leinwand gewickelten Füßen dennoch

noch ganze Tage, mitten unter Frost und Regen, zu Pferde aushalten sah. Uebrigens lehrte auch hier die Erfahrung, wie viel es darauf ankomme, wenn nur ein einiger entschlossener und einsichtsvoller Kopf, obgleich mit ungleicher Macht, einen Plan entwirft, und ausführt; indem den Bundsverwandten nichts mehr schadete, als ihr zwischen dem Churfürsten und Landgrafen, und einiger Maßen auch den Anführern aller jener, welche Truppen zur Armee hergegeben, getheiltes Commando.

Achtes Kapitel.

Feigheit der Bundsverwandten. Niederlage des Churfürsten von Sachsen. Tod Luthers.

Ueber dasjenige, was folgte, war man noch mehr erstaunt. Karl hatte nun kein Heer im Felde mehr vor sich, allein, so zu sagen ein Heer von Städten, von deren Unüberwindlichkeit man noch von den Zeiten des Faustrechts her fast eben die Begriffe hegete, als von jenen der Nation selbst. Von jeder glaubte man, daß sie eine langwierige Belagerung aushalten würde. Die Möglichkeit davon hat wenigstens das ebenfalls in dem Bund begriffene Magdeburg in der Folge gezeiget; an dem Willen der übrigen zweifelte man um so weniger, da ohnehin die dazu bequeme Zeit verstrichen war. Allein, wo sich nur Karl hinwandte, zitterte alles, und öffnete ohne Schwertstreich die Pforten. Bopfingen, Nördlingen, Dunkelspiel und Rothenburg waren die ersten, die es thaten. Hierauf folgte Ulm, deren Deputirte dem Kaiser, als er sich zu Rothenburg aufhielt, zu

Füßen fielen, ihr Verbrechen demüthig bekannten, und um Gnade fleheten; welche ſie gegen eine Geldſtrafe von hundert tauſend Goldgulden und gegen Auslieferung von zwölf Kanonen erhielten.

Indeſſen hatten auch der Kurfürſt Friderich von der Pfalz und Herzog Ulrich von Würtemberg um Gnade angeſucht. Der erſtere war kein Glied des Bundes; er hatte aber wegen alter Verträge dem Herzoge 300 Reuter und 600 Fußknechte zugeſchickt, die ſeinem Vermögen nach nur deſſen Land decken ſollten. Da ſie aber ungeachtet deſſen ſich mit der Bundsarmee vereinigten, ward Karl um ſo unwilliger, weil Friderich mit ihm eine Zeit lang an dem Hofe zu Brüſſel erzogen, und nachher in den wichtigſten Geſchäften von ihm war gebraucht worden. Als er jedoch perſönlich zu ihm nach Schwäbiſch-Hall kam, opferte Karl ſeine jezigen Empfindungen der alten Freundſchaft, und verzieh ihm. Mit dem Herzoge Ulrich, der förmlich im Bunde ſtand, hielt es etwas härter; und nur auf folgende ziemlich harte Bedingungen konnte eben dieſer Churfürſt deſſen Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu Stande bringen: „des Herzogs Räthe ſollten gleich, er ſelbſt aber in Perſon innerhalb ſechs Wochen einen Fußfall und Abbitte vor dem Kaiſer thun, ſich für das künftige als einen unterthänigen und gehorſamen Fürſten betragen, den Kaiſer für ſeinen oberſten Fürſten und natürlichen Herrn erkennen, deſſen Verordnungen und Decrete vollziehen, der von ihm angeordneten Juſtiz gehorchen, und zu deren Unterhaltung das Seinige beytragen, dem Churfürſten von Sachſen und Landgrafen von Heſſen keine Hülfe leiſten, dem Schmalkaldiſchen Bund entſagen, dem Kaiſer jederzeit den Durchzug und das Oeffnungsrecht in ſeinen Landen geſtatten, alle von der Bundsarmee

in

in ſeinen Landen hinterlaſſene Artillerie und Munition ausliefern, in einer gewiſſen Zeit 300000 Gulden zahlen, und zugleich dem Kaiſer die Städte und Schlöſſer Hohenaßberg, Kirchheim und Schorndorf einräumen."

„Nebſt dieſem ſollte dem König Ferdinand und andern, die während des Krieges von dem Herzoge beſchädiget worden, alle Anſprache an denſelben vorbehalten ſeyn; wegen den Würtembergiſchen Gütern in der Grafſchaft Burgund ſollte ſich ſein Sohn gänzlich dem dortigen Landrecht unterwerfen; endlich aber ſollten dem Hauſe Oeſterreich alle ſeine Rechte auf Würtemberg vorbehalten ſeyn." Wegen des letztern hätte Ferdinand gewünſcht, daß, gleichwie er ehemals von dem Landgrafen und dem Herzoge mit Gewalt von dem Herzogthume war verdränget worden, ihn Karl auf die nämliche Art wieder einſetzte. Allein, dieſer weigerte ſich es zu thun, damit es nicht, wie er ſich in einem Schreiben an denſelben ausdrückte, das Anſehen hätte, als wäre der Krieg von ihm aus Privat-Abſichten und zum Beſten ſeines Hauſes unternommen worden. Alles, was Ferdinand erhalten konnte, beſtund darinn, daß die Sache an den Weg Rechtens verwieſen ward; in welchem ſie auch eine Zeitlang herum getrieben, endlich aber durch einen Vergleich mit dem Herzoge Chriſtoph, Ulrichs Nachfolger, geendiget worden.

Als indeſſen Karl bis nach Heilbronn vorgerückt, kamen auch die Deputirten der Stadt Frankfurt, fußfällig um Gnade zu bitten, die ſie mit der Bedingung erhielten, 80000 Gulden zu erlegen. Der Landgraf hatte ihnen bey ſeiner Durchreiſe keinen andern Troſt zu geben gewußt, als daß nun jeder Fuchs

für ſeinen Schweif ſorgen müſſe. Da ſie nun auch die Einziehung ihrer Privilegien, beſonders der ihnen ſo einträglichen Meſſe fürchteten, bequemten ſie ſich um ſo eher zu dieſem Schritte. Auch fanden ſich jene von Memmingen, Biberach, Ravenſpurg, Kempten, Ysny und Wangen ein, die zu ihrer Entſchuldigung vorbrachten, ſie ſeyen theils aus Irrthum, theils durch Zureden anderer zu ihrem Vergehen wider den Kaiſer verleitet worden; ſie wollten alſo zu ihm, als einer Quelle der Erbarmung, ihre Zuflucht nehmen, und demüthigſt bitten, ihnen zu verzeihen. Memmingen mußte ungeachtet deſſen 50000 Gulden zahlen.

Da der wichtigſte Sieg keine größeren Folgen nach ſich ziehen konnte, ſo mußte Karls Glück um ſo mehr Aufſehen erregen. Beſonders ward König Franz dadurch faſt außer ſich gebracht. „Es iſt doch eine Sache, die allen Glauben überſteigt, ſchrieb er ſeinem Geſandten Lacroix, der ſich bey dem Landgrafen aufhielt, daß Leute, die ſo mächtig ſind, und geſunden Verſtand haben, ihre Güter, vielmehr um ſich in die Dienſtbarkeit zu ſtürzen, als zur Erhaltung ihrer Freyheit, anwenden wollen.“ a)

Karl ſelbſt war über ſo große, gleichſam ohne Schwerdtſtreich erhaltene Vortheile ganz voll der Verwunderung, zugleich aber doch nicht auſſer Verlegenheit, was nun ferner zu thun ſey; hauptſächlich wie er ſich in Anſehung des Churfürſten und Landgrafen zu betragen habe. Der Feldzug hatte ihm bereits zwey Millionen an Gold gekoſtet; eine Lücke, welche die erhobenen Strafgelder eben ſo wenig aus-

a) Et eſt choſe incroyable, que gens de telle puiſſance et de bon entendement veuillent plutot employer leur biens

ausfüllen, als zu einem neuen Feldzug hinreichend ſeyn konnten. Ob der Pabſt etwas weiter an Geld und Mannſchaft hergeben werde, war höchſt ungewiß; ja ſeine Unzufriedenheit mit Karl, weil dieſer nicht ſo gleich mit dem Schwerdte zu reformiren angefangen, ſo bald er die Ueberlegenheit im Felde gehabt, und weil er die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion nicht zum Hauptpuncte bey den eingegangenen Ausſöhnungs-Verträgen gemacht, ja letztere ſogar ohne des Pabſtes Mitwirkung geſchloſſen, war bereits kein Geheimniß mehr. Bey ſeinen Erbſtaaten hatte Karl ohnehin ſein ganzes Anſehen ſowohl, als alle Nebenmittel aufgebothen, um nur die erſt angeführte Summe aufzubringen.

Eben ſo hart ließ ſich entſcheiden, wie er ſich in der Religionsſache und jener des Kammergerichts zu verhalten habe. Karl wenigſtens war veſt überzeuget, daß ohne Wiedererrichtung des letztern nie ſein Anſehen, ohne Beylegung der erſtern eben ſo wenig eine beſtändige Ruhe könne hergeſtellt werden. Ein Reichstag war, wie gewöhnlich, das erſte, was ihm bey dieſer Gelegenheit in den Sinn kam; von dem er ſich ungemein viel verſprach, wenn er ſo gleich, da noch alles zwiſchen Furcht und Erwartung wichtiger Dinge ſchwebte, zu Stande käme. Allein, da die eine Hälfte von Deutſchland ſich noch in den Waffen befand, oder dieſe wenigſtens nicht förmlich niedergelegt hatte, ſo war kaum vorher zu ſehen, wie die Sachen ohne die größten Schwierigkeiten abgehen könnte. Karl verfiel daher ſelbſt auf den Gedanken, ob es nicht beſſer wäre, nur die auf ſeiner Seite gebliebenen

biens pour ſe precipiter et mettre en ſervitude, que de les employer à la conſervation de leur liberté. *Memoires de Ribier T. I. L. V. p. 608.*

benen nebſt den neuerlich ausgeſöhnten Ständen zuſammen zu berufen; nicht zwar, um mit ihnen allgemeine Reichsangelegenheiten abzuthun, ſondern ein Bündniß nach dem Muſter des ehemaligen Schwäbiſchen zu ſchlieſſen, damit er durch ihren Beyſtand den Churfürſten und Landgrafen vollends bezwingen möchte. Hierüber wollte er jedoch erſt den Rath ſeines Bruders einholen, mit deſſen Geſchäftsträger an ſeinem Hofe, dem Doctor Gienger, Granvelle ſich vorläufig wegen eben dieſer Sache unterreden mußte. Allein Gienger widerrieth es geradezu; „indem der Kaiſer ſeine Abſichten nicht erreichen, und im Gegentheil ſich nur an ſeiner Ehre und Reputation ſchaden würde. Derſelbe habe zur Zeit, da die Gefahr weit gröſſer geweſen, zu Regenſpurg jeden insbeſondere zu einem Bündniſſe eingeladen, ohne daß nur ein einiger, auſſer dem Herzoge Moritz, zu demſelben zu bewegen geweſen; was würde erſt jetzt zu hoffen ſeyn, da er den Sieg bereits in Händen habe? Wenn er ohne Hülfe der Stände weit bedenklichere Schwierigkeiten überwunden, ſo würde jedermann glauben, er könnte es auch in Anſehung der noch übrigen. Manche würden auch wegen der Lage und Nachbarſchaft ihrer Länder, andere wegen ihrer übrigen Verhältniſſe und älterer Tractaten, die ſie mit dem Churfürſten und Landgrafen verbänden, andere wegen Armuth und Unvermögens, beſonders diejenigen, die in dieſem Kriege vermittelſt der Durchzüge und Lieferungen vieles gelitten, ſich nicht in das gedachte Bündniß einlaſſen wollen. Jedermann aber ſo wohl in als auſſerhalb dem Reiche würde den Schluß machen, daß er bereits erſchöpft ſey, und den Krieg ohne Hülf der Reichsſtände nicht zu endigen vermöge; woraus viele arge Sachen, böſe Praktiken und Rathſchläge entſtehen könnten; wobey noch wegen der bey

ſolchen

ſolchen Umſtänden hergebrachten, und vermöge der Verfaſſung des Reichs unvermeidlichen Verzögerung, die beſte Zeit verlohren gehen würde. Wollte aber der Kaiſer ein ſolches Bündniß nach geendigtem Krieg für die künftige Zeiten errichten, ſo halte er es für ungemein zuträglich die Ruſſe in Deutſchland zu befeſtigen; dazu würde allerdings ein nach geendigtem Kriege zu haltender Reichstag die ſchicklichſte Gelegenheit ſeyn.„

Da die Meinung ſeines Bruders mit jener des Doctor Gienger vollkommen überein ſtimmte, ſo ließ ſich Karl um ſo eher von ſeinem Vorhaben abbringen. Indeſſen aber kehrte er nach Ulm zurück, um ſeinen ſiechen Körper, der durch die bisherigen Mühſeligkeiten ungemein gelitten hatte, wieder etwas zu erquicken; wobey er noch die Abſicht hatte, theils nicht zu weit von ſeinem Bruder, von Italien, Baiern, Frankreich und Niederdeutſchland, auf die er insgeſammt ſeine Aufmerkſamkeit richten mußte, entfernt zu ſeyn, theils auch der Stadt Augſpurg, die ſich noch nicht ergeben hatte, Schrecken einzujagen, zugleich aber von Ulm, das nach Augſpurg die wichtigſte Stadt in den dortigen Gegenden war, ſich deſto mehr zu verſichern. In Anſehung Augſpurgs erreichte er auch bald ſeinen Zweck, indem es ſich wirklich unterwarf, zur Strafe aber 150000 Goldgulden zahlte, und 12 Kanonen auslieferte.

Eine andere Folge des bisherigen Kriegsglückes war, daß nun auch der Erzbiſchof Hermann von Cöln, nachdem der Kaiſer eine Kommiſſion dahin geſchickt, um die indeſſen erfolgte päbſtliche Abſetzung zu vollſtrecken, ſein Erzſtift ſammt jenem von Paderborn aufgab, und auf ſeinen Familiengütern ſein Leben zubrachte.

Aus

Aus Sachsen lauteten die Nachrichten bey weitem nicht so angenehm; die auch Karls Unschlüssigkeit bald hoben, und ihn nöthigten auf die fernere Fortsetzung des Krieges, und zwar aus eigenen Mitteln und Kräften zu denken. Wir haben gehört, daß die Bundsarmee unter andern auch deswegen aus einander gegangen, weil indessen des Kaisers Bruder und Herzog Moritz einen Einfall in die Länder des Churfürsten gethan. Von Seiten der Bundsgenossen hatte man sich alle Mühe gegeben, letztern durch schriftlich und mündlich gemachte Vorstellungen auf andere Gedanken zu bringen; allein umsonst. Moritz verlangte vielmehr von dem Churfürsten, er sollte ihm indessen seine Churlande einräumen, damit sie nicht in fremde Hände geriethen. Als man ihm dieses abschlug, erklärte er sich öffentlich gegen denselben. Zu seiner Entschuldigung brachte er vor, daß der K[illegible]r ihm und seinen Unterthanen, wie auch a[illegible]en alle Sicherheit sowohl in Absicht auf die Religion als die Freyheit des Deutschen Reiches gegeben, auf welches er sich verlasse. Uebrigens habe er alle Mühe angewendet, einen Vergleich zwischen denselben und den Bundsverwandten zu stiften; da ihm aber sein Versuch fehl geschlagen, und die schärfesten kaiserlichen Befehle an ihn ergangen wären, des Churfürsten Länder zu besetzen; auch König Ferdinands Armee sich schon den Gränzen genähert, so hätte es ihm nicht frey gestanden, dem Oberhaupte des Reiches länger zu widerstehen. Er würde jedoch dabey die evangelische Religion standhaft vertheidigen, und vornehmlich darauf sehen, daß die Ehre, Würde und Güter des Hauses Sachsen nicht in fremde Hände kämen. b)

Die

b) *Ap.* HORTLEDER *T. II. L. III. C. 41.*

Die Feindſeligkeiten wurden durch die Truppen Ferdinands in dem Vogtland eröffnet, wie die Ungariſchen Huſaren große Ausſchweifungen verübten. Einige churfürſtliche Völker hatten ſich zwar bey Plauen zuſammen gezogen; ſie mußten aber der Uebermacht weichen, ſo daß nicht nur allein Plauen ſelbſt, Zwickau, Schneeberg, Altenburg und Torgau ſich nach und nach an den Herzog Moritz ergaben, ſondern auch das ganze übrige Land des Churfürſten, nur Gotha, Eiſenach und Wittenberg ausgenommen. Da aber der [illegible] r, als man vermuthet hatte, von [illegible] nach Hauſe kam; auch Ferdinand [illegible] nen Unterthanen in Böhmen, die [illegible] um dieſe Zeit ebenfalls ſchwierig [illegible] t nur allein ihre in Sachſen mit [illegible] en eingerückten Landsleute eigen[illegible] n, ſondern auch andre bedenkliche Bewegungen machten, in einen Krieg wäre verwickelt worden: ſo ſchickte Karl, um ſeinen Bruder ſowohl als Moritzen zu unterſtützen, den Markgrafen Albrecht mit ungefähr 7000 Mann nach Sachſen, wodurch er des perſönlichen Zuges dahin überhoben zu ſeyn glaubte. Allein, Albrecht war zu Rochlitz von dem Churfürſten überfallen, und nach einiger Gegenwehr ſelbſt mit dem größten Theil ſeiner Leute gefangen, die übrigen aber zerſtreut. Der Spaniſche Geſchichtſchreiber Avila ſagt, er habe ſich durch des Landgrafen Schweſter, die als Wittib des Sächſiſchen Prinzen Johann, eines Sohnes des Herzogs Georg, ihren Sitz zu Rochlitz hatte, durch Gaſtereyen, Bälle und andere Ergötzungen ſo ſehr einſchläfern laſſen, daß er darüber vergeſſen, daß er ſo nahe an dem Feinde ſey; wodurch ſich der Markgraf ſo ſehr beleidiget befunden; daß er es in der Folge als eine der Urſachen ſeines öffentlichen Bruchs mit dem Kaiſer angab. Allein, ſelbſt der

Chur-

Churfürſt ſagt in einem Schreiben an König Franzen, worinn er dieſem Nachricht von ſeinem Sieg ertheilt, daß ihn hauptſächlich zu dem Angriffe bewogen, weil er erfahren, daß der Markgraf nach der ihm eigenen Unbeſonnenheit ganz ohne Sorgen dort lebte c).

Dieſer Sieg ſowohl als das Betragen der Böhmen erhob den faſt niedergeſchlagenen Muth der Proteſtanten ungemein; indem der Churfürſt nun nicht nur allein das Seinige, ſondern auch den größten Theil von Moritzens Ländern eroberte, und ſich gute Hoffnung machte, von Böhmen aus, anſtatt bekrieget, vielmehr unterſtützt zu werden. Ferdinand hatte indeſſen einige Aufgebothe an ſämmtliche Kreiſe von Böhmen ergehen laſſen. Allein, anſtatt zu gehorchen, erſuchte vielmehr die Prager Bürgerſchaft ihren Magiſtrat, daß er den König bewegen möchte ſeinen Befehl zu widerrufen; weil er ihren Freyheiten zuwider, und keine Urſache vorhanden wäre, aus welcher ſie gegen den Churfürſten von Sachſen Krieg führen ſollten, da ſie in den meiſten Religionspunkten mit ihm einſtimmig ſeyen, und er auch jederzeit den größten Eifer bezeigt hätte, ſich den Türken zu widerſetzen. Ferdinand antwortete, der Churfürſt würde wegen ſeiner Empörung bekrieget, nicht der Religion halber. Auſſerdem habe er noch vor wenigen Monathen die Türken durch Unterhändler aufmuntern laſſen, den bisherigen Stillſtand zu brechen, und Ungarn und Böhmen mit Krieg zu überziehen, da er indeſſen auf der andern Seite einen Angriff thun wollte. Deſſen ungeachtet bezeigten aber die Böhmen nicht nur allein keine Luſt in das Feld zu ziehen, ſon-

den 12. und 28. Jenner. 1547.

c) Cum cognouiſſemus, quod Marchio *ſua quadam temeritate valde ſecurus* ibi ageret. *Memoires de Ribier T. I. L. V. p. 621.*

ſondern drangen vielmehr auf einen Landtag, wo die Sache ſollte überleget werden. Ja die Prager, und die aus einigen Kreiſen zu Prag verſammelten Stände errichteten daſelbſt einen beſondern Vertrag, den 25. Febr. in welchem ſie ſagen, daß, wenn nicht Gott ihren Sinn aus einem tiefen Schlaf erweckt hätte, unter dem Schein derjenigen Mandate, die Ferdinand habe ausgehen laſſen, das ganze Königreich und alle Einwohner um ihre Freyheiten hätten kommen können; weil ſie aber als die rechten Liebhaber der Freyheit dieſen Mandaten Widerſtand gethan, ſo wollten ſie gegen einen jeden, ſo weit ſich ihr Leib und Gut nach ihrem höchſten Vermögen erſtrecke, neben einander ſtehen bleiben, und einander nicht verlaſſen, wenn einer oder mehrere deswegen einige Beſchwerung leiden ſollten d).

Da man jetzt fürchten mußte, der Churfürſt dürfte nach ſeinem Siege gar in Böhmen eindringen, und mit den Mißvergnügten gemeine Sache machen, ſo ließ Ferdinand, der nach Dreßden gegangen war, einen neuen Befehl an die Böhmen ergehen, indeſſen dem Oberbefehlshaber ſeiner Truppen, dem Sebaſtian von Weydmühl, zu gehorchen. Allein, anſtat deſſen verſammelten ſich die verbundenen Böhmiſchen Stände aufs neue zu Prag, und beſchloßen, ſich auf allen Nothfall in gemeine Bereitſchaft zu ſetzen; wobey ſie dem Caſpar von Pflug das Ober-Commando übertrugen. Sie ſchritten auch ſogleich zum Werk, und richteten nicht nur allein für ſich eine Armee auf, ſondern ſchrieben auch an die Mährer, daß ſie ebenfalls die Waffen ergreifen möchten, um ihr gemeinſchaftliches Vaterland wider die vom Kaiſer und König Ferdinand ihnen ins Land geführten Spanier und Hu-

d) *Ap.* HORTLEDER *T. II. L. III. C. 64.*

Huſaren zu vertheidigen. Da nämlich Karl nun ſelbſt mit ſeiner Armee im Anmarſche begriffen war, hatte ſich Ferdinand nebſt den Herzogen Moritz und Auguſt von Sachſen nach Brüx in Böhmen gezogen, um ſich deſto leichter mit ihm vereinigen zu können; welches die Böhmen dafür anſahen, als wenn man nun Gewalt gegen ſie brauchen [illegible] ſie wegen ihres bisherigen Betragens zur Rechenſchaft ziehen wolle. Die nach dieſem ihnen noch zugeſchickten Befehle, die Waffen niederzulegen, wurden eben ſo wenig geachtet als die vorigen, ſo daß es das Anſehen hätte, in Böhmen würde ein neues Kriegesfeuer ausbrechen, welches, nach den vergangenen Zeiten zu urtheilen, heftiger ſeyn dürfte, als das in Deutſchland.

Auf einer andern Seite hatte ſich [illegible]nig Franz alle erſinnliche Mühe gegeben, [illegible]s ten wieder Muth einzuſprechen. „[illegible]och betrachten, ließ er ihnen ſagen, daß [illegible] für jezt eben keine ſonderliche Macht beyſammen habe, auch die größte Mühe haben werde eine zuſammen zu bringen, weil er ſich im vorigen Feldzuge ganz an Geld erſchöpft habe. Es ſey ihm auch ſichere Nachricht zugekommen, daß der Großſultan ſchon ſeit dem erſten Jenner Befehle habe ergehen laſſen, daß alle jene, die in ſeinem Solde ſtünden, zu rechter Zeit am beſtimmten Orte im Felde erſcheinen ſollten. In der Gegend von Belgrad würden ſchon die Brücken zurecht gemacht; und am Anfange des Märzen werde eine ſolche Türkiſche Armee in Hungarn einbrechen, dergleichen man kaum noch geſehen. Die Italieniſchen Truppen, die den vorigen Feldzug mitgemacht, ſeyen ohnehin mit großem Mißvergnügen zurück gekehrt, und würden ſich gewiß nicht mehr von dem Kaiſer

ſer brauchen laſſen; auch der Pabſt habe demſelben ganz rund geſagt, daß er ihm keinen Heller mehr zu ſeinem Krieg geben werde" c). In der That ſparte auch Franz keine Mühe, die Türken zu demjenigen zu ermuntern, was er hier von ihnen verſicherte. Zur nähmlichen Zeit aber ſuchte er auch den Pabſt gegen den Kaiſer aufzubringen; und da er die Proteſtanten ſelbſt ermahnte, ihre Religion und Freyheit zu ſchützen, machte er dem Kaiſer bey dem Pabſt das größte Verbrechen daraus, „daß er den Reichsſtädten und andern, die ſich ihm unterworfen, ihre Religion nicht genommen, ſondern nur geſucht habe Geld zuſammen zu bringen; welches ein klares Kennzeichen ſey, daß er nur trachte, ſich die ganze Welt unterwirfig zu machen, ſich aber ſonſt um nichts bekümmere" f).

Wenn demjenigen zu trauen iſt, was der Franzöſiſche Geſandte du Mortier an ſeinen Herrn geſchrieben, ſo hätte auch der heilige Vater ſeine Geſinnungen dergeſtalt geändert, daß er den Sieg des Churfürſten über den Markgrafen Albrecht mit jenem Vergnügen gehöret, als einer empfinde, der dafür halte, der gemeine Feind werde dadurch an der Ausführung ſeines Vorhabens gehindert; auch ſeyen ſeine Heiligkeit überzeugt, daß der König nichts nützlichers thun könne, als die Proteſtanten unter der Hand zu unterſtützen g). Franz beauchte eben nicht dazu aufgemuntert zu werden, da er bereits ſeinem Geſandten Baſſe Fontaine die Vollmacht zugeſchickt hatte, ihnen 40000 Thaler monatlich, ſo lange ſie Krieg führen würden, zuzuſagen, nebſt der Verſicherung, daß er ſelbſt

e) Memoires de RIBIER, T. I. L. V. p. 608.
f) Ibid. p. 611.
g) Ibid. p. 637.

ſelbſt auch ein beträchtliches Corps an ſeinen Gränzen zu ihrer Unterſtützung bereit halten werde.

Da Karln dieſe Umſtände nicht ganz unbekannt bleiben konnten, ſo eilte er deſto mehr mit ſeinen theils noch übrigen, theils friſch a Truppen nach Sachſen, um, ſo bald mö die Ueberwältigung des Churfürſten ſein Deutſchland ein Ende zu machen. Zu
1. Jahr bereits den 5 April ein, wo auch a
1547. Tag der König Ferdinand u Moritz ankamen. Nachdem er ihre M ſich gezogen, näherte er ſich mit ſtark der Elbe, ſo zwar, daß er 10 Tage hi einigen Raſttag hielt, um dem Churfürſte zu laſſen, ſeine hin und wieder zertheilte beſonders jene, welche er nach Weſtphal böhmiſchen Gränzen abgeſchickt hatte, an ſi Derſelbe ſtand ſeinerſeits hinter der Elbe gend von Meiſſen, zog ſich aber bey des K... ...näherung die Elbe hinab nach Mühlberg zu. Karl that das nämliche diesſeits des Fluſſes, und feſt entſchloſſen dem Churfürſten ein Treffen zu liefern, es möge koſten, was es wolle, ſuchte er auch im Angeſichte deſſelben den Fluß zu paßiren. Da er nicht Pontons genug bey ſich hatte, um eine Brücke zu ſchlagen, ſchwammen einige Spanier mit dem Säbel im Mund durch den Fluß, und bemächtigten ſich ungeachtet des Feuers, das man auf ſie gab, einiger Nachen, die ſie glücklich an das diesſeitige Ufer brachten, ſo daß nun wirklich die Brücke zu Stande kam; worauf Karl ſeine Infanterie und Artillerie überſetzen ließ, da indeſſen die Reuterey den Fluß bereits durch eine Furt paßiert hatte, die ihr ein Bauer gezeiget, welchem die Sachſen Tages zuvor ein Paar Pferde genommen.

Der

Der Churfürſt hatte nichts weniger als eine ſo ſchnelle Ankunft vermuthet; und da er weder den Uebergang zu hindern, noch einen Angriff auszuhalten ſich getraute, brach er mit den Seinigen auf, um Wittenberg zu erreichen, und ſich unter den Kanonen dieſer damals veſten Stadt zu lagern. Dieß war eben, was Karl fürchtete. Er gab daher dem Herzoge von Alba Befehle, ihn mit der Reiterey zu verfolgen, und, wo möglich, ſo lange aufzuhalten, bis er mit der Infanterie und dem Geſchütze ebenfalls eintreffen könnte. Der Herzog that zwar alles, was in ſeinen Kräften ſtand, ſeinen Auftrag zu erfüllen; allein, die Sachſen ſetzten ungeachtet deſſen ihren Marſch unter beſtändigem Scharmutziren fort. Als ſie nach drey Stunden auf die Lochauer Heide gekommen, ließ endlich der Herzog dem Kaiſer ſagen, daß er nun alle Hoffnung verlohren, den Feind zum Stehen zu bringen, wenn ihm nicht erlaubt werde, einen Hauptangriff mit der ganzen Cavallerie zu thun. Karl mußte ſich demnach entſchließen auch ohne Infanterie und Geſchütz zu ſchlagen; welches jedoch mit ſo gutem Erfolge geſchah, daß gleich anfangs ſeine Reiterey die Sächſiſche in die Flucht trieb, ſofort auch die Infanterie zerſtreute, und ſelbſt den Churfürſten gefangen bekam. Alles gieng mit ſolcher Geſchwindigkeit vorüber, daß Karl die Worte des Cäſar, (ich kam, ſah, ſiegte, nur mit dem Beyſatze: Gott ſiegte,) auf ſich anwendete.

Ein beſonderer Auftritt war es, da der Churfürſt von dem Herzoge von Alba dem Kaiſer vorgeführt ward. „Allergnädigſter Kaiſer, ſagte er, ich bin Ew. Majeſtät Gefangener, und bitte um ein fürſtlich Gefängniß. Ja, ja, antwortete Karl, bin ich nun gnädiger Kaiſer, ich will euch halten, wie ihr

es verdient habt.“ Der Churfürſt hatte nämlich nicht allein zuvor den Verbundenen gerathen, ihm in ihrem Ausſchreiben nicht den Namen eines Kaiſers beyzulegen, ſondern nannte ihn ſelbſt im Umgange nur Karln von Gent, weil dieß ſein Geburtsort war.

Um ſeinen Sieg zu benutzen, [illegible] Karl Meiſter von Wittenberg zu ma[illegible] Gegend er dem Churfürſten „wegen [illegible] gen landkündigen offenbaren landfried[illegible] ten und auch Verachtung und Verle[illegible] ſerlichen Majeſtät Hoheit“ das Tode[illegible] digen ließ. Eben ſpielte derſelbe mit [illegible] Ernſt von Braunſchweig Schach, [illegible] ſchah. Seine Antwort war, „er glaub[illegible] der Kaiſer ſo mit ihm verfahren wü[illegible] aber ja deſſen wahrer Ernſt wäre, ſo [illegible] ihm gewiß ſagen, damit er ſeine Angel[illegible] ſeiner Gemahlinn und Kindern in R[illegible] gen könnte.“

Da man wußte, daß Karl ohnehin ſehr aufgebracht, und zu beſorgen war, er dürfte ſich durch ſeine Spanier, und den mit dem Deutſchen Syſtem wenig bekannten jüngern Granvelle, der die Stelle ſeines Vaters bey ihm verſah, dahin bewegen laſſen, wirklich einen ſo auffallenden Schritt zu thun: ſo gab ſich der Churfürſt Joachim von Brandenburg, der indeſſen herbey geeilt war, alle Mühe, ſolches zu hindern; brachte es auch bey Karln, dem es ohnehin mehr darum mag geweſen ſeyn, Wittenberg auf eine gute Art in ſeine Hände zu bekommen, als das Urtheil vollſtrecken zu laſſen, dahin, daß gegen eine Capitulation, die der Churfürſt unterzeichnen mußte, das Todesurtheil wieder aufgehoben ward. Vermöge

derſelben ſollte er für ſich, ſeine Kinder und Nachkommen Verzicht auf die Chur Sachſen thun, ſeine beyden Feſtungen Wittenberg und Gotha übergeben, den Markgrafen Albrecht ohne Löſegeld frey machen, allen Rechten auf Magdeburg, Halberſtadt und Halle entſagen, ſich dem Kammergerichte, das der Kaiſer aufſtellen werden; unterwirfig machen; und verſprechen, für das künftige kein Bündniß einzugehen, in welchem nicht der Kaiſer, ſein Bruder, und die ihren anhängigen Fürſten und Stände mit ihren ſämmtlichen Staaten ausgenommen wären; für ſeine Perſon aber ſo lange in der Gefangenſchaft zu bleiben, als es dem Kaiſer beliebte. Den einzigen Artikel ging er nicht ein, daß er ſich alles wolle gefallen laſſen, was das Concilium von Trient, oder der Kaiſer in Religionsſachen verordnen würde; in welchem Stücke auch Karl Nachſicht brauchte, oder vielmehr von der Zeit erwartete, was er jezt nicht erhalten konnte. Dagegen übertrug er nun die Churwürde auf den Herzog Moritz, welcher auch ſamt Ferdinanden alle deſſen Länder geſchenkt bekam. Letzterer begnügte ſich jedoch, anſtatt der zurück geforderten Böhmiſchen Lehen, mit dem Schleſiſchen Herzogthume Sagan, das bis daher das Haus Sachſen inne gehabt. Moritz aber nahm des Churfürſten Länder wirklich in Beſitz; weil er aber deſſen Kindern 50000 Meißner Gulden jährlicher Einkünfte daraus laſſen ſollte, räumte er denſelben gewiſſe Städte und Aemter ein, worunter auch Jena und Weimar waren.

Als hierauf Karl bey der Churfürſtinn, die ihm zuvor in dem Lager einen Fußfall zu Gunſten ihres Mannes gethan, einen Beſuch in Wittenberg abſtattete, und die Merkwürdigkeiten der Stadt beſah, wunderte er ſich, warum ſeit einigen Tagen kein

Gottesdienſt gehalten worden. „Wenn dieſes in ſeinem Namen geſchehe, ſagte er, ſo thue man ihm keinen Gefallen daran; da er in den Hochdeutſchen Landen in der Religion nichts gewandelt, warum ſollte er es zu Wittenberg thun?“ Man zeigte ihm auch

den 18. Febr. 1546.

des noch vor dem Ausbruche des Krieges geſtorbenen Doctor Luthers Grab; bey welcher Gelegenheit einige Umſtehende

Erzketzer ausgraben zu laſſen. All

wortete, er führe Krieg mit den Lebe

mit den Todten; man ſolle ihn alſ

indem er ſchon ſeinen Richter werde gefu

Unter andern guten Eigenſchafte

dieſe nicht die geringſte, daß er den Kri

und, ſo viel man immer wiſſen kann,

Indeſſen mußte ein Mann, der eine ſ

ſpielt, wie er, nothwendig die ungleic

über ſich ergehen laſſen. Wie konnte

anders ſeyn, da man einen ſo unläugbar

von Redlichkeit, Uneigennützigkeit, und einer mit ſo veſtem Muth verbundenen Vaterlands- und Religionsliebe auf der einen Seite, auf der andern aber ſo ſtarke und unbändige Leidenſchaften, ſo viel Dreiſtigkeit in ſeinen Behauptungen, ſo viel Unverſöhnlichkeit, Ungeſtümme und Heftigkeit gegen alle jene, die nicht ſeinen Meinungen folgten, wahrnimmt. Daß er gerührt ward von den Mißbräuchen, die ſich zu ſeiner Zeit in die Religion eingeſchlichen hatten, daß er eben dieſe Religion von dem zu vielen Außenwerke, mit dem ſie beſonders durch die Mönche war überladen worden, auf das Innere, auf Empfindung und Verſtand zurück zu führen ſuchte, daß er die Quellen der chriſtlichen Religion gemein zu machen, und jedem, der Willen und Anlage hatte, ſelbſt in die Hände

zu

zu geben ſich beſtrebte, hatte er mit allen rechtſchaffenen und denkenden Leuten gemein. Daß er Hand anlegete, wo die übrigen meiſtens nur fromme Wünſche äußerten, macht der ihm eigenen Unerſchrockenheit ſowohl als ſeinem Eifer für die gute Sache Ehre. Daß er aber gleich, nachdem er ſeinen Wunſch wegen der Verbeſſerung der Kirche an den Tag geleget, dogmatiſirte, und anſtatt des Ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Thomiſmus und Scotiſmus, die doch nie als die Lehre der Kirche anzuſehen waren, ſeinen in dem Kloſter eingeſogenen Auguſtiniſmus, wenn er auch mehr pſychologiſch und in mancher Rückſicht auch ſchriftmäßig wahres, als der Thomiſmus und Scotiſmus, enthielt, auf den Thron zu erheben, für pure Schriftwahrheit auszugeben, und jedermann mit einer Zuverſicht, die ihres gleichen nicht hat, aufzudringen ſuchte; daß er dasjenige, was er ſtets in dem Munde führte, nämlich Prüfung und Unterſuchung, doch niemanden in der That gönnte; daß er in den meiſten Fällen, anſtatt den Baum von geilen Auswüchſen oder verdorrten Aeſten zu ſäubern, lieber die Axt an die Wurzel ſetzte; daß er durch ſeine Heftigkeit und die gehäßigſten, ſelbſt mit in ſeine neue Dogmatik verwebten Aufbürdungen den Saamen zu einer Erbitterung und zum wechſelweiſen Haſſe ausſtreute, der des Chriſtenthums Schande iſt, und die Menſchheit entehrt; er, der doch ſeinen erſten Grundſätzen nach der toleranteſte Mann von der Welt hätte ſeyn ſollen; daß er glaubte, nicht die geringſte Rückſicht auf Zeit und Umſtände nehmen zu dürfen, ſondern vielmehr, was er einmal als wahr angenommen, in die Welt ſchreiben und predigen zu müſſen, ſollte auch alles darüber zu Grunde gehen, dieſes wird wohl niemand entſchuldigen, als den Vorurtheile und Parteygeiſt außer Stande ſetzen die Sache in ihrem wahren Geſichtspuncte zu faſſen.

Neuntes Kapitel.

Unterhandlungen mit dem Landgrafen. Deſſen Gefangenſchaft. Tod König Franzens von Frankreich und Heinrichs von England.

Nachdem alles mit dem ehemalige
Johann Friederich in Ordnung
begab ſich Karl nach Halle, um allda
der mit dem Landgrafen ebenfalls ang
terhandlungen zu erwarten. Kaum
Bundsarmee getrennt, als derſelb
Tochtermann den Herzog Moritz um ei
Frieden, ohne von ſeinen Bundsverwan
zu thun, bey dem Kaiſer anhalten ließ
nicht wußte, ob dieſer zuerſt Sachſe
heimſuchen würde. Ja, er erboth ſich ſo
ſeinen Zug nach Sachſen angetretten
einem anſehnlichen Kriegsvolke zu Pfer
beyzuſtehen. Man muß ſich daher nicht wundern,
daß er insgemein von ſeinen Bundsgenoſſen für einen
Verräther angeſehen ward, und man überhaupt in
Anſehung ſeines folgenden Schickſals, obſchon ſolches
wegen einiger Nebenumſtände den größten Theil der
Nation ſehr aufbrachte, dennoch wenig Bedauerniß
mit ihm hatte.

Da nach dem Sieg bey Mühlberg kein Zweifel
übrig blieb, daß nun Karl auf ihn losgehen würde,
ſo verdoppelte ſich die Furcht bey ihm; und Moritz
gab ſich mit Zuziehung des Churfürſten Joachim
von Brandenburg um ſo mehr Mühe, ihn mit dem
Kaiſer auszuſöhnen. Damit das Geſchäft deſto beſ-
ſer

ſer von Statten gienge, bewog man den Landgrafen nach Leipzig zu kommen. Da aber Karl unbeweglich darauf beſtand, daß er ſich ohne alle Bedingung ergeben, und alle ſeine Veſtungen und Kanonen ausliefern ſollte, zerſchlug ſich die Unterhandlung, und der Landgraf reiſete voll Furcht und Zweifel nach Hauſe. Unterwegs ließ er ſich gegen den Chriſtoph von Ebeleben, des Herzogs Moritz Rath und Amtmann zu Weiſſenfels, heraus, daß er ſich gleichwohl entſchlieſſen wolle, dem Kaiſer Abbitte zu thun, ſein Geſchütz zu übergeben, und ſeine Feſtungen zu ſchleifen, wenn er nur wüßte, daß ihm der Kaiſer eine einzige zugeſtehen, und ihn ſicher den Rückweg nehmen laſſen wolte. Dieſe Erklärung gab Anlaß, daß die Unterhandlungen erneuert wurden, indem ſie der von Ebeleben gleich ſeinem nun bereits zur Chur erhobenen Herrn, dieſer aber dem Kaiſer bekannt machte.

Karl hatte zwar zuvor von keiner Bedingung hören wollen; nun aber ließ er es geſchehen, daß gewiſſe Puncte verabredet würden, die der Landgraf eingehen ſollte; wobey jedoch die Ergebung auf Gnade und Ungnade immer der erſte, und der Grund aller übrigen blieb. Die beyden Churfürſten, dadurch in Unruhe verſetzt, erkundigten ſich, wie weit ſich die Ungnade erſtrecken werde; worauf der Kaiſer zur Antwort ertheilte, „daß ſie dem Landgrafen, im Fall, daß er ſich ergäbe, weder zur Leibesſtrafe, noch ewiger Gefängniß, noch Confiſcirung ſeiner Güter weiter als in der Capitulation begriffen, nicht gereichen werde; jedoch ſolle er es nicht wiſſen, ſondern ſich ſchlechts und frey ergeben.“ Der Innhalt der übrigen war folgender: „der Landgraf ſollte in eigener Perſon um Verzeihung bitten, ſich gegen den Kaiſer als ein gehorſamer Fürſt betragen, denſelben

für seinen obersten einigen Herrn und allergnädigsten Kaiser achten, sich jederzeit an ihn halten, und alles gänzlich und völlig vollstrecken, was der Kaiser zu gutem Fried, Ruhe und Einigkeit der deutschen Nation verordnen werde; dem Kammergerichte, das der Kaiser aufrichten werde, Gehorsam leisten, und das Seinige zur Unterhaltung desselben beytragen; mit gutem Treuen samt andern Ständen Hilf Türken thun; sich aller Bündniß ser dem Reich haben möchte, des Schmalkaldischen, und dem so dazu dienstlich seyn möchten, dasselbige für Bündnisse seyen, ren, keines hinfür eingehen, in sein Bruder samt andern, die ih ausdrücklich, völlig und gänzlich behalten seyn; den Feinden des K den keinen Aufenthalt geben; de dern, wenn er an einer Person werde; demselben durch sein Land gen gestatten; seine Unterthanen, Kaiser und seinen Bruder dienen wurden, strafen; dem Kaiser wegen seiner großen Unkosten hundert fünfzig tausend Gulden zahlen; alle Vestungen in seinem Land ausser Ziegenheim und Cassel schleifen; dem Kaiser ohne Verzug all sein Geschütz, Kugel, Pulver und Munition überantworten; Herzog Heinrichen von Braunschweig und seinen Sohn frey lassen." Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg und der Herzog Wolfgang von Zweybrücken sollten sich in gebührlicher Form verschreiben, daß er alle Artikel vestiglich halten würde."

*

Diese Puncte überschickten die Churfürsten dem Landgrafen; und ob er gleich nichts von der kaiserlichen

lichen Erklärung wegen der Ungnade wiſſen ſollte, machten ſie ihm doch dieſelbe, und zwar aus Mißverſtand, und Voreiligkeit auf eine Art bekannt, die gar nicht mit des Kaiſers Sinn überein kam; nämlich, daß er über dieſe Puncte „weder an Leib und Gut, mit Gefängniß, Beſtrickung oder Schmälerung ſeines Landes nicht ſollte beſchweret werden.“ Und damit er um ſo weniger daran zweifeln möge, ſo verpflichteten ſie ſich, „daß, wenn ihm über die Puncte einige Beſchwerung begegnen würde, ſie ſich auf ſeiner Kinder Erfordern perſönlich einſtellen, und erwarten wollten, was ihnen auf ſolche Einſtellung auferlegt würde.“

Der Landgraf nahm zwar dieſe Puncte mit Rath und Einwilligung ſeiner Landſchaft an; bath ſich aber über einige davon eine weitere Erklärung aus. Und da dieſelbe bald darauf erfolgte, ſo machte er ſich auf den Weg, und kam den 18. Junii zu Halle, wo ſich der Kaiſer aufhielt, an. Am folgenden Tage ward ihm die Original-Capitulation zur Unterſchrift vorgeleget, welche er auch nach einigen darüber gemachten, aber bald gehobenen Schwierigkeiten unterzeichnete.

Alsdann begab er ſich, von den beyden Churfürſten begleitet, in den Audienzſaal, und fiel nebſt ſeinem Kanzler Günderrode auf die Kniee, welcher eine Abbitte vorlas, vermöge deren er ſeine Vergehung gegen den Kaiſer bedauerte, ſich auf Gnad und Ungnad demſelben ergab, und um Gottes und ſeiner Barmherzigkeit willen bath, daß der Kaiſer ihm das Vergangene allergnädigſt verzeihen wolle; auch ſich erboth, den Kaiſer als ſeinen eigenen, rechten, von Gott geordneten oberſten Herrn, Kaiſer und Obrigkeit zu ehren, zu erkennen, und demſelben gehorſam zu ſeyn, auch alles zu leiſten, was einem gehorſamen

Fürſten

Fürſten und Vaſallen gebühre ꝛc. Worauf der Kaiſer nach einiger Bedenkzeit durch den Reichs-Vice-Kanzler D. Seld antworten ließ, „daß, ob er gleich, wie er ſelbſt bekenne, die allerhöchſte Strafe wohl verdient hätte, der Kaiſer dennoch aus angebohrner Milde, und in Betracht der von einigen Churfürſten und Fürſten für ihn eingelegten Fürbitten zufrieden ſeyn wolle, daß die Achtserklärung aufgehoben, und die Lebensſtrafe, die er wegen geübter Rebellion wohl verdient hätte, ihm erlaſſen würde; deßgleichen, daß er weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Confiſcation ſeiner Güter, mehr und weiter, als die Capitulation enthielte, beſchweret werden ſollte.“ Der Landgraf bedankte ſich durch ſeinen Kanzler; und weil ihn der Kaiſer nicht aufſtehen hieß, ſo that er es von ſelbſt, und nahte ſich demſelben, in der Hoffnung, er würde ihm, nach dem damaligen Gebrauche die Hand reichen. Allein, der Churfürſt von Brandenburg, der zuvor den Kaiſer darum befragt, und die Antwort erhalten hatte, daß es ſeiner Würde nicht anſtändig ſey, bis der Landgraf gänzlich frey geworden, gieng ihm entgegen, und ſagte ihm leiſe, daß es jezt noch nicht geſchehen werde. Ein Augenzeug, der dieſe Ceremonie mit angeſehen, ſaget, der Landgraf habe während der Zeit, da ſein Kanzler die Abbitte herab geleſen, ganz hämiſch darüber gelächelt; wogegen ihm der Kaiſer mit dem Finger gewinket, zornig ausgeſehen, und geſprochen: wol, ick ſol di lachen lehren. Ein Umſtand, der des Kaiſers Betragen um ſo begreiflicher macht.

Vor einem Jahr hätte man einen ſolchen Auftritt gewiß nicht vermuthet. Selbſt der Landgraf erklärte ſich noch im Winter gegen den Franzöſiſchen Geſandten, daß er ſich eher kreuzigen laſſen, als auf

die

der ihm damals vorgelegten Bedingungen, nämlich auf Gnade und Ungnade, sich ergeben wolle. Was seinem Stolze am empfindlichsten fallen mußte, war, daß sein Todfeind, der Herzog Heinrich von Braunschweig, den er nebst seinem Sohne auf freyen Fuß hatte stellen müssen, dieser Demüthigung nebst vielen andern Fürsten beygewohnt. Allein, weit größer war seine Bestürzung, als ihm nach dem bey dem Herzoge von Alba genommenen Abendessen bedeutet ward, daß er bey demselben unter einer Wache bleiben müsse. Umsonst wandte er sich an die beyden Churfürsten, und forderte ihre Treue und Glauben auf; denn diese konnten neben der Betheurung, daß sie redlich mit ihm gehandelt, und von keiner Gefangenschaft etwas gewußt, ihm keine andere Vertröstung geben, als daß sie alles mögliche bey dem Kaiser zu seiner Befreyung thun würden. Karln war es gänzlich unbekannt, daß die beyden Churfürsten dem Landgrafen eine Versicherung gegen alles Gefängniß gegeben. Eben so wenig wußte er davon, daß sie sich selbst auf Erfordern seiner Kinder einzustellen versprochen, im Falle, daß dem Landgrafen etwas zugemuthet werden sollte, das nicht in den Artikeln enthalten wäre. Da er nun vest entschlossen war, denselben nicht eher auf freyen Fuß zu setzen, als bis er alles in Deutschland seinem Plane nach in Ordnung gebracht, jedoch auch den beyden Churfürsten nicht gern Anlaß zum Mißvergnügen geben wollte: so ließ er die Frage erörtern, ob er den Landgrafen gefänglich habe annehmen mögen oder nicht; wobey er sich ganz deutlich erklärte, daß er lieber, ungeachtet der verlohrnen Zeit, zugeben wollte, daß die ganze Capitulation wieder aufgehoben würde, um seiner Seits freye Hände zu haben, als daß er sich entschliessen könne, den Landgrafen auf die verlangte Weise zu entlassen. Hierauf aber hätten

nach

nach Karls Vorgeben die Churfürſten ſelbſt geſtanden, daß er nichts gehandelt, als was ihm von Rechtswegen gebührte, und daß ſie ihn ſelbſt gegen alle, die das Gegentheil behaupten würden, vertheidigen wollten; nur bäthen ſie ihn, daß des Landgrafen Gefangenſchaft von keiner langen Dauer ſeyn möchte.

Und in der That ſagten ſie auch noch in der Folge in ihrem zu Augſpurg herausgegebenen Manifeſt, „ſie müßten bekennen, daß ſie dem Kaiſer in dieſer Sache weder vorher noch jezo etwas zur Laſt legen, oder ihn beſchuldigen könnten, daß bey ihm an der Vollziehung der abgeredten Capitulation einiger Mangel geweſen. Allein, es wären in dieſer Sache allerhand Bey- und Nebenhändel vorgefallen, indem ſie anfangs mit dem Kaiſer, ehe er ſein Lager vor Wittenberg verlaſſen, und mit dem Römiſchen König, hernach mit einigen wenigen kaiſerlichen Räthen verſchiedene Unterhandlungen gepflogen, die ganz geheim und enge geſchehen. Da könnte es nun wohl ſich zugetragen haben, daß aus Mangel und Unverſtand der Sprachen mit den kaiſerlichen Räthen allerhand Mißverſtand vorgefallen ſeyn möchte; worüber ſie ſich jezt in einige Diſputation nicht einlaſſen wollten.“

Der jüngere Granvelle nämlich, der das meiſte bey der Sache that, verſtand wenig oder gar kein Deutſch, und die beyden Churfürſten wenig oder gar kein Franzöſiſch und Spaniſch. Wie leicht konnte zwiſchen

a) Kürze halber berufe ich mich auf Wernhers Vertheidigung Kaiſer Karls V. Uebrigens geſtehe ich, daß ich keine noch ungedruckte Aktenſtücke in dieſer Sache habe ausfindig machen können. Bey einer dem Kaiſer von der Landgräfinn überreichten Supplik befinden ſich verſchiedene

zwischen solchen Unterhändlern ein Irrthum und Mißverstand entstehen? Markgraf Albrecht von Brandenburg machte noch im J. 1552. in seinem gegen den Kaiser herausgegebenen Manifeste demselben den Vorwurf, daß die Deutschen beynahe fremde Sprachen lernen müßten, wenn sie ihre Geschäfte mit Nutzen und in der Kürze an dem kaiserlichen Hofe ausrichten wollten. Wäre der Irrthum oder gar ein Betrug in irgend einem schriftlichen Deutschen Aufsatze vorgegangen, in welchem das Wort einig in ewig, nach einiger Vorgeben, umgeschaffen worden, wie hätten die Churfürsten sagen können, daß der Mangel und Mißverstand der Sprachen sie irre geführt, da sie doch gewiß die Deutsche verstanden? Auch wäre es unbegreiflich, daß sie sich nie auf diesen schriftlichen Aufsatz, der sich entweder in ihren oder der kaiserlichen Räthe Händen hätte finden müssen, berufen. Eben dieses rechtfertiget auch den sonst eben nicht sonderlich um Deutschland verdienten jüngern Granvelle; indem er ganz sicher keine solche Kenntniß der deutschen Sprache hatte, um einen deutschen Aufsatz verfertigen, und den ihm zugedachten Betrug nur begehen zu können. Das Ganze müßte demnach auf des Kaisers deutsche Räthe, besonders den Vice-Kanzler Seld, einen Mann von bewährter Redlichkeit und wahrem Patriotismus, zurückfallen, dem ein solches Betragen im mindesten nicht ähnlich sieht. a)

So viele Mühe sich übrigens die beyden Churfürsten, selbst mit Gefahr in die kaiserliche Ungnade

zu

a) schiedene Beylagen, die aber bereits insgesammt im Drucke erschienen sind. Unter diesen Acten-Stücken ist keineswegs das Protokoll, welches Riederer zum Vorschein gebracht, anzutreffen, auch überhaupt kein Aufsatz einer Capitulation oder von Puncten, wo der Ausdruck einige oder ewige Gefangenschaft vorkäme.

zu fallen, wegen des Landgrafen gaben, ſo mußte er dennoch unter einer Wache dem kaiſerlichen Hoflager folgen. Um ihn indeſſen etwas zu beruhigen, verſprachen ſie ſelbſt auch, dem Kaiſer ſo lange nachzuziehen, bis ſie ihm ſeine Befreyung verſchafft. Allein, ſie mußten dieſes Vorhaben bald aufgeben, indem ihnen der Kaiſer bedeuten ließ, er wolle ihn ſonſt gar nach Spanien bringen laſſen. Karl hatte allerdings Urſache gegen den Landgrafen ein Mißtrauen zu hegen; er kannte deſſelben unruhigen und unternehmenden Geiſt. Er wußte auch, daß Frankreich alle Augenblicke bereit ſey, alles aufzubiethen, um den Bundsverwandten wieder aufzuhelfen. Auch warteten die noch unbezwungenen Hauſe- und andere Niederſächſiſchen Städte nur auf einen entſchloſſenen Anführer, um das Aeußerſte zu wagen. Dieß war auch eine der Urſachen, warum man von proteſtantiſcher Seits dem Landgrafen ſeine Ergebung ſo wenig verzeihen konnte; da hingegen alles mit dem ebenfalls gefangenen Churfürſten Mitleiden hatte.

Indeſſen hatte doch auch Karl auf der andern Seite Gründe genug, den Landgrafen auf das glimpflichſte zu behandeln, oder vielmehr ſeines Arreſtes gar zu entledigen. Wenn je die Großmuth über Staatsabſichten hätte ſiegen ſollen, ſo war es vielleicht jezt. Der Landgraf war nun einmal irre geführt worden, die Sache mochte ſich zugetragen haben, wie ſie wollte. Immer war es hart für ihn einen fremden Fehler zu büßen, ſo wie die Feindſchaft und das Mißtrauen der beyden vermittelnden Churfürſten und die Abneigung eines großen Theils der Nation die unvermeidliche Folge davon war. Karls großes Glück hatte ohnehin bereits wieder ein auſſerordentliches Aufſehen in Europa gemacht. Seine Feinde ließen

es

es aller Orten erschallen, daß er nichts suche, als die übrigen Nationen, besonders aber die deutsche, gänzlich zu unterjochen, um sich dadurch den Weg zur Universal-Monarchie zu bahnen. Ja man theilte sich schon Plane mit, wie dieses chimärische Project sollte ausgeführet werden. Wie viel Gründe, den möglichsten Grad von Mäßigung zu beobachten!

Allem Anscheine nach sollte auch die Gefangenschaft nur so lange dauern, bis das Kammergericht wieder im Gange wäre, und das Concilium entweder eine Wiedervereinigung in Religionssachen gestiftet, oder doch eine Entscheidung gegeben hätte; eine Sache, die nach Karls Einsichten in seiner jezigen Lage eben nicht so gar viele Schwierigkeiten antreffen, oder so viele Zeit fordern würde. Eben dieser Gedanke aber, dem er sich nicht entschließen konnte zu entsagen, wird ihn einer neuen Verlegenheit aussetzen, und Deutschland in eine Verwirrung stürzen, deren Folgen noch schlimmer hätten werden können, als jene der vorhergehenden. Da die Sachen einmal so standen, daß man des Landgrafen Befreyung als eine höchst gefährliche Sache und als eine Ursache neuer Kriege an Karls Hofe ansah: so verfielen manche seiner ausländischen Rathgeber auf den Gedanken, man könne auf einmal so vielem Uebel zuvor kommen, wenn man ihn durch langsames Gift aus dem Wege räumte. Man ließ es sogar durch den Johann Guevara von Mayland kommen, und gieng Karln mehrmals an, Gebrauch davon zu machen. Allein; „höret auf, antwortete dieser, euch umsonst diese Mühe zu geben; denn ich kenne nichts niederträchtigers und einem Fürsten unanständigers, als sich seiner Feinde durch Gift zu entledigen; ja ich war immer vest überzeugt, daß es lasterhaft und das Zeichen

eines kleinen Geiſtes ſey, auch einen gerechten Tod verſtellter Weiſe und durch Liſt einem anthun a).

Niemand würde Karln bey ſeinen jezigen Umſtänden mehr beneidet, und ihm zugleich mehr Hinderniſſe in den Weg gelegt haben, als ſein alter Gegner König Franz; den aber der Tod hingerafft, als eben Karl auf ſeinem ſächſiſchen Zuge begriffen war. König Heinrich von England hatte einige Monathe zuvor den nähmlichen Weg angetreten. Beyde ſchienen gemacht zu ſeyn, um Karls ohnehin hervorſtechenden Charakter nur noch mehr zu erhöhen; der erſtere durch ſeinen Leichtſinn in Unternehmungen und unentſchloſſene Wankelmuth in der Ausführung Karls klugen und ſtandhaften Muth, der andere durch ſeinen ungeſtümmen, von der Landesverfaſſung bis auf jene der Religion und ſelbſt auf das Leben ſeiner Gemahlinnen ſich erſtreckenden Deſpotismus Karls vorſichtige Gelaſſenheit.

Zehntes Kapitel.

Bundstag zu Ulm. Reichstag zu Augſpurg. Handlung wegen des aus einander gegangenen Conciliums von Trient.

Von des einen heimlicher und offenbarer Feindſchaft und des andern zweideutiger Freundſchaft befreyt, hoffte Karl etwas ruhiger ſeine Abſichten erreichen zu können. Allein Franzens Nachfolger

a) Definite vosque meque fatigando fruſtra niti; ego enim viro Principi nihil indignius, nihil turpius eſſe ſtatuo, quam veneno pugnare; et mortem etiam diſſimu-

folger, Heinrich II. nahm gleich ſeines Vaters ganzes Syſtem an, und ſetzte nicht nur allein die in dem Innern ſeines Reichs zur Unterſtützung der Proteſtanten getroffenen Anſtalten fort, ſondern ließ auch in Deutſchland ſelbſt Truppen durch den Sebaſtian Vogelsberger anwerben, ſo daß Karl, theils den nach Augſpurg ausgeſchriebenen Reichstag halten zu können, theils die Franzöſiſchen Bewegungen genauer zu beobachten, die Stadt Magdeburg, (die ſich weigerte Befehle von ihm anzunehmen als ſein Glück am höchſten ſtand; da die oberländiſchen Städte um Gnade gefleht, als er nur noch Sieger zur Hälfte war,) unbezwungen hinter ſich ließ, und ſich durch Franken nach Schwaben begab.

Nie war man begieriger geweſen, was Karl für Schritte in Anſehung der innern Reichsverfaſſung thun werde, als jezt; denn dieſe mußten es eigentlich an den Tag legen, was er bey ſeinen bisherigen Unternehmungen für Abſichten geheget. Wenn man nach der Zeitfolge urtheilen wollte, ſo müßte ihm nebſt der Haltung eines Reichstages die ſchon während ſeines Aufenthalts zu Heilbronn projectirte Wiederherſtellung des Schwäbiſchen Bundes, oder vielmehr die Errichtung eines neuen nach dem Plane des ehemaligen Schwäbiſchen mehr als alles übrige am Herzen gelegen ſeyn. Denn noch aus ſeinem Lager bey Wittemberg ließ er an ſämmtliche Reichsſtände und auch an die Ritterſchaft ein Ausſchreiben ergehen, daß ſie ſich zu Ulm auf den 13. Junius zu dieſem Ende verſammeln ſollten. Allein, die Erſcheinenden waren äuſſerſt ſel-

den 6. May 1547.

ſimulanter perque fraudem inferre, ſceleris inſtar et puſilli animi eſſe ſemper reputavi. SEPULVEDA L. XXV. §. XXXIX.

ten; man machte aber dennoch von Seiten der kaiſerlichen Commiſſarien einen Verſuch, wenigſtens dieſe zu dem vorgeſchlagenen Bündniſſe zu bereden, theils um die noch wirklich ungehorſamen zu ihrer Schuldigkeit zu bringen, und dadurch die Ruhe in dem ganzen Reiche herzuſtellen, theils künftigen Unruhen vorzubeugen. Es traf aber bald ein, was Doctor Gienger, der dieſer Verſammlung in Ferdinands Namen beywohnte, bereits zu Heilbronn dem Granvelle vorgeſaget. Man eilte nicht nur allein nicht mit der Schließung, ſondern machte eine Schwierigkeit über die andere, z. B. in Anſehung der Jahre, die der Bund dauern ſollte, der Länder, mit denen ſich der Kaiſer ſowohl als ſein Bruder in denſelben einlaſſen wollten; wie es mit der Aufnahme derjenigen Stände zu halten, die bey der jezigen Verſammlung nicht erſchienen; was für Gerichte bey dem Bunde aufzuſtellen; wer den oberſten Feldhauptmann zu ernennen habe, und dergleichen mehr.

Durch viele Unterhandlungen brachten es endlich die Commiſſarien dahin, daß eine jedoch unverbindliche Bundes-Notel verfaßt wurde, auch daß mehrere von den Ständen, als Herzog Wilhelm von Baiern, Herzog Heinrich von Braunſchweig, Markgraf Ernſt von Baden, Graf Wilhelm von Henneberg, der Deutſchmeiſter, die Biſchöfe und Aebte zu Bamberg, Würzburg, Eichſtädt, Straßburg, Fulda und Murbach, ſich nicht abgeneigt zeigten, in den vorgeſchlagenen Bund zu treten. Die übrigen, beſonders die proteſtantiſchen, hatten um ſo weniger Luſt dazu; dieſen war nun alles verdächtig, was man ihnen vorſchlug, beſonders aber dergleichen Bündniſſe mit Ständen anderer Religion, um nicht in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, die Waffen

gegen

gegen ihre eigenen Glaubensverwandten zu führen. Da ſich die Sache verzögerte, und ohnehin zu Ulm Krankheiten einriſſen: mußte man das ganze Geſchäft bis auf den nächſten Reichstag zu Augſpurg verſchieben; wo es aber nicht wieder ſcheint in den Gang gebracht worden zu ſeyn.

Dieſer Reichstag war es nun, auf welchem eigentlich Karls ganzes Syſtem ſich entwickeln und an den Tag legen mußte. Nach dem von Bamberg aus datirten Ausſchreiben ſollte die Beruhigung und Einigkeit des Reiches der Hauptgegenſtand ſeyn, und dasjenige, was auf den letztern Reichstagen zu Worms und Regenſpurg nicht geſchehen konnte, zu Stande gebracht werden. Dahin zielte auch der auf dem Reichstag ſelbſt gemachte kaiſerliche Vortrag. Nachdem Karl darinn ſeine Neigung für das allgemeine Vaterland zu erkennen gegeben, ſagte er, „die vorigen Reichsverſammlungen, beſonders die jüngſte Regenſpurgiſche, wären vergeblich vorgenommen worden, und ſeyen mit Schimpf und Spott zergangen, aus keiner andern Urſache, als durch fürſetzlichen, verächtlichen Ungehorſam, auch geſchwinde Praktiken, und unleidlichen Zuſchub und Fürbiegen; dadurch folgends die ganze deutſche Nation in merklich Unruhe, Zerrüttung und Empörung geführt, auch ander nachtheiliger Unrath, Zertrennung und gewaltſame Handlung mit höchſter Beleidigung der kaiſerlichen Auctorität und Hoheit daraus erwachſen. Er habe demnach vermöge ſeines kaiſerlichen Amts gebührliches Einſehen darinn haben müſſen. Da aber die Spaltung in Religionsſachen alles bisher erfolgten Uebels und Unfalls, ſo ſich im Reich zugetragen, eine wahre Wurzel und Haupturſache geweſen und noch ſey, und ſich von Tag zu Tag je länger je beſchwerlicher an-

97384

laſſe, ſo zwar, daß, wo ſie ferner einwurzeln und geduldet werden ſoll, man ſich keines beſtändigen Friedens noch Einigkeit zu verſehen haben möge; und ſich aber der Kaiſer bisher zum höchſten bemühet, dieſem hochbeſchwerlichen Obliegen nicht allein mit Rath und Zuthun gemeiner Stände, ſondern auch mit ämſiger getreuen Förderung eines gemeinen Conciliums Genüge zu thun, welches nachmals in Deutſcher Nation, wie ſolches alle Stände auf vorgehaltenen Reichstägen bedacht, und den Kaiſer um Beförderung deſſelben gebethen, nach Trient ausgeſchrieben und fürgenommen worden; ſo achte nun derſelbe für eine hohe unvermeidliche Nothdurft, ſey auch entſchloſſen dieſe Puncte länger nicht zu verſchieben noch einzuſtellen, ſondern, in was chriſtlich und gebührlich Weg das immer ſeyn mag, zu ſchleunigem Ausgang und Endſchaft zu bringen, und daß jezt alsbald darzu verſtanden, und durch ſolche Mittel ein beſtändiger Fried und chriſtliche Einigkeit aufgerichtet, dadurch Gott dem Allmächtigen gedient, gemeine deutſche Nation in Fried und Ruhe geſetzt und erhalten werde, und zu ihrem vorigen glücklichen Zuſtand, Gedeihen und Aufnehmen kommen möge, wie dann des Kaiſers gnädiges Gemüth und höchſte Begierd je und allweg geweſen und noch ſey."

„Wenn ſolches einmal in das Werk gerichtet, ſo laſſe es der Kaiſer ferner, zur Erhaltung gemeinen Friedens im Reich, bey dem im Reich verkündeten Landfrieden bewenden; wenn aber die Stände es für nöthig hielten, etwas daran zu beſſern oder zu erklären, ſo wolle er ihren Rath und Gutbedünken gern hören."

„Weil auch zur Handhabung des Friedens, eines gemeinen gleichmäßigen Rechtens gröſslich vonnöthen, daß das Kammergericht nicht länger dem Kaiſer zur Verkleinerung, den Ständen zum Nachtheil, auch der ganzen Nation zum Schimpf unbeſetzt und jedermann rechtlos gehalten werde; die Beſetzung deſſelben aber aus allerhand Urſachen bisher verhindert worden, und etliche Fürſten, Stände und Städte bewilliget, dem Kammergericht, das der Kaiſer aufrichten werde, Gehorſam zu leiſten, und das Ihrige zur Unterhaltung deſſelben zu geben; ſo wolle er gemeine Stände gnädiglich erſucht haben, daß ſie zur Beförderung dieſes nothwendigen Werkes und unverzüglicher Wiederaufrichtung der Juſtiz im Reich ſolche Beſetzung des Kammergerichts dießmal ihm gemeinlich und vollkommenlich heimſtellen, und zur Unterhaltung deſſelben das Ihrige beyzutragen unbeſchwert ſeyn wollen; wogegen er des gnädigen Willens und Erbiethens ſey, daſſelbe mit einem anſehnlichen geſchickten Kammerrichter, auch ſonſt mit qualificirten tauglichen Beyſitzern und Perſonen zu beſetzen, und dieſelbe beeidigen zu laſſen, jeden zu gleich ordentlichem Recht zu verhelfen.“

„Weil aber während dieſer Zeit die Sachen und Prozeſſe ſich dermaßen gehäufet, daß die gewöhnliche Anzahl der Beyſitzer der Erörterung derſelben nicht gewachſen: ſo achte er für nothwendig, daß der gewöhnlichen Anzahl derſelben zum wenigſten zehen Perſonen zugeordnet werden, die den übrigen Hülf und Beyſtand leiſten, ſodann aber anſtatt deren, die mit Tod abgehen werden, eintreten ſollen.“

„Damit auch die Stände der entwehrten geiſtlichen Jurisdiction und Güter halber deſto weniger

zu mehrerm Unwillen und beſchwerlichen Rechtfertigungen erwachſen mögen, ſo wolle der Kaiſer ihm vorbehalten haben, zwiſchen ihnen derhalben alsbald gütliche Unterhandlungen zu pflegen, und im Fall der Nichtvergleichung alsdann, wie es damit gehalten werden ſoll, gebührliche Maß und Ordnung zu geben."

„Der Punct der Türkenhülfe möge indeß in Ruhe geſtellt werden, bis auf die Ankunft ſeines Bruders, der alsdann den Ständen des Anſtands halben, der mit den Türken gemacht, Bericht thun, und anzeigen werde, was Fürſehung in allem Fall zu thun, und fürzunehmen ferner vonnöthen ſeyn wolle."

„Er ſey auch bereit wegen endlicher Ausgleichung der Reichsanſchläge und der ſtreitigen Seſſion mit Rath der Stände das Seinige beyzutragen."

„Endlich, weil er aus gnädigem väterlichen Gemüth, ſo er zu gemeiner deutſchen Nation, dem Vaterland und deſſelben Ständen trage, ja gern alles dasjenige, ſo zu Aufnehmung derſelben dienſtlich ſeyn mag, befürdern wolle; und ſich aber befinde, daß ein Theil hier wider alt Herkommen viel abgeſonderte Räthe, ſo etliche Stände hin und wieder unter ſich ſelbſt mit allerhand ſeltſamen Perſuaſionen gemacht, gehalten worden, daraus viel Unrichtigkeit und Verhinderungen erfolgt, auch mancher von ſeiner billigen Wohlmeynung abgewendet worden, neben dem, daß ſich ſolches in des Reichs obliegenden wichtigen Sachen nit gebührt, ſondern ein jeder ſein Bedenken in freyem offentlichen Rath dem alten deutſchen Gebrauch und ſeinem beſſern Verſtand nach anzeigen ſoll, damit alle Ding deſto ſtattlicher verrichtet und zur guten einhelligen Vergleichung gebracht werden mögen;

ſo

so sey des Kaisers Begehren und ernstliche Ermahnung, daß die Stände, und deren jeder insonderheit sich derselben abgesonderten Räthe und Persuasionen enthalten, und ein jeder sein Bedenken frey rund in offenen versammelten Räthen nach altem Herkommen anzeigen, und des gebührlichen Beschlusses darauf gewarten wolle."

Karl hatte dießmal nicht selbst auf ein Concilium angetragen, sondern nur erzählungsweise in den Vortrag einfließen lassen, was er bereits deswegen gethan. Dessen ungeachtet aber verfielen die Churfürsten und Fürsten einmüthig auf dasselbe, als den ordentlichen Weg, Religionsstreitigkeiten abzuthun; nur wollten die drey protestantischen Churfürsten Pfalz, Brandenburg und Moritz von Sachsen dasselbe mit ihren schon so oft angeregten Bedingungen gehalten wissen, nähmlich daß der Pabst nicht den Vorsitz habe, die Bischöfe ihres Eides erlassen würden, die protestantischen Theologen Macht hätten mit und neben ihnen zu schließen, und die bereits gemachten Decrete neuerdings untersucht würden. Die Fürsten insonderheit verlangten in ihrem Bedenken, „der Kaiser möge Fleiß brauchen, die übrigen christlichen Potentaten zu bewegen, das Concilium zu besuchen; auch, daß die deutschen Erz- und Bischöfe persönlich, oder durch ihre gelehrte, verständige und erfahrne Gewalthaber demselben beywohnten; desgleichen, daß die Stände der Augspurgischen Confession dazu erfordert, dazu und davon genugsam vergleitet, nach Nothdurft gehöret, und dahin möchten gehalten werden, sich dem Concilium anhängig und unterwürfig zu machen, desselben Erörterung und Determination gehorsamlich zu erwarten, und derselben zugelebet und nachzukommen."

„Und ob auch etwan etliche ſtreitige Artikel auf dem Concilium von Trient bereits wären beſchloſſen worden, welches doch nicht vor Augen, daß nichts deſto minder dieſelben Artikel wiederum für Hand genommen, und die Proteſtirenden genugſamlich darauf verhört, und von ihnen gute Rechenſchaft ihrer Lehre und Glaubens vernommen werde, damit ſich hierinn niemand übereilend beſorgen, oder deswegen einig Ausred fürwenden und ſich entſchuldigen möge; ſie verhofften auch, Gott werde ſeinem chriſtlichen Volk Gnad und Barmherzigkeit verleihen, und es zu rechter Einigkeit und einhelligem Glauben führen und kommen laſſen.“ Hierbey iſt äuſſerſt merkwürdig, daß bey weitem der mehrere Theil der Fürſten, die dieſes Bedenken geſtellt, katholiſch war; ſo wenig war damals noch die Untrüglichkeit und Allgemeinheit des Conciliums von Trient in Deutſchland erkannt.

Weil zu beſorgen war, die Stände, inſonderheit die Churfürſten, dürften ſich wegen der Bedingungen gar nicht vereinigen können, erſuchte ſie Karl, „ſie möchten ihm die Sache heimſtellen, indem er ſeinem kaiſerlichen Amt gemäß alle mögliche Vorſehung thun werde, daß das Trienter Concilium fürderlich gehalten, und continuirt, auch durch Churfürſten, Fürſten und gemeine Stände, und andere chriſtliche Potentaten, und ſonderlich von den Erzbiſchofen, Biſchofen und Prälaten der Deutſchen Nation perſönlich, oder im Fall der Verhinderung durch Gewalthaber beſucht werden möge; desgleichen auch, daß die der Augſpurgiſchen Confeſſion und ihre Geſandten in demſelben erſcheinen, und daß ſie vollkommen ſichers Geleit bekommen, auch nothdürftiglich gehöret, und die ganze Tractation und Beſchluß gottſelig und chriſtlich,

lich, aller Affect hintangesetzt, nach göttlicher und der alten Väter heiliger Schrift und Lehr vorgenommen, gehandelt, und beschlossen, und auch eine christliche nützliche Reformation der Geistlichen und Weltlichen aufgerichtet, und alle unrechte Lehren und Mißbräuche der Gebühr nach abgestellt werden mögen." Wegen der übrigen Bedingungen, die man ihm anzeigte, wünschte er, „daß sich die Stände damit nicht bekümmern, noch deshalb sorgfältig seyn sollten, sondern Karl wollte seinem obliegenden Amt gemäß, so viel ihm gebühre, sich noch weiter erbothen haben, zu der Zeit, da das Concilium seinen Fürgang erreichen werde, alle Sachen dahin zu richten und zu befördern, damit alle Dinge christlich, ehrbarlich, ordentlich und gebührlich ergehen, und gehandelt werden, in welchem Stücke sich die Stände wohl auf ihn verlassen könnten und sollten."

Man sieht hieraus deutlich genug, daß Karl in diesem Stücke that, und zusagte, was ihm nur immer in der Lage, in welcher er sich befand, möglich war; und daß er denjenigen Rath, den ihm die Gesandten seines Bruders, besonders D. Gienger, erhielten, (den Protestanten das Concilium so vorzutragen, daß sie durch die That selbst abnehmen könnten, daß man ernstlich und aufrichtig mit ihnen zu Werke gehe,) zu erfüllen suchte; obschon er sich eben nicht getraute, ihnen dem Verlangen der Fürsten gemäß ausdrücklich zu versprechen, daß alles, was das Concilium bereits abgehandelt, auf das neue sollte untersucht werden. Indessen blieb sein Gesuch nicht unerfüllt; indem sich die Churfürsten nach einigen Unterhandlungen dahin vereinigten, daß man ihm in diesem Stücke nicht vorgreifen, sondern die Sache heimstellen wolle. Die Fürsten kamen etwas

härter

härter daran; vereinigten ſich aber doch zuletzt mit den Churfürſten.

Nun waren die Städte noch übrig, denen das Trienter Concilium im Grunde ſo gehäſſig war, als es je einem Proteſtanten ſeyn konnte; allein förmlich ſich zu widerſetzen, und dadurch Karln zum Unwillen zu reizen, war für niemand bedenklicher als für ſie. Daher kam es, daß ſie einen Mittelweg einſchlugen, und, da ſie vor den Kaiſer gerufen wurden, erklärten, daß es ihnen nicht zukomme, das Gutachten der beyden andern Collegien zu meiſtern oder zu verbeſſern. Um ſich jedoch fürs künftige wenigſtens einigen Rückenhalt zu verſchaffen, überreichten ſie zugleich ein ſchriftliches Bedenken, in welchem ſie auf ein freyes, chriſtliches, und dem Pabſte nicht unterworfenes allgemeines oder National-Concilium antrugen, und riethen, daß inzwiſchen beyden Theilen die freye Uebung ihrer Religion ungehindert geſtattet werden möchte. Der Kaiſer hielt ſich aber bloß an ihre mündliche Erklärung, auf die er durch den Vice-Kanzler Seld antworten ließ, es wäre ihm höchſt angenehm, daß ſie ſich nach dem Beyſpiele der höhern Stände gänzlich auf ihn verließen, und mit den übrigen gleiche Geſinnungen hätten.

Daß ſich die Proteſtanten ſo gut aus dem Handel zu ziehen ſuchten als möglich, das übrige aber der Zeit überließen, iſt eben nach den damaligen Umſtänden nicht ſehr zu verwundern; um ſo mehr aber, daß Karl noch immer ſo ſtark auf ein Concilium drang, und ſo zu ſagen den Haupterfolg ſeines Sieges an daſſelbe heftete. Jeder mußte einſehen, daß auch jezt, wo es nur noch auf Worte ankam,

alles

alles lauter Zwang, bey den Proteſtanten ſey, und daß es nicht ohne die gewaltſamſten Auftritte abgehen werde, wenn es zur That ſelbſt kommen ſollte.

Nebſt dem hatte ſich während der Zeit, da Karl nach Sachſen gezogen, etwas zugetragen, welches niemand und am wenigſten er ſelbſt vermuthet, nähmlich die Verrückung des Conciliums von Trient nach Bononien; deſſen Geſchichte wir nun nachholen müſſen, indem eben dieſes Concilium Karls Haupt- und ſo zu ſagen einzige Angelegenheit war. So lange ſein Anſehen ſo ſchwankend war, wie vor dem Ausbruche des Schmalkaldiſchen Krieges, wünſchte er ſelbſt, daß mit der Eröffnung deſſelben zurück gehalten würde. Weil jedoch die bereits verſammelten Biſchöfe nicht gern ihre Zeit umſonſt zu Trient zubringen wollten, und zu beſorgen war, wenn ſie einmal wieder aus einander gegangen, daß man ſie kaum wieder zur Rückkehr werde bringen können, ſo ließ er es endlich geſchehen; jedoch ſollten ſie ſich indeſſen der Entſcheidung der Glaubensſätze enthalten, und ſich bloß mit der Verbeſſerung der Kirchenzucht abgeben.

Erſteres, glaubte Karl, würde zu nichts dienen, als die Erbitterung der Proteſtanten zu vermehren, und die Wiedervereinigung unmöglich zu machen. Wenn dieſe mit Frucht wolle betrieben werden, müſſe man die Proteſtanten vor allem hören, und freundſchaftlich zu überzeugen ſuchen. Da man auf deutſchen Reichstagen und Colloquien, zu denen bloß Deutſche gezogen worden, wenigſtens einige Frucht davon gehabt: ſo könne man ſich um ſo mehr verſprechen von einer Verſammlung von Männern, die aus allen chriſtlichen Nationen wegen

ihrer

ihrer Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ausgewählt wären. Vorderſamſt aber müſſe des Kaiſers Anſehen erſt ſo beveſtiget ſeyn, daß er der Sache den gehörigen Nachdruck geben könne, indem ſonſt die Proteſtanten nicht einmal dahin wirken zu vermögen ſeyn, ſich nur in einige Unterhandlung mit dem Concilium einzulaſſen.

Von dem Verderbniſſe der Sitten, beſonders von Seiten der Geiſtlichen, habe das Ganze ſeinen Anfang genommen; dieſe Quelle müſſe man erſt zu verſtopfen ſuchen. Hauptſächlich ſey das Volk durch die vielen Mißbräuche, die ſich in die Kirchenzucht eingeſchlichen, aufgebracht worden, und habe daher die große Abneigung gegen die katholiſche Religion geſchöpft, die man bey ſelbigem verſpüre; dieſe müſſe man denſelben vor allem zu benehmen ſuchen. Ueber die Glaubenspuncte ſey es ohnehin nicht im Stande zu urtheilen, indem ungeachtet des Abſcheues, den Luther vor allen ſcholaſtiſchen Schulfragen gehabt, die Sache doch wieder großen Theils auf theologiſche Spitzfindigkeiten hinaus getrieben worden; die Mißbräuche hingegen fielen in das Aug, und würden auch leicht von dem Volke bemerkt. Indeſſen, bis dieſe gehoben, werde ſich zeigen, was die Sachen theils im Felde für eine Wendung bekämen, theils was von den Proteſtanten in Anſehung der Nachgiebigkeit in Glaubensſachen zu gewarten ſey. Noch eine geheime Urſache war, weil Karl und alle, die einige Kenntniß von den vergangenen Zeiten hatten, beſonders von jenem, was ſich auf dem Concilium von Coſtanz zugetragen, der Meynung waren, daß, wenn die Glaubensſachen einmal geſchlichtet wären, man um die Reformation der Kirchenzucht wenig mehr werde bekümmert ſeyn; die ganze chriſtliche Welt

habe

habe ehemals zu Costanz nach Reformation gerufen; von römischer Seite habe man sie versprochen, nur sollte erst ein rechtmäßiger Pabst gewählet werden, weil dieses der Grund aller Kirchenverbesserung sey. Man habe den Pabst gewählet, und die Reformation sey unterblieben; jezt würde es kaum anders nach einmal berichtigten Glaubenssachen gehen.

Dagegen behauptete man von Seiten des Pabstes, „auf allen vorigen Concilien sey der Anfang durch die Abhandlung der Glaubenssachen gemacht worden; der Glaube sey die Grundveste der Kirche, von dieser müsse man den Bau anfangen, nicht von dem Dach. An dem Glauben sey weit mehr gelegen, als an den Sitten und der Kirchenzucht; wenn eine Stadt vom Feinde belagert werde, müsse man diesen zuerst abtreiben, nicht aber den Anfang mit der Züchtigung der eigenen Bürger machen, um diejenigen nicht zum Mißvergnügen zu reizen, auf deren Treue und Tapferkeit die Vertheidigung der Stadt beruhe. Es sey ganz vernunftwidrig, daß derjenige, der den Kläger vorstelle, ja selbst den Richter, sich freywilliger Weise abtrünnigen Rebellen zu Gefallen als den Schuldigen erkläre, oder daß man sich um die Heilung kleinerer Krankheiten bekümmere, und der Pest selbst mit unwiederbringlichem Verlust den freyen Lauf lasse.“

Dieß waren die Ursachen, die man bekannt werden ließ. Die übrigen giebt uns ein mit den innersten Gesinnungen des Römischen Hofes vertrauter Schriftsteller a) folgender Maßen an: „die so sehnlich verlangte Reformation sey doch im Grund meistens auf den Römischen Hof selbst, und dessen verschie-

a) PALLAVICIN. L. 6. c. 7.

ſchiedene Gerichts- und andere Stellen angeſehen; daß aber der Regent die Verbeſſerung und Zurechtweiſung ſeiner eigenen Perſon ſowohl als der Seinigen ſeinen Unterthanen überlaſſen wolle, ſey gegen alle Klugheitsregeln. Man müſſe zwar die Geſinnungen aller zu erforſchen ſuchen, aber wenige um Rath fragen; übrigens ſtehe es dem Regenten ſelbſt zu, Geſetze für die Seinigen zu machen, damit nicht diejenigen, die ihm Ehrerbietung ſchuldig, ſich daran gewöhnen, ſein Thun und Laſſen zu kritiſiren, oder gar den zu regieren ſuchen, von dem ſie müſſen regiert werden. Die Menſchen ſeyen überhaupt in Dingen, die ſie nicht ſelbſt angiengen, ſtrenge Richter; von den Biſchöfen würden einige aus Unerfahrenheit, einige aus einem der Vernunft nicht gemäßen Religionseifer, andere aus Eigennutz, und aus Begierde ihren Monarchen zugefallen, andere aus Neid und Abneigung gegen den Pabſt, dem Römiſchen Hof die ſtrengſten Geſetze vorſchreiben, die nicht ſowohl auf Abſchaffung der Mißbräuche, als auf Einſchränkung der päbſtlichen Macht und die Erweiterung der ihrigen zielen würden. Was ſolle aber nun der Pabſt thun, wenn etwas dergleichen zu Trient unternommen werde? ob er ſo gleich nachgeben, und dasjenige vollends abtreten ſolle, was ihm bis daher nicht einmal die Ketzer haben entziehen können; oder ob er ſich widerſetzen, und ſelbſt mit dem Concilium in einen Streit einlaſſen ſolle, zur Zeit, wo die Harmonie mit demſelben noch die einzige Hoffnung gegen die Ketzer darbiethe. Wenn einmal die Biſchöfe den Vorſatz gefaßt, dem Pabſte Schranken zu ſetzen, würden ſie ohne Zweifel nach dem Beyſpiel der ehemals zu Baſel verſammelten ſich die Obergewalt und Gerichtsbarkeit über die Päbſte ſelbſt anmaßen, woraus ein ewiger Kampf in

der

der Kirche ſelbſt und unaufhörliches Mißtrauen entſtehen müſſe" ꝛc.

So wichtig auch dieſe Gründe dem Pabſte ſchienen, die Reformation bis nach gänzlicher Entſcheidung der Glaubensſachen zu verſchieben; ſo wenig waren die Biſchöfe, obgleich der größte Theil aus Italienern beſtand, damit zufrieden, ſo daß endlich ein Mittelweg gewählt ward, nämlich von Glaubensſätzen und der Verbeſſerung der Kirchenzucht zugleich zu handeln. Um den Pabſt zu beruhigen, ſchrieben ihm die Legaten, „ein anders ſey von der Reformation überhaupt, ein anders in Betreff dieſes oder jenes Punctes handeln; was letzteres angehe, würden ſie nicht zugeben, daß etwas zur Sprache komme ohne ihren Rath und Zuthun. Man müſſe eben nicht von dem Pabſt anfangen; es ſey ungemein viel zu verbeſſern in Anſehung des Gottesdienſtes, der Mönche und überhaupt des ganzen geiſtlichen Standes; bis dieſes alles in das Werk gerichtet, werde der Pabſt Zeit genug gewinnen, dasjenige an ſeinem Hof willkührig und eigenmächtig zu ändern, was ihm räthlich dünke."

Nachdem die Sache im Ganzen nicht zu hintertreiben geweſen, ſuchte Karl wenigſtens die Entſcheidung einzelner Glaubensſätze ſo lange verſchieben zu machen, bis er auf eine oder die andere Weiſe mit Grunde hoffen konnte, die Proteſtanten zur Theilnehmung an dem Concilium zu vermögen. Er ließ daher durch ſeinen Geſandten noch einmal die triftigſten Vorſtellungen bey den Legaten machen. Allein dieſe antworteten, „wenn man bloß die Reformation betriebe, würde es das Anſehen gewinnen, als wenn das Concilium ſich verſammelt, die Katholiſchen und

nicht die Ketzer zu verdammen; die Sache ſey auch nicht mehr zu ändern, nachdem das Concilium bereits ſeinen Entſchluß gefaßt, der auch von dem Pabſt gut geheiſſen worden."

i. Jahr 1546. im May

Karl war eben zu Regenſpurg mit Haltung des ſchon angeführten Reichstages beſchäftiget, als dieſes zu Trient vorgieng; gewiß eine Urſache mehr, es nicht auf das äußerſte ankommen zu laſſen, wenn die politiſche Maſchine von Deutſchland nicht ſo verſchoben geweſen wäre, daß ſie nicht anders als durch gewaltſame Mittel wieder in die Ordnung konnte gebracht werden. Genug, das Concilium fuhr ungeachtet aller ſeiner Gegenvorſtellungen fort, beſtimmte die Anzahl und Aechtheit der canoniſchen Bücher, oder der Theile der h. Schrift, auch jener, die von den Proteſtanten verworfen worden; und ſchickte ſich ſo gar an, den wichtigen Artikel von der Rechtfertigung zu entſcheiden, ohne daß man noch daran denken konnte, daß ein Proteſtant zu Trient erſcheinen würde, oder ſich Hofnung machen könnte, gehöret zu werden.

Indeſſen aber kam das ſchon angeführte Bündniß zwiſchen Karln und dem Pabſte zu Stande. Allein, weit davon, daß dadurch Karls Abſichten in Anſehung des Conciliums wären befördert worden, ſo war es vielmehr in mancher Rückſicht demſelben hinderlich, indem nun Karl ſelbſt den Pabſt mehr ſchonen mußte. Da auch der Krieg damit ſeinen Ausbruch nahm, daß die Bundsverwandten die Ehrenburger-Clauſe wegnehmen und beſetzen ließen, geriethen die Väter zu Trient in eine nicht geringe Furcht. Selbſt die Legaten ſchrieben nach Rom daß ihnen der Aufenthalt zu Trient in dieſen Umſtänden,

den weder ſicher noch geziemend ſcheine; dieſer Ort ſey in keiner Verfaſſung um einen Angriff der Feinde auszuhalten, die nicht nur allein von Deutſchland, ſondern auch von Graubündten aus droheten, und ohnehin viele Anhänger ihrer Sekte und verdeckte Freunde in Tyrol ſelbſt, ja in den Gegenden von Verona und Vicenza hätten.

Da man es noch zur Zeit zu Rom für bedenklich hielt, ihnen Gehör zu geben, und die Kriegsgefahr nach dem Rückzuge der Proteſtanten ohnehin verſchwand, grief der Legat Cervinus die Sache auf einer andern Seite an. „Nicht die Furcht, ſchrieb er, habe ihnen dieſe Geſinnungen eingeflößt, ſondern vielmehr die Sorge für ihre Freyheit. Man möge zu Rom erwägen, ob nicht Karl, da er nun in den Waffen, ſich weit mehr in Anſehung des Conciliums heraus nehmen werde, als zuvor; ob er nicht befehlsweiſe demſelben vorſchreiben werde, nicht von den Glaubensſätzen, ſondern von der Reformation zu handeln; ob er nicht gar die Art der leztern vorſchreiben werde. und ob man ihm eben ſo leicht werde widerſtehen können, als zur Zeit, da er die Sache bloß durch ſeine Geſandten vortragen ließ.“ Nebenher ward noch eine Menge andrer Klagen und Urſachen angebracht. „die Gegend ſey zu rauh für die Väter, ſo daß ſie Gefahr wegen ihrer Geſundheit liefen, und der Boden zu unfruchtbar, um ſie hinlänglich mit Lebensmitteln verſehen zu können; der Cardinal Madruzzi als Biſchof von Trient führe ſich zu übermüthig und troßig gegen die Legaten auf, und halte als Herr der Stadt ſie gleichſam als Untergebene, wie es ſich aus einem heftigen Wortwechſel, den er mit dem erſten Legaten in einer öffentlichen Sitzung gehabt, erhelle.“

[illegible] Alles dieses zusammen [illegible] machte [illegible] Eindruck zu [illegible] daß der [illegible] möge [illegible] ander- [illegible] jung, [illegible] wären. [illegible] Vorhaben Nachricht geben; der aber durch eine solche unerwartete Wendung der Dinge so sehr betroffen ward, daß, ob er gleich sonst eine solche Meisterschaft über sich selbst besaß, daß ihm einige deßwegen den höchsten Grad der Verstellungskunst beylegen, er dennoch ganz aus der Fassung gebracht wurde, so daß er die heftigsten Drohworte, besonders gegen den zweyten Legaten, den Cervinus, den man als die Haupttriebfeder dieser Bewegungen hielt, ausstieß, überhaupt aber erklärte, „daß, wenn der Pabst auf diesem Vorhaben beharrete, er die Schuld von allem Uebel, das daraus erfolgen würde, auf ihn schieben werde; die Sache gehe nicht sowohl seine Person, als den Pabst selbst an; ihm müsse vorzüglich daran gelegen seyn, daß alles in Religionssachen wieder in den alten Stand gesetzt werde.“ Dieß fruchtete aber nichts, als daß die Legaten etwas behutsamer mit diesem ihrem Vorhaben, das Concilium zu verlegen oder abzubrechen, zu Werke giengen.

Schon eine geraume Zeit hatten sie von den Theologen die Materie von der Rechtfertigung untersuchen lassen, die nun bald in einer öffentlichen Session sollte entschieden werden. Da diese eine der wichtigsten war, über die zwischen den Katholischen und Protestanten bis daher am meisten disputirt, und Vergleichsvorschläge waren gemacht worden: so ließ Karl seine Vorstellungen wiederholen, daß man sie

aus-

ausgesetzt seyn lassen wolle, um sie mit der Zeit mit Zuziehung der Protestanten desto nützlicher vorzunehmen. Allein, die Legaten ließen sich dadurch nicht nur allein nicht zurück halten, sondern verdoppelten vielmehr in geheim ihre Bemühungen, um den Pabst zu einem entscheidenden Schritt in Ansehung der des Conciliums zu vermögen.

n man einerseits den geraden aufrechten s weltlichen Monarchen in Ansehung des Besten der Kirche, dagegen aber theils giltigkeit, theils die gebrauchten Umwege, die es vor allen angieng, nämlich der Kirchenvorsteher, betrachtet, so muß es einen gewiß in Verwunderung setzen. Die Kriegsgefahr bestand entweder gar nicht mehr, oder so in der Ferne, daß kaum darauf zu achten war; und was das übrige angeht, welcher Bischof sollte nicht gern einige Ungemächlichkeiten wegen des rauhern Himmels und der weniger delicaten Lebensmittel übertragen, wenn es um eine so wichtige Sache zu thun ist, als die jezige war. Am meisten aber muß es einen befremden, wenn man vollends auf den Grund der Sache sieht, den die Legaten dem Pabste selbst nicht einmal deutlich vor Augen legten. Pabst Paulus III. war bereits alt, und hatte öfters Anfälle von Krankheiten, so daß man unmöglich mehr auf ein langes Leben zählen konnte, sondern vielmehr besorgen mußte, er dürfte einmal ganz unvermuthet mit Tod abgehen. Nun fürchteten die Legaten, insonderheit Cervinus, wenn solches geschähe zur Zeit, da das Concilium noch beysammen wäre, und zwar außer Italien, daß es leicht, durch die weltlichen Fürsten unterstützt, sich anmaßen möchte, die Pabstwahl an sich zu ziehen. Den Kaiser selbst hatte man im Verdachte, daß er in solchem Falle

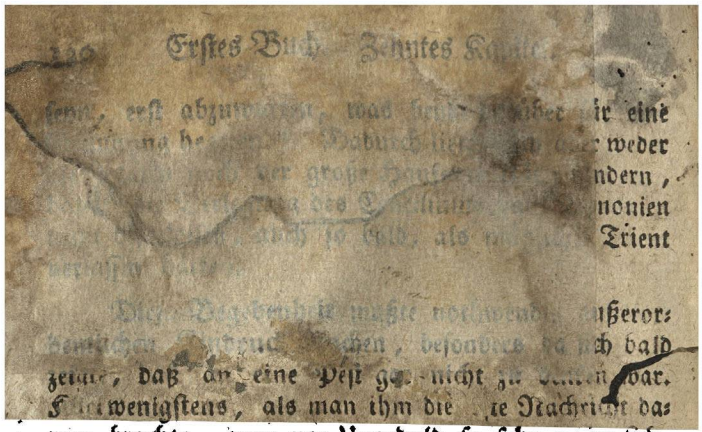
einigung in der
wagen dürfte,
die P
tiums und der
Röm
en. Und dies
sem C
anzen übrigen
christli

Ja
die Sache um diese Zeit ge-
ziemlich aufzuklären. Karl hatte bereits eine unstreitige Überlegenheit über die Bundsarmee, und bald mußte sie ganz und gar aus einander gehen. Man fuhr aber zu Trient ohne auf Karls weitere Maaßregeln zu warten fort, die Entscheidung über die Materie von der Rechtfertigung zu geben. Nebenher wurden auch einige nützliche, in Ansehung der Zeitumstände aber nicht sonderlich erhebliche Reformations-Decrete gemacht; dießmal hauptsächlich von der Pflicht der Bischöfe in ihren Bisthümern sich aufzuhalten, und ihr Amt durch sich selbst zu erfüllen. Noch war aber die Hauptangelegenheit der Legaten, und nun selbst auch des Römischen Hofes, das Concilium von Trient wegzubringen, oder gar aus einander gehen zu machen, Karl mochte dagegen einwenden, was er wollte. Umsonst ließ er ihnen einprägen, daß nun eben erst die dazu bequeme Zeit und Gelegenheit vorhanden sey, da die Protestanten, großen Theils gedemüthiget, sich vieles würden müssen gefallen lassen, was sie zuvor verabscheut. Alles dieses überwog dasjenige nicht, was die Legaten in Ansehung der Pabstwahl besorgten.

Endlich both sich ihnen, wenigst
nach, eine Gelegenheit dar, Trient v
nen. Am letztern Orte fieng eine epi
heit an sich zu äußern, die in Friesel

ausartete, und nicht nur allein mehrere Leute von der Stadt, ſondern auch einen Biſchof hinweg raffte. Die dadurch entſtandene Furcht machte ſogleich die Peſt daraus, und man redete ſchon von der Verrung des Bezirks von Trient, wodurch die Väter, von aller Welt abgeſondert, ein ſicheres Opfer des Todes werden müßten. Zwölf giengen daher theils ohne alle Anfrage, theils ohne Erlaubniß von Trient weg; die meiſten übrigen wünſchten es ebenfalls thun zu dürfen, und blieben nur, um nicht den Kaiſer und allenfalls den Pabſt zum Unwillen zu reizen. Da nun die Legaten in dieſen Umſtänden auf die Mehrheit der Stimmen ſicher zählen konnten, ſo machten ſie den Vortrag dahin, daß ſie in dieſer Sache alles den Vätern anheim ſtellten, ob ſie geſonnen zu bleiben oder nicht; ihrerſeits würden ſie ſich alles gefallen laſſen, außer die gänzliche Aufhebung deſſelben. Die letztere war zwar wirklich mit in dem Plane der Legaten; allein, noch zur Zeit wollte man mit der Sprache nicht heraus, damit, wenn doch irgend etwas dergleichen, das einem Concilium ähnlich wäre, beſtünde, der Kaiſer und die deutſchen Biſchöfe dadurch gehindert würden, ein National-Concilium zu halten, und ſich nicht anmaßen möchten, in Anſehung der Glaubensſachen und Verbeſſerung der Kirchenzucht einſeitige Entſchließungen zu faſſen. Was immer die Spaniſchen Biſchöfe, inſonderheit der Cardinal Pacheco, gegen die Verlegung einwendeten, war von keiner Folge. „Die Sache ſey eine der wichtigſten, ſagten die Spanier, die ſich zutragen könne, für ſie aber [illegible] was in dieſem Fall Rechtens ſey, ob das Con[illegible]etwas für ſich ohne ausdrückliche Einwilligung [illegible]bſtes und des Kaiſers vornehmen könnte, daß [illegible] nicht getrauten ihre Einwilligung zu geben; überhaupt aber glaubeten ſie, das räthlichſte würde

den 9. März 1547.



[illegible] erst abzuwarten, was [illegible] über [illegible] ir eine [illegible] weder [illegible] ndern, [illegible] nonien [illegible] Trient [illegible]

[illegible] ußeror- [illegible] ch bald zeigte, daß an eine Pest gar nicht zu [illegible] war. Fürwenigstens, als man ihm die [illegible] te Nachricht davon brachte, war vor Ungeduld so sehr außer sich, daß er seine Mütze auf den Boden warf. Der Pabst hingegen billigte öffentlich das Betragen der Legaten; „da man zwey Jahre lang umsonst auf die Deutschen gewartet, so sey es nicht nöthig gewesen, wegen ihrer noch länger zu Trient zu verharren.“ In geheim wünschte jedoch Paulus selbst, daß die Legaten noch einige Monathe ausgehalten, und indessen nach Entscheidung der noch übrigen Glaubenssätze das Concilium ganz geschlossen hätten.

Das erste, was Karl that, bestand darinn, daß er durch seinen Gesandten Vega zu Rom den Pabst dahin zu bewegen suchte, daß er die Legaten und Bischöfe von Bononien wieder nach Trient beordern möchte. Man antwortete aber: „da der größte Theil der Bischöfe die Verlegung gebilliget, so würde man der Freyheit des Conciliums zu nahe treten, wenn man ihnen etwas dergleichen zumuthen würde.“ Eben so wenig fruchtete dasjenige, was Karl dem bey ihm sich aufhaltenden Nuntius in das Gesicht sagte, obschon es gegen seine Gewohnheit großen Theils in sehr harten Ausdrücken bestand. „Denjenigen Protestanten, sagte Karl, die bereits versprochen sind dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet

muthet werden, nach Bononien zu gehen, oder auf das zu achten, was dort beschlossen würde, die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Concilium verschaffen wolle, so werde er schon eines zu finden wissen, das allen ein Genügen leiste, und dasjenige verbessere, was zu verbessern sey; der Pabst sey ein alter eigensinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle."

Damit nichts unversucht bliebe, was den Pabst auf andere Gedanken bringen konnte, ließ er auf dem jetzigen Reichstage durch die gegenwärtigen deutschen Bischöfe demselben ebenfalls Vorstellungen machen; die es auch in einem eigenen Schreiben folgenden Inhalts in das Werk setzten; „dem Pabst müsse der betrübte Zustand von Deutschland hinlänglich bekannt seyn; man hätte allem Uebel begegnen können, wenn zur rechten Zeit die wahre Arzney wäre gebraucht worden. Sie für sich hätten nach ihrer Erfahrung und Kenntniß der deutschen Angelenheiten jederzeit einstimmig dafür gehalten, daß jenes schädliche und stets weiter greifende Feuer bloß durch ein allgemeines Concilium könne gedämpft werden; sie hätten daher auf mehreren Reichstagen den Kaiser ersucht, durch sein Ansehen bey dem päbstlichen Stuhl eines auszuwirken; sie hätten auch allezeit verlangt, daß ein solches Concilium in Deutschland möge gehalten werden, und dieses nicht aus Eigennutz, sondern damit diejenigen demselben beywohnen möchten, denen am meisten daran gelegen, und deren Gegenwart die Sache auch am meisten befördern könnte, indem sie ihrerseits, mit der geistlichen und zeitlichen Verwaltung ihrer Bisthümer beschäftiget, sich nicht getrauten bey einem so heftigen Ungewitter das Steuerruder zu verlassen."

nen, und wegen der dazwischen liegenden Alpen mehr in Italien als Deutschland gelegen, wodurch nebst dem darauf gefolgten Krieg sie gehindert worden, demselben in Person oder durch ihre Abgeordnete beyzuwohnen. Nachdem aber endlich durch den Beystand Gottes, und des Kaisers Glück und Tapferkeit die Unternehmungen der Feinde zernichtet worden, hätten sich auf einmal bessere Aussichten gezeiget; aber eben zu der Zeit, da jedermann geglaubt daß durch die Wegräumung der Grundursache des Uebels alles wieder zur vorigen Ruhe werde gebracht werden, habe man in dem Hafen selbst Schiffbruch gelitten, indem das Concilium, welches nicht nur allein das Unkraut an sich, sondern auch den Samen davon habe ausrotten sollen, anderwärts hin verleget, oder, wie sich andere ausdrückten, zertheilt sey worden."

„Wenn jezt nicht zur Sache gethan werde, sey zu besorgen, daß alles in einen schlimmeren Zustand versinke, als der seit fünf und zwanzig Jahren gewesen. Sie ersuchten demnach den Pabst auf das inständigste, das Concilium wieder zurück zu verlegen, als durch dessen Licht die Finsternisse in Religionssachen, und die düstern Wolken der Zwietracht müßten verscheuchet werden. Wenn ihr Bitten Gehör finden sollte, würden sie alles beytrag[illegible] was der Pabst unternehmen werde, Deutsch[illegible] heilen und zu beruhigen; wo nicht, möge [illegible]usehen, wenn andere Maßregeln ergriffen würden, oder die Sach[illegible]

Sache einen andern Ausgang nehmen werde, als er wünsche.“

Um dem Schreiben mehr Gewicht und Nachdruck zu geben, mußte der Cardinal und Bischof von Trient selbst nach Rom gehen, und dasjenige mündlich wiederholen, was die Bischöfe schriftlich vorgestellt. Allein, der Pabst sowohl als sein Hof war bereits gegen die Fortsetzung des Conciliums zu Trient so sehr eingenommen, daß ihn nichts zu andern Entschliessungen bringen konnte. Die letzte Antwort war immer, daß die Sache von den Legaten und den Bischöfen von Bononien abhange; und eben diese als die Urheber der Trennung wollten weder gefehlt haben, noch ihre geheimen Absichten aufgeben, es möge kosten was es wolle, obgleich Karl zu Bononien sowohl als zu Rom einige ungemein nachdrucksame und scharfe Protestationen gegen ihr Betragen einlegen ließ.

Unglückseliger Weise mußte sich auch dießmal eine ganz weltliche Sache mit darein mischen. Pabst Paulus hatte seinem natürlichen Sohne Petrus Aloysius Parma und Piacenza gegen einige andere der Römischen Kirche abgetretene Güter eingeräumt. Dieser Petrus zog sich durch seine an einigen der vornehmsten Familien verübte Gewaltthätigkeiten und überhaupt seine ausschweifende Lebensart bald den Haß seiner Unterthanen zu, so daß er endlich gar von einigen Verschwornen ermordet, und sein Körper auch nach dem Tode sehr gemißhandelt ward.

Da diese Begebenheit an sich schon dem als Sohn sehr schmerzlich fallen mußte, so [illegible] noch dadurch mehr niedergeschlagen, weil Gonzaga, des Kaisers Statthalter in Mayder Stadt Piacenza, die sich in des Kaisers Schutz

genommen war, zu willfahren.

Eilftes Kapitel.

Interim. Wiederherstellung des Kammergerichts. Burgundischer Vertrag. Reichskasse.

Jeder andere würde vielleicht, durch so viele Hindernisse abgeschreckt, keine Hand mehr an das Religionswesen gelegt haben, nur Karl nicht. Bey ihm war es ein für allemal der ausgemachteste Grundsatz, er dürfte die Sachen nicht in der Verwirrung stecken lassen, in der sie sich befänden, sondern er müsse auch noch vor der Wiedereröffnung des so großem Zweifel ausgesetzten Conciliums einen nähern Schritt zur Wiedervereinigung thun.

In der That konnte man sich damals bey so erhitzten Köpfen und Gemüthern kaum noch eine Möglichkeit denken, daß zwey solche Parteyen in Frieden und Einigkeit neben einander leben könnten. Beyde stimmten darinn überein, daß ein Vergleich und eine Wiedervereinigung müsse getroffen werden, nur daß keiner in der That selbst nachgeben wollte. Unter andern äußerten auch die Gesandten Ferdinands, die Karl auf diesem ganzen Reichstage stark zu Rathe zog, ihre Meynung dahin, „es däuchte sie, nichts sey nöthiger,

nöthiger, als daß der Kaiſer in dieſem Stück eine Vorſehung thue. Wenn es nicht auf der Stelle geſchehe, ſo hätten ſie nicht die mindeſte Hoffnung, daß Fried und Ruhe von einiger Dauer ſeyn werde; eben ſo wenig werde das Kammergericht Beſtand haben, und überhaupt die Früchte ſeines Sieges nicht nur allein z....lich verlohren gehen, ſondern die letztern Dinge ſchlimmer werden als die erſtern." Nach der Sprache, die auf den Reichstägen von einem wie von dem andern Theile geführt ward, wäre auch die Sache nicht für unmöglich zu achten geweſen. Nur der Landgraf ſagte in der berühmten Unterredung, die er zu Speyer mit dem Kaiſer und deſſen Miniſtern gehalten, unter andern auch dieſes gerade zu, er wiſſe kein Mittel, dieſe Wiedervereinigung zu Stande zu bringen, als wenn die eine Hälfte von Deutſchland die andere umbringe. Ganz anders ließ man ſich auf dem jezigen Reichstage, und zwar ſelbſt von Seiten der mächtigſten und angeſehenſten unter den proteſtantiſchen Fürſten, nähmlich der Churfürſten von der Pfalz, Brandenburg und Sachſen vernehmen; es mag nun aus Ernſt, oder nur, um Zeit zu gewinnen, geſchehen ſeyn; genug, daß es kein Wunder war, wenn Karl dadurch in ſeinem alten Vorſatze geſtärkt ward.

So bald er Nachricht von der Antwort des Pabſtes erhalten, trug er die Sache den Churfürſten vor, mit dem Zuſatz, ob man nicht, weil doch das Concilium nicht ſo bald zu hoffen ſey, indeſſen einen neuen Verſuch mit einem Colloquium machen ſolle. Die Geiſtlichen antworteten, die Erfahrung habe bereits gelehrt, daß auf ſolchem Weg nichts fruchtbarliches zu erhalten, ſondern noch mehr Hinderniß und Trennung entſtehe; die Weltlichen hingegen,

Pfalz

Pfalz, Sachsen und Brand … r Mey-
nung, daß die Sache ganz gu … räthlich
sey. Ehe aber noch der Kai … n Ent-
schluß gefaßt, überreichten ihr … standes
und Namens einen Rathschl … se Ab-
ha… die Wiedervereini… ntweder
… oder doch den Weg dahin zu bahnen.
…chts mehr wünschte als eben dieses, nahm
… größten Bereitwilligkeit auf; und da der
Inhalt meistens theologisch war, befahl er einigen ansehnlichen, der h. Schrift verständigen und bewährten Lehrern, und zwar von Seiten der Katholischen dem Julius Pflug, Bischofe zu Naumburg, und dem Weihbischofe von Mainz, Michael Helding, von Seiten der Protestanten aber dem als Prediger in des Churfürsten Joachim von Brandenburg Diensten stehenden Johann Agricola, denselben durchzugehen. Diese verbesserten und feilten daran, und stellten ihn, nachdem sie damit fertig geworden, dem Kaiser zurück, der ihn sodann unter den Fürsten zur Einsicht herumgehen, und zugleich dem bey ihm als Legaten befindlichen Cardinal Sfondrati ein Exemplar einhändigen ließ, um die Einwilligung des Pabstes darüber einzuholen.

In einigen Artikeln, besonders der Materie von den Sacramenten, stimmte derselbe Rathschlag keineswegs mit der Lehre der Protestanten überein; bey andern aber hatte man die gelindesten Ausdrücke gewählt, die zur Noth jeder Theil auf sein System anwenden konnte. Zugleich ward die Priesterehe und die Communion unter beyden Gestalten zwar nicht ausdrücklich gebilliget, jedoch davon gesagt, dem es ausserordentlich schwer fallen würde, verehelichen, die sich bereits verehelichet, von einander zu trennen, auch durch die Erfah…

ſey, daß einige Völker ſich kaum von der Communion unter beyd n Geſtalten würden abbringen laſſen, man in beyden Stücken Nachſicht brauchen ſolle, bis der Pabſt und das Concilium ein anders verordnen würde. Zugleich ward befohlen, daß man bey dem äußern Gottesdienſte ſich nach den hergebrachten Ceremonien richten ſolle.

Der Cardinal machte ſogleich, auch ohne von Rom eine Antwort erhalten zu haben, ſeine Bemerkungen dahin, es ſey etwas unerhörtes, daß ein geweihter Prieſter ein Weib haben, und dabey ſein Amt verrichten ſolle; die Communion unter beyden Geſtalten könne nur vom Pabſt oder dem Concilium erlaubt werden; vor allem aber müßten die geiſtlichen Güter heraus gegeben, und die geiſtliche Gerichtsbarkeit wieder in ihr voriges Anſehen eingeſetzt werden. Die katholiſchen Stände, die ihr Augenmerk hauptſächlich auf den Cardinal gerichtet hatten, erklärten ſich ebenfalls, man müſſe vornämlich Sorge tragen, daß die Kirchengüter ihren vorigen Beſitzern wieder zugeſtellt würden, die Glaubensſachen aber dem Concilium zur Entſcheidung überlaſſen. Da man aus ihrer Antwort einiger Maßen ſchließen konnte, als hätte Karl die Schranken ſeiner Macht übertreten: ſo brachte ihn dieſes auf die Gedanken, als wenn einige der katholiſchen Stände, beſonders der Herzog Wilhelm von Baiern, mit Fleiß die Wiederherſtellung der Einigkeit zu hindern ſuchten, damit entweder des Kaiſers zu ſehr angewachſene Macht durch einen neuen Krieg [illegible]chwächt würde, oder ſie als Häupter einer [illegible] ſo mehr Gewicht geben könnten. Karl [illegible]mach eine Erklärung von ſich geben, daß [illegible]eynung keinesweges ſey, den Katholiſchen [illegible]as in [illegible]nſehung ihrer Religion vorzuſchreiben.

Unter

Unter den proteſtantiſchen C[illegible] ndeſſen zu Augſpurg einge[illegible] im von Brandenburg um ſ[illegible] rigkeiten, da er vermuthlich derjenige war, der dem Kaiſer den ſogenannten Rathſchlag überreichet hat. Nach Sleidans Erzählung ſollte man zwar glauben, die angeführten Theologen hätten den ganzen Aufſatz erſt verfertiget. Allein, Karl ſagt deutlich in dem Reichsabſchied, „es hätten ihm einige hohes Standes und Namens einen Rathſchlag und Bedenken unterthäniglich fürbracht, und übergeben, ſich auch demſelben nachzukommen und zu geleben gehorſamlich angebothen.“ Dieß kann von keinem katholiſchen Fürſten verſtanden werden, weil bey dieſen gar die Frage nicht war, daß ſie dieſem Rathſchlage nachkommen ſollten; von den Proteſtantiſchen aber läßt es ſich von keinem als dem Churfürſten ſagen, da man die Geſinnungen der übrigen ziemlich deutlich weiß. Die Sache ward auch dadurch wahrſcheinlich, weil Agricola in ſeinen Dienſten ſtand, und der Churfürſt noch dazu den Bucer nach Augſpurg kommen ließ, und ihn auf alle Art, wiewohl umſonſt, zu bewegen ſuchte, den hernach unter dem Namen des Interim bekannt gewordenen Rathſchlag zu unterſchreiben. a)

Hin-

a) Auch Melanchthon ſcheint dieſer Meynung geweſen zu ſeyn, daß das Interim von dem Churfürſten herrühre. Multis coniecturis, ſchreibt er, ratiocinor totum Poëma τε μεταξυ (Interim) ortum eſſe non ab Imperatore Carolo, ſed απο τε μαρχιτε, qui multos iam annos ſomniat fucoſas et non duraturas conciliationes. *Ed. Elzev. p.* 143. Der Herausgeber, der ſonſt allemal das Griechiſche überſetzt, wagte ſich nicht an das μαρχιτε. Es ſcheint aber offenbar eine Anſpielung auf das Lateiniſche *Marchio* zu ſeyn.

Hingegen brauchte der Churfürſt Moritz, von welchem man ſich alle Willfährigkeit gegen den Kaiſer verſprochen hatte, nun die Ausflucht, daß er im Namen ſeiner Stände und Lande nichts verſprechen könne, ehe er ihre Meynung wiſſe. Da ſich dieſe faſt ganz von ihren Theologen regieren ließen: ſo konnte man um ſo weniger jemals auf ihren Beyfall zählen, weil die letztern in einem über das Interim ausgeſtellten Bedenken bereits ſich gegen daſſelbe erklärt hatten. Da jedoch Karl von den Katholiken wenigſtens keinen förmlichen Widerſtand beſorgte; von den weltlichen Churfürſten aber nebſt Brandenburg auch Pfalz ihm ſeine Einwilligung gegeben: ſo berief er die Stände in ſein Quartier; und nachdem den 15. er ihnen zu Gemüthe geführt, wie viele May Mühe er ſich bis daher wegen der Wiederherſtellung des Friedens und der Einigkeit gegeben, und wie nothwendig es ſey, bis das Concilium wieder zuſammen komme, einſtweilen eine Vorſorge und Mäßigung zu treffen, damit nicht alles in der jezigen Verwirrung ſtecken bliebe, ließ er das ſogenannte Interim, oder, wie die Inſchrift davon lautete, „der Röm. kaiſ. Majeſtät Erklärung, wie es der Religion halben im h. Reich bis zu Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden ſolle,“ öffentlich vorleſen. Worauf der Churfürſt von Mainz im Namen der Stände für ſeine Mühe, Arbeit, Fleiß und Liebe gegen das Vaterland Dank ſagte, mit dem Zuſatz: weil die Stände die ganze Sache ſeiner Vorſorge überlaſſen hätten, und ſelbige nunmehr zu Stande gebracht worden ſey, ſo wäre es auch billig, daß ſie es mit dem dankbarſten Herzen erkenneten, und ſeinen Befehlen gehorcheten. Da ohnehin niemand nur das geringſte dagegen einwandte, ſo nahm es Karl als einen förmlichen Beytritt der Stände an; beſonders da

auch bey der zweyten Vorleſun
Tage hernach geſchah, ſich niem

Ungeachtet dieſes vermeynten Beytritts mußte man in der That eine ganz beſondere Denkungsart haben, um eine Wiedervereinigung in der Religion für ſo nahe und thunlich zu halten, als es Karls Betragen voraus ſetzt. Daß die Proteſtanten wenigſtens im Herzen weit von ſelbiger und dem damit verbundenen Interim entfernt waren, wird leicht begreiflich, wenn man betrachtet, mit welcher Wärme die Anhänger einer neuen Lehre derſelben zugethan zu ſeyn pflegen; wie zuverſichtlich die Proteſtanten glaubten, die ſo lange verborgene Wahrheit auf einmal wieder entdeckt zu haben; wie ſehr auch jeder ins beſondere durch vermeynte eigene Beurtheilung Theil daran nahm; wie groß endlich bereits damals der Einfluß des politiſchen Intereſſe war.

Um ſo mehr Verwunderung aber verdient es von Seiten der Katholiſchen, daß ſie in der Folge ſo großes Mißfallen gegen das Interim bezeuget; indem auf ihrer Seite der ganze Gewinn würde geweſen ſeyn, wenn Karl Kräfte genug gehabt hätte, daſſelbe durchzuſetzen. Ein näherer Schritt zur Wiedervereinigung wäre wohl nicht möglich geweſen; und es hätte ganz ſonderbar zugehen müſſen, wenn ſie nicht ſelbſt über kurz oder lang erfolgt wäre. Daß die Prieſterehe und die Communion unter beyden Geſtalten, welche beyde Puncte den Katholiſchen am anſtößigſten waren, ohne Verletzung des katholiſchen Glaubens-Syſtems zugelaſſen werden konnten, war ohnehin eine ausgemachte Sache. Zudem waren ſie den Katholiſchen nicht einmal vorgeſchrieben, ſondern nur in Anſeh
Proteſtanten indeſſen geduldet.

Allein bereits damals konnte man bemerken, daß, je mehr sich die Protestanten von dem Pabste entfernten, desto näher die Katholischen sich an denselben anschloßen. Wie wenig man aber zu Rom mit Karls Betragen zufrieden gewesen, kann man aus dem abnehmen, was ein angesehener Prälat sagte: wenn auch Karl das Evangelium selbst publicirt hätte, so wäre er nicht zu entschuldigen b), weil er nähmlich nach Römischen Grundsätzen als ein Laie sich gar nicht in dergleichen Sachen mischen, sondern alles dem Pabst hätte überlassen sollen, zufrieden mit der Ehre, dasjenige, was dieser gesprochen, entweder mit der Güte oder dem Schwerte zur Vollstreckung zu bringen. Indessen hütete sich doch der Pabst sehr, einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiser sowohl als das Interim zu thun. Nur ward auf die erste Nachricht, daß das Interim im Werke sey, der päbstliche Nuntius Prosper Sanctacrucius eilends nach Augspurg abgefertiget, um, wenn es immer möglich, dessen öffentliche Bekanntmachung zu hintertreiben. Allein, Karl, der wohl wußte, daß er nicht nur allein keine Gutheissung von Seiten des Pabstes mit sich bringe, sondern noch dazu gegen dasselbe arbeiten solle, ließ ihn, ob er gleich bereits den 11. May zu Augspurg angelangt, nicht zur Audienz, als den 15, da die Publication bereits geschehen war.

Vielleicht that man auch deswegen zu Rom keine ernstlicheren Schritte gegen das Interim, weil ohnehin leicht vorzusehen war, wie viele Schwierigkeiten Karl hauptsächlich von Seiten der Protestanten antreffen werde. Und in der That, so ruhig auch alles bey der Publication abgelaufen war, so machte

b) Ap. RAYNALD. ad a. 1548. N. LXI.

nicht nur allein der Churfürſt
nach derſelben, Vorſtellungen
ſer; ſondern auch in dem fürſtli
ſich der ſonſt gut kaiſerlich geſi
von Brandenburg Cüſtrin, t
gen die Schmalkaldiſchen Bundsgenoſſen geri
te, daß er das Interim nicht annehmen könne. Als kein Zureden half, befahl ihm der Kaiſer von Augſpurg abzugehen, damit ſein Beyſpiel nicht auch auf andere wirken möchte. Der eigends nach Augſpurg berufene Pfalzgraf Wolfgang von Zweybrücken konnte eben ſo wenig zur Annehmung deſſelben gebracht werden. In den Städten gerieth vollends alles darüber in Gährung; und kaum konnte es Karl durch die Verwendung ſeines ganzen Anſehens dahin bringen, daß Augſpurg und Straßburg eine obgleich zweydeutig genug abgefaßte Erklärung von ſich gaben. Am meiſten mußte man ſich wundern, daß nicht einmal der gefangene ehemalige Churfürſt Johann Friederich zu bewegen war, ſich daſſelbe gefallen zu laſſen. Welche Vorbedeutungen in Anſehung des Künftigen!

Um jedermann, inſonderheit die Proteſtanten, zu überzeugen, daß es ihm wahrhaft um die Verbeſſerung der Kirche zu thun ſey, ließ Karl ein Monath nach der Bekanntmachung des Interims den ka-
den 14. Juny 1548. tholiſchen Geiſtlichen eine beſonders für ſie verfertigte Reformation vorleſen, die ungemein viel Gutes enthielt, aber wenig andere Folgen hatte, als daß einige Provincial- und Diöceſan-Synoden, nach der Vorſchrift derſel
wurden, die ebenfalls gute Verordnun
aber das Uebel vom Grunde aus zu h
unmächtig waren. Zu Rom und zu B

man wieder ſo wenig damit zufrieden, daß es hieß nun ſehe man ganz deutlich, daß dieſer Karl alle geiſtliche Gerichtsbarkeit an ſich gezogen, da er, nicht zufrieden, eine Satzung in Glaubensſachen gemacht zu haben, nun auch eine, die Sitten betreffend, heraus gegeben hätte. c)

Weit wenigern Schwierigkeiten war dießmal die Wiedererrichtung des Kammergerichts ausgeſetzt, ob ſie gleich im Grunde eben nicht ſonderlich nach dem Geſchmacke der Proteſtanten vor ſich gieng. Wir haben gehört, daß Karl in ſeiner Propoſition vorzüglich dahin angetragen, daß man ihm allein die Beſetzung davon für dießmal überlaſſen möge; weil er nämlich durch die Erfahrung gelernt hatte, daß ſich die Stände kaum darüber würden vereinigen können, inſonderheit aber, daß es den Proteſtanten äuſſerſt ſchwer fallen würde, wenn ſie doch Macht haben ſollten Beyſitzer aufzuſtellen, daß ſie andere als von ihren Religionsverwandten dazu auserſehen müßten. Damit man ihm um ſo eher willfahren möchte, ſetzte er ausdrücklich dazu, daß den Churfürſten, Fürſten und Ständen, die das Recht zu präſentiren hätten, ihre Gerechtigkeit, deren ſie ſich dießmal ihm zu ſonderm Gefallen gutwillig begeben, künftig unbenommen, ſondern vielmehr in allweg vorbehalten ſeyn ſolle.

Ungeachtet dieſer ausdrücklichen Erklärung iſt man zwar von Seiten der Stände, beſonders der proteſtantiſchen, ſowohl im churfürſtlichen als fürſtlichen Collegium anfangs nicht gänzlich mit dieſer ausſchlieſſenden Beſetzung des Gerichtes zufrieden

c) Apud RAYNALD. ad a. 1548. N. LVII.

geweſen, doch vereinigten ſie ſich zu
ließen ſie vermöge eines gemeinſchaftli
gänzlich dem Kaiſer, bewilligten a
vorgeſchlagenen zehn auſſerordentlichen Beyſitzer; je-
doch ſo, daß die Mängel der alten Kammergerichts-
Ordnung ſogleich gebeſſert würden. Die Stände
nahmen auch den ganzen Unterhalt auf ſich, bis man
andere Mittel und Wege würde gefunden haben, wo-
durch dieſes höchſte Reichsgericht ohne des Kaiſers
und ihre Beſchwerung erhalten werden könnte. Wel-
ches Gutachten ſofort der Kaiſer genehmigte;
den 19. Octob. 1547. wogegen auch die Reviſion der alten Kammer-
gerichts-Ordnung veranſtaltet wurde, zu wel-
cher die beyden ehemaligen Beyſitzer D. Conrad
Braun und Conrad Viſch, denen die Reichsſtände
einen Ausſchuß aus ihrem Mittel beygeſellten, ge-
braucht wurden. Nachdem die beyden höhern Colle-
gien ſich darüber verglichen, wurden auch die Reichs-
ſtädte vorgerufen, um ihnen die neue Ordnung vorzu-
leſen. Allein, dieſe verlangten vor allem, daß man
ſie ihnen förmlich mittheilte, um ihre Erinnerungs-
puncte gehörig aufſetzen zu können, in welches aber
die höhern Collegien wegen Kürze der Zeit und aus
andern Urſachen nicht willigen wollten, ſo zwar, daß
ſie, ungeachtet der von dem Straßburger Deputirten
Jakob Sturm im Namen der übrigen Städte ein-
gelegten Proteſtation, den Entwurf der neuen Kam-
mergerichts-Ordnung nebſt ihrem Bedenken zur Ge-
nehmigung dem Kaiſer überreichten. Dieſer fand
zwar auch verſchiedenes dabey zu erinnern; zuletzt er-
folgte dennoch die völlige kaiſerliche Gutheiſſung.

Man brachte auch nebſt dieſem einen gebe
erklärten und erneuerten Landfrieden zu Stan
welchem die alten Landfriedens-Conſtitutionen a

nachdrücklichste wiederholet, die Strafen gegen die Landfriedensstöhrer sehr ernstlich geschärft wurden, und wegen dessen Handhabung verordnet ward; „daß nicht nur auf frischer That alle und jede Stände, so dessen ermahnt, oder es selbst gewahr würden, nicht anders nacheilen, helfen und retten sollen, als wenn es ihre eigene Sache wäre, sondern auch, wenn zu frischer That nichts gehandelt werden möcht, und von dem Kaiser, dem Römischen König oder dem Kammergericht die Thäter in die Acht erkläret worden, auf deren Ansuchen entweder der Stand, worunter der Aechter gesessen, oder der Kreis auf gleichmäßiges Ansuchen die erklärte Acht gegen den Thäter unverweigerlich vollstrecken sollen."

Zu diesem kam noch eine verbesserte Polizey-Ordnung, da hingegen die ebenfalls zur Sprache gekommene Verbesserung der Münzordnung, und die Berichtigung der Reichsmatrikel, so wie man schon gewohnt war, auf das neue mußte verschoben werden. Letztere gab Anlaß zu dem Burgundischen Vertrage, vermöge dessen die Burgundischen Provinzen unter den Schutz und Beschirmung des Kaisers und des Reichs mit Vorbehalt ihrer Rechte und Freyheiten gesetzt wurden; wobey sich noch Karl bedung, daß er und seine Nachfolger in diesen Landen gleich andern Reichsständen auf alle Reichstäge berufen, auch ihnen daselbst Sitz und Stimme zugelassen werden solle. Hingegen versprach er dagegen zu den gemeinen Reichsanschlägen an Mannschaft so viel als zwey Churfürsten, zu einem allgemeinen Kriegszuge, wider [illegible]ken aber so viel als drey Churfürsten beyzu[illegible] Doch sollte es ihm und seinen Nachfolgern [illegible]ehen, Geld anstatt der Mannschaft zu geben, [illegible]sie ihr Kriegsvolk selbst nöthig haben möchten.

Dieſe kaiſerlichen Erbländer ſollt
Kreis unter dem Namen des K
diſchen Erbländer vereinigt werden, ungeachtet einige
davon zuvor einem andern möchten einverleibt geweſen
ſeyn. Wofern ſie unterlaſſen würden, ihren Antheil
zu den gemeinen Steuern beyzutragen, ſollten ſie
vor dem Kammergerichte zu Speyer, jedoch ſonſt in
keinem andern Falle, können belangt werden. Sie
ſoll[illegible] ferner von dem Kaiſer und Reich frey und
unabhängig ſeyn, doch diejenigen ausgenommen, wel-
che Reichslehen wären und lehnbar blieben d).

Dem erſten Scheine nach hätte man dieſen Vertrag als die Wirkung eines lange zuvor überdachten politiſchen Planes anſehen ſollen, um das Reich mit in die Niederländiſchen Kriege einzuflechten. Allein, die Reichsſtände ſelbſt brachten die Sache in Bewegung, indem ſie dem Kaiſer in einer beſondern Schrift vorſtellten, daß ſein Großvater Maximilian die Niederlande ehedem in dem Burgundiſchen Kreis begriffen, und ihnen einen gewiſſen Beytrag zu den gemeinen Reichsſteuern aufgelegt habe; es habe auch Maximilians Sohn, Herzog Philipp von Burgund, bald in Perſon, bald durch ſeine Geſandten die Reichstage beſucht, und Abgeordnete zu dem Reichs-Regiment ſowohl als dem Kammergerichte abgeſchickt. Sie wollten alſo bitten, daß noch jezt der Burgundiſche Kreis als ein Glied des Deutſchen Reichs angeſehen, und die gemeinen Steuern mittragen helfen möchte. Hierauf ward zwar von Seiten des Kaiſers und der Niederlande geantwortet, das aller bloß freywillig geſchehen ſey; man würde auch nicht finden, daß einige Steuern von Rechtswegen gefordert, oder dagegen die Niederlande jemals einigen Schutz oder Beyſtand

d) Ap. DUMONT. T. IV. P. II. N. 211.

Beystand von dem Reiche genossen hätten. Karl fand aber doch für rathsamer, den schon gedachten Vergleich einzugehen, obschon derselbe bey weitem die gehofte Wirkung nicht gehabt; indem das Reich auch in der Folge den Niederlanden kaum jemals, wie einem andern angegriffenen Reichstheil, Beystand geleistet.

Eine eben so geheimnißvolle und dem Scheine nach weit aussehende Gestalt hatte die von Köln vorgeschlagene geheime Reichskasse. Allein, er erklärte auch sogleich, „daß die Stände dieselbe unter sich selbst verwahren, und damit gefaßt seyn sollten, damit, wenn jemand inner oder außer Reichs wäre, der den gemeinen Frieden störte, oder die Stände von ihren Freyheiten zu dringen suchte, sie demselben zur rechter Zeit gebührlich begegnen könnten.“ Worauf auch ein Römerzug nach dem ehemaligen Wormser Fuße, nämlich auf 20000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd, den Mann zu Fuß monathlich auf 4 Gulden, den zu Pferd auf 12 gerechnet, bewilliget ward. Dem König Ferdinand, der indessen durch den schon genannten Gerard Veltwich, aller Französischen Gegenbemühungen ungeachtet, von der Pforte dennoch einen fünfjährigen Stillstand erhalten hatte, ward zur Erbauung und Befestigung der Gränzortschaften auf die nächsten fünf Jahre des bewilligten Anstandes jedes Jahr die Summe von 100000 Gulden zugestanden.

Zu den übrigen Merkwürdigkeiten dieses Reichstages gehöret das kaiserliche Mandat, durch welches allen Reichsunterthanen bey Verlust aller Güter und Regalien, auch Leib und Lebensstrafe verbothen ward, fremden Potentaten und Herrschaften wider den Kai-

ſer oder das Reich zuzuziehen, u
ſich zu begeben. Um zu zeigen, w
der Sache ſey, ließ Karl noch w
tages den ſchon genannten Sebaſtian Vogelsberger, der im vorigen Jahr 10 Fahnen Fußvolk für den König von Frankreich geworben hatte, zu Augſpurg enthaupten, und zwey ſeiner Hauptleute mit dem Strange hinrichten.

Ein minder tragiſcher Auftritt war die öffentliche und feyerliche Belehnung des Churfürſten Moritz mit den ihm neuerdings von dem Kaiſer ertheilten Churfürſtenthum Sachſen, die nach altem Gebrauche unter freyem Himmel in der Stadt Augſpurg verrichtet ward, und von dem vorigen Churfürſten Johann Friederich aus ſeinem Quartier konnte angeſehen werden.

Moritz war jedoch in einem andern Geſuch, welches er nebſt der Landgräfinn, die deßwegen in Perſon nach Augſpurg gekommen war, ſehr dringend vorbrachte, weniger glücklich, nähmlich in Anſehung der Befreyung des Landgrafen. Da Karl noch immer nicht glaubte darein willigen zu dürfen, auf der andern Seite aber ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, was für einen übeln Eindruck dieſe Sache bereits gemacht hatte, fand er es für rathſam, den Ständen eine Art einer Vertheidigung ſeines Betragens in dieſem Stücke vorhalten zu laſſen. Da aber der Churfürſt Moritz und Joachim von Brandenburg deſſen ungeachtet nicht nachließen, ihr Begehren zu wiederholen, hauptſächlich wegen der dem Landgrafen gethanen ſchriftlichen Zuſage, daß ſie ſich ſelbſt auf ſein Erfordern einſtellen wollten: ließ Karl demſelben die churfürſtlichen Geleitsbriefe abfordern; der aber

die Sache von ſich auf ſeine Landſchaft wies, als welche das Original in Verwahrung habe.

Zwölftes Kapitel.

Bewegungen wegen des Interim. Schickſal der Stadt Coſtanz. Des Churfürſten Moritz von Sachſen und Joachims von Brandenburg Betragen in Anſehung des Interim.

Ehe noch Karl Augſpurg verließ, nahm er eine Veränderung mit dem dortigen Stadt-Regiment vor. Der Vice-Kanzler Seld mußte der Bürgerſchaft bey dieſer Gelegenheit vorſtellen, wie unruhig und tumultuariſch dieſes Regiment ſchon ſeit vielen Jahren verwaltet worden; „wovon die Schuld nur daran läge, daß Perſonen von dem niedrigſten Pöbel und Handwerker in den Rath wären genommen worden, die ſich doch zu nichts ſo wenig als zu Regierungsgeſchäften ſchickten. Um dieſem abzuhelfen, wolle er ſie ihres Amtes entſetzet haben, jedoch nur um des gemeinen Beſten wegen, und ohne daß es ihnen wegen ihrer Ehre zum Nachtheil gereichen ſollte.“ Man verlas hernach die Namen derjenigen, die von dem Kaiſer als Rathsglieder ernannt worden. Zu gleicher Zeit wurden die Zünfte aufgehoben, und den Bürgern unter Leibesſtrafe verbothen, Verſammlungen unter ſich zu halten.

Zu Ulm that Karl ein Gleiches, und gieng ſodann weiter nach den Niederlanden ab, um dort ferner abzuwarten, ob nun Deutſchland gänzlich beruhigt

ruhigt ſeyn werde oder nicht; worauf man deſto eher glaubte zählen zu dürfen, da das Kammergericht wirklich wieder in den Gang gebracht war. Allein, wie viel Samen zur Zwietracht hatte nicht Karl ſelbſt durch ſein aller Orten verhaßtes Interim ausgeſtreut, und wie große Laſt von unüberſehbaren Schwierigkeiten hatte er ſich dadurch aufgebürdet! Nie war ſeine Kanzley ſo beſchäftiget, Mandate ergehen zu laſſen, und nie wurde ihm in der That ſelbſt weniger Folge geleiſtet. Manche konnten nicht einmal, wenn ſie auch wollten; indem ſich die Geiſtlichen von keiner Partey, weder proteſtantiſche noch katholiſche, dazu brauchen ließen, dem Interim gemäß zu lehren, oder den Gottesdienſt zu halten. In dem einigen Oberdeutſchland, wo ſein Name noch allgewaltig war, gehorchte man wenigſtens auf eine Zeitlang zum Scheine. Die einzige Stadt Coſtanz, die noch von dem Schmalkaldiſchen Kriege her nicht ausgeſöhnt war, weigerte ſich nun das Interim anzunehmen, ward aber darüber in die Acht erkläret; und ob ſie gleich einen auf ſie gewagten Ueberfall kaiſerlich-Spaniſcher Truppen glücklich zernichtet, ſo gerieth ſie doch darauf in ſolche Beſtürzung, daß ſie, um ſich von der Acht zu entledigen, ſich unter beſtändigen Schutz und die Oberherrſchaft des Hauſes Oeſterreich begab, und verſprach, „Ferdinanden wie auch deſſen Söhne und Erben für ihre natürlichen und rechten Erbherren und Landesfürſten zu halten, ſich keineswegs von ihnen zu trennen, wider dieſelben ſich in kein Bündniß einzulaſſen, ihren Gebothen in allweg Gehorſam zu erzeigen, und weder mit Worten oder Thaten etwas dagegen fürzunehmen, was Ferdinand und deſſelben verordnete Gewalt- und Befehlhaber zur Erhaltung der wahren chriſtlichen Religion und andrer guten Polizey für Regiment, Ordnun-

gen

gen und Satzungen aufrichten und fürnehmen werde ꝛc.“

Hingegen stemmten sich die Niedersächsischen Städte, besonders aber Magdeburg, dem Interim mit aller Gewalt entgegen. Karl hatte ohnehin letztere schon zu Augspurg in die Acht erklärt; nun da sie auch gegen das Interim sich setzten, ward die Acht und Oberacht gegen sie ausgesprochen. Indessen kehrte man sich so wenig daran, daß auch die Lüneburger, Lübecker und Hamburger das Interim öffentlich widerlegen ließen; und selbst auch in den Schwäbischen Städten fiengen nach Karls Abzuge mehrere Prediger an, öffentlich auf der Kanzel gegen ihn zu schimpfen; ja an einigen Orten z. B. zu Ravenspurg gieng man so weit, daß die Bürger, die man für gut kaiserlich oder katholisch gesinnt hielt, zur Stadt hinaus gejagt; einige auch, die sich mit Reden zu weit heraus gelassen, gepeinigt und gefoltert wurden.

Auf nichts war man bey diesen Umständen aufmerksamer, als auf das Betragen des Churfürsten Moritz von Sachsen. Im Herzen entschlossen, nicht von der Lehre der Protestanten zu weichen, wollte er sich doch wenigstens äußerlich den Schein geben, als wenn er bereit sey, alles mögliche zu thun, um den kaiserlichen Befehlen nachzukommen. Niemand gerieth dabey in größere Verlegenheit, als seine Wittenbergischen und Leipziger Theologen. Auf verschiedenen Zusammenkünften, die sie wegen des Interim halten mußten, erklärten sie zwar deutlich, daß sie nicht von der Augspurgischen Confeßion weichen würden. Allein, etwas mußte doch gethan werden, um den Churfürsten nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, da er ohnehin schon anfieng ihnen ihre Halsstarrigkeit

keit und Unbiegsamkeit, die ihm den Kaiser mit einer Armee in das Land ziehen könnte, vorzuwerfen. Dieses hatte endlich seine Wirkung, so daß Melanchthon, der ehemals auf dem Reichstage zu Regenspurg 1541. so stark eiferte, daß nicht durch die vorgeschlagenen Vereinigungsmittel eine dritte Partey zum Vorscheine kommen möchte, nun selbst fast der Stifter derselben geworden wäre.

Da man wohl wußte, daß der Churfürst selbst in Glaubenssachen nicht nachzugeben gesonnen sey, so dachte auch Melanchthon um so weniger an eine Aenderung in denselben. Allein, unter den äußern Kirchengebräuchen waren seiner Meynung nach verschiedene, die als Adiaphora oder Mitteldinge, die an sich weder gut noch bös wären, könnten angesehen, und daher auch beybehalten werden; zu welchem Ende eine neue Agende oder Vorschrift in Ansehung des äusserlichen Gottesdienstes, der Ceremonien, Feste und Priesterkleidung aufgesetzt, und von dem Churfürsten in seinen Landen publicirt ward.

Kaum sollte man glauben, daß diese wenige Ceremonien eine solche Gährung hätten veranlassen können. In Sachsen durfte zwar niemand widersprechen, indem er so gleich abgesetzt, oder gar aus dem Lande geschaffet ward. Allein, außer Sachsen ward der Lärmen um so größer, wobey sich der unruhige und wegen seines ausgezeichneten Fanatismus und zänkischen Gemüthes berühmte Flacius Illyricus besonders hervorthat. Die Sächsischen Theologen nannte er öffentlich Achabiten, Baaliten, Adiaphoristen, Epicurer, Leute, die mit der Babyloniſchen Hure buhleten, Samariter, Verfälscher der wahren reinen Religion, die von der Lehre der Augspurgischen Con-

fession

ſeßion abgefallen, und das Pabſtthum wieder unvermerkt einführeten. Hingegen wurden Flacius und ſeine Anhänger von den Sächſiſchen Theologen als Verräther, falſche Brüder, unruhige, ſtörrige, ſtoiſche, hoffärtige, freventliche, undankbare, abtrünnige, teufliſche, böſe Leute, als Schlangen und Ottern der Welt vorgemahlet.

Bey ſolcher Stimmung der Gemüther kann man ſich leicht verſtellen, daß wenn auch Fürſten und Obrigkeiten in vollem Ernſte ſich nach dem Sinne des Kaiſers hätten bequemen wollen, es an den meiſten Orten ihnen unmöglich geweſen wäre. Sogar über den Chorrock, den die Sächſiſche Agende wieder eingeführt hatte, entſtanden ſo hitzige Diſpute, daß mancher lieber ſein Amt und alles darüber aufgegeben, als denſelben angelegt hätte. Der Churfürſt Moritz mag wohl bey ſeiner Agende die Abſicht gehabt haben, durch die Einförmigkeit einiger Ceremonien auch die Gemüther einander wieder etwas näher zu bringen. Allein, wie der Biſchof von Merſeburg, Michael Helding, dem Kaiſer berichtete, gaben ſich die ſächſiſchen Prediger auch in ſeinen Landen vielmehr alle Mühe, dem gemeinen Volke im Predigen, Reden und Schriften einzuprägen, „das Interim ſey ein ſolich Gedicht, wodurch ihnen das Evangelium, die reine Lehre und Wahrheit, ja Gott ſelbſt und das Heil ihrer Seelen böslich und hinterliſtiglich abgeſtohlen, entwendet, vertuſcht, und genommen werden ſollt.“

Durch dieſe große Abneigung der proteſtantiſchen Geiſtlichen ſowohl als des Volkes gegen das Interim hätte man gewiß glauben ſollen, Karl würde von ſeinem Vorhaben abgebracht werden. Allein, nebſt dem, daß er nicht gewohnt war, ſich durch Schwierigkeiten

keiten von irgend einem Plane, den er einmal bey sich entworfen hatte, zurück schrecken zu lassen, so gab es noch immer sogar auch unter den angesehensten Fürsten einige, die ihn in seiner Hofnung stärkten, und die Sache als möglich vorstellten. Besonders gehöret hieher der Churfürst Joachim II. von Brandenburg, der schon lange sich mit Wiedervereinigungs-Projecten beschäftigte. Kaum war er aber von dem Reichstage nach Hause gekommen, als er schon an Karln schrieb, „es hätten sich zwar einige unruhige Geister und aufrührige Leute unterstanden, sein Land und Leut wider ihn zu erregen, wenn er das Interim einzuführen gedächte; allein dem ungeachtet werde er demselben in allem gehorsamlich nachsetzen. In einem zweyten Schreiben meldete er: weil er den 11. Jänner 1549. die Gemüther des armen gemeinen Volkes etwas hart darwider verbittert und angehetzt gefunden, so habe er ernstlich allgemach einen Artikel nach dem andern vorgenommen, die armen verführten Gemüther berichten und bedeuten, sodann aber es in seinen Landen drucken und publiciren, auch in seinem Hoflager in allen Kirchen aufrichten lassen, und zu halten gebothen. Nun stehe er auch noch in der täglichen Arbeit und Uebung, das Interim in anderen Kirchen und Städten in seinem ganzen Land anzurichten, und nach seinem höchsten Vermögen darüber zu halten, finde auch bey seinen Unterthanen gute Folge und Gehorsam. Er könne auch nicht bergen, daß er an seiner Mühe und Arbeit nichts erwinden lassen, andere seiner Nachbarn, sonderlich aber den Churfürsten Moritz von Sachsen auch zu berichten, und wider etlicher unruhiger und verstockter Leute Streiten und Toben zu bewegen, dem Kaiser gleichfalls mit Publicirung und Aufrichtung des Interim zu gehorchen.“

„Er

"Er ſey deßwegen zu dem Churfürſten nach Jüterbock gezogen, dahin derſelbe ſeine fürnehmſten Räthe und Theologen, und unter andern den Melanchthon, auch den Biſchofen von Naumburg Julius Pflug mitgebracht; und habe der Allmächtige damals ſo viel Gnad verliehen, daß ſich der Churfürſt mit den Seinigen dahin bewegen laſſen, daß ſeine Räthe und Theologen, unter denen ſich Melanchthon ganz beſcheidentlich und der Gebühr verhalten, die von dem Kaiſer errichtete Religionsordnung bewilliget, und ſie zum allerförderlichſten in ſeinen Fürſtenthümern zu publiciren verſprochen. Nur ob dem Canon der Meß hätten die Sächſiſchen Theologen noch einiges Bedenken gehabt, welches nun auf weiterm Bericht ſtehe. Er werde ſich aber auch noch für das Künftige alle Mühe geben, daß ſich der Churfürſt darein vollends überwinde, begebe, und dem Kaiſer gehorſame; ſo daß er nun hoffe, dieſer Sache werde nun zum meiſten gerathen ſeyn, und der Allmächtige fernere Gnad verleihen, daß ſich auch andere mehr Stände dazu begeben, das Interim annehmen und halten. Nur werde es jetzt am meiſten daran mangeln, daß der Kaiſer das Indult betreibe, vermöge deſſen den proteſtantiſchen Prieſtern die Ehe, und den Leuten, die es verlangen würden, die Communion unter beyden Geſtalten von dem Pabſt nachgelaſſen werde; welches bereits der Churfürſt Friederich von der Pfalz und er zu Augſpurg gebethen und geſucht, und er dermalen noch einmal ſuche." Eigentlich war der zu Jüterbock mit dem Churfürſten von Brandenburg geſchloſſene Vergleich weder das wahre Interim, noch die Augſpurgiſche Confeßion, ſondern eine Art eines neuen Interim, in welchem einiges von dem wahren Interim nach proteſtantiſchem Sinne erklärt, das übrige aber übergangen ward, jedoch auch vieles von katholiſchen Cere-

monien ſich befand; welches hernach in die ſchon oben angeführte Sächſiſche Agende gefloſſen iſt, und den großen Streit über die ſogenannten Adiaphora oder Mitteldinge unter den Proteſtanten verurſachet hat.

Dreyzehntes Kapitel.

Weitere Verſuche Karls zur Wiedervereinigung der Religion. Tod des Pabſtes Paulus. Neue Hoffnung eines Conciliums.

Es iſt nicht glaublich, daß der Churfürſt Joachim den Kaiſer habe hintergehen wollen, und in der Sache nicht mit Ernſt und Aufrichtigkeit zu Werke gegangen ſey. Da ohnehin Karl und ſein Bruder ſehr großes Vertrauen auf ihn ſetzten, ſo läßt ſich manches von Karls jezigem ſowohl als zukünftigem Betragen, welches ſonſt unerklärbar iſt, bloß allein daher in ſeinem wahren Lichte darſtellen. Um das Indult, von welchem der Churfürſt Joachim Meldung thut, hatte Karl bereits von Augſpurg aus ſich alle Mühe gegeben; der Pabſt ſollte nämlich einige Legaten nach Deutſchland ſchicken, mit der Vollmacht, wegen der Prieſterehe, der Communion unter beyden Geſtalten und der Faſten zu diſpenſiren. a) Diejenigen, die es Karln angerathen, unter denen der Churfürſt Friederich von der Pfalz und Joachim von Brandenburg oben an ſtanden, müſſen ihm ungemein viel Hoffnung gemacht haben, daß dadurch Deutſchland wieder könnte zur vorigen Einigkeit gebracht werden. Wenigſtens machte dieſes Geſuch ſo viel

a) Apud RAYNALD. ad a. 1548. N. XLIV.

viel Eindruck auf die Franzosen, die nicht anders glaubten, als durch die Wiedervereinigung würde Karl auf einmal unumschränkter Herr von Deutschland werden, daß selbst ihre Kardinäle sich alle Mühe gaben, den Pabst von der Abschickung der Legaten zurück zu halten, und ihr König sogar dem an seinem Hof befindlichen päbstlichen Nuntius erklärte, daß er seinen Gesandten von Bononien zurück rufen werde, wenn der Pabst die Legaten schickte; wenn er es aber unterlassen werde, wolle er ihm mit allen seinen Kräften beystehen. Zu Rom waren zwar auch einige der Meynung, die Wiedervereinigung könnte dadurch befördert werden; allein der größere Theil stimmte dahin, diese Nachgiebigkeit würde vielmehr dienen, die Katholischen zu den Protestanten übertreten zu machen, als diese wieder zu den Katholischen zurück zu führen.

Da man jedoch den mit dem Römischen Hof ohnehin unzufriednen Kaiser nicht noch mehr aufbringen wollte, wurden nach vielen Berathschlagungen der Bischof von Verona, Aloysius Lipomanus, der von Ferenti, Sebastianus Pighinus, zu denen noch der am kaiserlichen Hoflager ohnehin schon sich aufhaltende Bischof von Fano kam, als päbstliche Nuntii nach Deutschland abgeschickt. Nach einer sichern Nachricht b) sollen sie dreyerley Vollmachten mitbekommen haben, in welchen unter andern auch die Erlaubniß enthalten gewesen, in der Priesterehe und der Communion unter beyden Gestalten zu dispensiren; jedoch daß sie sich derselben so sparsam, als immer möglich, und nur in dem Fall, wo keiner von ihnen einer andern Meynung wäre, bedienen sollten. In

b) BELLARMIN. apud RAYNALD. ad a. 1548. N. LXX.

Deutſchland ward jedoch nur eine einzige von ihnen bekannt gemacht, in welcher von der Prieſterehe nichts weiter enthalten war, als daß den verheuratheten Mönchen geſtattet ſeyn ſollte, ihren Orden zu verändern, und neue Gelübde abzulegen. Von der Communion unter beyden Geſtalten aber ward geſagt, daß man ſie denjenigen erlauben würde, die alle übrigen Irrthümer ablegen, und das Decret des Coſtnitzer Conciliums öffentlich annehmen, und bekennen würden, daß man unter einerley Geſtalt eben ſo viel, als unter beyden genieße, und daß die Kirche nicht geirret habe, da ſie das Geboth von der Communion unter einer Geſtalt gegeben. Allein, dieſes könnte ihnen nur nach Gutbefinden auf eine gewiſſe Zeit, und auch nur ſo verſtattet werden, daß ſie beſonders, und zu einer andern Zeit, auch einem andern Ort, und nicht alsdann communiciren müßten, wann das Nachtmal den übrigen unter einerley Geſtalt gereichet würde.

In Anſehung der geiſtlichen Güter hatte Karl verlangt, daß wegen der großen Schwierigkeiten, die aus deren Zurückforderung entſtehen würden, den Legaten die Vollmacht möchte ertheilt werden, die Reſtitution entweder ganz oder wenigſtens zum Theil zu verſchieben, und zu mäßigen, oder ſich mit denjenigen, die ſie wieder erſtatten müßten, ſich zu vertragen. Hingegen kam in der von den Nuntien vorgezeigten Vollmacht nichts anders vor, als daß die Biſchöfe Macht haben ſollten, ſich mit den Beſitzern über die bereits genoſſenen Früchte zu vergleichen, wofern ſie nur von dem fernern Beſitz abließen.

Dieſe Nuntien fanden nämlich auf ihrer Reiſe durch Deutſchland die Sachen ganz anders beſchaffen,

als ſie ſich dieſelben zu Rom vorgeſtellt hatten. Pighinus ſchrieb, ehe er noch den Kaiſer geſehen, an den Kardinal Farneſe, die Lutheraner ſeyen bereits verſtockt, und wenige würden wieder verlangen zur katholiſchen Kirche zurück zu kehren, wenn nicht Karl mehr Ernſt zeigen, dieſe Rebellen und Meineidige gehörig ſtrafen, und ihnen das Predigen verbiethen werde. Dieſes mag wohl die Haupturſache geweſen ſeyn, warum ſie nicht von allen ihren Vollmachten Gebrauch gemacht; obgleich der Franzöſiſche Geſandte an Karls Hofe, Marillak, ſeinem Könige ſchrieb, es ſey geſchehen, weil ſie keine befriedigende Antwort wegen der Wiedergabe der Stadt Piacenz erhalten. So viel iſt gewiß, daß Karl diejenigen, die ſie ihm vorgezeigt, obſchon ſie ſeinen Wünſchen bey weitem nicht entſprochen, ſogleich den Biſchöfen zugeſchickt, um ſich darnach zu richten, mit beygefügter folgenden merkwürdigen Ermahnung, „weil ſich befinde, daß hiervor den Sachen etwas zu viel geſchehen ſeyn möcht, indem etliche, vielleicht in Meinung ihrem Amt dadurch genug zu thun, ſich etwa mit mehrerm Ernſt und Strenge erzeigt, dann Gelegenheit dieſer Zeit und Läufte ertragen und erleiden können; ob nun wohl zu wünſchen, daß alle chriſtliche Diſciplin und Zucht der alten Kirchen bey dieſen verderbten leichtfertigen Zeiten allenthalben wieder eingeführt und erhalten werden möchte, nichts deſto weniger, weil die Sache dermaſſen überhand genommen, daß deren eben viel ſeyn, die auf ihrem eigenen gefaßten Sinn und Verſtand, darauf ſie dann mehr bauen als billig geſchehen ſollt, endlich zu beharren gedenken, und ſich davon nicht abwenden wollen laſſen: ſo ſollte ſeines Erachtens den Sachen um vielmehr dienlich und fürträglich ſeyn, daß allenthalben, da es anders die Gelegenheit zu einigen We-

gen erleiden könne, ſolche Maß und Beſcheidenheit gehalten würde, damit diejenigen, ſo ſich abgeſondert, wieder zu einem rechten christlichen Weſen und Wandel mehr mit gutem Willen und Wiſſen geleitet, dann durch übermäßigen Ernſt abſcheuig gemacht würden.“

„Denn wie zu den allererſten Zeiten die heiligen Apoſtel und Väter die Grundfeſte der chriſtlichen Kirchen mit Güte und Sanftmüthigkeit angefangen und erbauet, alſo möchten verhoffentlich durch ſolche gütliche Wege diejenigen, ſo in Irrung und Mißverſtand gewachſen ſeyn, zu dieſer Zeit auch wieder zu einem einhelligen Verſtand und Vergleichung gebracht und erhalten werden; dieweil einmal offentlich am Tag, daß noch zu dieſen gegenwärtigen Zeiten nicht wenig ſeyen, die vielmehr der Milch denn ſtarker Speiſe bedürften.“ Karl ermahnt ſie nebſt [illegible]
„ſich allenthalben nach den Perſo[illegible]
Unverſtändigen zu unterweiſen, [illegible]
in der Güte zu bewegen, die Irr[illegible]
und die Standhaften zu erhalten
alle Dinge mehr mit der Güte denn [illegible]
Ernſt fürzunehmen; auch daran z[illegible]
ärgerlich unchriſtlich Brauch der P[illegible]
ren Predigen einander zu ſchmähen
ſo an vielen Orten gröblich eingeriſſen ſey, zu allen Theilen abgeſtellt und vermieden bleibe; endlich aber dem Volk mit Lehre und Wandel dermaßen fürzugehen, damit ihr Dienſt nicht getadelt oder geſchändet, ſondern das Volk verurſachet werde, den geiſtlichen Stand vielmehr zu lieben und in Ehren zu halten, als zu ſcheuen, und zu verachten; würden ſie dieſem fleißig nachſetzen, ſo ſeye er der tröſtlichen Hofnung, und ſtelle in gar keinen Zweifel, daß männiglich ei-

nen

nen ſo guten Willen und Zuneigung bekommen, daß fürbas hin keiner Schärpfe vonnöthen, ſondern die Vergleichung in der Religion ſammt chriſtlicher Liebe und Einigung im heiligen Reich deutſcher Nation ohne alle Beſchwerde erfolgen und werde erhalten werden.“ Daß Karl noch immer die tröſtliche Hofnung wegen Vergleichung der Religion hegete, machte wenigſtens ſeinem Herzen Ehre. Allein, daß er die Sache in gar keinen Zweifel ſtellte, wenn nur die Biſchöfe ſeinen Ermahnungen folgeten, iſt wirklich eine Sache, die ſich kaum begreifen läßt. Hätte auch der Pabſt alles nach Karls Willen zugeſtanden, ſo war doch der Haß gegen das, was von Rom kam, bereits ſo tief eingewurzelt, daß keine menſchliche Gewalt oder einiges Zureden helfen konnte.

Der Erfolg zeigte es auch ſogleich, daß die [illegible] en von keinen päbſtlichen Diſpenſationen [illegible] en wollten, indem ſie zu demjenigen, was [illegible] ſchon vermöge göttlichen Rechtens befugt [illegible] und in der That läßt ſich wohl denken, daß [illegible] s des Pabſtes Gnade ihre Prieſterämter [illegible] ommunion unter beyden Geſtalten anneh- [illegible] gar ſich ihm zu Gefallen von Weibern und [illegible] nnen ſollten, da ſie ſich ſo ſehr ſträubten, [illegible] kleinſte Ceremonie, die ſie einmal abgeſchaf- fet, wieder einzuführen? So viel iſt ſicher, daß Karl und mehrere deutſche Fürſten das feine Gewebe theo- logiſcher Streitfragen nicht ganz durchſchaut hatten, und eben daher ſich auch keinen Begriff machen konn- ten, wie Leute, die ſelbſt ihrem eigenen Geſtändniſſe nach ſich in den wichtigſten Fragen, die den Grund- ſtoff des ganzen Diſputes enthielten, einigemale ſo gut als vereinigt hatten, zu andern Zeiten ſo weit von einander getrennt ſeyn, und nicht wenigſtens dem all-

gemeinen Frieden zum Beſten wieder ſollten können vereinigt werden. Indeſſen ſah Karl von Tag zu Tag mehr, wie wenig das Indult fruchtete. Einiger Maßen mag er zwar bey ſich die Schuld darauf geſchoben haben, weil der Pabſt ſeinen ganzen Vorſchlag nicht genehmiget, ſondern nur bloß etwas zum Scheine gethan. Allein, die Nachrichten, die er von allen Orten und Enden Deutſchlandes bekam, hätten ihn doch auf die Gedanken bringen ſollen, daß die Wunde viel tiefer liege, als daß ſie durch ein päbſtliches Indult könne geheilt werden.

Noch an keinem einzigen auch noch ſo unbeträchtlichen Orte war das Interim ganz nach ſeinem Sinne eingeführt worden; indem man entweder keine Prediger fand, die demſelben gemäß ihr Amt verwalten wollten, oder auch dort, wo ſie ſich dem äußern Scheine nach dazu bequemt, es nicht nur allein nicht beobachteten, ſondern je länger deſto heftiger ſich gegen daſſelbe heraus ließen. Selbſt auch die katholiſche Geiſtlichkeit, welcher durch Karls Befehle und Bemühungen an manchen Orten, z. B. Straßburg, Augſpurg und Regenſpurg, die Hauptkirchen wieder waren eingeräumt worden, fand bey der Ausübung ihres eigenen Gottesdienſtes die größten Schwierigkeiten. Deſſen ungeachtet aber ließ Karl den Muth nicht ganz ſinken, beſonders da durch den nunmehr erfolgten Todesfall des Pabſtes Paulus III. wieder einige Hoffnung, wiewohl nur von weitem, zur Wiedereröffnung des Conciliums von Trient ſich zeigte.

Paulus war theils wegen der Beſitznehmung von Piacenza, theils der ſtarken Proteſtation, die der Spaniſche Geſandte gegen die Verlegung des Conciliums nach Bononien eingeleget, theils wegen

Karls

Karls gemäßigter Geſinnungen in Anſehung der Proteſtanten nun ganz und gar kein Freund mehr deſſelben; und ſchon war es an dem, daß er mit dem Könige Heinrich von Frankreich, der bey dieſen Umſtänden alles mögliche that, um ſein Mißtrauen gegen den Kaiſer zu vergrößern, eine Lige gegen denſelben geſchloſſen hätte. Nur ward die Sache noch zurück gehalten, weil Heinrich einem ſo alten lecken Schiffe, wie Paulus war, ſich nicht anvertrauen wollte, ohne daß ihm der Pabſt durch eine zu Lyon niedergelegte Summe Geldes eine Art von Sicherſtellung geleiſtet; und Paulus, theils durch die Furcht vor der Macht des Kaiſers, theils durch jene das Geld zu verlieren, ſchüchtern gemacht, ſich ebenfalls nicht entſchließen konnte, ohne von dem Könige hinlängliche Sicherheit erhalten zu haben, die letzte Hand an den Tractat zu legen. Welches Zaudern die Franzoſen dahin ausdeuteten, daß er nur durch ſeine Unterhandlungen mit ihnen deſto beſſere Bedingungen, beſonders aber die Wiedergabe von Piacenz von dem Kaiſer zu erhalten ſuche; worüber Paulus wegſtarb.

Nicht lange vor ſeinem Tode ſagte er noch zu dem Franzöſiſchen Geſandten, Karl weigere ſich nur darum das Concilium von Bononien zu erkennen, und wolle ſtatt deſſen eines zu Trient haben, um durch das Concilium Meiſter von der Pabſtwahl zu ſeyn, und, wenn er ſie nicht nach ſeinem Willen werde lenken können, ein Schisma anzufangen. Allein, Karls Betragen rechtfertigte ihn in den Augen der Welt ſo ſehr, daß vielmehr nun jedermann, der nicht ſelbſt ſich täuſchen wollte, einſehen mußte, daß er nicht aus Privat-Abſichten, ſondern wegen des allgemeinen Wohls der Kirche ſo ſtark auf das Concilium gedrungen; indem er nicht nur allein die zu

Trient noch befindlichen Spaniſchen Biſchöfe auseinander gehen, ſondern ſo gar geſchehen ließ, daß der Cardinal del Monte, der ſich während des Conclave öffentlich zur Franzöſiſchen Partey gehalten, und noch dazu als erſter Legat des Conciliums ſowohl in die Verlegung deſſelben gewilliget, als auch alles mögliche gethan hatte, daß es nicht wieder nach Trient käme, zum Pabſte unter dem Namen Julius III. gewählet ward.

den 7. Febr. 1550.

Man hatte überhaupt nicht die beſte Meinung von ihm; und ſelbſt die Franzöſiſchen Cardinäle, auf deren Seite er ſtand, hatten ſich mehrmals erklärt, daß ſie ihm als einem leichtſinnigen, übel geſitteten, und des Pabſtthums unwürdigen Manne ihre Stimme nie geben würden; nichts deſto weniger, als ſie weder für ſich, noch für ihre Clienten ihre Abſichten erreichen konnten, halfen ſie ihm [illegible] thum. Dem Neugewählten ma[illegible] Ehre, daß er nun in der Sache [illegible] mehr als Cardinal del Monte, [illegible] handelte, und gleich anfangs K[illegible]ur Wiedereröffnung deſſelben machte.

Karl hatte ſich indeſſen in [illegible]derlanden aufgehalten; wohin er auch ſein[illegible]gen Sohn Philipp kommen laſſen, um ihn mit denjenigen Ländern, die er einſt beherrſchen ſollte, zum voraus bekannt zu machen, ſo wie er ihm indeſſen auch bereits die Huldigung leiſten ließ. Von Brüſſel aus ließ er den 13. März ein Reſcript an die Reichsſtände ergehen, in welchem er anfangs ſeine Abweſenheit von Deutſchland theils durch die nicht zur gehofften Zeit geſchehene Ankunft ſeines Sohnes, theils durch den Tod des Pabſtes Paulus III. entſchuldigte.

1550.

ſchuldigte. Nachdem ihm aber der neue Pabſt ſeine Wahl gemeldet, und auch von ſeiner guten Geſinnung gegen das Reich und die Religion ſehr gütige und weitläufige Verſicherungen gegeben, müſſe man dieſe erwünſchte und vortreffliche Gelegenheit nicht vorbey laſſen, ſondern auf Wege denken, um dasjenige zu Stande zu bringen, was auf dem letzten Reichstage theils ausgemacht, theils angefangen worden. Alsdann müſſe man darauf bedacht ſeyn, die Urſachen der Streitigkeiten zu heben, und die Widerſpenſtigen und Rebellen (nämlich die Magdeburger) zu züchtigen. Aus dieſen Gründen wollte er alſo hiemit eine Verſammlung aller Reichsſtände auf den 25. Juny nach Augſpurg ausſchreiben.

Karl zählte darauf, daß er indeſſen von Rom [illegible] von der förmlichen Einwilligung des [illegible] gen des Conciliums erhalten werde. [illegible] ter daſelbſt, Didacus Mendoza, mußte [illegible] fange des Aprils noch einmal Vorſtel- [illegible] r machen; welche auch nicht ohne Wir- [illegible] Pabſt Julius ſetzte ſogleich eine Con- [illegible] Cardinälen nieder, deren Gutachten ein- [illegible] e Fortſetzung des Conciliums und zwar zu Trient [illegible]el. Indeſſen war die Furcht, daß ſich Karl oder das Concilium in die Pabſtwahl miſchen möchten, ganz verſchwunden. Auch ſchrieben die in Deutſchland noch ſich aufhaltenden päbſtlichen Nuntien nach Rom, „es ſey die äußerſte Nothwendigkeit vorhanden, das Concilium wieder in Gang zu bringen; nicht zwar, als wenn ſich einige Hofnung zeigte, daß die proteſtantiſchen Fürſten zur katholiſchen Kirche zurück treten würden, indem ſie, nach einmal gekoſteter Süßigkeit der Kirchengüter, auf das begierigſte nach mehreren trachteten, auch das Volk, nachdem

es

es ſich an ein fremdes Leben gewöhnet, kaum davon würde abzubringen ſeyn, ſondern weil die augenſcheinlichſte Gefahr da ſey, daß auch die noch übrigen katholiſchen Fürſten, nach dem Beyſpiel der proteſtantiſchen, ſich durch eben dieſe Lockſpeiſe dürften hinreiſſen laſſen. Das Concilium ſey auch der Weg, wodurch das durch kaiſerliche Eingriffe ſo ſehr geſchwächte päbſtliche Anſehen könnte aufrecht erhalten, und Karl gehindert werden, daß es nicht unter dem Vorwand der Römiſchen Politik oder Trägheit, d. ihn in die Nothwendigkeit ſetzten, die Hände an Kirchenſachen zu legen, noch weitere Eingriffe thun, oder zuletzt gar mit den Proteſtanten in ein vollkommenes Einverſtändniß treten möchte.

Da Mendoza in ſeiner Vorſtellung hatte mit einfließen laſſen, daß der Kaiſer auf dem nächſten Reichstag ſich nach demjenigen richten werde, was der Pabſt in Anſehung des Conciliums antworten werde; und man daraus ſchloß, daß er im Verweigerungsfalle ganz ſicher wieder etwas eigenmächtig in Religionsſachen vornehmen werde: ſchickte der Pabſt alſogleich den Pighinus, den er aus Deutſchland zurück gerufen hatte, um von ihm genauere Nachricht wegen der deutſchen Angelegenheiten einzuziehen, wieder dahin, damit er dem Kaiſer die Verſicherung wegen des Conciliums gäbe, jedoch unter folgenden Bedingungen: „der Kaiſer ſollte nämlich auch den König Heinrich von Frankreich dahin bewegen, daß er ſeine Biſchöfe nach Trient ſchickte; ferner müſſe man dahin ſehen, daß die Väter nicht ihre Zeit umſonſt in Trient zubringen, oder mit der Noth ringen müßten; daher ſollte ſchon vorher alles, was zu ihrem Unterhalt nöthig, beygeſchafft ſeyn, die Proteſtanten aber noch einmal auf dem Reichstag eine feierliche Erklärung

von

von ſich geben, daß ſie ſich dem Concilium unterwerfen wollten; dasjenige, was bereits beſchloſſen worden, dürfte nicht auf das neue unterſucht werden; endlich hoffe der Pabſt, daß der Kaiſer das Anſehen des Pabſtes ſchützen, und es ihm nicht übel nehmen werde, wenn er ſeinerſeits ebenfalls die nöthigen Vorkehrungen treffen ſollte, in dem Fall, da jemand auf dem Concilium entweder aus Unwiſſenheit oder aus einer andern Urſache daſſelbe zu ſchmälern ſuchen werde.“ Karl war indeſſen zufrieden nur ſo viel erhalten zu haben, und eilte um ſo mehr mit der Eröffnung des Reichstages.

Vierzehntes Kapitel.

Neuer Reichstag zu Augſpurg. Unterhandlungen wegen der Römiſchen Königswahl des Spaniſchen Prinzen Philipp.

Da durch dieſen Reichstag dasjenige, was die Zeitumſtände auf dem letzten nicht zuließen, vollends ſollte in das Werk gerichtet werden, ſo wünſchte Karl gar ſehr, daß die beyden Churfürſten Moritz von Sachſen und Joachim von Brandenburg ſich in Perſon dabey einfinden möchten. Er hatte daher den von Schwendy noch von den Niederlanden aus eigends an ſie abgeſchickt, und ihnen die Vorſtellung machen laſſen, „weil nun der neue Pabſt in einem ganz väterlichen und vertraulichen Schreiben ſich erbothen, alles ſeinerſeits beyzutragen, was zur Vereinigung und Vergleichung der Religion und zur Wohlfart deutſcher Nation gereichen möge; eben dieſe Religionsſache aber bey jezigen Zeiten des gemeinen

meinen Vaterlandes höchſtes Obliegen und Beſchwerde ſey, daraus bis daher alle Zerrüttung entſprungen, und noch künftig entſpringen werde: ſo habe er dieſe gute Gelegenheit nicht verſäumen, ſondern vielmehr alles verſuchen wollen, damit dasjenige, was auf dem vorigen Reichstag fürgenommen und beſchloſſen worden, nun endlich zum Vollzug komme.“

„Da auch noch allerley Rebellen und Ungehorſame im Reich ſeyen, die durch ihr Beyſpiel leicht andere zu einem ähnlichen Betra[illegible] ſo achte er es abermals für eine [illegible] Mittel und Weg zu ſuchen, da[illegible] lichen ſchuldigen Gehorſam möch[illegible] Um ſeinem Amt Genüge zu lei[illegible] Reichstag ausgeſchrieben, auf n[illegible] zum förderlichſten perſönlich ſich [illegible] halb Gottes Gewalt durch nichts [illegible] laſſen. Er verſehe ſich zwar zu i[illegible] falls perſönlich darauf erſcheinen [illegible] Betrachtung der hohen Nothdur[illegible] der Sachen, die darauf ſollen geh[illegible] tet werden, habe er ſie zum Ueb[illegible] darum erſuchen wollen.“

Der Churfürſt Moritz antwortete, „er ſey mit etlichen hochbeſchwerlichen Anliegen und Sachen beladen, woran ihm zum höchſten gelegen ſey; er habe ſie bereits des Kaiſers Bruder anzeigen laſſen, damit dieſer ſie ſelbſt an ihn bringe, worüber er noch keine Antwort erhalten. So bald der Kaiſer Oberdeutſchland werde erreichet haben, und noch vor angehendem Reichstag wolle er entweder durch ſich ſelbſt oder die Seinigen denſelben ſeine hohe Nothdurft zu erkennen geben.“ Weiter konnte Schwen-

dy nichts erhalten; und auch dieſes war nichts, als der Anfang jener groſſen Reihe von Vorſtellungen, die wir von nun an bey Moritzen wahrnehmen werden.

Des Churfürſten Joachim Antwort fiel dahin aus, „durch das Beſuchen der Reichstäge, und andere dem Kaiſer und Reich geleiſtete Dinge habe er ſich in merkliche Beſchwerung ſtecken und einlaſſen, auch ſeine Landſchaft deßwegen zum höchſten beſchweren und erſchöpfen müſſen; das perſönliche Beſuchen des Reichstages ſey ihm daher nicht nur allein bedenklich, ſondern auch ihm und ſeinen Unterthanen beſchwerlich und unerträglich. Er habe es ohnehin ſchon an den Kaiſer gelangen laſſen, was er ſonſt noch für Anliegen habe; inſonderheit habe er ſich gegen die rebelliſchen Magdeburger ſo weit eingelaſſen, daß auch über Vorſehen er ſelbſt und ſeine Unterthanen in viel Wege von demſelben thätlich und feindlich angegriffen würden, ſeine Städte und Veſten angefallen, ſeine Unterthanen in viel Wege beſchädiget, geplündert, in Gefängniß eingezogen, und faſt ſeine Stadt Tangermünde von ihnen wäre eingenommen worden; er habe bereits bey dem Kaiſer vielfältig um Hülf angeſucht, aber keine Antwort und Troſt erhalten.“ Schwendy ſagte ihm hierauf, eben dieß ſey einer der Hauptbeweggründe, warum der Kaiſer den Reichstag ausgeſchrieben, um die Sache wegen Magdeburg in Ordnung zu bringen; wenn der Churfürſt in Perſon ſie betreiben helfe, ſo würden die übrigen Stände ſich um ſo bereitwilliger finden, ihm Beyſtand zu leiſten, und die Rebellion zu züchtigen. Allein, der Churfürſt beharrte darauf, daß er bey dieſen Umſtänden ſein Land nicht verlaſſen dürfe.

Eine

Eine ſo üble Vorbedeutung dieſes auch für den Reichstag ſelbſt war, ſo ließ ſich doch Karl keineswegs davon abhalten, wenigſtens für ſeine Perſon demſelben beyzuwohnen. Die zwey Hauptpuncte der Propoſition, die er machen ließ, betrafen die Religion und die ſogenannte Rebellion der Städte Magdeburg und Bremen. „Bereits auf dem letzten Reichstag ſeyen die Stände überein gekommen, daß zur Erörterung und Erledigung des erſten kein richtiger, füglicher, noch fürträglicher Weg oder Mittel zu finden ſey, dann [illegible] gemein Concilium. Da nun [illegible] ganz gnädig väterliche Vertröſtu[illegible] than, allen Fleiß fürzuwenden, [illegible] lichen Begehren und der Stände [illegible] Trient continuirt und zu Ende gebrac[illegible] er nicht ermeſſen, daß nun etwas [illegible] fürzunehmen, als daß bey demſelb[illegible] de, ſeinem Verſprechen wirklich un[illegible] nachzuſetzen.“

Auf der Stände Bewilligung [illegible] habe er auch zur Erhaltung Frieden [illegible] billige leichtliche Reſolution und Er[illegible] Rathſchlag, ſo damals durch einige anſehnliche und gutherzige Perſonen ihm fürgetragen worden, ergehen laſſen; nicht nur allein, weil ſeine Abſicht ſo heilſam, ſondern auch wegen der ausdrücklichen Bewilligung und Annehmung der Stände habe er geglaubt, man werde ſich derſelben gemäß halten. Er habe aber nicht ohne höchſte Beſchwerung und Betrübniß ſeines Gemüths befunden, daß nicht nur allein etliche Stände und Unterthanen ſich derſelben widerſetzen, ſondern auch etliche andere, die ſie angenommen, ihr mit nichten ſich gemäß halten.“

den 26. July 1550.

„Er

„Er habe auch damals bedacht, daß zur Erhaltung der Religion nicht allein dienlich und fürträglich, sondern auch nothwendig sey, solche Wege fürzunehmen, dadurch die Kirchen und derselben Glieder und besonders der geistlich Stand zu der alten wahren Kirchendisciplin und Regel gewiesen würde; er habe daher den Ständen den Begriff einer christlichen Reformation eröffnen lassen, die sie auch gehorsamlich angenommen. Wiewohl sich nun etliche geistliche Fürsten hierinn zum höchsten bemüht, und allen möglichen Fleiß deswegen fürgewendet, so vernehme er doch auch, daß diesem löblichen Werk von dem wenigern Theil nachgesetzt, ja vielmehr durch gesuchte Anstöchte und in andere Wege dasselbe wo nicht gar vernichtet und umgestossen, doch zum wenigsten verzogen und verhindert werden sollte.“

„Ob ihm nun zum höchsten beschwerlich, ja unleidlich seyn wolle, zuzusehen und zu gestatten, daß solche christliche löbliche Ordnungen gleich zu Anfang wieder in Abgang und Veracht kommen sollen, so gehe sein ferner Begehren dahin, ihm ihr räthliches Bedenken dahin mitzutheilen, was zu thun sey, um das bereits Beschlossene zum Vollzug zu bringen.“

„Wegen des Landfriedens finde er nichts zu bessern und zuzusetzen; nur sey zu bedenken, daß etliche des Kaisers und Reichs Ungehorsame und Rebellen sich so fern einließen, daß sie nicht nur allein auf ihrem Vorsatz zu verharren gedächten, sondern einige davon sich so gar unterstünden, andere Reichsstände, Glieder und Unterthanen mit Kriegsgewalt zu überfallen, und mit Mord und Brand zu beschädigen. Damit sich nun dieses Feuer nicht weiter

austheile und überhand nehme, ſo ſeye des Kaiſers Geſinnung abermal, die Stände möchten ihm darüber ihren treuen Rath eröffnen."

„In Anſehung des Kammergerichts ſeyen ihm nothwendige Urſachen fürgenommen, daß die zehn außerordentlichen Beyſitzer, die auf dem letzten Reichstage angeordnet worden, entweder zu allen Zeiten beyzubehalten, oder doch die jezigen wenigſtens Zeit Lebens, worüber er ebenfalls das Bedenken der Stände erwarte; wie man dann auch [illegible] ſey, ihnen die Acten der indeß geh[illegible] zulegen, woraus ſie ſehen würden, daß [illegible] lich und wohl beſetzt, und aller [illegible] zum höchſten würdig ſey."

Die Stände nahmen den [illegible] ſchlagung; und ungeachtet wenige [illegible] nen, ſo war es doch kaum noch au[illegible] dem Aeußern nach ſo ruhig und ein[illegible] In Anſehung des Conciliums bez[illegible] mit der ſchon gewohnten Münze, [illegible] allgemein, frey, chriſtlich, ordentlich fallen ließ, auch ihn erſuchte, es [illegible] keit zu befördern. Wegen des nicht [illegible] terim aber wußte man ſo viele Urſachen anzugeben, daß man es ſich kaum vorſtellen kann, wie Karl und ſeine Miniſters nicht ſo gleich den Schluß machten, was erſt die Entſcheidungen des Conciliums für Schwierigkeiten ausgeſetzt ſeyn würden. Die geiſtlichen Churfürſten gaben vor; „wenn ſie auch in den Orten, wo ihnen die Beſetzung der Pfarreyen zuſtünde, die Prädicanten, die ſich nicht nach demſelben fügen wollten, abſetzeten, ſo fänden ſie keine andere; und die katholiſchen Geiſtlichen dürften ſie vermöge

des

des Interim ſelbſt dazu brauchen. Um die vorgeſchriebene Reformation in das Werk zu richten, hätten ſie Provincial- und Diöceſan-Synoden gehalten; daß ſie aber ihren Zweck nicht ganz erreichet, ſeyen allerhand beſondere Exemtionen, Freyheiten, Diſpenſationen, Indulte und andere Verhinderungen Schuld.

Die Bothſchafter der weltlichen Churfürſten führten an: „was ſich ihre Herren wegen des Interim für Mühe gegeben; daß ſie es aber nicht ganz und an allen Orten in Gang gebracht, rühre daher, weil dieſe Religion bey dreyßig Jahren durch emſig vielfältiges Predigen, Singen, Leſen, Lehren ſo ſehr in die Leute und deren Gemüther gebildet und eingewurzelt, daß man ſie erſt mit der Zeit durch beſſern fleißigen vorgehenden Unterricht davon abbringen könne.“ Wer bey dieſer Aeuſſerung das Wort geführt, und den Ton angegeben, iſt leicht aus dem bereits Angeführten zu errathen. Der Churfürſt Moritz ſcheint nun bereits wenig mehr um Worte ſich bekümmert zu haben, ſondern ſchob allemal den Churfürſten Joachim von Brandenburg vor den Riß; doch merket man nun auch von dieſem, daß ſein Eifer wegen des Interim ſich indeſſen ungemein muß geleget haben. Vielleicht blieb er auch hauptſächlich deswegen von dem Reichstage weg, um nicht wegen desjenigen, was es zuvor dem Kaiſer ſo leicht gemacht, zur Rede geſtellt zu werden. „Ihre Landſchaften und Unterthanen, fuhren ſie fort, widerſetzeten ſich der Aufrichtung des Interim um ſo mehr, weil ſie glaubten, es ſey nicht allerdings der Schrift gemäß; wollten ſie nun Ernſt fürwenden, ſo hätten ſie ſich Aufruhre, Rumoren, und alſo ihrer Land und Leut große Zerrüttung, und ſchwerlich Verderben und Abfalls zu befahren ꝛc.“

Die Fürſten erklärten ihrerſeits, „die Urſachen der Nichtbefolgung des Interim wären hauptſächlich dieſe: man habe auf hohen und Partikular-Schulen zu wenig Fürſehung gethan, um die Jugend demſelben gemäß zu unterweiſen; da nun auch die Prädicanten das V[illegible] nicht nur allein nicht zur Haltung deſſelben ermahnten, ſondern auch öffentlich dagegen predigten, ſo könne daſſelbe nicht dafür eingenommen werden. Auch ſeyen durch daſſelbige zwar die Communion unter beyden Geſtalten und die Prieſterehen geſtattet; allein, da der Pabſt di[illegible] förmlich gut geheiſſen, ſo äuſſerten ſi[illegible] dieſe Dinge verlangeten, der g[illegible] Nebſt dem ſey Mangel an katholi[illegible] im Stande wären, den Leuten de[illegible] terricht darüber zu geben; vor[illegible] alle Kirchendiener ordentlich geweil[illegible] tung der Sacramente fähig gemac[illegible] lichen geiſtlichen Obrigkeit geſendet, [illegible] unterworfen ſeyn. Der gemeine [illegible] nicht wenig durch etlicher Geiſtlich[illegible] ärgerliches Leben, daß der kaiſe[illegible] ſo wenig gelebt und nachgegang[illegible] gehalten. Die letzte Hinderniß ſ[illegible] geachtet des kaiſerlichen Verboths ſo viele Schmach- und Schandbüchlein dagegen geſchrieben, und unter dem Volk ausgeſtreut würden.“

Churfürſten und Fürſten kamen endlich darinn überein, „die Irrungen in der Religion, wie man auch auf den vorigen Reichstagen allemal der Meynung geweſen, könnten nicht anders, als durch ein gemein frey chriſtlich Concilium hingeleget werden.“ Dieſe Antwort mußte Karln um ſo mehr befremden, da die ehemals zu dem Interim gegebene Einwilli-

gung

gung durch dieſelbe wenigſtens ſtillſchweigend wieder zurück genommen ward. Daher geſchah es auch, daß, ſo ſehr ſie ſeinen übrigen Geſinnungen angemeſſen war, Karl ſich nicht damit begnügte; jedoch ſo, daß es das Anſehen hatte, als ſuchte er ſelbſt aus dieſem verdrießlichen Handel nur mit Ehren zu kommen. Seine auch in den Reichsabſchied eingerückte Reſolution enthielt nämlich folgendes: „nachdem ſein Gemüth und Meynung dahin gehe, daß alles, was zwiſchen ihm und den Ständen auf letztem Reichstag verglichen und beſchloſſen worden, vollzogen, und demſelben ſtracks nachgeſetzt werde, er aber aus dem Bericht der Stände vernommen, daß die Hinderniſſe des Interim ſowohl als Reformation nicht allenthalben gleich noch einerley: ſo wolle er es auf ſich nehmen, und ſich durch alle fügliche Mittel und Weg erkundigen, was den Ständen, die dieſen Ordnungen nicht allerdings nachkommen, für Beſchwerden in dem Weg liegen, und darauf allen Fleiß ankehren, daß ſolche Hinderniſſe in der Güte, wie die Gelegenheit und Nothdurft eines jeden Orts erfordern wird, mögen abgeſtellt werden. Er erſuche demnach, erinnere und ermahne Churfürſten, Fürſten und Stände, es wolle ein jeder, ſo viel ihm das Interim oder Reformation anlangt, zum ernſtlichſten befördern, daß ſie angerichtet, gehalten und vollzogen werden, als wordurch er ſich im Reich chriſtlicher Einigkeit und aller Wohlfart tröſtlich verſehe.“

Wegen Magdeburg und Bremen erſuchten die Stände den Kaiſer, ſich der Schärfe eines Theils zu begeben, und die Sache durch gütliche Mittel beylegen zu laſſen; wobey ſie ſich alle Mühe geben würden, um die Rebellen zum gebührlichen Gehorſam zu bringen. Der Kaiſer willigte auch um ſo lieber

darein, da das bisherige Betragen der Magdeburger hinlänglich an den Tag legte, daß es eben nicht ſo leicht ſeyn würde, ihnen durch Gewalt andere Geſinnungen einzuflößen. Herzog Georg von Mecklenburg war noch vor dem Anfange des Reichstages in das Magdeburgiſche eingerückt, und hatte den Magdeburgern in einem Gefecht einige hundert Mann erleget; wodurch ſie ſich aber wenig ſchrecken lieſſen.

Bald darauf rüſteten ſich auch der Churfürſt Moritz von Sachſen, der Churfürſt Joachim von Brandenburg nebſt ſeinem Vetter dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, und der Herzog Heinrich von Braunſchweig gegen die Stadt. Ueber des letztern Betragen wunderte man ſich um ſo weniger, da er ohnehin ein geſchworner Feind der Proteſtanten überhaupt und der Städte inſonderheit war. Allein von den übrigen, beſonders dem Churfürſten von Sachſen, konnte man es nicht begreifen, daß er eine Stadt feindlich behandeln ſollte, die ſich nichts als ihre Anhänglichkeit an den Schmalkaldiſchen Bund, und die verweigerte Annahme des Interim hatte zur Schuld kommen laſſen. Sehr viele glaubten daher, gedachte Fürſten, weit davon, der Stadt etwas Leids zu thun, verſammelten nur deswegen Truppen, um den Herzog Georg aus dem Lande zu jagen. Allein, der Erfolg zeigte ſich ganz anders.

Beyde Churfürſten mochten Abſichten auf das ihnen ſo wohl gelegene Erzſtift gehabt haben. Moritz hatte ſich zur Erreichung der ſeinigen in dem ſchon angeführten geheimen Tractate, den er zu Regenſpurg mit dem Kaiſer geſchloſſen, das Schutzrecht darüber ausbedungen; ein naher Schritt, beſonders nach den damaligen Grundſätzen der Proteſtanten,

zur

zur Oberherrschaft. Der Churfürst Joachim hätte wenigstens seinen von dem Capitel zum Erzbischofe gewählten Sohn gern in dem ruhigen Besitze des Erzstiftes gesehen; er mußte sich demnach der von den Magdeburgern vertriebenen und sehr gemißhandelten Geistlichkeit annehmen. Bey Moritzen entdeckte man erst noch in der Folge einen Grund, den damals niemand vermuthete. Da er noch immer die Loslassung seines Schwiegervaters des Landgrafen nicht erhalten konnte, und der Kaiser nun auf das neue das den Protestanten so gehäßige Concilium von Trient betrieb: wartete er nur auf eine solche Gelegenheit, die Waffen in die Hände zu bekommen, über die der Kaiser keinen Verdacht schöpfen könnte. Es hatten zwar indessen die zu Augspurg versammelten Reichsstände zufolge ihres dem Kaiser gemachten Vorschlages wirklich die Stadt mit demselben auszusöhnen gesucht; allein sie schickte nicht einmal Deputirte an dem vorgeschriebenen Tage nach Augspurg, unter dem Vorwand, daß sie niemand gefunden, der diesen Auftrag hätte übernehmen wollen. Die Stände mußten sich demnach entschließen, Ernst gegen dieselbe zu brauchen, obschon die Deputirten der Städte nicht gern daran kamen. Nur bathen sie den Kaiser, das Seinige ebenfalls beyzutragen, und, wenn er diesem Kriege nicht persönlich beywohnen könnte, jemanden das Commando, wozu sie den Churfürsten Moritz vorschlugen, zu übergeben, auch zu gestatten, daß die zuvor vermöge des letztern Reichstags-Schlusses zur Nothwendigkeit des Reichs überhaupt zusammen gebrachten Gelder zu diesem Kriege dürften verwendet werden. Karl stellte ihnen dagegen vor, wie viele Kosten er in dem vorigen Kriege, um den Frieden in Dentschland wieder herzustellen, hätte aufwenden müssen; wegen des Churfürsten aber und des

ihm aufgetragenen Commando habe er nichts zu erinnern, und ſey ihm niemand bekannt, der ſich beſſer dazu ſchicke. Er bewilligte es auch, daß das zu dieſem Kriege nöthige Geld aus dem gemeinen Schatz genommen würde, jedoch unter der Bedingung, daß eben die Summe zu einer gewiſſen Zeit wieder hinein gelegt würde, weil es nicht zu dieſem Ende zuſammen gebracht worden ſey.

Der Churfürſt Moritz bekam auf ſolche Art nebſt dem Commando monathlich eine Summe von 60000 Goldgulden, und für die bereits aufgewandten Unkoſten 100000 zugeſaget. Da er ohnehin ſchon in die Nähe der Stadt gerückt war, grief er ſie nun zu Ausgang des Novembers förmlich an, nachdem er zuvor einige Schanzen hatte aufführen laſſen, um die Soldaten darinn überwintern zu laſſen. Er ließ ihr zwar hierauf nebſt dem Churfürſten von Brandenburg ſehr leidliche Friedensbedingungen antragen; allein, da er zugleich verlangte, daß ſie Beſatzung einnehmen ſollte, bis der Vergleich von dem Kaiſer beſtätiget, und alles darinn enthaltene ihrerſeits erfüllt wäre: ſo konnte ſie ſich nicht dazu entſchlieſſen, indem ſie dem Kaiſer nicht traute, und vielleicht noch weniger dem Churfürſten. Ueberhaupt machte ſie auch ſolche Vertheidigungs-Anſtalten, die genug zu verſtehen gaben, daß, wenn es auch dem Churfürſten Ernſt bey der Sache ſey, der Kaiſer dennoch nicht vor Ausgang des Reichstages das Vergnügen haben werde, ſie bezwungen zu ſehen; wie es auch der Erfolg beſtätigte.

Nachdem man vollends wegen des Kammergerichts einig geworden, daß die auf dem letzten Reichstag beſchloſſene zehn auſſerordentliche Beyſitzer

auch

auch das dritte, und nach Gutbefinden das vierte Jahr könnten ferner beybehalten werden; geſchah endlich dasjenige, was die Stände, die des Aufenthaltes zu Augspurg bereits müde waren, ſehnlich wünſchten, nämlich die Bekanntmachung des Reichsabſchieds. Einige halten dafür, Karl habe mit Fleiß damit zurück gehalten, um indeſſen vielleicht noch etwas zu Gunſten ſeines Sohns Philipp, den er bey ſich zu Augſpurg hatte, wegen der Nachfolge im deutſchen Reich zu Stande zu bringen. Karl war ſelbſt der Haupturheber geweſen, daß ſein Bruder Ferdinand im Jahr 1531. zum Römiſchen König gewählet worden; und niemand hätte geglaubt, daß er auf den Gedanken kommen würde, daß auch ſein Sohn Philipp nach ihm Deutſchland beherrſchen ſollte. Wenigſtens war es für Ferdinanden einer der unerwartetſten Auftritte. den 23. Febr. 1551.

Da ſich das Gerücht davon noch vor dem Reichstage in Deutſchland verbreitet, wendete ſich Ferdinand an ſeinen Bruder, um auf den Grund der Sache zu kommen. Karl widerſprach nicht gerade zu, ſondern ſuchte ihn durch die Erklärung zu beruhigen, daß, gleichwie er allzeit gewohnt geweſen, in wichtigen Dingen nichts vorzunehmen, ohne ihm Nachricht davon zu ertheilen, er es gewiß auch in dieſem nicht unterlaſſen werde. Als hierauf Karl ſelbſt die Sache bey ihm rege machte, antwortete Ferdinand, daß er ohne die Einwilligung ſeines älteſten Prinzen Maximilian ſich zu nichts entſchlieſſen könne. Dieſer aber, als man auch ihm Vorſchläge machte, gab zur Antwort, ein ſolches Vorhaben würde nicht nur allein ihm, ſondern allen deutſchen Fürſten zum Schimpf gereichen; und wenn er es ſich auch ſeinerſeits wollte gefallen laſſen, würden

die Churfürſten ſich nie dazu verſtehen. Mit welcher Aeuſſerung niemand vergnügter war, als die wegen der langen Abweſenheit ihres Monarchen und deßen ungeheuren Aufwandes, den er in auswärtigen Geſchäften machte, mißvergnügte ſpaniſche Nation und vielleicht Philipp ſelbſt, der nun einmal ganz Spanier war, und nirgends als dort ſeyn wollte.

Karl hatte ihm vor ſeiner Abreiſe aus Spanien eingepräget, ſich, wo er immer hinkäme, in Italien ſowohl als Deutſchland, genau nach den National-Gebräuchen zu richten; ja er hatte kurz vor der Reiſe anſtatt des Spaniſchen das Burgundiſche Etiquette an deſſen Hofe eingeführt. Allein, der ſteife ſpaniſche Ton behielt bey ihm ſtets die Oberhand; und ſo wie Karl ſich nirgends lieber als in ſeinen Niederlanden aufhielt, ſo wollte es Philippen nirgends als in Spanien gefallen. Karl ließ es aber deſſen ungeachtet nicht dabey bewenden; ja durch ſeine bey ihm ſo wohl als ſeinem Bruder viel vermögende Schweſter, die verwittwete Königinn Maria von Ungarn, brachte er es bey letzterm dahin, daß er ſich wirklich gefallen ließ, daß, wenn die Churfürſten darein willigten, dem Philipp vorhinein die Römiſche Königsſtelle in dem Fall, da Ferdinand das Kaiſerthum antreten würde, ſollte zugeſaget werden; damit aber ſein eigener Prinz Maximilian nicht zu kurz käme, wollte man die Churfürſten dahin vermögen, daß ſie dieſem die Römiſche Königswürde zuſagten, in dem Fall, da Philipp zum Kaiſerthum gelangte.

Die Gründe, womit man Ferdinanden dieſe Geſinnungen eingeflößt, hatten wenigſtens einen Schein, wenn ſie auch nicht ganz durch den Erfolg beſtätigt wurden: „Ferdinand nähmlich und ſeine Nach-

Nachkommen würden für ſich keineswegs im Stande ſeyn, das Reichs-Syſtem bey der noch immer fortdauernden Gährung wegen der Religion aufrecht zu erhalten; die bisherigen Trennungen und Factionen würden über kurz oder lang viel ärger ausbrechen; wobey er ſich betragen möge, wie er wolle, würde er Gefahr laufen, ſein Anſehen, und vielleicht auch ſeine Erbländer zu verlieren. Wie wenig Beyſtand er von den Katholiſchen zu gewarten, habe die Erfahrung gelehrt; ſich aber den Proteſtanten in die Arme werfen, oder gar gemeine Sache gegen die Katholiſchen mit ihnen machen, würde ſich ohnehin nicht thun laſſen. Sollten auch gegen alle Erwartung der innere Zuſtand von Deutſchland keinen Erſchütterungen mehr ausgeſetzt ſeyn, ſo werde doch die Gefahr von Seiten der Türken täglich größer; Deutſchland werde ihm weder retten können, noch wollen, beſonders proteſtantiſcher Seits, wo man ſo viele Schwierigkeit bey den bisherigen Hülfsleiſtungen gemacht; welches um ſo ſchlimmere Folgen für ihn haben werde, da er auf ſeine meiſtens proteſtantiſch geſinnte Unterthanen ohnehin nicht ſonderlich zählen könne; und wenn Philipp gänzlich von der Reichsnachfolge ausgeſchloſſen bleiben ſollte, ſo ſey für ihn gewiß auch von daher nichts zu hoffen; hingegen werde ihm die ganze ſpaniſche Macht, die allein das ſicherſte Rettungsmittel für ihn ſey, zu Gebothe ſtehen, wenn Philipp ſo nahe mit Deutſchland und Ferdinanden durch eine wechſelsweiſe Nachfolge verbunden bleibe.“

Dieſe Vorſtellungen wirkten ſo viel, daß Ferdinand, es mag nun ſeyn aus Ueberzeugung oder ſeinem Bruder zu gefallen, in Vereinigung mit ihm die Sache betrieb, und zu den Churfürſten von

Sachſen

Sachſen und Brandenburg in ſeinem und Karls Namen den Grafen Albrecht von Schlick abfertigte, der vermöge ſeiner Inſtruction ihnen beybringen ſollte, „weil hin und wieder allerhand Reden giengen, daß der Kaiſer wegen der Wahl ſeines Sohns Philipp Unterhandlungen zu pflegen, oder gar das Reich erblich zu machen Vorhabens ſey, ſo hätten er ſowohl als ſein Bruder den Churfürſten anzeigen wollen, worinn die Sache eigentlich beſtehe. Karl habe wegen des Reichs zur Erhaltung deſſen Hoheit und Gerechtigkeit nicht geringe Mühe und Arbeit auf ſich genommen, dabey auch merklichen unſäglichen Koſten gegen die Türken ſowohl als andere benachbarte Potentaten, die ſich unterſtanden, manches an ſich zu ziehen, was dem Reich zugehöre, verwendet. Das nämliche ſey auch geſchehen, um daſſelbe vor endlichem Verderben und Abgang zu verhüten; ſo von wegen der vielfältigen, hochbeſchwerlichen Spaltung, Irrung und Mißtrauen, welches allenthalben eingeriſſen, augenſcheinlich vorhanden geweſen ſey; wie er dann jenen, welche all ihr Vorhaben dahin geſtellt, das ganze Reich, welches ſie bereits unter ſich ausgetheilt gehabt, in ihre Gewalt zu bringen, und zu ſolchem ihrem Vorhaben ſich des anmuthigen Scheins der Religion zu gebrauchen, mit allem Ernſt habe begegnen, und ſich der Schärpfe, und ſeines kaiſerlichen Amtes gleichwohl mit groſſer Mühe und Arbeit und übermäßigen Unkoſten gegen ſie bedienen müſſen.“

„Weil er nun in all dieſen Stücken weit mehr erhalten, als menſchliche Vernunft hätte verhoffen können, ſo erkenne er ſich um ſo mehr verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß auch für das künftige das Reich bey ſeinen Würden, Macht und Kräften erhalten

halten werde. Durch das oben angeführte, im Reich verbreitete Gericht sey er um so mehr bewogen worden, der Sache nachzudenken, habe aber noch nicht das mindeste in derselben vorgenommen, wie die Churfürsten selbst wüßten; nur als er mit seiner Schwester und seinem Bruder vor einiger Zeit wegen ihrer Häuser, damit sie in gutem Verständniß mit einander bleiben möchten, zu Reden worden, seyen sie unter andern auf diesen Puncten verfallen, daß deren Wohlfart am meisten an dem Reich hienge, die sie auch bey demselben zu erhalten, und eines Glückes mit ihm zu gewarten hätten."

„Bey dieser Gelegenheit hätte es nun nicht fehlen können, daß sie nicht auch von des Reichs jeziger Beschaffenheit gesprochen; wobey sich klar befunden habe, mit was großer Mühe und Arbeit Karl dasselbe mit all seiner gesammten Macht bis daher erhalten habe. Woraus leicht zu ermessen, wo seine Macht geringer gewesen, und, wenn er so wohl als sein Bruder nicht großen äußersten emsigen Fleiß fürgewendet, in was für einer Zerrüttung noch alles stehen würde."

„Die Churfürsten möchten demnach erwägen, ob diese Zeit in dem ganzen Reich ein andrer Fürst außer dem Oesterreichischen Haus sey, welcher genugsame Macht habe, einen solchen schweren Last mit so weitläufigen Gränitzen, damit das Reich allenthalben umringt sey, der Nothdurft nach zu erhalten; oder ob einer den Last des Unkostens, so gegen so viele mächtige Widersacher, und zu Abwendung andrer Widerwärtigkeit, die sich inn und außerhalb des Reiches zutragen, in die Harre auf sich zu nehmen und zu tragen, unterstehen dürfe."

„Da

„Da nun Karl für ſeine Perſon kränklich und ſchwach, ſein Bruder aber nur drey Jahr jünger ſey als er, und dann, wenn man erſt nach ihrem Tod zur Wahl greifen wolle, allerhand Unrichtigkeit und Spaltung zu beſorgen ſtünde, welche die Ausländer zum Schaden des Reiches benutzen dürften: ſo hätten ſie beyde es für nöthig befunden, daß demſelben auch fürs künftige mit einem Haupt Vorſehung gethan werde, worzu niemand ſchicklicher ſey als des Kaiſers einziger Prinz Philipp. Damit aber derſelbe um ſo eher verpflichtet werde, ſich der Sachen anzunehmen, und die Unkoſten, die zur Erhaltung der Reputation und Hoheit des Reichs darauf gehen würden, deſto williger tragen möge, würde es räthlich ſeyn, ihm die Vertröſtung und Verſicherung zu geben, daß er zu ſeiner Zeit zu der Römiſch-königlichen Krone kommen werde; wobey man jedoch keineswegs durch Nebenwege, oder ohne Vorwiſſen und Bewilligung der Churfürſten vorzuſchreiten gedenke. Und damit niemand auf den Verdacht kommen möge, als wolle er das Reich erblich machen, deſſen Ungrund ſchon dadurch an dem Tag liege, weil er ehmals ſeinen Bruder von freyen Stücken anſtatt ſeines Sohnes zu der Römiſch-königlichen Würde befördert; ſo könne er nebſt dieſem wohl leiden, und ſehe es gern, daß ſeines Bruders Sohn der Erzherzog Maximilian des Titels und der Würde eines Römiſchen Königs gleichfalls verſichert werde; nähmlich im Fall, daß Philipp zur kaiſerlichen Würde käme, daß alsdann Maximilian zur Römiſch-königlichen genommen werde, damit man nicht dafür halten möge, als gedächte er Philipps Sohn nach demſelben gefürdert zu ſehen.“

Dieſer

Dieſer Antrag würde zu jeder Zeit wegen ſeiner Neuheit Verwunderung erreget haben, und mußte es in den damaligen Umſtänden noch mehr thun. Auch erfolgte die Antwort ſo, wie man leicht vorher ſehen konnte, und wie ſie vielleicht Ferdinand ſelbſt, ja auch Philipp nicht ungern hörten. Churfürſt Moritz entſchuldigte ſich theils wegen der Wichtigkeit der Sache, theils ſeines jungen Alters, theils ſeiner bevorſtehenden Abreiſe in das Lager vor Magdeburg, um ſogleich eine endliche Antwort geben zu können; in der That aber wollte er ſich indeſſen bey dem Churfürſten Joachim von Brandenburg Raths erholen. Welches, ſo bald es geſchehen, ſchickte er die Antwort dem Geſandten ſchriftlich zu. Dreßden von 28. Auguſt 1551.

Nach mehrern dem Kaiſer wegen ſeiner Bemühung für das Reich gemachten Complimenten ſagt Moritz in derſelben, „das Begehren ſey ſo beſchaffen, daß er einzig, und ohne der andern ſeiner Mitchurfürſten geſammten Rath darauf nicht antworten, vielweniger ſich zu etwas verpflichten könne. Wenn er es auch thäte, ſo wäre leicht zu erachten, wofür er nicht allein bey den andern Churfürſten, ſondern auch ſonſt bey männlichen würde gehalten werden; er ſey bereits ohne das bey vielen in merklichem Unglimpf und Geſpräch, wiewohl, Gottlob! ohne ſeine Verſchuldung, und fürnehmlich darum, daß er ſich von dem Kaiſer und ſeinem Bruder nicht habe wollen abwenden laſſen, ſondern bey denſelben je und allweg ſo beſtändig und treulich gehalten und zugeſetzt, ſich auch in des Kaiſers Dienſt jederzeit ſo gutwillig habe gebrauchen laſſen. Nun würde ſolcher Unglimpf und Geſchrey wegen ſeiner ohne Zweifel noch größer werden, wenn er ſich hinter den andern

Chur-

Churfürſten in dieſer Sache dergeſtalt, wie begehrt, einlaſſen würde; welches ſeinem Verhoffen nach der Kaiſer ihm nicht gönnen werde. Da nebſt dieſem Moritz dem Alter nach unter den Churfürſten der jüngſte ſey, ſo wolle es ihm um ſo weniger gebühren, den andern in einer ſo hochwichtigen Sache fürzugreifen. Sollten aber dieſe zuſammen verſchrieben werden, ſo wolle er ſich mit ihnen nach Nothdurft unterreden, und einer gebührlichen Antwort vergleichen."

Churfürſt Joachim antwortete faſt auf eben die Art; nämlich, „dieſer Handel ſey wichtig und übermäßig hoch, an demſelben ſey auch der ganzen Chriſtenheit, und dem Reich merklich und am höchſten gelegen; und da er nicht bey ſeiner Perſon allein ſtehe, ſondern in den gemeinen Rath aller Churfürſten gehöre, ſo erfordere die Nothdurft, dieſe Sache dahin zu bedenken, und an den Orten anzufangen, da ſich ſolches vor Alters und zu Recht gebühre, nämlich die Churfürſten deshalben zuſammen zu beſchreiben und zu erfordern." Nebſt dieſer Antwort gab er dem Grafen Schlick ein eigenes Beglaubigungsſchreiben an den Ferdinand mit zurück, um ihm etliche geheime und vertraute Sachen ſeinetwegen mündlich zu eröffnen. Vermöge dieſes Auftrages mußte ihm der Graf auf alle mögliche Weiſe zureden, ſich ferner mit dieſer Sache nicht abzugeben, um nicht ſich und ſeine Nachkommenſchaft bey den deutſchen Reichsſtänden gehäßig zu machen. Man findet auch wenigſtens von Seiten Ferdinands nicht die mindeſte Spur mehr, daß er ſie nur im geringſten betrieben. Karl ſelbſt that wenigſtens keinen offenbaren und ernſtlichen Schritt mehr in derſelben.

Fünf-

Fünfzehntes Kapitel.

Belagerung von Magdeburg. Churfürst Moritzens zweydeutiges Betragen.

Jedermann hatte indeſſen ſeine Augen auf die Belagerung von Magdeburg geheftet, die ſich gegen alle Erwartung ſo ſehr in die Länge zog, daß man kaum wußte, wie man in Anſehung ihrer daran war. Für den Ernſt ſchien Moritz viel zu wenig zu thun, und dennoch betrug er ſich auf eine Art, daß die Stadt eben nicht außer Sorgen wegen ihres endlichen Schickſals ſeyn konnte. Ohne ihr viel zu ſchaden, gab er ihr auch den Frieden nicht, wie ſie ihn verlangte, um nur Gelegenheit zu haben, ſeine Truppen ſo lange auf den Beinen zu behalten, als es ihm zu ſeinen Abſichten dienlich wäre. So wenig man ſolche zur Zeit noch zu errathen im Stande war, ſo deutlich konnte man doch ſeinen Unwillen gegen den Kaiſer merken.

Inſonderheit machte er dadurch ein ungemeines Aufſehen, daß er den von dem Kaiſer in die Acht erklärten Heydeck, der ehemals in dem Schmalkaldiſchen Kriege die Truppen des Herzogs von Würtemberg commandirt hatte, und nun auch in dem Magdeburgiſchen ſich gegen den Kaiſer hatte brauchen laſſen, an ſeinen Hof nahm, und ihm ſogar die Stadt Leipzig anvertraute. Noch bedenklicher war, daß er eigenmächtig mit Magdeburg einen Waffenſtillſtand ſchloß, den 4. Sept. und dieſen in der Folge noch weiter erſtreckte; wozu noch der außerordentliche Schritt kam, daß er

ſich unter dem Vorwande ſeiner Erbeinigung mit Heſſen in der Grafſchaft Katzenelnbogen, welche der Kaiſer vor drey Jahren dem Landgrafen durch einen förmlichen Rechtsſpruch aberkannt, und dem Hauſe Naſſau zugeſprochen hatte, huldigen ließ. Alles ward nun begierig, wohin dieſe Schritte zielen möchten; nur an dem kaiſerlichen Hofe ſchien man ganz unbekümmert deßwegen zu ſeyn. Das wieder ausgeſchriebene Concilium, und der indeſſen ausgebrochene Parmeſaniſche Krieg waren dem Aeuſſerlichen nach deſſen einzige Beſchäftigung.

Nach dem Tode des Pabſtes Paulus hatte Octavius Farneſe, des ermordeten Petrus Sohn, Franzöſiſche Beſatzung in Parma aufgenommen, damit es der Kaiſer nicht eben ſo beſetzen möchte, wie Piacenza; eine Sache, welche dieſer als eine doppelte Beleidigung anſah, einmal, weil er nun die Franzoſen, die noch immer einen groſſen Theil von Piemont im Beſitze hatten, auch von dieſer Seite zu Nachbarn von Mayland bekam, anderſeits weil ſich auf ſolche Art ſein eigener Tochtermann, indem er dem Octavius ſeine natürliche Tochter Margaretha zur Ehe gegeben, zu ſeinen ärgſten Feinden geſellte. Er befahl demnach ihn feindlich zu behandeln, und, wo möglich, ſammt den Franzoſen aus Parma zu treiben. Ja der Pabſt Julius ſelbſt griff zu den Waffen, weil Octavius bey ſeiner Belehnung über Parma eidlich verſprochen hatte, ſich in keines andern Fürſten Dienſt zu begeben, und ohne des Pabſtes Erlaubniß keine fremde Beſatzung aufzunehmen.

Die erſte Folge davon war die Verſchiebung des Conciliums, das bereits im May ſollte eröffnet werden, bis auf den September; inſonderheit aber, daß

daß ſich nun gar keine Hofnung zeigte, daß König Heinrich von Frankreich durch Abſchickung ſeiner Biſchöfe Theil daran nehmen würde. So weit dieſes des Kaiſers Abſichten auf das neue zurück ſetzte, ſo ſchien man ſich jedoch von Seiten der Proteſtanten wenigſtens einiger Maßen verſprechen zu können, daß ſie daſſelbe nicht ganz von ſich weiſen würden, wie das vorige mal. Als ſie Karl nach Trient einlud, und ihnen hinlängliche Sicherheit im Falle ihrer Erſcheinung verſprach, ließ Churfürſt Moritz von dem Melanchthon eine Art eines Glaubensbekenntnißes aufſetzen, das dem Concilium ſollte überreicht werden. Um jedoch für jeden Fall Zeit zu gewinnen, ſchrieb er dem Kaiſer, „daß er zwar für ſeine Perſon mit dem Geleit, welches der Kaiſer auf das Concilium gegeben, zufrieden ſey, allein er höre, daß auf jenem zu Coſtnitz ein Decret abgefaßt worden, daß, wenn Perſonen auf das Concilium kämen, welche Ketzer oder doch ſonſt verdächtig wären, man nichts deſtoweniger gegen ſie verfahren, und ſie verurtheilen könne, wenn ſie gleich zu dem Concilium berufen worden, und von dem Kaiſer ſicheres Geleit hätten; dieſer möge demnach den Proteſtanten entweder ein Geleit von dem Concilium ſelbſt nach dem Muſter desjenigen, das ehemals das Concilium von Baſel den Böhmen gegeben, auswirken, oder es den proteſtantiſchen Fürſten nicht zum Verbrechen anrechnen, wenn ſie ihre Geiſtlichen nicht nach Trient ſchickten.“ den 21. Auguſt. 1551.

Wie ernſt es aber Moritzen damit geweſen, wenn auch Karl wegen des Geleites alles Möglichegethan, zeigen ſeine bereits um dieſe Zeit, jedoch in geheim, mit dem Könige Heinrich von Frankreich gepflogene Unterhandlungen wegen eines Bündnißes gegen den Kaiſer; welches auch bald darauf zu Stande kam. den 5. Octob.

Moritz both alle seine Verstellungskünste auf, damit niemand, und am wenigsten Karl etwas davon wissen sollte; allein die Sache konnte unmöglich dem forschenden Auge so vieler auf Moritzens Betragen aufmerksamer Beobachter ganz verborgen bleiben; und selbst Karl ward von verschiedenen Orten aus gewarnet, daß Moritz und Markgraf Albrecht von Brandenburg (Culmbach) sich nicht nur allein für ihre Personen mit Frankreich in geschwinde heimliche Praktiken einließen, sondern auch andere mit hinein zu ziehen suchten. Er konnte aber zur Zeit noch demjenigen, was ihm von beyden Fürsten hinterbracht ward, um so weniger Glauben beymessen, „da, wie er sich selbst ausdrückt a), er ihnen seines Wissens gar keine Ursache dazu gegeben, sondern vielmehr beyde zuvor mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, und daher einer solchen Undankbarkeit sich gar nicht versehen. Insonderheit sey ihm fremd und ganz seltsam zu hören gewesen, daß sich Moritz seines Commando, das er von ihm und dem Reich gehabt, so sehr mißbrauchen werde, daß er sogar währender seiner Pflicht, und derselben unaufgesagt wider ihn als seinen Herrn dermaßen handeln sollte. Moritz habe auch vor und nach durch seine Schriften und Gesandte, die er täglich an dem kaiserlichen Hof gehabt, nicht den geringsten Widerwillen oder einiges Mißtrauen an den Tag geleget. Auch Markgraf Albrecht habe um eben die Zeit wegen einiger seiner Angelegenheiten, woran ihm seiner Aussage nach sehr viel gelegen, den Kaiser viel emsiger und stattlicher, als hiervor jemals von ihm geschehen, durch Schriften und Gesandte ersucht, habe auch

von

a) In einer bey Gelegenheit des markgräflichen Krieges verfertigten Schutzschrift seines Betragens, von welcher ich nicht weiß, ob sie den Fürsten mitgetheilt worden oder nicht.

von ihm in denſelben ganz gnädigen richtigen guten Beſcheid zu ſeinem völligen Genügen und Gefallen erhalten, ſo daß er nicht anderſt vermuthen können, als daß dem Ruhm gemäß, den die deutſche Nation in Anſehung der Aufrichtigkeit und Treue von je her gehabt, Wort und Werk mit einander übereinſtimmten.“

„Es ſey ihm zwar ſchon mehr begegnet, daß ſich Fürſten des Reichs gegen ihn aufgelehnt; aber allezeit in ſolcher Geſtalt, daß ſie ihr Gemüth, und wie ſie ſonſt gegen ihn geſinnt, nicht ſonderlich verdeckt und verborgen, ſo daß er wohl wiſſen mögen, weſſen er ſich gegen ihnen zu verſehen. Er habe daher auf dergleichen Reden und Anbringen, die zum öfternmal in Anſehung Moritzens ihm angelanget, nicht geachtet.“

Daß dieſer einen Stillſtand mit Magdeburg geſchloſſen, iſt bereits erwähnt worden. Da jedoch die Belagerung wenigſtens dem Scheine nach fortdauerte, wußte man noch immer nicht, was man davon urtheilen ſollte, bis endlich der 6. November Deutſchland aus ſeiner Ungewißheit zog; indem an demſelben der von Heydeck im Namen Moritzens folgende Capitulation mit ihr ſchloß: “die Stadt ſollte ſich zwar auf Gnad und Ungnade ergeben, jedoch ſollte der Kaiſer nach der Uebergabe alle Ungnad gegen ſie fallen laſſen, und ihr alle Privilegien und Freiheiten beſtätigen. Sie ſollte ſich dem neu errichteten Kammergericht unterwerfen; dem Erzbiſchof und Domkapitel ſollten ihre Rechte und Anſprüche an ſie vorbehalten ſeyn; die Bollwerke derſelben ſollten nach Gutdünken des Kaiſers abgetragen werden; zur Strafe ſollte ſie 50000 Gulden geben, welche den Ständen des Reichs

für die aufgewandten Kriegskosten zugestellt werden sollten.“ Moritz besetzte hierauf die Stadt mit seinen eigenen Leuten, und ließ sie dem Kaiser und ihm huldigen.

Da zu besorgen war, diese Capitulation dürfte nach des Kaisers Sinn zu gelinde ausgefallen seyn, so erklärte Moritz, als er demselben Nachricht davon ertheilte, daß er nächstens wegen dieser sowohl als anderer Angelegenheiten persönlich zu ihm kommen, und ihm nähere Aufklärung über alles geben wolle. Zugleich betrieb er aber auch noch einmal die Erledigung des Landgrafen. In seinem sowohl als des Churfürsten Joachim von Brandenburg, wie auch mehrerer anderer Fürsten Namen mußte eine eigene Gesandtschaft nach Inspruck gehen, wohin sich Karl am Anfange des Novembers begeben hatte, damit er dem Concilium sowohl als Italien, wo der Krieg wegen Parma seinen Fortgang hatte, näher sein möchte. Die Vorstellung, welche die Gesandten beyder Churfürsten machten, war ungemein dringend und beweglich; vorzüglich aber suchten sie die von ihren Herren dem Landgrafen zugesagte Bürgschaft geltend zu machen. Sie überreichten auch noch Fürbittschreiben von Karls eigenem Bruder Ferdinand, von dem Herzoge Albrecht von Baiern und den Gebrüdern Herzogen von Lüneburg; welches so viel auswirkte, daß Karl dießmal eine Antwort ertheilte, die mehr Hoffnung übrig ließ, als seine vorhergehenden; „da nämlich Churfürst Moritz ohnehin nach Inspruck zu reisen gedächte, und er vorzüglich die Erledigung des Landgrafen sich angelegen seyn ließe, so könnte diese Sache nicht stattlicher und besser als in seiner Gegenwart abgehandelt werden.“ Zu dieser Antwort, sagt Karl, hätten ihm die eigenen Sollicitatoren, die Moritz

ritz an seinem Hofe gehabt, gleichsam den Weg gewiesen. Und in der That, da Moritz keine weitere Instanzen machte, so glaubte man von kaiserlicher Seite, sie hätte ihn wenigstens auf eine Zeit beruhiget, besonders da er seinen Vorsatz, selbst an den kaiserlichen Hof zu kommen, zu wiederholten malen an den Tag legen ließ.

Diese angebliche Reise hatte nämlich Moritz als das vorzüglichste Mittel gewählet, den Kaiser irre zu führen; allein, fast wäre dadurch das ganze Geheimniß an das Tageslicht gekommen. Einige von Moritzens eigenen Räthen schrieben nach dem kaiserlichen Hof, sie glaubten nicht, daß er ohne ein Geleit zu bewegen sey, dahin zu kommen. Diese Aeusserung vermehrte den Argwohn, den der Kaiser bereits geschöpft hatte, und setzte ihn zugleich in Verlegenheit, ob er ein Geleit schicken sollte oder nicht, da Moritz selbst nichts dergleichen verlangt hatte. Noch aufsichtiger ward man, da eine Nachricht nach der andern einlief, daß die zur Belagerung von Magdeburg gebrauchten Truppen nicht nur allein beysammen blieben, sondern auch in Thüringen verschiedene Ausschweifungen verübeten, und selbst der Stadt Erfurt sich zu bemächtigen getrachtet. Allein, Moritz wußte auch diesem einen Anstrich zu geben; indem er vorgab, er sey noch nicht im Stande gewesen, ihnen den rückständigen Sold zu entrichten. Worauf Karl so gleich Befehl ertheilte, aus der Reichskasse denselben abzutragen. Er schickte auch zur Vorsorge Moritzens Räthen, die mit den Seinigen im Briefwechsel standen, ein Geleit, um Moritzen, wenn er etwas dergleichen verlangen würde, es so gleich übergeben zu können. Nebst dem wurden die kaiserlichen Schreiben an Moritzen selbst, und die

gewöhnlichen Paßbriefe so eingerichtet, daß sie das Geleit ohnehin in sich schloßen.

Dagegen that auch Moritz einen neuen Schritt, der den Verdacht wo nicht heben, doch mindern sollte. Da er wußte, wie sehr Karln das Concilium am Herzen lag, so fertigte er Gesandte nach Trient ab, um dort die Sache wegen des Geleites seiner Theologen, die nachkommen sollten, in seinem Namen zu betreiben. Diese Gesandten mußten den Weg über Inspruck nehmen, um Karln desto mehr zu überzeugen, daß ihr Herr mit aller Aufrichtigkeit zu Werke gehe. Ungeachtet aller dieser Kunstgriffe hatte sich der Ruf von Moritzens Vorhaben nicht nur allein in ganz Deutschland erhalten, sondern war auch bis nach Trient gedrungen; worüber niemand bestürzter ward, als dieselben dort sich aufhaltenden geistlichen Churfürsten. Da das Concilium hauptsächlich wegen der deutschen Nation sollte gehalten werden, so hatte Karl alles mögliche gethan, um die vornehmsten deutschen Prälaten dahin zu bewegen, daß sie persönlich demselben beywohnen möchten; welches ihm auch zum Theile gelungen. Allein, nun wollten die Churfürsten wieder nach Hause reisen, aus Furcht, Moritz dürfte in ihrer Abwesenheit ihre Länder angreifen und verwüsten. Da Karl nichts mehr scheute, als eine abermalige Trennung des Concilіums, die leicht die Folge davon hätte seyn können, suchte er ihnen durch ein ungemein merkwürdiges Schreiben Muth einzusprechen. „Sie sollten nicht, schrieb er ihnen, jedem Gerüchte Glauben beymessen; von Moritzen habe man zwar verschiedenes ausgestreut, welches aber vermuthlich keinen andern Ursprung habe, als daß er die Truppen, die nach der Uebergabe von Magdeburg an manchen Orten Schaden gethan, zu-

vom 3. Jenner 1552.

vor

vor commandiret; Moritz versichere vielmehr in seinen Schreiben, wie auch durch seine Gesandten den Kaiser einer vollkommenen Ergebenheit, und habe zu eben der Zeit zween Abgeordnete ernannt, die sogleich von Inspruck nach Trient abgehen würden; über dieses habe er ihm auch die Zusage gethan, daß er vieler nothwendiger und wichtiger Sachen halber selbst nach Inspruck kommen werde; wie dann der Kaiser sichere Nachricht habe, daß er heute (den 3. Jenner) oder morgen von Magdeburg abreisen werde; ja er thue so große stattliche Versprechen wegen seiner Dienste, daß er sich nichts dann alles Guten zu ihm versehen müsse, so fern noch einige Treu und Glauben in der Welt seyn möge; und dieweil Moritz von Stammen und Herkommen ein Deutscher, könne er unmöglich glauben, daß derselbe mit so arglistigen Anschlägen umgehe."

„Wegen des Kriegsvolkes, von welchem manche besorgten, daß es weiter rücken werde, habe er schon Anstalten getroffen, daß es bezahlt möchte werden, ja selbst bey Moritzen für die Zahlung gut gesaget, wo nur das Kriegsvolk beurlaubet werde; er warte daher alle Augenblicke, daß es geschehe, als wodurch dieses unruhige Wesen ohne jemands Schaden werde gestillt werden. Sollte man aber auf geschehene Bezahlung dem Kriegsvolk nicht Urlaub geben, alsdann werde leichtlich zu verstehen seyn, daß ein andrer Anschlag dahinter, und werde er daneben andere Wege, darauf er auch zu jeziger Zeit zu gedenken, für die Hand nehmen müssen. Karl sey nicht so unbedacht oder hinläßig, daß er nicht wollte zu Ohren fassen, was ihm etwa fürkomme, indem er bey nahe an allen Orten Leute habe, die alle Dinge mögen erkundigen, als in welchem Stücke er weder an

Mühe noch Kosten etwas erwinden lasse. Daß man aber auf jede fliegende Rede einen großen Handel fürnehmen solle, könnten die Churfürsten selbst erachten, daß es gar nicht zu rathen.“ Karl schließt endlich mit einer ernstlichen Ermahnung, daß die Erzbischöfe das Concilium nicht verlassen möchten, indem sonst es selbst dürfte zertrennt werden; dadurch aber die Religion zu Grunde gehen würde, an welcher der Menschen allgemeines Heil, und der Erzbischöfe insonderheit Haab und Gut gelegen sey.“ Was Karl von den Leuten sagt, durch die er allenthalben Erkundigung einziehen lasse, besteht theils darinn, daß er nach damaligem Gebrauche Diener der Chur- und Fürsten auch in seiner Bestallung hatte, besonders an Moritzens Hof, theils heimliche Correspondenzen unterhielt. Allein, eben dessen bediente sich Moritz, um ihn desto sicherer zu machen; indem er in Gegenwart derjenigen Räthe, von denen er wußte, daß sie mit den kaiserlichen Ministern im Briefwechsel standen, allemal gerade das Gegentheil von dem sagte, was er dachte, oder bey sich beschlossen hatte. Ob übrigens Karl damals noch so ganz und gar überzeugt war, daß Moritz nichts Feindliches im Sinne habe, wie man es aus diesem Schreiben abnehmen könnte, oder ob er vielmehr das Aeusserste abwarten wollte, als sich entschliessen, alle Hoffnung zur Fortsetzung des Conciliums und der fortdauernden Ruhe in Deutschland aufzugeben, läßt sich nicht wohl entscheiden.

Sechszehn-

Sechszehntes Kapitel.

Krieg Moritzens gegen den Kaiser. Vertrag von Passau.

Indessen spielte Moritz seine einmal angefangene Rolle fort. Nicht nur allein seine Theologen, die nach Trient gehen sollten, mußten sich auf den Weg machen, sondern er schickte einen eigenen Gesandten nach Inspruck, der dem Kaiser seine baldige Ankunft melden, und indessen das Quartier bestellen sollte. Auch mußten seine Räthe Christoph von Carlowitz und Doctor Ulrich Mordeisen voraus gehen, um sich zu Inspruck ihres Beystandes zu bedienen. Er selbst auch entfernte sich wirklich einige Tagreisen von seinem Hoflager unter dem Vorwande, nach Inspruck zu reisen, kehrte aber bald wieder um, theils wegen einer Krankheit, die ihn unterwegs überfallen haben sollte, theils, wie er sich verlauten ließ, weil von einigen kaiserlichen Räthen sehr beschwerliche Reden gegen ihn wären ausgestoßen worden, woraus er schließen könne, daß man nach seiner Person greifen werde, wenn er sich wirklich an das kaiserliche Hoflager begäbe. Man zweifelte nun auch wirklich nach so vielen Ausflüchten am letztern selbst nicht mehr, daß Moritz feindselige Gesinnungen hege, zumal da er die Truppen, auch nachdem sie ihren Sold erhalten, nicht nur allein nicht abdankte, sondern unter der Hand, so viel er konnte, vermehrte; hauptsächlich aber, weil man nun die sichere Nachricht hatte, daß Markgraf Albrecht selbst in Frankreich gewesen.

Um

Um jedoch den Kaiser noch immer, wenigstens einiger Maßen einzuschläfern, schickte Moritz ein weitläufiges Entschuldigungsschreiben nach Inspruck, in welchem er unter andern auch seine alten Beschwerden wegen des Landgrafen und einige neue wegen der Religion anbrachte, zuletzt jedoch sich erklärte, „daß, wenn der Kaiser seiner Bitte wegen der Erledigung des Landgrafen Gehör gäbe, er bedacht seyn wolle, solches um ihn nicht nur allein unterthäniglich zu verdienen, sondern auch Leib, Gut und Blut bey ihm aufzusetzen.“ Wenn es Moritzen Ernst bey der Sache gewesen wäre, so hätte sich nun der ganze Zwist auf einmal legen können. Karl hatte zwar die Gewohnheit nicht, einem bewaffneten Gesuche zu willfahren, oder, wie er sich selbst ausdrückt, ihm fiel es zum höchsten bekümmerlich, auch nur das Geringste von sich mit Gewalt erdringen zu lassen. Dessen ungeachtet aber, da er weder mit Geld noch Leuten gefaßt war, schrieb er Moritzen die Erledigung des Landgrafen frey, rund, mit lauteren, unverdunkelten Worten zu. Allein, weit davon dadurch die Ruhe wieder hergestellt zu sehen, erhielt er zur Rückantwort nichts als neue Ausflüchten. Moritz, ohne eine Einwendung gegen des Kaisers Zusage zu machen, meldete nur, „weil er sich gegen des Landgrafen Kinder verschrieben, im Fall da er von ihnen einzemahnt würde, daß er sich bey ihnen einstellen wolle, die Einmahnung aber jezt geschehen, so wüßte er die Einstellung nicht zu umgehen, wollte aber Fleiß kürkehren, einen Aufschub von ihnen zu erhalten.“

Auch seinen Landständen that er zu Anfang des Märzes zu Torgau die Erklärung, daß, weil er von
1552. den Söhnen des Landgrafen neuerdings aufgefordert worden sich persönlich zu stellen, ihm nicht mehr frey

stehe

stehe zu zaudern; er würde also nach Hessen gehen, um sein Wort zu halten. Wenn Moritz geglaubt hat, dadurch die Welt noch ferner zu täuschen, so muß er seine Zeitgenossen für ziemlich blödsinnig gehalten haben. Nicht nur allein seine Landstände selbst merkten seine wahren Absichten deutlich genug, und riethen ihm, daß er nicht zu Thathandlungen gegen den Kaiser schreiten sollte; sondern auch dieser sah ein, daß Moritz mit ihm zu brechen gedenke, es möge kosten was es wolle. Von nun an machte er auch wirklich Gegenanstalten; sie konnten aber wegen seines Geldmangels, und der weiten Entfernung von seinen Erbstaaten nicht anders, als äußerst langsam von Statten gehen. Indessen konnte er um so eher zusehen, was die Sache für eine Wendung nehmen werde, da er für seine Person wenig oder gar nichts in Deutschland zu verlieren hatte.

Um so mehr aber war sein Bruder Ferdinand betroffen; durch einen mit Königs Johann hinterlassener Wittib Isabella geschlossenen Vertrag hatte er von ihr Siebenbürgen abgetreten bekommen. Allein sogleich regeten sich die Türken dagegen, und griefen nun Siebenbürgen selbst an. Der Krieg mit ihnen hatte eben seinen Fortgang, als das neue Wetter in Sachsen ausbrach; welches ihm alle Hofnung zu einer Unterstützung sowohl von Deutschland aus, als von Seiten seines Bruders benahm. Er schickte demnach den obersten Böhmischen Kanzler Heinrich von Plauen zum Churfürsten, ehe noch dieser Sachsen verließ, um mit ihm wegen eines Vertrags zu handeln; wozu ihm Moritz Hofnung machte, jedoch wenn die Einwilligung des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen dazu käme. Ohne diese abzuwarten rückte Moritz in das Feld, und vereinigte sich mit den Truppen des

i. Jahr 1551. den 19. July.

letztern

den 25. März. 1552. letztern in der Gegend von Biſchofsheim an der Rhöne, mit welchen er nach Schweinfurt rückte. Da Wilhelm die Unterhandlungen mit Ferdinanden ſich nicht entgegen ſeyn ließ, ward eine Zuſammenkunft zu Linz veſt geſetzt; jedoch ſo, daß dadurch die Kriegsunternehmungen nicht unterbrochen wurden, indem nun Moritz zu Rothenburg an der Tauber auch den Markgrafen mit ſeinen Truppen an ſich zog.

Beyde, der Churfürſt ſowohl, als Markgraf, ſuchten ihr Betragen durch öffentliche Schriften zu vertheidigen. Erſterer beſchwerte ſich über dasjenige, was bis daher in Religionsſachen vorgegangen, über die noch immer fortdauernde Gefangenſchaft des Landgrafen, hauptſächlich aber über verſchiedene Eingriffe in die Freyheit von Deutſchland; „man habe wider alle Verträge und Geſetze fremde Truppen in das Reich geführt, die ſich viele Jahre darinn aufgehalten, der Inwohner Vermögen erſchöpft, und allerhand Arten von Frevel ausgeübt hätten. Wider des Reichs Herkommen würden die Geſandten auswärtiger Mächte, denen das Wohl des deutſchen Reichs am Herzen läge, mit Gewalt von den Reichstägen entfernt; ja man ſey einig und allein darauf bedacht, allen und jeden eine ſchändliche Knechtſchaft aufzubürden; daher die Nachkommen, wenn man nicht dieſen einreiſſenden Strom aufhielte, eine gerechte Urſache haben würden, die Feigheit und Nachläßigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabſcheuen, in welchen die Freyheit des Vaterlandes, als das edelſte Kleinod deſſelben, verlohren gegangen wäre.“

Der Markgraf, der ſich ebenfalls als einen Retter der unterdrückten Freyheit aufſtellte, führte insbeſondere an, „man halte viele Reichstäge, aber nur,

für, damit man unter listigem Vorwand und durch bestochene Stimmen, vornehmlich der Geistlichen, Geld erpresse, und die Macht des deutschen Reiches schwäche; ja es wäre schon so weit gekommen, daß fast alle Entschlüsse von der Willkühr einer einzigen Person, die weder von Adel noch von Geburt ein Deutscher wäre, (des jüngern Granvelle) abhiengen, und durch eben dergleichen Praktiken sey das Reichssiegel in die Hände fremder Personen gekommen, die sich nun dessen zum Schaden und Nachtheil Deutschlandes nach ihrem Gefallen bedieneten. Die Geschäfte Deutschlandes blieben liegen, oder würden doch verzögert, und es wäre beynahe schon so weit gekommen, daß die Deutschen fremde Sprachen lernen müßten, um ihre Geschäfte in der Kürze und mit Nutzen auszurichten. Man wolle niemand der alten Reichsfreyheit zuwider erlauben, in fremde Dienste zu treten; die Protestanten habe man ausser den ihnen aufgelegten schweren Geldstrafen noch zu verschiedenen unanständigen Bedingungen gezwungen; bürgerliche Streitigkeiten würden in den wichtigsten Fällen nicht vor das öffentliche Reichsgerichte, sondern vor wenige Commissarien gebracht; man habe befohlen, daß kein Fürst sein Bildniß auf seine Münzen schlagen solle; in den Reichsstädten habe man hin und wieder neue Rathsglieder eingesetzet." Noch eine Beschwerde, die man nicht erwartet hätte, brachte der Markgraf gegen den Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Krieges, den Ludwig von Avila, an, welchen er einen Lügner und boshaften Menschen nennt; indem er in seinem Buche von den Deutschen so verächtlich und kaltsinnig gesprochen, als wenn sie ein wildes unbekanntes Volk wären, von dessen Herkommen und Ursprung man nichts wisse.

Da bald darauf auch König Heinrich von Frankreich nicht nur allein mit den Waffen, ſondern auch mit einem Manifeſte auftrat, in welchem von der verletzten Reichsfreyheit die Rede war: ſo antwortete Karl nur auf die in dem letztern enthaltene Puncte, welche hauptſächlich darinn beſtunden; nämlich, „daß einige Fürſten unter dem Schein des Gehorſams durch den Kaiſer verdruckt würden, daß er nebſt ſeinem Bruder viel groſſer Stifte, Städte und Fürſtenthum dem Reich entzogen, die Franzöſiſchen Geſandten von den Reichstägen abgehalten und ausgeſchloſſen, viel ehrlicher redlicher und tapferer Männer, inſonderheit einen ſeiner getreuen Diener (den Vogelsberger) habe hinrichten und offentliche Mandate ausgehen laſſen, einige Leute heimlich umzubringen, und durch das Kammergericht ſo wohl als ſeine eigene Räthe alle Sachen abentheuerlich und zu ſeinem eigenen Vortheil handeln laſſe.“ Nachdem Karl in ſeinem Gegenmanifeſte erwähnt hatte, wie ſich die Könige von Frankreich in Anſehung der Freyheit ihrer eigenen Stände, ihrer Pairs und dergleichen verhalten, und was daher für die deutſche Freyheit zu gewarten, was ſie theils ſelbſt dem Reich bereits entzogen, und was ſie den Türken für Geſinnungen gegen daſſelbe eingeflößet, und noch wirklich beybrächten: ſagte er, „diejenigen Fürſten, die des Königs Vergeben nach unterdrückt würden, hätten erſt an ihn als ihre ordentliche Obrigkeit ſollen gewieſen werden, und ehe der König die Waffen ergriffen, hätte er ſich erſt durch Schriften oder Geſandte erkundigen ſollen, was Karl für ein Gemüth und Willen gegen ſie hege. Was er von dem Reich beſitze, habe er mit rechtmäßigem guten Titel, dem Reich zu keinem Nachtheil, an ſich gebracht, erkenne es auch von dem Reich, und thue mehr davor, als die Herrſchaften, die dieſe Stücke vormals inne gehabt,

habt, je gethan; von welchem allem nichts von Seiten Frankreichs Statt habe. Zu Friedenszeiten habe man keine Franzöſiſchen Geſandte von den Reichstägen ausgeſchloſſen; wo aber die Franzoſen vermeinen ſollten, daß ihnen auch in Unfriedenszeiten müſſe erlaubet werden den Reichsverſammlungen beyzuwohnen, um ihre heimliche, untreue, geſchwinde und gefährliche Praktiken zu treiben, das wäre ein unverſchämtes Suchen und Begehren, das ſie gewiß in ihrem Lande nicht würden angehen laſſen. Die Execution gegen den Vogelsberger ſey nicht anders, dann mit vorhergehendem Urtheil und Recht vollzogen worden; die Mandaten ſeyen erdichtet, indem er nichts anders gethan, als daß er Geld auf etliche ſeiner und des Reichs erklärte Aechter und Rebellen geleget, deren Leib, Hab und Gut ohnehin vermöge deren gegen ſie ergangenen Achtserklärungen jedermann erlaubt ſey. Die Kammergerichtsperſonen ſeyen weder ihm noch ſeinem Bruder, ſondern allein dem Gericht und der Juſtiz zugethan und geſchworen, und dermaßen gefreyt, daß er ihnen gar keine Maaß und Ordnung zu geben habe, weiter als was ihnen das Recht, und des Reichs gemeine und des Kammergerichts ſonderheitliche Ordnungen auflegen; auch die Perſonen, die er in dem Reichsrath brauche, ſeyen nicht ihm, ſondern den Fürſten und Ständen mit Pflichten zugethan.“

Auf die einzelnen Puncte des Churfürſten und Markgrafen, in ſo weit ſie nicht mit unter dieſen begriffen waren, antwortete Karl nicht, „indem ſie dermaſſen geſchaffen, daß ſie keiner ſondern Ableinung bedürften, ſondern zum Theil vorhin erledigt ſeyen, oder ſonſt ſo kindiſch, los und ungereimt, daß ſie den Ungrund und Unbeſtändigkeit ſelbſt mit ſich brächten, und den Unfug derjenigen, ſo ſie erdichtet, genugſam-

lich an Tag gäben. Hauptsächlich aber suchte Karl ihr gleich am Anfange des Kriegs geäußertes Betragen, und die gegen andere Stände ausgeübten Gewaltthätigkeiten geltend zu machen, und jedermann dadurch zu überzeugen, was man sich wegen der Reichsfreyheit von ihnen versprechen dürfte; wie denn auch wirklich der Markgraf bald eine der fürchterlichsten Geiseln für diejenigen ward, deren Retter er seyn wollte.

Gleich nach ihrer Vereinigung zogen sie sich nach Augspurg, nöthigten die Stadt zur Uebergabe, und setzten den alten Magistrat wieder ein, als wenn Karl, aus weiß nicht was für persönlichen Vortheilen, das Patriciat-Regiment eingeführt hätte. Auch riefen sie die aus der Stadt wegen Nichtbefolgung des Interim vertriebenen Prediger zurück. Von da brachen sie den 11. April auf, und erließen an die Oberländischen Städte, besonders Nürnberg und Ulm, ein Schreiben, daß sie durch ihre Abgeordneten gegen Ende des Aprils zu Augspurg erscheinen, und sich erklären sollten, ob sie ihnen beystehen, und gemeinsame Sache mit ihnen machen wollten oder nicht. Allein, manche Städte, die ehemals so bezierig dem Schmalkaldischen Bunde beygetreten sind, waren durch das Betragen der Fürsten gegen sie während des Krieges so schüchtern gemacht, daß sie sich nicht gern in irgend eine Verbindung mehr mit ihnen einließen, nur daß sie sich zuletzt noch zu einigem Geldbeytrage verstanden. Ulm ließ es sogar auf eine Belagerung ankommen; die sich aber bald endigte, indem die Fürsten unter einander selbst uneinig wurden. Der Markgraf verlangte, daß man auf dem flachen Lande sengen und brennen sollte; und da der Churfürst und der junge Landgraf darein nicht willigen wollten, brennte

er

er für ſich allein, und ſonderte ſich gar von ihnen, um nach ſeinem eigenen Gefallen brennen und plündern zu können. Karl machte in ſeinem bald darauf heraus gegebenen öffentlichen Ausſchreiben den verbundenen Fürſten den Vorwurf, daß ſie gegen das Ulmer Gebieth ſo unmenſchlich gewüthet, dergleichen von Türken, geſchweige von Chriſten, und ſonderlich von Deutſchen gegen ihre eigene Nation und Vaterland hievor niemals erhört worden ſey.

Moritz gieng hierauf nach Linz, um ſeinem Verſprechen gemäß mit Ferdinanden über den Frieden zu handeln; ſeine Truppen hingegen unter der Anführung des jungen Landgrafen und des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg begaben ſich nach Stockach, um die von dem Könige von Frankreich verſprochenen Hilfsgelder und Geiſel zu übernehmen; von da ſie ſich wieder an die Donau zurück, von dort aber nach Gundelfingen zogen, um die Rückkehr des Churfürſten von Linz zu erwarten, welche auch den 8. May erfolgte. Da derſelbe zu Linz vorgewendet, daß er ohne Einwilligung ſeiner Verbundenen nichts ſchließen könne, ſo war auch nichts anders zu Stande gebracht worden, als ein Abſchied, vermöge deſſen man am 26. May auf das neue zu Paſſau nebſt mehreren Churfürſten und Fürſten zuſammen kommen wollte; von dem 11. an ſollte indeſſen ein friedlicher Anſtand ſeyn.

Moritz hatte ſich zugleich anheiſchig gemacht, bey ſeinen Mitverwandten ſeinen äußerſten beſtmöglichen Fleiß vorzukehren, da ſie den Stillſtand bereits vom 11. May an bewilligten; es ſtellte ſich daher niemand, und am wenigſten der Kaiſer vor, daß er, ehe man ſich wieder zu Paſſau verſammelte, etwas unternehmen würde, zumal da er dem Walther von Hirnheim, der ver-

möge des Abſchieds die Einwilligung in den Stillſtand ſchriftlich dem Kaiſer überbringen ſollte, wenigſtens mündlich die Zuſage gethan, daß er indeſſen von ſeinen gewöhnlichen Lagern nicht verrücken wollte. Allein, da der bey ihm ſich aufhaltende Franzöſiſche Geſandte de Freſſe den Stillſtand nur erſt von dem 26. an wollte gelten laſſen, welches vermuthlich auf Moritzens eigenes heimliches Einrathen geſchah: ſo nahm dieſer davon Gelegenheit, in der Zwiſchenzeit gegen ſein durch den von Hirnheim gegebenes Wort einen Einfall in Tyrol zu thun; welches ihm auch in ſo weit gelang, daß, nachdem er ein meiſtens aus Landvolk beſtehendes unbeträchtliches Corps kaiſerlicher Truppen, das
den 18. May. ſich bey Reuten zuſammen gezogen, zerſtreut, die
den 19. May. Ehrenberger Clauſe mit Sturm erobert, er bereits den 23. May mit einigen Regimentern zu Inſpruck anlangte, von wannen ſich der Kaiſer mitten unter ſeinen gewöhnlichen podagriſchen Schmerzen in der größten Eilfertigkeit, und zwar zur Nachtszeit in Geſellſchaft ſeines Bruders auf den Weg anfangs nach Trient zu begab, hernach aber den Vorſatz änderte, und ſich nach Villach in Kärnthen wendete.

Was von ſeinem und ſeines Hofgeſinds Gepäcke zurück geblieben war, ließ Moritz plündern; hingegen ſchonte er deſſen, was Ferdinanden und den Bürgern gehörte. Dieſer Vorfall verdroß Karln um ſo mehr, da nach ſeinem Dafürhalten Moritz keine vernünftige erhebliche Urſache auf der Welt anders haben mögen, dann vielleicht ſeinen Muth an ihm zu kühlen a). In der

a) Sind die Worte des ſchon angeführten Aufſatzes. In den Memoires de Granvelle kommt hierüber eine Anecdote vor, die vielleicht dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird. Als Karl nach ſeiner Abdankung in Spanien angelangt, mußte

der That war wenig daran gelegen, ob Karl ſich zu Villach oder Inſpruck aufhielt. Da die Schmalkaldiſchen Bundsverwandten in ihrem Kriege die Ehrenberger Clauſe wegnahmen, geſchah ſolches, um den aus Italien anrückenden kaiſerlichen Völkern den Weg zu verlegen. Allein, daß Moritz dieſe Abſicht nicht gehabt, zeigte der Erfolg deutlich; indem er nur für ſich nach Paſſau eilte, weil der angeſetzte Termin ſich heran nahete, ſeine Truppen aber ſogleich wieder über das Gebirg zurück durch Schwaben bis nach Eichſtädt ſchickte, wo ſie ſeine Rückkunft von Paſſau abwarten ſollten.

Bey den Unterhandlungen im letztern Ort waren dießmal nebſt den Geſandten des Kaiſers zugegen König Ferdinand, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Eichſtädt und Paſſau, Herzog Albrecht von Baiern, und die Geſandten aller Churfürſten, wie auch des Biſchofs von Würzburg, des Markgrafen Johann von Brandenburg-Cüſtrin, der Her-

mußte er ſeinem jungen Enkel, dem durch ſein Unglück ſo bekannt gewordenen Don Carlos von ſeinen Thaten vorerzählen. Unter andern aber wollte dieſer auch wiſſen, warum er von Inſpruck geflohen. Karl entſchuldigte ſich, weil er ganz allein und ohne Bedeckung geweſen. Allein, was immer Karl vorbrachte, ſchien dem Prinzen nicht hinreichend, und deſſen letzte Antwort war immer, daß er für ſeine Perſon nicht würde geflohen ſeyn. Ein junger Prinz, der ſo denkt, wird uns um ſo liebenswürdiger, und in des Don Carlos Umſtänden doppelt bedaurungswürdig. Allein unbegreiflich iſt, daß dieſe durch eine ganze Armee bewirkte Flucht, obſchon ſie im geringſten nichts in der Sache änderte, dennoch bey Karls Zeitgenoſſen ſowohl als Nachkommen bis auf den heutigen Tag ihm mehr an ſeiner Reputation geſchadet, als wenn er weiß nicht was für ein Treffen verlohren, oder ſonſt einen Verluſt gehabt hätte.

zoge von Braunschweig Wolfenbüttel, Jülich, Pommern und Würtemberg. Das erste, was Churfürst Moritz vornahm, war, diejenigen Beschwerden und Eingriffe in die deutsche Freyheit, die er und der Markgraf in ihren öffentlichen Schriften bereits angezogen, auf das neue auch mit Beysetzung einiger anderer vorzubringen. Auch der französische Gesandte trat auf; und nachdem er lange hererzählt, was noch vor den Zeiten der Franken zwischen den Galliern und Deutschen für eine Verbindung geherrschet, machte er dem Kaiser und seinen Ministern den Vorwurf, daß sie Deutschland unter das spanische Joch zu bringen gesucht, welches er durch die Wiederholung fast eben derjenigen Beschwerden, wie sie Moritz angeführt, zu bestätigen suchte.

Wenn man mit Fleiß nichts hätte zu Stande bringen wollen, so wäre die Sache nicht besser anzufangen gewesen. Dergleichen Vorwürfe von deutschen Fürsten, und nebst diesen auch von einem Franzosen in einer Versammlung deutscher Fürsten vorgetragen, waren gewiß keine Dinge, die Karln zum Frieden vorbereiten konnten. Es wird am besten seyn, ihn selbst zu hören. „Wenn die Sache allein um ihn zu thun gewesen, sagt Karl, so hätte er sich vielleicht gar leichtlich und bald können resolviren; denn er habe hievor der beschwerlichen Feinde und Widerwärtigen mehr gehabt, sich aber durch dieselbe eben nicht so gar hart erschrecken lassen, daß er nicht hätte im Fall der Noth auf das vorgehend Vertrauen zu göttlichen Gnaden und guter Gerechtigkeit seiner Sache gegen dieselbe alles sein zeitliches Vermögen, Königreich, Land und Leut, ja seinen eigenen Leib und kaiserliche Person sammt allem dem, was ihm Gott auf der Welt gegeben, mit freyem beständigen Gemüth

und

und Herzen wollen und wissen zu wagen, und in die Schanz zu schlagen.“ Karls großer, viel umfassender Geist hatte sich indessen neue Hilfsmittel geschaffen. Er wußte, daß er bald auf eine Armee zählen konnte, dergleichen er noch kaum beysammen gehabt; und wo würde Moritz mit den Seinigen hingekommen seyn, wenn Karl die ganze Macht, die er in der Folge gegen Metz geführet, gegen ihn hätte brauchen wollen? Da noch dazu der eben nicht im besten Vernehmen mit Moritzen stehende Markgraf Albrecht sich leicht durch den Kaiser hätte gewinnen und zum Werkzeuge machen lassen, Moritzen sowohl, als alle diejenigen, die Karl gewollt, mit größtem Vergnügen zu Grunde zu richten: so war gewiß wenig Klugheit dabey, einen im Puncte der Ehre so empfindlichen Monarchen auf solche Art zu behandeln.

Allein auch auf der andern Seite hatten sich vielleicht nie so dringende Gründe bey Karln eingefunden, einen Frieden zu schließen, als eben jezt. Sein Bruder hatte zwar einige Vorkehrungen gegen die Türken gemacht; dessen ungeachtet aber gieng eine Vestung nach der andern, insonderheit aber Temeswar, auf welches man ungemeines Zutrauen gesetzt hatte, verlohren, und man mußte täglich besorgen, Siebenbürgen, welches Ferdinand durch einen mit der Königinn Isabella des Johann von Zapolia hinterlassene Wittwe geschlossenen Vertrag erst an sich gebracht, dürfte wieder verlohren gehen. Ferdinand ward um so eher bewogen, das äußerste bey seinem Bruder zu thun, um ihn zum Frieden geneigt zu machen, da ihm Moritz unter der Hand zugesaget, selbst einige Truppen, wenn der Friede wirklich erfolgen sollte, nach Ungarn zu führen.

Noch ein Umſtand wirkte mächtig auf Karls Gemüth. König Heinrich, der ebenfalls wie die Fürſten nichts als Reichsfreyheit in dem Munde und Schriften führte, hatte ſich indeſſen des Herzogthums Lothringen, der Städte und Bisthümer Metz, Tull und Verdun bemächtiget, einen wiewohl nicht gerathenen Verſuch auf Straßburg gewaget, und war bis an den Rhein gekommen. Daß ſich ſein Gegner durch Reichsgüter vergrößern, und noch dazu als Vertheidiger der Reichsfreyheit angeſehen werden ſollte, Karl hingegen dem Vorwurfe der unterdrückten Reichsfreyheit ausgeſetzt ſeyn ſollte, ohne einem einzigen Reichsſtande nur das mindeſte entzogen zu haben, verdroß ihn äußerſt; beſonders da die verbundenen deutſchen Fürſten Franzöſiſche Feldzeichen, nämlich eine weiſſe Binde, führten, und hier und da im Reich das franzöſiſche Wappen als Salvaguardien aufſchlagen ließen, überhaupt aber ſich nicht anders betrugen, wie ſich Karl ausdrückt, „als wenn ſie das Reich dem Franzoſen mit Willen unter die Füße werfen wollten, oder wenn gar der Türk und Franzos mit Hilfe der verbundenen Fürſten mit ihren Haufen mitten in Deutſchland zuſammen ſtoßen, und daſſelbe unter einander austheilen, oder auch vielleicht mit einander darum raufen wollten.“ Man hatte nämlich Briefe von den in Ungarn commandirenden Baſſen an die verbundenen Fürſten aufgefangen, die Karln Anlaß gaben das letztere zu ſagen.

Karl war auch ſehr unzufrieden, daß kein einziger der Reichsſtände ſich ihm zu Gefallen, ſo zu ſagen, nur regete, ſondern daß ſie ſich dagegen noch lieber beſonders von dem Markgrafen Albrecht auf das äußerſte mißhandeln ließen, als daß ſie mit zuſammengeſetzten Kräften an der Herſtellung der Ruhe gearbeitet

beitet hätten. Nach den Manifeſten zu urtheilen, hätte man glauben ſollen, beyde Fürſten Moritz ſowohl als Albrecht hätten ganz die nämlichen Abſichten. Allein die That ſelbſt zeigte das Gegentheil. Moritz brauchte Verſtellung in Anſehung der Mittel, und handelte wenigſtens aufrichtig in Anſehung des Zweckes. Albrecht hatte einen ganz andern Zweck, als den er dem Publicum vorgeleget; und alle Mittel galten ihm gleich, dazu zu gelangen. Als Markgraf von Brandenburg hatte er verſchiedene Irrungen mit der Stadt Nürnberg und den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg. Gegen die letzteren ward er noch durch einen Würzburgiſchen Edelmann den Wilhelm von Grumbach angehetzt. Dieſer hatte eine Zeitlang, wie es damals nicht ungewöhnlich war, zweyen Herren, dem Markgrafen nämlich und dem Biſchofe von Würzburg, deſſen angebohrner Lehnsmann er war, gedienet. Als er ſich aber mit dem letztern zerfallen, dachte er auf Rache; und hauptſächlich auf ſein Anſtiften geſchah es, daß der Markgraf, anſtatt die Reichsfreyheit gegen den Kaiſer zu vertheidigen, wie er ſich in ſeinem Manifeſte das Anſehen geben wollte, das Gebieth der Nürnberger und der beyden Biſchöfe, die an nichts weniger als einen Krieg dachten, ſeiner Art nach behandelte, auch ſie nöthigte, durch die härteſten Bedingungen den Frieden zu erkaufen. Aus dieſen erwuchſen jene berüchtigten Verträge, die den Markgrafen zuletzt in das Elend, den Grumbach aber, nachdem er noch ungemein weit ausſehende Händel angeſponnen, um Hab und Gut, und endlich auf das Chaffaut gebracht.

Endlich kam noch etwas dazu, das gewiß nicht weniger, als die vorhergehenden Umſtände, beytrug, daß endlich Karl in die Abſchließung des Vertrags von

Paſſau willigte, nämlich die abermalige Trennung des Conciliums, welche ein von Moritzen vielleicht ſelbſt nicht vermuthete Folge ſeines Unternehmens war. Das Concilium nämlich, das ſo ſehnlich von Karln gewünſchte Concilium, wegen deſſen er ſich bereits ſo vielen Verdruß zugezogen, und ſeine Regierung ſo ſauer hatte werden laſſen, war nun wieder aus einander gegangen. Dießmal hatten doch wenigſtens einige proteſtantiſche Stände ihre Geſandten nach Trient geſchickt, z. B. Churfürſt Joachim von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg, die Stadt Straßburg im Namen mehrerer Reichsſtädte, und ſelbſt Churfürſt Moritz von Sachſen. Der erſtere hatte ſo gar verſprochen, ohne weitere Bedingung ſich den Schlüſſen des Conciliums zu unterwerfen; allein, bey den übrigen waren Zwang und Verſtellung nur zu ſichtbar. Man diſputirte über das Geleit, das ihre Theologen bekommen ſollten, ob dasjenige, was bis daher entſchieden worden, noch einmal ſollte geprüfet werden, ob die proteſtantiſchen Theologen ebenfalls eine entſcheidende Stimme haben ſollten, und dergleichen. Von Seiten der kaiſerlichen Geſandten wurde zwar alles verſucht, und die Legaten und übrigen Biſchöfe zur Nachgiebigkeit, in ſo weit ſie immer Statt haben könne, zu bereden. Allein, der Abſcheu war beyderſeits gegen einander ſo groß, die Meinungen ſo verſchieden, und die verlangten Puncte zum Theile ſo beſchaffen, daß ſie nicht einmal konnten bewilligt werden, ohne einen gänzlichen Bruch in das bisherige katholiſche Syſtem zu machen. Auch war es wenigſtens dem Churfürſten Moritz ſo wenig Ernſt mit der Abſchickung ſeiner Theologen, als mit dem Verſprechen, daß er ſelbſt zu dem Kaiſer kommen wollte. Dieſe mußten unterwegs umkehren, wie er es ſelbſt gethan hatte.

Da

Da vollends der Krieg zum Ausbruch kam, eilen sogleich die Italienischen Bischöffe davon; und die übrigen machten den Schluß, daß das Concilium auf zwey Jahr verschoben seyn sollte. Merkwürdig dabey ist, daß man damals noch gar nicht wußte, daß Moritzens Armee den Weg nach Augspurg, noch weniger aber, daß sie ihn nach Tyrol nehmen würde; auch hätte die Gefahr eher Inspruck, wo sich der Kaiser aufhielt, treffen müssen, als der Feind im Stande gewesen wäre, sich nach Trient zu wenden. Und dennoch dachte Karl noch nicht daran, die erstere Stadt zu verlassen, da sich bereits alles von Trient weggeflüchtet hatte. So sehr auf einmal sein ganzer Plan wieder dadurch zerrüttet ward, so findet man doch bei weiten nicht, daß er so mißvergnügt und unwillig gewesen, als das erstemal. Im Gegentheil nun kam er endlich ein für allemal von seinem so lange gehegten Conciliums-Gedanken zurück; und gleichsam als aus einem langen Traume erwachend, fühlte er, daß Religionen vereinigen ein Werk sey, das Menschenkräfte übersteigt, und auch für einen noch so mächtigen Karl ein Non plus ultra ist, wenn er auch gar keines vermöge seines Wahlspruches zu kennen scheint. Die natürliche Schlußfolge davon war, daß es besser sey, Deutschland in Ansehung seiner Religions-Meinungen und seiner politischen Verfassung, in so weit sie davon abhängt, sich und seinem Schicksale überlassen, als mit der Unmöglichkeit ringen, und sich am Ende noch dazu lächerlich machen.

den 28. April 1552.

Karl both demnach die Hand zu den von seinem Bruder und den meisten Reichsfürsten, besonders den Katholischen, so sehnlich gewünschten Vertrag, jedoch so, daß er in nichts willigte, was seiner Würde hätte nachtheilig seyn können. Von denjenigen Puncten,

die

die ſeine Perſon, und die
waltung gemachten Vorwür
plätterdings nicht, daß etwas anders in den Unterhandlungen oder dem Vertrage berühret oder entſchieden würde, als daß ſie auf dem nächſten Reichstag ſollten erledigt werden. Das übrige genehmigte er, wie es ihm von den Unterhändlern vorgelegt ward, und zwar hauptſächlich „wegen der großen Noth ſeines Bruders, der ſonſt gegen einen ſo grauſamen Feind, den Türken, von aller menſchlichen Hilfe verlaſſen geweſen, und auch jener der gehorſamen unſchuldigen Stände des Reichs, die ſich auch dießmal ganz kleinmüthig und troſtlos erzeiget.“ Als man ſich nämlich zu Paſſau nicht vereinigen konnte, und Moritz bereits wieder von dannen zu ſeinen Truppen gegangen war, ritt Ferdinand mit größter Beſchwerlichkeit auf der Poſt nach Villach zu ſeinem Bruder, und drang noch einmal auf das beweglichſte in ihn, die von den Unterhändlern entworfenen Puncte ſich gefallen zu laſſen; zugleich brachte er ein Schreiben von dieſen ſelbſt mit, in welchem ſie Karln zu verſtehen gaben, „daß, wenn er ſeine Einwilligung verſagete, ſie vielleicht aus unvermeidlicher Noth würden gedrungen ſeyn, unverzüglich auch wider ihren Willen und getreue Zuneigung auf die Mittel und Wege zu trachten, wie ſie ſich und ihre arme Unterthanen von ſolcher ſchnellen Widerwärtigkeit, Unruhe und Verderben erretten, und im Frieden erhalten könnten, dadurch im heiligen Reich in kurzen Tagen eine unverſöhnliche und für Karln ſelbſt gefährliche Zerrüttung erfolgen, und dem Reich deutſcher Nation zu Untergang und Verdrückung ſeiner Hoheit und Dignität gelangen möcht.“ Worauf endlich Karls letzte Entſchließung folgte.

Moritz

Moritz war indeſſen zu der bey Eichſtädt ſtehenden Bundsarmee zurückgeeilt, um den Fürſten Nachricht von dem Zuſtande der Sachen zu geben. Und ob er gleich wieder nach Paſſau zurück kehrte, ſo war er doch nicht zu bewegen, daß er die endliche Antwort des Kaiſers, die Ferdinand mitzubringen ſich anheiſchig gemacht, abgewartet hätte, ſondern begab ſich wieder zu den Seinigen, und belagerte die mit einer kaiſerlichen Garniſon verſehene Stadt Frankfurt. Ferdinand ſchickte ſeinen Böhmiſchen Kanzler den Heinrich von Plauen dahin, der Moritzen von den letzten Entſchließungen des Kaiſers Nachricht geben mußte. Anfangs zwar wollte er und ſeine Bundsverwandten noch einige Einwendungen machen; allein, nachdem ihm der von Plauen zu Gemüthe geführet, was große Gefahr ihm ſowohl von Seiten des Kaiſers, der bereits eine ſtarke Armee auf den Beinen habe, als von Seiten ſeines Vetters, des ehemaligen Churfürſten Johann Friederich, dem der Kaiſer bey Gelegenheit ſeiner Flucht von Inſpruck die Freyheit geſchenkt hatte, bevorſtehe: ſo willigte er endlich in die ihm bereits zu Paſſau vorgelegten Puncte. Auch der junge Landgraf gab ſich zufrieden, nachdem man ihm ebenfalls die große Gefahr, die er ſowohl ſeinem gefangenen Vater, als ſeinen Ländern zuziehen könnte, vorgeſtellt; und ſo kam endlich dieſer Vertrag zu Stande. Vermöge deſſelben ſollte der Churfürſt und ſeine Mitverwandten, die den Vertrag annehmen würden, von allen Thätlichkeiten abſtehen, ihre Völker aber entweder beurlauben, oder dem Ferdinand auf ſein Begehren und Beſoldung erfolgen laſſen; der Landgraf ſollte ſeine zu Halle aufgerichtete Capitulation zwar halten, dagegen aber auf freyen Fuß geſetzt werden; innerhalb eines Jahrs ſollte ein Reichstag gehalten werden, um zu erwägen, wie dem Zwieſpalt den 16. July 1552.

der

der Religion abzuhelfen, mittl[illegible] Kaiſer, noch ein Stand des [illegible] gen der Religion gewaltthätig [illegible], der Kaiſer ſollte durch ſeine Machtvollkommenheit erklären, daß die Proteſtanten an dem Kammergericht nicht ausgeſchloſſen ſeyn ſollten; hingegen die gegen den Kaiſer geführten Beſchwerden ſollten auf dem nächſten Reichstag erledigt werden ꝛc.

Siebzehntes Capitel.

Erledigung des Landgrafen. Fortſetzung des Kriegs durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Vergleich des Kaiſers mit demſelben. Belagerung von Metz.

Die erſte Folge dieſes Vergleichs war, daß nun der alte Landgraf auf freyen Fuß geſtellt ward. Aber wie verſchieden war nicht der jezige Philipp von dem ehemals ſo ſtolzen, unbiegſamen und Krieg athmenden! Von nun an war er wirklich einer der friedfertigſten Fürſten Deutſchlands, und was noch mehr iſt, einer derjenigen, der ſich am wenigſten um dasjenige bekümmerte, was in dem Innern deſſelben vorgieng. Dem an ihn von Seiten Ferdinands als Geſandten abgeordneten berühmten Rechtsgelehrten Zaſius ſagte er im vertraulichen Umgange, „nichts von ſeiner ganzen Gefangenſchaft ſchmerze ihn mehr, als daß ihm die Schelmen-Bauern indeſſen ſeine Wildbahn ruinirt; alles übrige getraue er ſich wieder gut zu machen, nur dieſes nicht ſo leicht; Zaſius möge es doch dem Ferdinand ſeinem Herrn berichten, der, weil er ſelbſt auch ein großer Liebhaber der Jagd ſey, gewiß Mitleiden

mit

mit ihm haben werde.“ So sprach jezt Philipp, von dem man bey dem Anfange seiner Gefangenschaft alle Augenblicke besorgte, daß er aus Mißmuth und Ungeduld mit dem Kopfe an die Wand rennen werde.

Moritz hingegen ließ, seinem Versprechen gemäß, seine noch übrigen Truppen, indem ein Theil zu dem Markgrafen übergegangen war, zu Donauwörth einschiffen und nach Ungarn abfahren, denen er auch bald in Person folgte; wo er zwar nach dem Berichte einiger sächsischen Schriftsteller große Thaten verrichtet, und unter andern die Stadt Erlau soll entsetzet haben. Allein, selbst sein Biograph Georg Arnold weiß nicht allein nichts davon, sondern gesteht vielmehr aufrichtig, daß er mit den Seinigen bey Raab stehen geblieben und diese Stadt bevestiget; welches auch der ungarische Geschichtschreiber Isthuanfi mit dem Beysatze bekräftiget, daß er nichts gethan habe, das sich der Mühe lohne a). Erlau hielt allerdings eine 40tägige Belagerung aus, ohne erobert zu werden; allein solches war vielmehr der Tapferkeit seines Commandanten Dobo und der Einwohner zuzuschreiben. Sonst war dieser Feldzug, ungeachtet der den Türken mißlungenen Belagerung von Erlau, einer der unglüklichsten. Moritz gab dem Anführer von Ferdinands Truppen Castaldo Schuld, daß er durch seinen Geiz und Räubereyen die Gemüther der Inwohner aufgebracht; wodurch es geschehen, daß man wenig fruchtbarliches habe ausrichten können. Hingegen beschuldigte Castaldo den Churfürsten, daß er, ohne was zu thun, des Königs und der Landschaft Schatzkammer erschöpft, und das für die Besatzungen bestimmte Geld zur Besoldung der Seinigen verwendet habe b).

Jeder-

a) NIC. ISTHVANFII *Histor. regni Hung.* L. XVI — XVIII.

b) THVAN. L. X. XI.

Jedermann hatte geglaubt, [illegible]
Vertrag wäre aller Zwist niedergeleget, und der innerliche Krieg ganz geendigt worden; allein zum grosen Erstaunen von ganz Deutschland wollte Markgraf Albrecht nichts davon hören. Man wußte nicht, sollte man es einer Art von Verzweiflung, oder einer unbändigen Raub- und Verheerungssucht, oder einer zu großen Anhänglichkeit an den König von Frankreich zuschreiben; denn Vaterlands- und Religionsliebe dachten wenige, daß sie mit in Anschlag kämen. Albrecht hatte sich mit den übrigen Fürsten vereinigt, um Frankfurt zu belagern. Da es aber nicht so geschwind mit der Uebergabe der Stadt zugieng, als er geglaubt hatte, und die gehofte Beute zu lange ausblieb: fiel er in die Bisthümer Warms und Speyer, forderte Geld und Geschütz, und verlangte sogar von Straßburg in seinem und des Königs von Frankreichs Nahmen, daß ihm und seinen Bundsgenossen die Thore allezeit offen stehen, die Stadt, wenn er es für nöthig hielt, eine Besatzung einnehmen, und den Eid der Treue ablegen sollte, weil dieser Krieg zur Vertheidigung der Freyheit von ganz Deutschland geführt würde. Allein, der Rath wollte sich zu nichts verstehen. Und da Albrecht indessen Nachricht erhalten, daß es mit dem Vertrage zu Passau bald seine Richtigkeit haben werde: ließ er eine Besatzung in Speyer, und eilte nach Frankfurt zurük, welches er auch nach dem Abzuge des Churfürsten eingeschlossen hielt; und weit davon den Vertrag zu genehmigen, zog er sich, als er vor Frankfurt nichts ausrichten konnte, über den Rhein zurük, plünderte Oppenheim, nahm Mainz weg, und ließ sich von den Bürgern huldigen. Da die Geistlichen zu Mainz sowohl als Speyer die geforderten großen Geldsummen nicht aufbringen konnten: ließ er an

beyden

beyden Orten die Kirchen ausrauben, und machte sogar zu Speyer den Anfang, das bleyerne Dach auf der Domkirche abzureissen; wovon er jedoch auf Bitte des Raths wieder abstand. Zu Mainz hingegen ließ er das nahe am Rhein gelegene churfürstliche Schloß nebst dem Pallaste und 5 Kirchen, den 24. August wie auch die mit Wein und Getreide beladene Schiffe verbrennen, um, wie er vorgab, dem Kaiser den Durchzug desto schwerer zu machen; worauf er seine Besatzungen an sich zog, und in das Erzstift Trier rückte.

Karl hatte indessen so viele Truppen an sich gezogen, als er zusammen bringen konnte, mit denen er sich von Inspruck auf den Weg machte. Zu Augspurg setzte er den von ihm ehemahls angeordneten, von den verbundenen Fürsten aber abgeänderten Rath wieder ein, und entließ nun den alten Churfürsten Johann Friederich gänzlich von sich. Da er nicht anders gewußt, als der Vertrag von Passau gehe auch den Markgrafen an, so ward er zwar ungemein betroffen, daß nun dieser den Krieg fortsetzte; man bemerkte jedoch zur großen Verwunderung von ganz Deutschland nicht, daß er einige Anstalten machte, denselben anzugreifen. Nur zernichtete er aus eigener Bewegung und kaiserlicher Machtvollkommenheit alle dem Kaiser und Reich nachtheilige, auch allen Rechten, der Reichsordnung und dem Landfrieden zuwider laufende, von dem Markgrafen einigen Fürsten und Ständen abgedrungene Verträge, insonderheit aber jenen, den die Stadt Nürnberg und der Bischof von Bamberg mit ihm errichtet hatten. a). dem Bischofe von Würzburg hatte er noch von Villach

a) Ap. HORTLEDER *T. II. L. VI. C. 4.* und *C. 28.*

lach aus einem Befehl ertheilet, dem jedermann seine Folge zu leiſten. b)

Von Augſpurg richtete Karl ſeinen Zug durch das Ulmiſche und Würtembergiſche in die Pfalz. Als er aber vernahm, daß der Markgraf die auf dem Rheinſtrome in der Gegend von Mainz befindliche Schiffe verbrennt: wandte er ſich links nach dem Elſaß, und ſchickte nach einigem Aufenthalte ſeine Armee unter den Befehlen des Herzogs von Alba und des Marcheſe Marignano nach Metz; wo ſie den 19. October anlangte, da er indeſſen zu Diedenhofen wegen Gichtſchmerzen ſich aufhalten mußte, wo er ſich gegen alle Vermuthung mit dem Markgrafen, der ſich ebenfalls in die Gegend von Metz gezogen hatte, aussöhnte, und einen Vergleich mit ihm errichtete, vermöge deſſen er ihm zuſagte, ihn ſammt ſeinen bisherigen Anhängern und Theilnehmern wieder zu Gnaden aufzunehmen, und wegen des Vorgefallenen eine gänzliche Amneſtie zu bewilligen, die zwiſchen dem Markgrafen und den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg, auch ihren Domcapiteln errichteten Verträge bey ihren Würden und Kräften zu laſſen. Wogegen der Markgraf dem Kaiſer von neuem geloben und ſchwören ſollte, demſelben wider alle ſeine Feinde zu dienen, und mit ſeinem geſammten Kriegsvolk, ſo bald es geſchworen, zu des Kaiſers Dienſten, wo es demſelben gefällig, zu ziehen; worauf der Kaiſer ihm für daſſelbe einen Monath Sold auszahlen, und ſolches künftig in ſeinen Dienſten, wie ſein eigenes, halten wolle. Wofern auch der Kaiſer des Markgrafen übriges, und noch in deſſen Landen oder anderwärts

b) *Ibid. C.* 28.

wärts befindliches Kriegsvolk zu seinen Diensten zu haben verlange, solle er es ihm ebenfalls überlassen, oder, wenn es der Kaiser nicht verlange, unter der Bedingung abdanken, daß es nie gegen den Kaiser dienen solle. Weil der Markgraf bis auf den letzten October ungefehr 500000 Kronen schuldig sey, so wolle der Kaiser zulassen, daß er sich wegen dieser Summe an den Gütern und Landen des Königs von Frankreich durch Einnehmung derselben, oder Brandschatzung bezahlt machen möge; was er aber über diese Summe erobern werde, sollte dem Kaiser zustehen. Endlich vergab der Kaiser, dem Markgrafen zu Gefallen, auch den Grafen Ludwig den ältern und jüngern von Oettingen, ingleichen den Grafen Albrecht und Ulrich von Mannsfeld.

Bald darauf ward der Vergleich durch den in dem Lager vor Metz geschlossenen Hauptvertrag bestätiget, und noch weiter dahin erstrecket, daß der Kaiser alles, was wider die zwischen den Bischöfen von Bamberg und Würzburg und dem Markgrafen errichteten und nochmals bestätigten Verträge gehandelt worden, aufhob, und vernichtete, in Ansehung des Kriegsdienstes aber, den der Markgraf mit seinem Volk leisten sollte, Ungarn ausnahm. c) den 10. Novembr.

Da dieser Vergleich Deutschland in grössere Unruhen, als die vorigen waren, gestürzet, und Karln selbst fast um all sein noch übriges Ansehen und Vertrauen im Reich gebracht hätte: so wird es einiger Maßen nothwendig seyn, zu untersuchen, was ihn zu einem

c) Ap. HORTLEDER *T. II. L. VI. N. 42 — 46.* DUMONT *T. IV. P. III. N. 22.*

einem ſo auffallenden, und
gen ganz widerſprechenden S
nen. Karl ſelbſt giebt folgendes an: „es ſeyen ihm eben damals, als der Markgraf vor Metz geſtanden, Zeitungen zugekommen von dem Kriegsvolk, das Graf Vollrath von Mannsfeld in Sachſen zu Roß und zu Fuß in merklicher Anzahl aufgebracht; er habe zugleich nicht allein aus einigen aufgefangenen Briefen erſehen, daß der von Mannsfeld mit dem Markgrafen ein Verſtändniß habe, ſondern auch des Markgrafen und ſeiner Diener eigene Worte und Werke hätten es gänzlich laſſen anſehen, daß, wenn ſich Karl nicht mit ihm vertrüge, er alsdann mit ſeinem Kriegsvolk auf einer Seite, der von Mannsfeld auf der andern in Deutſchland einfallen würde; woraus auf das neue ein ſolcher Jammer, Angſt und Noth hätte entſtehen, und ein ſolches Feuer angezündet werden können, daß ſolches ſo bald nicht wäre zu löſchen und zu ſtillen geweſen. Obſchon des Markgrafen Drohungen hauptſächlich auf die Biſchöfe von Bamberg und Wirzburg gegangen, ſo hätten doch alle andere Stände zur Unterhaltung ſolches Kriegs, wie es jezt leider zu einem Gebrauch gemacht werden wolle, die Haare müſſen herleihen.“

„Dabey ſey ihm das allerbeſchwerlichſte geweſen, daß, ſo fleißig er die Sachen hin und her bedacht, er doch auf die Letzt hierinn gar keinen Troſt, Hilf oder Rath finden mögen. Wenn er auch dem Markgrafen mit ſeinem eigenen Volk hätte nachrücken wollen, ſo hätte es doch in ſolcher Eil, und bey ſolcher Zeit des Jahrs nicht geſchehen können, wie es die Nothdurft erheiſcht hätte; nebſt dem daß er alsdann ſeine andern Feinde auf dem Rücken hätte müſſen laſſen; von einem andern Ort her habe er einige

Gegen-

Gegenwehr oder Rettung gegen den Markgrafen nicht mögen sehen oder erdenken. Während seines Zuges durch Deutschland habe er sich alle Mühe gegeben, die Stände des Reichs dahin zu vereinigen, daß sie sich in die nöthige Gegenwehr setzten, solches habe aber weit weniger gewirkt, als er sich dessen versehen."

„Da er nun diese Zerrüttung, Unordnung und Mißtrauen vor Augen gesehen, er selbst wegen seiner eigenen Angelegenheiten der Sache nicht helfen können, und sonst niemand sich vorgefunden, der seinem Nachbar in der Noth hätte beyspringen wollen, sondern fast ein jeder dahin geneigt gewesen, alle Last, so viel ihm möglich, zu Zeiten sogar mit seinen höchsten Unstatten auf einen andern zu schieben: so habe er zuletzt zu Vermeidung eines ärgern aus zweyen Uebeln das geringere wählen, und die Verträge bestätigen müssen." d)

Daß hierinn nichts enthalten sey, was nicht durch die Umstände der Zeit, und Karls ganze übrige Lage bestätiget würde, zeiget die Sache selbst. Indessen war doch gewiß auch einer der Hauptbeweggründe, wie es der Tractat selbst an den Tag leget, daß sich Karl des Markgrafen in seinen eigenen Unternehmungen gegen die Franzosen bedienen wollte. Er zeichnete sich auch bald nach seiner mit dem Kaiser errichteten Freundschaft dadurch aus, daß er den Herzog von Aumale den 4. November bey St. Nicolas überfiel, und denselben selbst, nachdem er verwundet worden, nebst drey andern hohen Officieren gefangen bekam. Er vereinigte sich sodann vor Metz mit den

d) Die angeführte Apologie.

Kaiſerlichen, half die Belage[illegible] ſetzen; und nach Aufhebung [illegible] ſtehen, bis das ſchwere Geſchütz zu Diedenhofen glücklich angelangt war. Karl hatte zwar ein Heer von beynahe 54000 Mann zuſammen gebracht, und überhaupt nichts verſäumet, was zur Bezwingung der Stadt dienlich ſeyn konnte; allein hier ſcheiterte ſein Glück ſo zu ſagen für allzeit. Die Franzoſen waren auch ihrerſeits nicht minder geſchäftig geweſen, die an ſich eben nicht ſo gar veſte Stadt in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen; wobey ihnen Karls Aufenthalt in dem Elſaß, da er zu Landau allein bis 16 Tage zugebracht, großen Vorſchub leiſtete. Inſonderheit that ſich bey dieſer Gelegenheit der nach Metz geſchickte Franz von Lothringen Herzog von Guiſe hervor, der in der größten Eile neue Veſtungswerke an den nöthigen Orten anlegen, die Gräben ausräumen, viele Abſchnitte machen, und die Vorſtädte abbrechen ließ. Alles Getreide und Futter ward von dem flachen Land in die Stadt geſchaffet, und überhaupt nichts verſäumet, was zur Vertheidigung derſelben beytragen konnte. Hierzu kam noch, daß Karl anfangs durch Krankheit gehindert ward, der Belagerung in Perſon beyzuwohnen, welches vielleicht derſelben ungleich gröſſern Nachdruck würde gegeben haben. Nach ſeiner Ankunft ſuchte er es zu erſetzen, gieng ſelbſt in die Laufgräben, und ermunterte die Soldaten durch freundliches Zureden und ausgetheilte Geſchenke zur Arbeit. Man war auch ſchon wirklich bis an den Stadtgraben gekommen; ja ſo gar ein großer Theil der Mauer lag darnieder. Als aber die Beſatzung hinter derſelben neue Werke aufgeführt, der Winter und eine ſolche Kälte indeſſen eingebrochen, daß die Arbeit an den Laufgräben nur mit harter Mühe konnte fortgeſetzt werden, auch die Krankheiten ſich ungemein ver-

vielfäl-

vielfältigen, mußte endlich Karl, ungeachtet er ſich hatte verlauten laſſen, Metz entweder zu erobern, oder davor zu ſterben, die Belagerung aufheben. Karl gieng hierauf nach Brüſſel, ohne Hoffnung ſeine durch die dabey ausgeſtandenen Müheſeligkeiten weit mehr als zuvor geſchwächte Geſundheit wieder herſtellen zu können. Den Krieg gegen Frankreich ſetzte er aber dennoch fort, ſo wie nun auch in Deutſchland ein neuer ausbrach. den 20. Decemb.

Achtzehntes Kapitel.

Neuer markgräflicher Krieg. Verdacht auf den Kaiſer und ſeinen Miniſter den jüngern Granvelle. Egriſches Bündniß gegen den Markgrafen.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, einer der unruhigſten Köpfe, den je Deutſchland unter ſeinen Fürſten gezählet, und vielmehr unternehmend und brav, als mit den Einſichten eines Feldherrn begabt, hatte ſich, da er den Krieg in Geſellſchaft deß Churfürſten Moritz gegen den Kaiſer anfieng, ganz andere Dinge in den Kopf geſetzt, als der Paſſauer Vertrag, den er nur einen Verrath zu nennen pflegte, gewähret. Und nun, da ihm ſeine Hofnungen meiſtens fehl geſchlagen, war es ihm wenigſtens ungemein ſehr um die Erfüllung ſeiner mit den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg, wie auch der Stadt Nürnberg errichteten, oder vielmehr denſelben abgedrungenen Verträge zu thun. Er ſchrieb daher bald nach ſeiner Ausſöhnung mit dem Kaiſer aus dem Lager vor Metz an ſeinen Statthalter, den Landden 1. Decemb.

grafen Georg von Leuchtenb
dem Gebirge hinterlaſſenen
ſchöfen die mit dem Kaiſer getroffenen Vergleiche in-
ſinuiren, und ſie ermahnen ſollten, die eingegangenen
Verträge zu halten, im Weigerungsfall aber Kriegs-
volk werben, und alle öffentliche Gewalt gegen ſie
brauchen ſollten. Der Kaiſer ſelbſt ſchickte aus dem
Lager vor Metz den Land-Commenthur des Deutſchen
Ordens zu Mergentheim, Wilhelm von Rothhaſt,
mit geheimer Inſtruction an die Biſchöfe; und ließ
ihnen den mit dem Markgrafen getroffenen Vergleich,
und die demſelben einverleibte Beſtätigung ihrer ein-
gegangenen Verträge bekannt machen. Allein, da dieſe
wenig Neigung mögen gehabt haben die Verträge zu
halten, wendeten ſie ſich an das Kammergericht, und
wirkten von dieſem ein Mandat an den Mark-
von 19. Decemb. grafen und ſeine Räthe aus, von allen Ge-
walttätigkeiten abzuſtehen a). Eben dieſes
aber fiel dem brauſenden Genie des Markgrafen uner-
träglich, beſonders da er ſich durch ſeinen Vergleich
mit dem Kaiſer hinlänglich gedeckt zu ſeyn glaubte. Er
ließ daher nicht allein einen Einfall in das Bam-
bergiſche thun, ſondern gieng ſelbſt, nachdem er von
dem Kaiſer ſeinen Abſchied erhalten, zurück nach
Deutſchland; anfangs zwar nach Heidelberg zu dem
Churfürſten Friderich von der Pfalz, wo er an das
Kammergericht ſchrieb, und ſich auf die kaiſerliche Be-
ſtätigung ſeiner Verträge berief; welches aber ohne dar-
auf Rückſicht zu nehmen an verſchiedene Reichsſtände
den Befehl ausfertigte, den Biſchöfen zu Hilfe zu zie-
hen, an die Oberſten des Markgrafen aber einen wegen
Abzugs und Zertrennung ihrer Völker. Wogegen der
Markgraf in verſchiedenen Schreiben an den Gran-
velle,

a) Ap. HORTLEDER *T. II. L. VI. C. 27. N. 169.*

velle, den Herzog von Alba und den Kaiſer ſelbſt heftige Klagen führte, und bath die Biſchöfe wegen nicht gehaltener Verträge zu beſtrafen.

Karl ſah nun erſt, in was für eine Verlegenheit er ſich geſetzt hatte, entweder nähmlich ſein Wort zurück zu nehmen, oder ſich den Haß des ganzen Reichs zuzuziehen. In ſeiner dem Markgrafen ertheilten Antwort ſagte er, „daß er zwar nicht läugnen könne, die Verträge beſtätiget zu haben, es würde ihm auch ſehr lieb geweſen ſeyn, wenn die Biſchöfe ruhig geblieben wären, die er dazu durch einen eigenen Geſandten ermahnt hätte. Weil ſie aber ſolches abgeſchlagen, und ſich an ihn, die Churfürſten, Fürſten und das Kammergericht gewandt, und das Recht verlangt hätten: ſo habe er ihnen ſolches nicht verweigern können, hauptſächlich weil einige Stände wider ihn (den Kaiſer) einen Argwohn gefaßt hätten. Dieſer würde ſich vermehren, wenn er nach des Markgrafen Verlangen den Biſchöfen befehlen würde, die Vergleiche zu halten, und man würde ihn auch beſchuldigen, daß er unbillig handle; da vielmehr ſeine Pflicht ſey, allen gleiches Recht widerfahren zu laſſen, und alle Gewaltthätigkeit zu verbiethen. Es ſey alſo der einzige Weg übrig, die Sache friedlich beyzulegen; und er hoffe daher, daß der Markgraf ſelbſt bey reiflicherm Nachdenken ſich dieſes ebenfalls werde gefallen laſſen. Damit nun alles deſto leichter und mit deſto beſſerm Erfolg möge abgethan werden, ſo wolle er ſeinen Freunden und Verwandten, den Herzogen von Baiern und Würtemberg, die Vermittlung auftragen; und obgleich die Biſchöfe öfters an ihn geſchrieben, und ſich ſehr heftig beklaget hätten, ſo hoffe er doch, daß ſie einen Vergleich nicht ausſchlagen werden.“

Was hier der Kaiser von dem auf ihn geworfenen Verdachte saget, ist nur zu sehr gegründet. Ganz Deutschland glaubte, daß der Kaiser den Markgrafen heimlich unterstützete, und daß er durch denselben weiß nicht was für Dinge auszuführen gedächte, hauptsächlich aber seinem Prinzen Philipp die Thronfolge in Deutschland mit Gewalt zu verschaffen, sich an dem Churfürsten Moritz zu rächen, und dergleichen. Insonderheit hielt man dafür, Granvelle gäbe unter der Hand den Bischöfen sowohl als dem Markgrafen Hofnung zum kaiserlichen Beystand, um sie an einander zu hetzen, und dadurch ganz Deutschland in Verwirrung zu stürzen. Wenn je Karl etwas gethan, das sich nicht begreifen läßt, so ist es, daß er in seinen letzten Tagen, da er alt geworden, seine wichtigsten Geschäfte einem jungen Minister anvertraut hat, der nicht einmal so viele Lebens- als Karl Regierungsjahre zählte. Schon der ältere Granvelle, des Bischofs Vater, obgleich ein Mann von außerordentlicher Geschicklichkeit und ziemlich gemäßigter Denkungsart, war in Deutschland nicht geliebt, bloß weil er ein Ausländer war, und weil man ihn im Verdacht hatte, daß er dem Kaiser ganz andere Grundsätze einflößete, als die sich mit der Verfassung des deutschen Staatskörpers vereinbaren ließen. Den Sohn haßte man ärger, als ein Türk und Tartar in Deutschland gehaßt war, wie sich der von Ferdinanden in das Reich geschickte Zasius in den Berichten an seinen Herrn ausdrückt.

Vorzügliche Talente kann man ihm gewiß nicht absprechen; allein, um so weniger besaß er von der einem Minister so nöthigen Menschen- Länder- und Völkerkenntniß. Und eben, weil er vermittelst seines durch Belletristerey genährten und verfeinerten Witzes die

deutsche

deutſche Nation auf einmal zu überſehen, und nach Belieben herum führen zu können glaubte, machte er ſich bey derſelben in eben dem Maaße gehäßig, als er merken ließ, daß er ſie für dumm hielt. Karl ſah ihn freylich nicht ſowohl für ſeinen Miniſter als Schüler an, den er erſt bilden wollte. Allein, auch große Männer nehmen in dem beſtändigen Umgange mit andern oft mehr von den Geſinnungen derſelben an, als ſie ſelbſt glauben, beſonders wenn die letztern mit mehr Lebhaftigkeit und Zufriedenheit ſprechen, als denjenigen Alters oder anderer Urſachen wegen eigen iſt, mit denen ſie zu thun haben. Kurz, Granvelle zog ſich, und, wie es nicht anders ſeyn konnte, auch ſeinem Herrn eine ungemeine Abneigung zu; wozu zwar überhaupt ſeine wälſche Praktiken, wie man es nannte, das meiſte beytrugen, aber auch einige kleinere Umſtände halfen. Granvelle, obſchon er damals bereits Biſchof geweſen, ſah das Frauenzimmer gern; ein Vorwurf, wovon ihn ſelbſt ſein Lobredner Famian Strada, der bey Gelegenheit der niederländiſchen Unruhen ſo viel von ihm zu erzählen hat, ſich nicht getraute frey zu ſprechen. Auf dem letzten Reichstage zu Augſpurg hatte er inſonderheit mit einigen dortigen Frauenzimmern Bekanntſchaft gemacht, die er auch zur Zeit, als der Kaiſer in den Niederlanden ſich aufhielt, durch Schreiben fortſetzte. Gleichwie er aber die deutſchen Männer nicht kannte, ſo gieng es ihm auch mit dem weiblichen Geſchlecht; indem ſeine Schreiben bald allenthalben bekannt wurden. So unſchuldig aber auch ſie mögen geweſen ſeyn, ſo konnte es doch der damals weit mehr zur Ernſthaftigkeit ſich neigende, und durch die Religions-Diſpute noch mehr dazu geſtimmte deutſche National-Charakter unmöglich ertragen, daß während der Zeit, da Deutſchland mit Mord und Brand erfüllt war, des ohnehin

auch äuſſerſt ernſthaften Kaiſers erſter Miniſter, zumal ein Biſchof, mitten in demſelben Liebesverſtändniſſe unterhielt.

Indeſſen blieb Karln nichts anders übrig, um ſich aus einer ſo gehäßigen Sache mit Ehren zu ziehen, als daß er einen Vergleich zwiſchen beyden äuſſerſt gegen einander erbitterten Parteyen zu ſtiften trachtete. Auf ſein Anſuchen kamen auch wirklich der Herzog Albrecht von Baiern, Chriſtoph von Würtemberg und Wilhelm von Cleve zu Heidelberg zuſammen, um mit Zuziehung des Churfürſten von der Pfalz denſelben zu Stande zu bringen. Wozu man ſich um ſo eher Hofnung machte, da auch der Markgraf und der Biſchof von Würzburg in Perſon daſelbſt erſchienen. Allein, da der erſtere auf die buchſtäbliche Erfüllung der Verträge drang, die Biſchöfe zu nichts als einer Summe Geldes ſich verſtehen wollten, verſchwand auf einmal alle Hofnung dazu; und die vermittelnden Fürſten, um wenigſtens das Feuer von ihren eigenen Landen abzuhalten, ſchloſſen ein Bündniß unter einander, welches hernach unter dem Nahmen Heidelberger Verein bekannt geworden. Alles gieng ſo geheim dabey zu, daß ſie ihren eigenen Räthen nicht trauten, ſondern Herzog Albrecht die Feder führte. Was noch mehr Aufmerkſamkeit erregte, war, daß auch Churfürſt Moritz ganz unvermuthet zu Heidelberg eintraf, zwar unter dem Vorwande, den Churfürſten zu einer Vermittelung zwiſchen ihm und dem nun wieder zu den Seinigen zurück gekehrten alten Churfürſten Johann Friederich zu erſuchen, in der That aber, um die Geſinnungen der dort verſammelten Fürſten in Anſehung der markgräflichen Sache auszuforſchen, welche von Tag zu Tag bedenklicher ward; indem Markgraf Albrecht, als die Heidelberger Fürſten

ſten nicht nach ſeinem Sinne ſtimmen wollten, von dort aufbrach, und nun ſelbſt wieder einen Einfall in das Bambergiſche that. Er eroberte auch mit leichter Mühe den gröſten Theil des Bisthums Bamberg, wendete ſodann ſich in das Würzburgiſche, und brachte es ebenfalls nebſt der Reichsſtadt Schweinfurt groſſen Theils unter ſeine Bothmäßigkeit, ungeachtet der Kaiſer ſowohl als das Kammergericht ernſtliche Abmahnungsbefehle an ihn hatten ergehen laſſen. Das letztere both nun zwar die Churfürſten von Mainz, Pfalz und Sachſen, den Deutſchmeiſter, den alten Churfürſten zu Sachſen, den Herzog Chriſtoph von Würtemberg, den Landgrafen Philipp von Heſſen, nebſt andern auf, den Biſchöffen beyzuſtehen; allein, von keiner Seite war ein Ernſt zu ſpüren.

Beſſer gelang es des Kaiſers Bruder Ferdinanden. Da auch dieſer in Sorgen ſtand, ob, und was für eine heimliche Verbindung der Markgraf mit dem Kaiſer oder vielmehr dem Granvelle haben möchte; und da er ohnehin bey ſolchen Umſtänden gar keine Hilfe gegen die Türken zu gewarten hatte, und noch zu fürchten war das ganze Reich dürfte zuletzt in dieſen Handel verflochten werden: ſo war ihm äuſſerſt darum zu thun, daß er, ſo bald möglich, beygelegt würde. Churfürſt Moritz ſchien ihm das tauglichſte Werkzeug dazu zu ſeyn. Man trug ihm ein Bündniß an, welches Bezug auf dieſe Angelegenheiten hätte; und Moritz ließ ſich ungemein bereitwillig dazu finden. Auf ſein Anrathen lud Ferdinand noch mehrere Fürſten auf einen Tag nach Eger ein, wo ſich zwar groſſe Schwierigkeiten hervor thaten, indem die Geſandten des Landgrafen Philipp ſich dadurch entſchuldigten, daß die Zeit zu kurz ſey, und ihr Herr ohnehin in der Sache nichts beſchlieſſen könne, ohne ſeinen Landſtänden

ſtänden Nachricht davon zu geben; die Geſandten des Churfürſten von Brandenburg aber erſt wiſſen wollten, wer in dem Bunde begriffen oder ausgezogen ſey, ob auch Markgraf Albrecht auf ſein Verlangen darein könnte aufgenommen werden; welches jedoch nur in ſo weit zu verſtehen, als er dem Landfrieden nicht werde zuwider handeln. Hingegen bothen der Churfürſt Moritz von Sachſen, Herzog Heinrich von Braunſchweig und die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg beyde Hände dazu. Von den letztern, da ſie eben im Gedränge waren, und Hilfe ſuchten, wo ſie nur immer konnten, war es eben nicht zu wundern. Auch Herzog Heinrich war gegen den Markgrafen aufgebracht, weil er ſeinen Braunſchweigiſchen Edelleuten, mit denen Heinrich in Zwiſtigkeiten verfallen, Schutz zugeſaget, ja ſogar durch den Grafen Vollrath von Mannsfeld einen Einfall in das Braunſchweigiſche hatte thun laſſen. Nur Moritzens Betragen konnten mehrere nicht begreifen. Allein, da der Markgraf nicht allein auf den Vertrag von Paſſau ſchimpfte, ſondern auch Moritzens eigener Perſon nicht ſchonte; und da Moritz ganz ſicher glaubte, daß, wenn doch der Kaiſer, wie der allgemeine Ruf gieng, heimlich mit dem Markgrafen einverſtanden ſey, er ihm denſelben zuletzt nebſt dem alten Churfürſten über den Hals ſchicken werde, um ſich wegen des Einfalls in Tyrol an ihm zu rächen: ſo ergrief er dieſe Gelegenheit, um ſich bey dem Ferdinand ſowohl als den übrigen Reichsſtänden, welche faſt insgeſammt, wenn ſie auch den Biſchöfen im Herzen eben nicht ſonderlich wohl wollten doch des Markgrafen unbiegſame Härte und barbariſch Verheerungsſucht verabſcheuten, ein neues Verdienſt zu machen. In dem Bündniſſe ſelbſt ward zwar der Markgraf nicht genannt, ſondern nur die Aufrechthaltung des Landfriedens insgemein veſt

geſetzt.

geſetzt. Allein, da der Markgraf einige der Bundsglieder bereits mit Gewalt überzogen, und ſeine Gewaltthätigkeiten noch immer fortſetzte, ſo war der Fall deſſelben an ſich ſchon vorhanden.

Indeſſen hatten die Biſchöfe nebſt der Stadt Nürnberg und verſchiedenen vom Adel bereits alle Kräfte aufgebothen, um den fernern Unternehmungen des Markgrafen Einhalt zu thun, und ihn allenfalls aus ſeinen eigenen Ländern zu treiben; wozu ſie um ſo mehr Hoffnung hatten, da der Braunſchweigiſche Prinz Philipp Magnus, Herzog Heinrichs Sohn, ihnen bald mit einem beträchtlichen Corps ſo wohl Braunſchweigiſcher als Churſächſiſcher Truppen zu Hülfe kam. Allein auf einmal änderte ſich der ganze Kriegsſchauplatz; indem der Markgraf auf Einrathen einiger ſächſiſchen Edelleute, die unter ihm dienten, plötzlich den Entſchluß faßte, den Krieg nach Niederſachſen zu ſpielen, theils ſich an dem Herzoge Heinrich zu rächen, theils ſeine dort geworbenen Völker an ſich zu ziehen. Die Länder des Churfürſten Moritz verſchonte er zwar bey dem Durchmarſch; allein dieſer ſtellte ſich nichts anders vor, als daß derſelbe, ſobald er dem Herzoge Heinrich ſeine Rache empfinden laſſen, ſich auch hinter ihn wagen werde.

Bey ſolchen Umſtänden, da täglich alles verwickelter ward, berief der Kaiſer die vermittelnden Fürſten noch einmal nach Frankfurt; wo auch Bevollmächtigte von Seiten der Biſchöfe ſowohl als des Markgrafen erſchienen. Allein da erſtere, wie zu Heidelberg, ſich zu nichts als einer Geldſumme verſtehen wollten, weil die Verträge von dem Kaiſer wären zernichtet worden, letzterer aber ſie wollte buchſtäblich erfüllt haben, weil ſie der Kaiſer in dem mit Im Anfang des Juny.

ihm

ihm errichteten Vertrage beſtätiget: konnte weiter nichts geſchehen, als daß man die Commiſſarien des Kaiſers erſuchte, ihm ſolches zu melden, damit man wiſſen möge, ob er ſie für vernichtet oder beſtätiget halte. In der Rückantwort führt Karl noch einmal die Gründe an, wodurch er bewogen worden, mit dem Markgrafen einen Vergleich einzugehen; mit dem Beyſatz, „daß es jedoch in der veſten Hofnung geſchehen ſey, daß er ihn nachher werde beſänftigen können, beſonders wenn die mit ihm verwandten Fürſten ſich in das Mittel ſchlagen würden; ja wenn er nur mehr Glück vor Metz gehabt hätte, ſo würde er ſchon Mittel gefunden haben, ihn völlig zu befriedigen, und in wegen ſeiner in dieſem Krieg ihm wirklich geleiſteten vortreflichen Dienſte zu belohnen. Da ihm aber die Belagerung von Metz mißlungen, habe er wenigſtens durch die nach Heidelberg beſchriebenen Fürſten die Einigkeit herzuſtellen geſucht, ſo wie jezt durch die zu Frankfurt. Indeſſen habe er mit gröſtem Verdruß vernommen, daß der Markgraf nicht allein den Biſchöfen, ſondern auch andern den Krieg angekündigt habe, welches wider alle Verträge ſey; indem er bey ſeiner Ausſöhnung ausdrücklich verſprochen, ihm und dem Reich getreue Dienſte zu leiſten. Doch wolle er des Vergangenen gern nicht mehr gedenken, wenn nur der Markgraf jezt gehorchen werde. Es möchten daher die vermittelnden Churfürſten, ohne eine weitere Erklärung von ihm zu verlangen, aus allen Kräften an dem Frieden arbeiten.„

Neunzehntes Kapitel.

Treffen bey Sieversshausen. Des Churfürsten Moritz Tod. Endliche Niederlage des Markgrafen.

So wenig Tröstliches für beyde Theile dieses Schreiben enthielt, so wenig ward auch dadurch Friede und Ruhe wieder hergestellt. Im Gegentheil, da jezt in Sachsen sollte entschieden werden, was eigentlich nur Franken angieng, so waren nun nicht mehr die Bischöfe die Hauptpersonen auf der Bühne, sondern Churfürst Moritz und Herzog Heinrich stellten sich auf um ihre Rollen zu übernehmen, und die Sache auszufechten. Beyde ließen nicht nur allein ihre Truppen eiligst aus Franken zurück kehren, sondern verstärkten selbige jezt noch weit mehr. Selbst Ferdinand ließ unter dem Kommando seines böhmischen Kanzlers Heinrich von Plauen einige zu ihnen stoßen. Zu Nordheim gieng die Vereinigung für sich; und weil der Markgraf, nachdem er des Herzogs Heinrich Länder verwüstet hatte, sich nach Minden wendete, machten die Verbundenen den Schluß, daß er sich wieder nach Franken zu ziehen suchte. Um ihm den Weg dahin zu verlegen, begaben sie sich nach Eimbeck, und von da nach Osterode; von wo aus man im Namen Ferdinands und des Churfürsten dem Markgrafen ein so genanntes Verwahrungsschreiben, in welchem ihr Verfahren gerechtfertigt ward, zuschickte. Der Markgraf ließ sich aber nicht gar sehr dadurch schrecken, sondern fragte vielmehr die Seinigen, nachdem er das Schreiben gelesen hatte, ob sie mit ihm ihr Heil versuchen wollen.

Und nachdem ſie ſolches betheuret, ließ er de.. ..... bringer deſſelben vor ſich kommen, und ſagte ihm ganz trotzig, „ſein Herr (der Churfürſt) habe ſein Wort vorher ſchon dreymal gebrochen, und ſchändlich an ihm gehandelt, und das ſey nun die vierte böſe That dieſer Art; er möge kommen, er wolle ſehen, was derſelbe vermöge.“ Weil er jedoch ſelbſt wohl merkte, daß er einen gefährlichen Stand haben werde, wenn er keine mächtigere Unterſtützung zu gewarten: ſo ſchickte er von Petershagen im Stift Minden den Herzog Erich von Braunſchweig Calenberg zu dem Kaiſer nach Brüſſel, der ihm vorſtellen ſollte: „einig Perſonen hätten durch ihre Ränke eine Menge Feinde ihm erreget, die nur damit umgiengen, nicht nur allein zu hindern, daß ſeine vom dem Kaiſer beſtätigten Verträge gehalten würden, ſondern ihn auch ſo gar aus ſeinen eigenen Ländern zu treiben ſuchten. So bald ſie ihre Abſichten erreichet, würden ſie es gewiß mit Frankreich halten, welches ihnen ſchon zum voraus vieles verſprochen, um ſie von neuem aufzuwiegeln. Ja einige Churfürſten und einige der vornehmſten Fürſten wären geſonnen, einen neuen Kaiſer zu wählen. Daß aber die Biſchöfe ihn ſo ſehr haſſeten, daran habe das Kammergericht Schuld; der Kaiſer würde es daher nicht ungnädig ausdeuten, wenn er etwas gegen ſie unternähme. Seine Feinde, die ihn nur verhaßt zu machen ſuchten, hätten ausgeſprengt, daß er ſich mit dem Kaiſer zur Unterdrückung der deutſchen Freyheit verbunden habe, welches ihm auch viele Fürſten vorgeworfen hätten; ja man zeige ſogar Briefe, die von dem Biſchof von Arras (Granvelle) geſchrieben ſeyn ſollten, nach deren Inhalt der Markgraf bloß zu der Ausführung der Abſichten des Kaiſers Truppen würbe, um dem Reich deſſen Sohn Philipp mit Gewalt aufzudringen. Man habe auch

Mittel

wandel gefunden, des Kaiſers eigenem Bruder, dem römiſchen König Ferdinand, es glauben zu machen, deswegen ſich derſelbe mit ſeinen Feinden vereinigt, und ihm den Krieg angekündigt hätte. Gegen dieſe Beſchuldigungen habe er ſich zwar zu rechtfertigen geſucht; allein der Verdacht werde täglich gröſſer, und bloß deßwegen ſey er ſo großen Verdrießlichkeiten ausgeſetzt, weil er der Freundſchaft des Kaiſers nicht entſagen wolle. Er bitte ihn daher auf das inſtändigſte, ſeine mit den Biſchöfen geſchloſſenen Verträge noch einmal zu beſtätigen, und ihn nebſt den Seinigen in Schutz zu nehmen. Würde ſolches der Kaiſer thun, ſo wolle er, ſobald man ſich deshalb verglichen hätte, ihm 9000 Mann zu Pferde, und ungefehr 100 Fahnen Fußvolks zuführen." a)

Allein, ehe noch Herzog Erich ſeinen Auftrag vollbringen konnte, ward der Markgraf bey Sievershauſen von den Verbundenen angegriffen, und nach einem hartnäckigen Widerſtand überwunden; wobey er jedoch das Vergnügen hatte, daß ſein Gegner und Beſieger Churfürſt Moritz ſelbſt im Treffen, man weiß nicht aus Unachtſamkeit oder Verrätherey, durch einen Muſquetenſchuß von hinten eine tödtliche Wunde empfangen, woran er einige Tage hernach den Geiſt aufgeben mußte. Auch Herzog Heinrich verlohr in dieſem Treffen ſeine zwey älteſten Söhne, Karln Victor und Philipp Magnus. Den folgenden Tag kamen in dem Lager noch 500 böhmiſche Reiter an, die Ferdinand abgeſchickt hatte. Auch von dem alten Landgrafen befanden ſich ungefähr 700 daſelbſt, ſo daß nun durch einen der ſonderbarſten Umſtände Truppen des Landgrafen, des Herzogs Heinrich und der

den 9. Julv 1553.

a) Bey Hortleder *T. II. L. VI. c.* 31.

fränkiſchen Biſchöfe in eben demſelben Lager zuſammen trafen; eine Sache, die man gewiß kurz zuvor nie vermuthet hätte. Nachdem man Moritzen in das Lager gebracht hatte, ließ er noch in derſelben Nacht an den Biſchof von Würzburg ſchreiben, „der Markgraf hätte die Flucht genommen, er rathe ihm daher, die Wege an gewiſſen Orten beſetzen zu laſſen, um ihn entweder auf der Flucht aufzufangen, oder doch ihm den Durchzug zu verwehren; was auch übrigens ſeine Wunde für Folgen haben möchte, ſo verlaße er ſich auf ſein gutes Gewiſſen, weil er dieſen Krieg bloß in der Abſicht unternommen, des Markgrafen Verwüſtung Einhalt zu thun, und die Ruhe in dem deutſchen Reich wieder herzuſtellen.“

Uebrigens waren Moritz und Albrecht beynahe in einem Alter, und es war bis daher eine genaue Freundſchaft unter ihnen beſtanden. Sie hatten dem Kaiſer in drey verſchiedenen Kriegen, nämlich einem franzöſiſchen, dem ſchmalkaldiſchen und magdeburgiſchen zu gleicher Zeit gedient, den vierten und letzten aber gegen ihn ſelber geführt, bis ſie der Vertrag von Paſſau entzweyete. Weil man den Kaiſer im Verdacht hatte, daß er dem Markgrafen gegen Moritzen heimlich Vorſchub geleiſtet, ſo glaubte man auch, daß ihm ſein Tod eben nicht unangenehm möge geweſen ſeyn; wenigſtens verbreitete ſich das Gerücht in Deutſchland, Granvelle habe zu Brüſſel ſein Vergnügen durch öffentliche Gaſtmahle und andere Freudenszeichen an den Tag geleget. Karl jedoch ſoll nichts anders gethan haben, als daß er der Worte Davids, die dieſer brauchte, als er von dem Tode ſeines Sohns Abſalon Nachricht erhielt, ſich bedienet, nämlich: Abſalon mein Sohn! Moritz war erſt 32 Jahr alt, als ihn der Tod überraſchte. Durch ſeinen letzten

Felt-

Feldzug, obgleich die ſchon angeführten Privat-Urſachen mit einwirkten, ſöhnte er doch Deutſchland wegen ſeiner franzöſiſchen Allianz ſo wohl, als wegen ſeines zweydeutigen Betragens, das er gegen ſeinen Vetter Johann Friderich und in der Folge auch gegen den Kaiſer ſelbſt gezeiget, wieder mit ſich aus; indem er wahrhaft durch ſeine mit eigenem Blut beſiegelte Tapferkeit daſſelbe von unüberſehlichen Drangſalen und Zerrüttungen, die aus der längern Fortdauer dieſes Krieges würden entſtanden ſeyn, gerettet.

Am begierigſten war man, was nun eigentlich der Kaiſer für eine Partie ergreifen würde. Wenn er des Markgrafen Sache unter der Hand gebilligt, oder gar unterſtützt, ſo mußte es ſich doch endlich einmal und gewiß jezt heraus geben. Es zeigte ſich auch wirklich ein oder der andere Umſtand, der denjenigen, die nicht gut auf den Kaiſer zu ſprechen waren, neuen Stoff an die Hand gab, auf ihren Muthmaßungen zu beharren. Man wollte nämlich für gewiß wiſſen, daß das Geld, welches der Markgraf kurz vor dem Treffen ſeinen Soldaten ausgetheilt, lauter Niederländiſches geweſen. Hierzu kam noch, daß gleich nach Moritzens Tod der alte Churfürſt Johann Friderich nicht nur allein von den ſächſiſchen Landſtänden zu wiederholten malen die Einſetzung in ſeine vorigen Rechte und Lande verlangte, ſondern auch ſo gar ſeinen zweyten Prinzen Johann Wilhelm aus der nämlichen Abſicht nach Brüſſel zu dem Kaiſer ſchickte. Alsbald ward in Deutſchland ausgeſprengt, man habe ihn dort mit mehr Ehren empfangen, als es ſonſt in Anſehung eines deutſchen Fürſten im Brauche geweſen; beſonders aber mußte der ohnehin ſchon ſo ſehr gehaßte Biſchof von Arras auch hier wieder ſeinem Charakter gemäß gehandelt, und dem Jo-

hann Wilhelm wirklich Hofnung wegen seines suches gemacht haben.

Da Karl um diese Zeit glücklich gegen die Franzosen war, und Terouanne nebst Hesdin eroberte, so gab auch dieses dem Verdachte neue Nahrung. Nächstens, hieß es, würde sein Sohn mit einem starken Heere aus Spanien kommen, und seinen Weg durch Deutschland nehmen, um sich mit Hilfe des Markgrafen der deutschen Krone zu bemächtigen. Dieses Gerücht ward so fest geglaubt, daß man bereits an den vornehmsten deutschen Höfen sich berathschlagte, ob man ihm den Durchzug gestatten wolle oder nicht. Kurz, nach Moritzens Tod wollten ihm auch diejenigen erst wohl, die zuvor nicht mit ihm zufrieden gewesen; und die Abneigung gegen den Kaiser ward immer stärker.

Wenn man jedoch Karls ganzes Betragen genauer erwäget, so kann man bey weitem keinen hinlänglichen Grund zu dem auf ihn geworfenen Verdachte finden; indem nicht nur allein nicht erweislich ist, daß er den Markgrafen zu seinem Betragen verleitet, oder nur durch die mindeste Hilfleistung unterstützet, b) sondern vielmehr ganz klar an dem Tage liegt, daß er demselben vor und nach dem Treffen beständig zum Vergleiche gerathen. Alles, was man zur Beschuldigung des Kaisers auftreiben konnte, bestand darinn, daß er sein kaiserliches Amt nicht sollte gebraucht

b) Der berühmte Reichs-Vicekanzler Seld, der es gewiß am ersten wissen konnte, schreibt hierüber an den Christoph von Karlwitz: Secutus est alter Marchionis tumultus, cuius certe, id quod sanctissime iurare ausim, Caesar se auctorem vel instigatorem non praebuit. Bey Hortleder *T. II. L. 6. Cap. 24.*

haben. Konnte aber auch Karl in dieser Hauptsache mehr thun, als daß er dem Kammergericht freye Hände ließ, gleichwie es wirklich von ihm geschah, ja daß er selbst auch in der Folge den Markgrafen in die Acht erkläret? Daß er nicht selbst Truppen hergegeben, um denselben zu unterdrücken, daran war theils der noch immer fortdauernde französische Krieg Schuld, zu welchem er sie nur zu nöthig hatte; theils der heimliche Verdruß, den er damals, als Moritz und der Markgraf gegen ihn im Anzuge waren, gegen die Reichsfürsten geschöpfet, weil kein einziger ihm zu Gefallen etwas unternommen, ja nur zu seiner eigenen Sicherheit Vertheidigungsanstalten getroffen. „Wohl hätte man leiden mögen, sagt Karl, daß er allein und ohne alle andere Reichshilfe sich an den Markgrafen geleint, und andere mit gefaßter Hand gegen ihn vertheidiget, und doch daneben zugesehen hätte, daß ihm mittlerzeit der König von Frankreich seine eigene Erblande und getreue Unterthanen bis auf den äussersten Grad ausgemergelt, vergewaltigt, verheert, und verderbt hätte. Wie ihm aber solches rathsam und thunlich, das habe ein jeder Ehrliebender selbst zu bedenken.“ Diese ganze Stelle ist zwar in dem schon angeführten Original-Aufsatz und zwar auf ausdrücklichem Befehl Karls ausgestrichen; allein ich trug um so weniger Bedenken, sie anzuführen, da sie ganz sicher Karls wahre Gesinnungen enthält. Die Ausstreichung geschah ohne Zweifel nur darum, weil sie zu deutlich dasjenige offenbarte, was Karl in dem Herzen hegete.

Am Schluße dieser Schrift betheuert Karl auf das feyerlichste, „daß er mit Hilf des Allmächtigen fest entschlossen, zur allerersten und fürderlichsten Gelegenheit, so er immer haben und erlangen möge,

und fürnämlich, wenn es nicht eher ſeyn könne, auf nächſter Zuſammenkunft ſeiner und der Reichsſtände dieſe ſo wohl als andere von dem Paſſauer Vertrag herrührende Irrungen beyzulegen. Sofern ihn aber Gott der Allmächtige zuvor, und ehe er ſolches vollbringen möchte, aus dieſem Jammerthal nach ſeinem göttlichen Willen erforderte, oder aber er ſonſt über allen ſeinen fürgewandten Fleiß bey gemeinen Ständen deshalben nichts erhalten könnte: ſo wolle er hiermit vor Gott und der ganzen Welt öffentlich proteſtirt und bezeuget haben, daß alles dasjenige, was in obberührten Verträgen, auch ihren vorgehenden und anhangenden Handlungen wider Gott, wider Recht, ſein und des heil. Reichs Abſchied, Ordnungen, Satzungen, und den gemeinen Landfrieden, wider des heil. Reichs löbliche Gewohnheiten, und alt Herkommen, auch alle Ehrbar- und Billigkeit tractirt, gehandelt, beſchloſſen, oder vollzogen ſeyn möcht, daß ſolches alles gänzlich über und gegen ſeinen guten Willen, aus lauterm unbilligen Zwang und Beſorgung eines Böſern alſo ergangen und beſchehen.“

„Da er auch ſonſt, wo er ſolches mit einiger Gelegenheit ohne des heil. Reichs höchſter Gefahr und augenſcheinlichem Verderben verhüten, oder abwenden mögen, oder nochmals möchte, an ſeinem höchſten ernſtlichen Fleiß, Mühe, Arbeit und Unkoſten nicht hätte mangeln und erwinden laſſen. Wie er dann ſolches zum Ueberfluß, unangeſehen daß er ſich hievor verbunden nichts darwider ausgehen zu laſſen, dannoch aus ſeiner kaiſerlichen Machtvollkommenheit, rechtem Wiſſen, und eigener Bewegnuß, dieweil er ſolches vielmehr, dann das andere zu thun, und alſo ſeine kaiſerliche Gewalt in rechtmäßigen Sachen zu gebrauchen ſchuldig, gänzlich caßirt, zernichtiget, aufgehebt,

gehebt, widerruft und abgethan. Er wolle auch darauf ſeine Nachkommen am h. Reich höchſten Fleißes erſucht, vermahnt und gebethen haben, daß ſie auf ſolchen Fall ſich hierinnen ſelbſt ihres Amts erinnern, dieſen ſeinen endlichen Willen, damit er ſein Leben zu beſchließen gedenke, getreulich und fürderlich vollziehen, auf daß er ſein chriſtlich Gewiſſen deshalb entladen, vor den Augen Gottes deſto getröſter erſcheinen, und alle beſchwerliche Nachrede von ihm abwenden möge.“

Das Sonderbarſte wäre gewiß noch bey dieſer Sache, daß der Markgraf ſelbſt nie, auch nicht einmal nach dem Tode des Kaiſers, auch nur im geringſten, beſonders in ſeinen vielen zum Druck gegebenen Schriften ſich verlauten laſſen, daß man von Seiten des kaiſerlichen Hofes wenigſtens unter der Hand ſein Unternehmen gebilliget, oder ihn gar dazu aufgemuntert. So viel iſt auch ſicher, daß er ſo gut als jemand andrer auf den Granvelle ſchimpfte, den er insgemein den Ketzer Arius (Granvelle ward wegen ſeines Bisthums Arras gemeiniglich der von Arras geheiſſen,) zu nennen pflegte.

So groß übrigens des Markgrafen Verluſt war, ſo blieb ihm dennoch anfangs nicht alle Hofnung abgeſchnitten ſich wieder zu erholen; indem die ſächſiſchen Truppen nach ihres Herrn Tod nach Hauſe giengen, und der neue Churfürſt Auguſt, Moritzens Bruder, ſich in einen Vergleich einließ, vermöge deſſen er verſprach, den Krieg weder fortzuſetzen, noch den Feinden des Markgrafen einigen Vorſchub zu geben. Nur Herzog Heinrich von Braunſchweig ließ ihn nicht aus den Augen. Da ihm jedoch die von den Fränkiſchen Biſchöfen und der Stadt Nürnberg zugeſagten

Hilfsgelder zu lange ausblieben, hö
müſſen, daß ſich ſeine eigenen Trup
grafen Seite geſchlagen. Als ab
troffen, und die Seinigen beruhi
demſelben, als er ſich eben aus
wollte, noch einmal auf den Leib,
ihn, ſich wieder in Braunſchw
deſſen die fränkiſchen Alliirten,
Plauen mit Ferdinands Truppen
Markgrafen gehörige Stadt Hof in Vogt
nahmen, und ſodann Bayreuth belagerten. Welches machte, daß Albrecht, um nicht zu Hauſe das Seinige zu verlieren, oder gar von Heinrichen in Braunſchweig eingeſchloſſen und belagert zu werden, in größter Eile ſich aus Niederſachſen nach Franken begab, und nicht nur allein die Stadt Hof wieder überraſchte, ſondern auch ſeine Gegner zwang, ſich von Bayreuth weg nach Bamberg zu ziehen.

Allein, dieſes anſcheinende Glück war von keiner Dauer, indem Heinrich bald folgte, das von dem Markgrafen beſetzte Lichtenfels wegnahm, und ſo gar das in deſſen Händen noch befindliche Schweinfurt zu belagern ſuchte. Welches Vorhaben er jedoch wegen der ſpäten Jahrszeit aufgeben mußte, da indeſſen die fränkiſchen Alliirten nicht nur allein Hof und Bayreuth auf das neue angriefen und eroberten, ſondern auch des Markgrafen Hauptveſtung Plaſſenburg auf das engſte einſchloſſen.

Da ſich aber dadurch die Sache in die Länge verzog, ſo hätte ſie faſt wieder eine ganz neue Wendung bekommen. Herzog Heinrich, der nun erſt in ſeinem Alter eine Rolle ſpielte, nach der er ſchon ſo lange getrachtet, konnte oder wollte ſeine Truppen wäh-

rend

rend des Winters nicht ſo in dem Zaume halten, daß ſie nicht ſeinen Nachbarn überläſtig gefallen wären, wodurch ſie faſt alle aufgebracht wurden. Und da er vollends von dem niederſächſiſchen ſowohl als oberſächſiſchen Kreiſe im Namen des Kaiſers und Kammergerichts als Vollſtrecker der gegen den Markgrafen verhängten Acht einen Geldbeytrag verlangte, ward alles aufmerkſam. Man wollte ſchon, weiß nicht was für Abſichten, einen ganz übermüthigen Ton und dergleichen wahrgenommen haben, ſo daß ſich alles laut beſchwerte, inſonderheit aber die Brandenburgiſchen Erbeinigungs-Verwandten, Churbrandenburg nämlich, das geſammte Haus Sachſen und der alte Landgraf; die bereits fleißig unter ſich anfiengen zu correſpondiren, und vielleicht auch wirklich weiter gegangen wären, wenn ſich Ferdinand für die Partey der Fränkiſchen Einigungsverwandten nicht ſo ausdrücklich erklärt gehabt hätte. Dieſer gab ſich zwar auf das neue Mühe auf einer Zuſammenkunft zu Rothenburg an der Tauber Frieden zu ſtiften; allein auch hier war kein Theil zum weichen zu bereden, ja des Markgrafen Abgeordnete brachten nicht einmal hinlängliche Vollmachten mit, nur eine Unterhandlung anzugehen. Indeſſen war der Frühling nicht ſo bald herangerückt, als Heinrich ſich wieder in Franken einfand, und nun mit Hilfe der fränkiſchen Alliirten die Belagerung von Schweinfurt wirklich vornahm. Der indeſſen von dem Kammergericht in die Acht erklärte Albrecht fand zwar Mittel mit 500 Reitern und ungefähr ſieben Fahnen Fußvolkes in die Stadt zu kommen; allein, da es ihm an allen Bedürfniſſen fehlte, verließ er ſie nach drey Tagen ganz und gar, und nahm ſeinen Weg nach Kitzingen, um von da ſich nach der ſo genannten Rothenburger Landwehre

den 10. Juni, 1554.

zu

zu ziehen, und dort ſich ſo lange herum
bis er, oder ſeine Feinde aufgerieben wär
aber, obſchon er einige Stunden vor
geholet, und vollends in der Gegen
zach auf das Haupt geſchlagen, ſo
einigen wenigen Reitern begleitet,
men über den Main kümmerlich
ten konnte. Acht Tage darauf gieng
ſtung Plaſſenburg über. Er ſelbſt aber, da er nun alles verlohren, flüchtete ſich anfangs nach Lothringen, bald darauf aber nach Frankreich; wo er wegen ſeines Betragens bey Metz zwar ſo gut verabſcheut war, als in dem größten Theile von Deutſchland, jedoch auch nicht ganz verlaſſen ward, um ſich allenfalls ſeiner bey einer künftigen Gelegenheit in Deutſchland bedienen zu können. Vielleicht würde er nicht ſo hartnäckig auf der Erfüllung der Verträge beſtanden ſeyn, wenn ihn nicht Wilhelm von Grumbach, dem der Biſchof von Würzburg indeſſen nicht nur allein das, was ihm vermöge derſelben eingeräumt worden, ſondern auch ſeine uralten Stammgüter wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Markgrafen als verwirkte Lehen genommen, als Privat-Rache ſo ſehr gegen die Biſchöfe gereizt hätte. Indeſſen wirkte ſein Geiſt auch einiger Maaſſen in ſeiner Abweſenheit auf Deutſchland; indem jedermann glaubte, er würde ſich bald wieder dort einfinden, entweder von dem Könige von Frankreich unterſtützt, wie es viele dafür hielten, oder von dem Kaiſer ſelbſt, wie es noch immer ein großer Theil ſich nicht wollte ausreden laſſen. Allein, beydes unterblieb, und Albrecht kam in der Folge nur, um durch den Weg Rechtens wenigſtens ſein eigenes Land zu erhalten.

Karl

Karl war indeſſen auf nichts mehr bedacht geweſen, als auf die Fortſetzung ſeines Krieges mit Frankreich, welcher von beyden Seiten ſo geführt ward, daß nirgends etwas Entſcheidendes vorfiel. Weit wichtiger für Karln ſo wohl als ſein Haus hätte die mit der Engliſchen Prinzeßinn und Königinn Maria, Heinrichs VIII. Tochter, obgleich unter harten Bedingungen zu Stande gebrachte Heyrath werden können, wenn nicht die Ehe unfruchtbar geblieben wäre.

Zwanzigſtes Kapitel.

Religionsfriede. Große Schwierigkeiten wegen der Religionsfreyheit der geiſtlichen Reichsſtände, und der Unterthanen katholiſcher Landesherren.

In Deutſchland war ſchon lange an einem Reichstag gemacht worden, der vermöge des Paſſauer-Vertrages ſollte gehalten werden. Allein, die auch nachher noch fordauernden Unruhen hinderten dieſes wichtige Werk. Man hätte glauben ſollen, Karl würde deſſen langes Verſchieben oder gänzliches Ausbleiben eben nicht ungern ſehen, da auf demſelben die von Moritzen gegen ihn angebrachten Beſchwerden erledigt werden ſollten. Gleichwie er aber immer gewohnt war, alles zu verabſcheuen, was nur von weitem eine Furcht oder Mißtrauen auf ſich ſelbſt hätte an den Tag legen können, ſo war er es hauptſächlich, der den Reichstag betrieb; da hingegen die Chur- und Fürſten eine faſt unglaubliche Langſamkeit und Kaltſinnigkeit dabey bezeugten. Nachdem er denſelben noch einmal auf den 3ten April 1554. nach Augſpurg

ſpurg ausgeſchrieben, mußten ſich ſeine [illegible]
ſo gleich gefaßt machen, dabey zu erſch[illegible]
von, Dr. Felix Hornung ſelbſt auch na[illegible]
hen. Nach und nach kamen zwar e[illegible] a
von den Reichsſtänden, allein ſo wen[illegible] l,
daß auch dieſe, weil ſie keine Hofn[illegible] kli-
chen Erfolges vor ſich ſahen, wieder h[illegible] Karl
ließ ſich dadurch ſo wenig von ſeinem Vorhab[illegible]halten, daß er vielmehr den 13. November zum neuen Termin anſetzte, und, weil er wegen ſeiner ſtäts zunehmenden Leibsgebrechlichkeit, und des noch nicht hergeſtellten Friedens mit Frankreich die Niederlande nicht wohl verlaſſen konnte, ſeinem Bruder volle Gewalt auftrug, „alles ohne Hinterbringen mit den Churfürſten, Fürſten, Ständen und ihren Geſandten zu handlen, und zu ſchließen, was dem heil. Reich zu Ehren, Aufnehmen, Nutzen und Gutem, und zu Abſtellung und Verhütung aller verdächtigen Unruhen, Widerwärtigkeit und Gefährlichkeiten, auch zur Beförderung, Pflanzung und Erhaltung beſtändigen Friedens und gemeiner Wohlfahrt gereichen möchte.“

Ferdinand hatte auch ſelbſt die wichtigſten Angelegenheiten in ſeinen Erblanden zu beſorgen. Er übernahm aber dennoch die von ſeinem Bruder ihm übertragene Commißion. Nur ſchmerzte ihn, daß er bey ſeiner Ankunft zu Augſpurg keinen einigen Fürſten in Perſon und eben ſo wenig Geſandte antraf. Er lud ſie daher noch einmal ſchriftlich ein, und drang beſonders darauf, daß ſie in Perſon erſcheinen ſollten, indem ſolches die Wichtigkeit des Geſchäfts für jezt mehr als jemals erfordere; allein, er mußte ſich damit begnügen, daß die meiſten ihre Geſandten ſchickten, und nur wenige ſich perſönlich einfanden.

den 31. Decemb. 1554.

Ueber-

Ueberhaupt gieng es ſo langſam zu, daß erſt den 5. Februar i. J. 1555. der förmliche Vortrag konnte gemacht werden, welcher dahin zielte, den Religionszuſtand vor allem in Erwägung zu nehmen; indem derſelbe die Quelle und der Anfang aller bis daher entſtandenen Unruhen, und alles Elends von Deutſchland ſey; ſo dann auf die Erhaltung und Handhabung des Landfriedens zu denken, indem die Erfahrung gezeigt, daß durch die bisherigen Verordnungen der Sache nicht genug geholfen geweſen. Endlich empfahl auch Ferdinand die Einrichtung des Kammergerichtes, die öffentlichen Reichsanlagen und Moderation der Anſchläge, verſchiedene zur Polizey gehörige Sachen und das Münzweſen. Da zur Zeit des Vortrags nur noch wenige Fürſten und Geſandten zugegen waren, ſo konnte erſt den 7. März mit den Berathſchlagungen ein Anfang gemacht werden.

Weil man ſich mehrerer Schwierigkeiten verſah, als noch je auf einem Reichstage vorgekommen, ſo ſuchten es diejenigen unter den Ständen, die am meiſten patriotiſch dachten, dahin einzuleiten, daß nach dem Beyſpiele einiger vorigen Reichstäge ein aus dem fürſtlichen Collegium gewählter Ausſchuß alles erſt vorbereiten ſollte, ehe die Sachen vor die Verſammlung aller übrigen gebracht würden. Man wählte dazu Oeſterreich, Baiern, Eichſtädt, Brandenburg, Straßburg, Jülich, Augſpurg, Würtemberg, Weingarten und einige Grafen; die ſo vielen Eifer bey ihrem Auftrage blicken ließen, daß ſie vollkommen die auf ſie geſetzte Hofnung befriedigten, beſonders da auch das churfürſtliche Collegium dießmal ungemein einträchtig zu Werke gieng. Kaum hatte man von Seiten des Ausſchußes erfahren, daß man in dem letztern bereits über eine Formel des Religions- und Landfriedens

friedens überein gekommen, als
ward, „daſſelbe anzugehen, daß
als eine nützliche Fürarbeit zur
Sache dem Ausſchuß mittheilen
Antwort fiel dahin aus, „man
brachten Ordnung nicht ſchre
vielmehr, ſo bald man ſich in der Sache einig, ...
glichen, welches noch nicht geſchehen ſey, ſie nicht dem Ausſchuß, ſondern dem Fürſtenrath insgemein, und auch nach altem Brauch nicht eher, als derſelbe ebenfalls mit ſeinem Bedenken gefaßt, zu eröffnen.“

Der Ausſchuß des Fürſtenraths war nun auch ſeinerſeits auf eine Formel oder Notel, wie man es nannte, bedacht, die auch mit großer Einhelligkeit zu Stande kam. Nur der Cardinal-Biſchof Otto von Augſpurg, ein gebohrner Truchſes von Waldburg, der mit zu dem Ausſchuſſe gehörte, war kaum in einem einzigen Puncte zufrieden zu ſtellen. Da es in der Formel hieß: Wenn auch die geſuchte Vergleichung (der Religion) nicht erfunden würde, ſo ſollte nichts deſto weniger dieſer Frieden bey ſeinen Kräften und Würden bleiben; hielt es der Cardinal für zu bedenklich, „indem die Sache auf dem Weg eines Concilii ſtehe, deſſen Ausſpruche gemäß ein Theil dem andern weichen müſſe. Es dürfe nur eine Religion ſeyn, indem Gott der Gott der Einigkeit, nicht der Zwietracht ſey. Sollte nun ein Theil, dem die von dem Concilio vorgeſchlagene Vergleichung nicht gefiele, dennoch auf den Frieden dringen, und ſich mit dem Concilio nicht conformiren wollen, das würde beſchwerlich, ärgerlich, unerhört, und unziemlich ſeyn.

„Wenn man auf eine ſolche Art in die Sache willige, ſo werde der Eid der Biſchöfe ſchwerlich dazwiſchen

zwiſchen fallen, wie dann das Exempel des h. Baſilius vorhanden, der dem Kaiſer Valens, als ihn dieſer ermahnt, daß er doch in etwas nachgeben möge, geantwortet, von der katholiſchen Kirche könne er kein Jota weichen; dieß ſey auch jeder andere Biſchof ſchuldig zu thun. Ob aber, wenn durch gute Wege keine Vergleichung zu finden, man darum zu den Waffen kommen ſolle, in dem achte er, daß der Oberkeit die Hand nicht zu ſchließen."

Da auch in der Formel enthalten war, daß die geiſtliche Jurisdiction in fremden Landen, beſonders proteſtantiſchen, in dem Stand bleiben ſollte, als ſie ein jeder bis zur Zeit des Paſſauiſchen Vertrags inne gehabt: ließ ſich derſelbe vernehmen, „die Jurisdiktion erſtrecke ſich entweder auf Perſonen oder Dinge, die Perſonen wären entweder geiſtlich oder weltlich; über beyde hätten ſich alle chriſtliche Kaiſer dieſelbe nicht allein gefallen laſſen, ſondern ſie auch ſtattlich confirmirt, und mit dem Schwert darob gehalten, die Biſchöfe auch als ihre geiſtliche Väter geehret. Kaiſer Valentinian habe bey der Wahl Ambroſii zu den verſammelten Biſchöfen geſprochen: Väter, wählet uns einen Biſchof, dem auch wir unſere Häupter unterwerfen können. a) So ſey es auch allemal in der Kirche gehalten worden. Wegen der Gerichtsbarkeit über Dinge und Proceßſachen wären allerdings viele Mißbräuche bey den Conſiſtorien eingeſchlichen; dem ſey aber zu helfen, wenn jede Jurisdiction bey ihrem Foro bleibe."

In

a) Patres, eligite nobis Epiſcopum, cui et nos capita noſtra ſubmittere poſſimus.

In Anſehung der geiſtlichen Güter, die ebenfalls vermöge der Formel jeder Stand behalten ſollte, je nachdem er ſie zur Zeit des Paſſauer Vertrags beſeſſen, erklärten ſich jezt nicht nur allein Augſpurg, ſondern auch die Biſchöfe von Straßburg und Eichſtädt, „daß ſie vermöge ihrer Juramente nicht darein willigen könnten; wollte es aber der Kaiſer auf ſolche Art diſponiren, ſo würden ſie es dabey bleiben laſſen, und demſelben nicht zuwider handeln, ſondern es alſo gedulten.“ Von proteſtantiſcher Seite war man mit dieſer letzten Aeuſſerung ſehr übel zufrieden, ſo daß der nach dem Eichſtädtiſchen votirende Brandenburgiſche Geſandte ſo gleich erklärte, „die Worte toleriren, gedulten, darwider nicht zu thun, ſeyen geſchrauft, deren man ſich nicht werde können erſättigen laſſen; wo aber die Geiſtlichen je alſo verharren wollten, ſo mögten ſie auch ihre Abentheuer darüber beſtehen, und ein jeder Fuchs zu ſeinem Balg ſehen. Sie rühmten ſich zwar keinen öffentlichen Krieg geführt zu haben, man kenne aber ihre heimliche Praktiken; darum würden ſie entweder obligative handeln, oder ſich eines andern gewarten müſſen.“

Weil aber deſſen ungeachtet die drey geiſtlichen Fürſten des Ausſchuſſes auf ihrer Meinung beharrten, ſo rückte der Oeſterreichiſche Geſandte Zaſius, der bey der Notel die Feder geführt, noch folgendes in dieſelbe ein: „doch ſo viel der geiſtlichen Stände Amt und Pflicht zuwider geſetzt, und verſtanden werden möcht, darein wollen ſie anderſt nicht, dann ihnen ſolches ihrer Pflicht und Amtes halben wohl gebührt, bewilligt haben, und ſolches hiermit dem Kaiſer, Römiſchen König, auch andern Churfürſten, Fürſten und Ständen heimſtellen, dergeſtalt, daß, was dieſe in dem allen zu gemeinem beſtändigen Frieden geſetzt, geordnet

und

und beſchloſſen, ſie als gehorſame friedliebende Stände demſelben in allen Puncten und Artikeln, als viel ſie darin betrifft und ihnen auferleget iſt, bis zur endlichen Vergleichung und Austrag der ſtreitigen Religion, nicht weniger als ob ſie ausdruckenlich durchaus bewilliget, unverwaigert, auch ohne alle Ausflucht geleben, und nachkommen ſollen und wollen.“

Aber weit davon, den Cardinal dadurch beruhigt zu haben, ließ derſelbe vielmehr noch an eben dem Tage, als dieſes vorgegangen, durch ſeinen Geſandten Konrad Braun dem Ausſchuße eine Proteſtation übergeben, worin er erklärte, „daß er die fürgehaltene Notel weder viel noch wenig bewilligen könne; und ehe er ſich in einige Tractaten darüber einlaſſe, wolle er Leib, Leben und alles, was er auf dem Erdreich habe, verzeihen.“ Aus dieſem unvermutheten Auftritte entſtand eine ſolche Gährung, daß man beſorgte, der ganze Reichstag dürfte ſich zerſchlagen. Durch die Vermittelung und das viele Zureden von Oeſterreich und Baiern geſchah es jedoch, daß kein andrer Biſchof, obſchon es bereits einige beſchloſſen hatten, der Proteſtation beytrat, auch die Proteſtanten wieder etwas beſänftiget wurden, ſo daß man vielmehr den noch übrigen Theil der Notel durchgieng, wobey jedoch nichts Merkwürdiges vorfiel. den 23. März.

Einige Tage darauf ward die von dem Ausſchuſſe entworfene Notel in die Verſammlung des geſammten Fürſtenraths gebracht und vorgeleſen, weiter aber nichts beſchloſſen, als daß ſie jedem ſchriftlich ſollte mitgetheilt werden. Bey der darauf folgenden Verſammlung verlangten die geiſtlichen Fürſten weitere Bedenkzeit. Weil aber Ferdinand unter der Hand erfahren, „daß ſie viel unnöthig Diſputation übe- den 26. März.

ten, und im Werke ſtünden, allerley ungereimtes Grübeln und Difficultiren, mehr zur Zerrüttung als zur Erbauung dienlich, auf die Bahn zu bringen, und etwan den andern Theil auch zu noch mehrerer Schärfe Anlaß zu geben" b): ſchickte er ſeinen Vice-Kanzler Jonas zu dem Cardinal und dem Erzbiſchofe von Salzburg, den Zaſius aber zu den Biſchöfen von Würzburg und Eichſtädt, und ließ ſie mit allem Ernſte ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Inſonderheit aber ließ er dem Cardinal ausführlich zu erkennen geben, „daß ihm nicht wohl gebührte, dieſe Tragödie alſo zu erwecken, auch eine ſolche Proteſtation, wie von ihm geſchehen, einzulegen, beſonders da er ſelbſt kaiſerlicher Commiſſarius ſey, vermöge deſſen er vielmehr bedacht ſeyn ſollte, das Feuer zu dämpfen, als noch mehr anzufachen. Welches alſo ſo viel gewirkt, daß ſie ihr Intent merklich geändert, die Weitläufigkeiten fallen laſſen, und ſich ziemlich ſchiedlich in die Sachen geſchickt." Da indeſſen Pabſt Julius mit Tod abgegangen, ſo eilte der Cardinal nach Rom, um den neuen Pabſt mit wählen zu helfen. Welches auch der von Rom aus nach Augſpurg geſchickte Cardinal Moron that; eine Sache, worüber man um ſo weniger betroffen war, da man ſich von beyden in Anſehung der Beförderung des Friedens wenig Gedeihliches verſprach.

Nach einiger Zeit äuſſerten ſo wohl die geiſtlichen Fürſten als die Proteſtanten ihre Bedenklichkeiten wegen der Notel beſonders; worüber die Frage entſtand, ob man beyde Meinungen dem churfürſtlichen Collegium überreichen, oder erſt trachten ſolle, einen

b) Sind die Worte des unter der Direction des Zaſius geführten Protokolls.

einen gemeinsamen Rathschluß zu Stande zu bringen, und wie letzteres etwa anzugehen. Durch die Mehrheit der Stimmen ward endlich beschlossen, daß der Ausschuß beyde Bedenken erwägen, und, so viel möglich, beyde Theile zu vereinigen suchen solle. Die Herzoge von Baiern und Würtemberg fanden sich dießmal in Person bey demselben ein, um die Sache desto besser zu befördern. Man brachte es auch dahin, daß die Geistlichen in vielen Stücken sich nachgiebig bezeugten; so wie auch ihr Bedenken, weil es in der Substanz nicht von der Notel abwich, gut geheissen ward, so daß man den ersten Tag der von neuem angefangenen Unterhandlungen die beste Hoffnung in Ansehung der Zukunft schöpfte. den 1. April.

Allein die beyden folgenden Tage stieß man auf Schwierigkeiten, die fast wieder alles vereitelten; die Protestanten nehmlich hatten in ihr Bedenken eine den Katholischen äusserst unerwartete Stelle aufgenommen. Ohne sich damit zu begnügen, daß weder der Kaiser, noch irgend ein Stand einen andern wegen der Religion, unter was für Schein es geschehen, Gewalt anthun, befehden oder mit Krieg überziehen sollte, wollten sie auch noch folgendes eingerückt wissen, „daß es einem jeden geistlichen oder weltlichen Churfürsten, Fürsten, Ständen, Obrigkeiten bis auf christliche und friedliche Vergleichung der Religion frey stehen soll, sammt seinen Unterthanen in die alte Religion, oder Augspurgische Confeßion zu künftiger Zeit sich zu begeben, und daß es auch mit denselben, wie bereits oben stehe, und noch weiter folgen werde, soll gehalten werden.“

Nicht nur allein die geistlichen Fürsten, sondern auch Ferdinand und sein Tochtermann, der Herzog Albrecht von Baiern, die bis daher immer die Mittler

zwiſchen beyden Theilen gemacht, wurden durch dieſen Artikel äuſſerſt betroffen, den ſie platterdings dahin gerichtet zu ſeyn glaubten, um die katholiſche Religion nach und nach ganz von dem deutſchen Boden zu verdringen. Zaſius mußte den Proteſtanten vorſtellen, „wenn den geiſtlichen Ständen zugelaſſen ſeyn ſollt, die Augſpurgiſche Confeßion nach Gefallen annehmen, das wäre nicht allein eine Wurzel gänzlicher Zerreiſſung vieler tapferer hohen und anderer Stifte im Reich, ſondern auch ein Samen von unaufhörlichem Zank, Zwietracht und Unfrieden; indem zu beſorgen ſey, daß unter den geiſtlichen Ständen leicht noch ſolche Gemüther zu finden, die dem Beyſpiel des Herzogs von Preuſſen nachfolgen, und die Stifte entweder eigenthümlich an ſich ziehen, oder doch ſo berupfen möchten, daß nicht viel übrig bliebe.“

So wahr dieſes iſt, ſo würden doch auf einem andern Weg, an den vielleicht Ferdinand und Herzog Albrecht nicht einmal dachten, die Stifter viel geſchwinder in die Hände der Proteſtanten gekommen ſeyn. Faſt alle reichsgräfliche Familien, aus denen allein einige Stifte, z. B. Cöln und Straßburg, beſetzt wurden, waren zu den Proteſtanten übergetreten. Von dem niedern Adel haben wir bereits angemerket, daß er zuerſt Luthers Partie öffentlich ergriffen, und obgleich viele Familien bey der katholiſchen Religion geblieben, ſo hatten ſich doch die meiſten, und beſonders die älteſten und angeſehenſten davon getrennet. Jede dieſer Familien hatte Vetter, Verwandte, Söhne und Brüder zu Domherren und Biſchöfen; jede derſelben ſuchte ſich ſo veſt an die Stifte zu halten als möglich. Und wenn auch ihre Vetter und Verwandten, die bereits Präbenden hatten, entweder aus Furcht dieſelben zu verlieren, oder aus Ueberzeugung bey der katho-

katholischen Religion beharreten: so hatten sie unmöglich so viele Selbstverläugnung, daß sie nicht ihren auch in einer andern Religion erzogenen Nepoten so viele Präbenden zuzuwenden gesucht hätten, als nur immer möglich. Wodurch die Protestanten ganz sicher in kurzer Zeit die Oberhand auf den Stiften bekommen hätten, besonders wenn es ihnen geglückt, einen Bischof von ihrer Religion, wozu sie sich meistens bessern Schutzes wegen einen Prinzen aus einem mächtigen Hause aussuchten, zu wählen.

„Ferdinand und Albrecht, fuhr Zasius fort, könnten es auch, wegen der übrigen Prälaten, nicht dulten, von denen mehrere, ob sie gleich Reichsprälaten wären, doch in ihren Landen gesessen, ihnen mit Schutz und Schirm verwandt, und unter ihrer Obrigkeit stünden. Sollte nun einem jeden Mönche frey stehen, die Kutte von sich zu werfen, und zu heurathen, so müßte die größte Verwirrung daraus entspringen. Solche Mönche würden entweder alle Klostergüter an sich zu ziehen suchen, oder, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, doch vor ihrem Austritt aus dem Kloster so aufraumen, daß desselben Untergang unvermeidlich.“

„Dabey sey noch bedenklich, daß sich dieser Artikel nicht allein auf die Stände, sondern auch auf alle Obrigkeiten, also auch die Ritterschaft, wenn sie auch dem Reich nicht unmittelbar unterworfen, dergleichen sich viele in Ferdinandens, Albrechtens und der Bischöfe Ländern befänden, erstrecke; welchen insgesammt es unerträglich fallen müsse, wenn auf ihren eigenthümlichen Gütern, die der Adel von ihnen zu Lehen habe, Aenderungen in Religionssachen ohne ihre Einwilligung sollten fürgenommen werden.“

„Endlich ſey der Schluß des Artikels, vermöge deſſen diejenigen, die ſich noch zur Augſpurgiſchen Confeßion begeben werden, ſich aller Vortheile dieſes Friedens ſollen zu erfreuen haben, ihnen auſſerordentlich beſchwerlich, hauptſächlich aber dem Paſſauer Vertrag ganz entgegen; indem nach Ausſag des letztern jeder bey dem ſolle gelaſſen werden, was er zur Zeit des geſchloſſenen Vertrags inne gehabt. Wenn aber jeder befugt ſeyn ſolle, ſich, ſein Land und Unterthanen nicht allein aus der geiſtlichen Jurisdiction zu ſchwingen und auszuziehen, ſondern auch ſich derſelben ſelbſt anzumaßen: ſo würde der durch den Paſſauer Vertrag feſt geſetzte Beſitzſtand eben dadurch ganz unwirkſam gemacht, und der ganze Vertrag, der doch die Grundlage des jetziger Friedens ſeyn ſollte, umgeſtoßen werden.“

„Es würde auch in zwey Jahren dahinkommen, daß kein Biſchof mehr eine Diöces auſſer ſeinem eigenen Land haben, auch diejenigen, die die Religion änderten, und denen der Fiſcus lieber als Chriſtus, viel beſſer daran ſeyn würden, als die bey der alten Religion beharrten. Dergleichen Dinge ſeyen auf keiner andern Reichstagshandlung, auch zu den Zeiten, wo die Proteſtanten etwas gefaßter als jezt, oder ſonſt in andern Wegen heftiger als jezt waren, ja auch bey dem Paſſauiſchen Vertrag, wo ſo zu ſagen die Büchſen, Spieße und Helleparten vor der Thüre geſtanden, nicht geſucht oder begehrt worden.“

Bey dem Ausſchuß waren dieſe Vorſtellungen nicht ohne Wirkung; indem die bey demſelben befindlichen Proteſtanten darein willigten, daß die den Katholiſchen anſtößige Ausdrücke ausgelaſſen, überhaupt aber die Stelle auf folgende Art abgefaßt wurde:

„Da

„Da aber einer oder mehr weltliche Churfürſten, Fürſten oder Stände, zwiſchen hie und endlicher Vergleichung der Religion, der alten Religion oder der Augſpurgiſchen Confeſſion abhängig würden, ſo ſolle dieſes anderſt nicht, als dieſem unſerm Frieden in allem ſeinem Inhalt unabbrüchig und unvorgreiflich beſtehen.“

Noch ein Artikel war den Katholiſchen höchſt unangenehm, nemlich die Religionsfreyheit der Unterthanen; indem die Proteſtanten verlangten, „daß alle Unterthanen beyder Theil Religion, ihres Gewiſſens und Bekanntniß halben von ihren Obrigkeiten frey gelaſſen werden ſollen.“ Man ſtellte ihnen hierüber weitläufig vor, „zu was für Aufruhr, Ungehorſam und Widerſpänſtigkeit ſolches Anlaß geben könnte; die Katholiſchen wüßten es auch in ihrem Gewiſſen nicht zu verantworten, wenn ſie nicht das Heil und die Seligkeit ihrer Unterthanen in dem Glauben, den ſie für den rechten und heilſamſten erkenneten, zu pflanzen und befürdern ſuchen ſollten. Den Unterthanen habe man ohnehin die Erlaubnis aus dem Land zu ziehen bereits zugeſaget, wodurch ſie hinlänglich wegen der Religion geſichert wären.“ Allein, die Proteſtanten beharrten darauf, man werde nie einen Religionsfrieden haben, ſo lange man nicht auch das Gewiſſen der Unterthanen frey laſſe.

Ferdinand und Herzog Albrecht erklärten endlich dem Ausſchuße ganz deutlich, ſie würden dieſe Clauſel nie eingehen, ſondern lieber alles zertrümmern laſſen. Und als auch dieſes nichts half, ſchickten ſie den Zaſius zu dem Herzog Chriſtoph von Würtemberg, und ließen ſagen, „ſie könnten und wollten einmal nichts dergleichen eingehen; ſie verſähen ſich daher zu ihm

als einen Friedliebenden, daß er nicht nur allein für ſich ſelbſt, ſondern auch die andern dahin weiſen werde, die Zeit mit einem ſolchen Diſput nicht länger zu verlieren; es wäre ihnen nicht nur allein um die Religion, ſondern auch um den Gehorſam ihrer Unterthanen zu thun, deſſen ſie ſich kaum würden zu getröſten haben, wenn die Clauſel zu Stande kommen ſollte. Sie hätten ſo viel Verlangen, als jemand anderer, für ihre Perſonen ſo wohl als Kinder und Unterthanen, der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden, die ſie feſtiglich und unzweifentlich in ihrer angeerbten Religion zu erhalten glaubten. Man könne ihnen daher auch nicht zumuthen, daß ſie ihren Unterthanen Raum, Luft und Freyung einer andern Religion, auf die ſie ihrerſeits keinen ſonderlichen hohen Troſt zu ſtellen wüßten, verſtatten ſollten; und ehe wollten ſie das äuſſerſte abwarten, als ſich dazu entſchlieſſen."

„Wenn auch Herzog Chriſtoph und ſeine Glaubensgenoſſen, fuhr Zaſius fort, Ferdinanden in einem Stock hätten, würde er ſich nicht dahin bewegen laſſen; denn einmal ſetzte er ſeiner Seelen Heil der Wohlfahrt dieſer Welt gänzlich für. Wenn es demnach das Anſehen haben ſollte, daß die Proteſtanten in ihn zu dringen geſonnen, gegen ſein Gewiſſen zu handeln, und neben der Verdammung ſeiner Seele auch dem zeitlichen Ungehorſam ſeiner Unterthanen die Thür ſelbſt aufzuthun: ſo hätte es einen kurzen Weg, und wäre ganz unvonnöthen einander lange hie aufzuhalten. Er ſeinerſeits würde einmal eher alle Handlung zerfließen laſſen, und ſo gleich aufſitzen und wieder davon reiten. Er verſehe ſich aber etwas beſſern zu Herzog Chriſtophen und den andern; und gleichwie er nicht geſonnen ihnen im Geiſtlichen ſo wohl als Zeitlichen Maß zu geben, wie ſie ihre Unterthanen

thanen zu regieren, ſo hoffe er auf eben die Art von ihnen gehalten zu werden; beſonders, da der einige Lande habe, denen er bey dem Antritt der Regierung geſchworen, keine andere Lehr und Religion daſelbſt zugeſtatten, als die wirklich im Gebrauch und Uebung wäre."

Herzog Chriſtoph, der zwar ungemein viel Zärtliches für ſeine Religion hatte, doch überhaupt ſehr billig dachte, gab zur Antwort, "es falle zwar ihm ſo wohl, als ſeinen übrigen Glaubensverwandten hoch beſchwerlich, die Unterthanen ſo allenthalben gar nicht zu bedenken. Doch weil es den Katholiſchen ſo ſehr zuwider, und dieſelbe es ſich ſo gar ſehr zu Herzen führten, ſo wolle er ſeinerſeits auch nicht länger ſtreiten, ſondern vielmehr auf alle mögliche Art bey den Seinigen ſich dafür verwenden." In der That giengen auch die übrigen Proteſtanten von dem Ausſchuſſe für dießmal von dem Artikel ab; es mag nun auf Zureden des Herzogs Chriſtoph, oder aus andern Urſachen geſchehen ſeyn. Nun verlangten ſie, weil die Katholiſchen ſich auf ihr Gewiſſen beriefen, daß man auch andrer Reichsſtände Gewiſſen für jezt und künftige Zeiten nicht beſtricken, und daher frey ſtellen möge, daß, welcher Reichsſtand über kurz oder lang in ſeinem Gewiſſen ſich dahin verbunden zu ſeyn erachte, von der alten Religion zu der Augſpurgiſchen Confeſſion zu ſchreiten, ihm deswegen nicht der geringſte Zwang geſchehen ſolle. Da aber dieſer Punct nothwendig wieder auf die Frage führte, ob auch den Geiſtlichen frey gelaſſen werden ſolle, die Religion zu verändern: ſo konnte man nicht anders aus der Sache kommen, als daß derſelbe indeſſen ad marginem zu ſetzen, und als ein zur Zeit noch nicht reſolvirter Punct, darüber der Ausſchuß erſt des churfürſtlichen Raths

Be-

Bedenken zu hören nöthig erachte, dem Fürſten- und Churfürſtenrath vorzubringen ſey.

Nun glaubte man bereits einen ſehr wichtigen Schritt in dieſer Sache gethan zu haben, beſonders da der Fürſtenrath das von dem Ausſchuß verabredete Bedenken ſich gefallen ließ, obgleich auf eine zur Zeit noch unverbindliche Weiſe. Da indeſſen auch die Churfürſten über das Ihrige einig geworden, ſo wurden beyde Bedenken in Beyſeyn einiger Deputirten aus dem Fürſtenrath in dem churfürſtlichen abgeleſen, und ſo dann ſchriftlich einander mitgetheilt. Bey welcher Gelegenheit der Mainziſche Kanzler im Namen der churfürſtlichen Räthe mit heftiger und etwas ſpitziger Ausführung folgendes bemerkte, „nach altem Brauch ſeyen die Handlungen und Communicationen beyder Bedenken zwiſchen den beyden Räthen je zu Zeiten gar nicht in Schriften, ſondern allein mündlich vollzogen worden; es falle demnach dem Churfürſtenrath faſt beſchwerlich, ſich dießfalls davon abbringen zu laſſen. Auch hätte derſelbe mit höchſter Befremdung bemerkt, daß das fürſtliche Bedenken nicht in der Form eines Bedenkens, ſondern einer Conſtitution geſtellt ſey, welches dem alten Herkommen höchſtens entgegen ſey; gleichwie es eine nicht weniger beſchwerliche Meinung ſey, daß die Fürſten an ihr Bedenken nicht wollten gebunden ſeyn, ſondern ſich vorbehalten hätten, erſt, nachdem ſie das churfürſtliche vernommen, neuerdings ſich zu berathſchlagen, und ihre Stimmen zu geben.“ Um allen Weitläufigkeiten auszuweichen, ward die Form des Bedenkens wirklich geändert, das übrige aber theils durch die Wichtigkeit der Sache, theils die ſchon vorhandenen Beyſpiele entſchuldiget. Als man ſchon auf ſolche Art den Churfürſtenrath zufrieden geſtellt, trug der Fürſtenrath dem Ausſchuſſe auf, das

chur-

churfürſtliche und fürſtliche Bedenken, ſo viel möglich, mit einander zu vergleichen, und in eines zu bringen; welches auch derſelbe übernahm, jedoch ſo wohl von den geiſtlichen als proteſtantiſchen Fürſten zu wiſſen verlangte, auf was ſie endlich zu beharren, und in wie weit ſie einander zu weichen entſchloſſen ſeyen.

Man hatte ſich die Hofnung gemacht, dießmal um ſo weniger Schwierigkeiten anzutreffen, da das churfürſtliche Bedenken in der Hauptſache wenig von dem fürſtlichen abgieng, von demjenigen aber, was bis daher den Fürſtenrath ſo ſehr entzweyet hatte, beſonders von dem Uebergange der Geiſtlichen zur proteſtantiſchen Religion, keine Meldung that. Allein, man irrte ſich abermal, indem die geiſtlichen Fürſten, als die letzte Entſchlieſſung ſollte gegeben werden, auf Anmahnen des Erzbiſchofs von Salzburg und des Deutſchmeiſters, die proteſtantiſchen aber auf Betrieb des Geſandten der jüngern Herzoge von Sachſen, ſolche neue Dinge auf die Bahn brachten, daß alle bisherige Bemühung auf einmal wegfiel, und die Sache bedenklicher ward als jemals. Jedoch vermittelten es auch dießmals die Oeſterreichiſchen Geſandten nebſt dem Herzoge Albrecht, daß die Geiſtlichen verſprachen, die ihrigen fallen zu laſſen, wenn es die Proteſtanten ebenfalls thäten. Welche letztere auch wirklich für dießmal von dem ſo gehäßigen Puncte, daß auch die geiſtlichen Stände, ſo zu ihrer Religion übergehen würden, des Friedens theilhaftig ſeyn ſollten, abſtanden, nur mit der Bedingung, daß die Geiſtlichen keine Streitigkeit mit weltlichen Fürſten wegen ihrer geiſtlichen Jurisdiction in den Territorien der letztern anfangen, und das Kammergericht weder in Anſehung des Vergangenen noch Zukünftigen in ſolchen Fällen Prozeſſe oder Mandate ſolle ergehen laſſen.

Nun ward ſo gar eine neue Vergleichsformel aufgeſetzt, wodurch man glaubte, daß alles erſchöpft ſey. Allein bald entſtand eine neue Streitigkeit, die man um ſo weniger vermuthet, da die Proteſtanten ihre anfangs verlangte Clauſel wegen der Religionsfreyheit der Unterthanen bereits aufgegeben hatten. Da nemlich in dem Vergleiche mit eingerückt worden, daß in den Städten, wo bis daher beyde Religionen in der Uebung geweſen, ſolche dabey ſollten gelaſſen werden: verlangten die Katholiſchen, daß ſolches bloß von den Reichsſtädten ſollte zu verſtehen ſeyn, damit ihnen die Hände in Anſehung ihrer Unterthanen und Landesherrlichen Städte nicht gebunden würden. Die Proteſtanten hingegen wollten, daß auch die Hanſe- und andere Städte darunter begriffen würden; welches endlich Anlaß gab, daß beyde Theile, ſo ſehr man es auch bis daher zu hindern getrachtet, ihre neuen Bedenken abgeſondert dem churfürſtlichen Collegium übergaben. Das proteſtantiſche zeichnete ſich hauptſächlich dadurch aus, daß dasjenige, was ſie in Anſehung der Städte verlangt, nun auch auf die Ritterſchaft ausgedehnt, zugleich aber wiederholt ward, was ſie wegen der geiſtlichen Jurisdiction und der darüber zu verhängenden Prozeſſe verlangt.

den 21. May.

Da auf ſolche Art den Katholiſchen wieder entzogen worden, was ſie faſt in Händen zu haben geglaubet, und ſie doch dazu muthmaßeten, die Proteſtanten hätten nur deswegen in ihrem letztern Bedenken keine ausdrückliche Meldung von dem Uebertritte der Geiſtlichen zu ihnen gethan, weil ſie dafür hielten, daß, wenn in dem Frieden überhaupt geſetzt würde, daß kein Stand den andern wegen der Religion vergewaltigen ſolle, die geiſtlichen Fürſten als

Reichs-

Reichsstände ohnehin darunter begriffen wären: so verlangten sie nun, daß sie mit klaren Worten ausgenommen, und ihrer Stellen verlustig erklärt würden, so bald sie sich zur Augspurgischen Confeßion bekennesten; so daß man nun ganz wieder sich dort befand, wo man angefangen hatte; nur daß sich indessen durch das viele hin und wieder reden und disputiren beyde Theile mit den anfangs so gehäßigen Ideen, die Katholischen nemlich mit der Religionsfreyheit der Unterthanen katholischer Landesherren, die Protestanten aber mit dem so genannten geistlichen Vorbehalt wenigstens etwas bekannter und gemeiner machten. Uebrigens konnte kein anderes gemeinsames Bedenken des Chur- und Fürstenraths zu Stande gebracht werden, als daß neuerdings so wohl das Begehren der Protestanten in Ansehung der Religionsfreyheit der Hanse- und anderer mittelbarer Städte, als auch jenes der Katholischen, daß ein Bischof oder Kirchenprälat, der zu den Protestanten übertreten werde, eben dadurch und den 19. Juny. auf der Stelle seines Amtes entsetzt seyn soll, te, ausdrücklich mit eingerückt wurde.

Um den Streit wenigstens einiger Maaßen beyzulegen, machten die kaiserlichen Commissarien und die Gesandten Ferdinands den Vorschlag, daß ein solcher Geistlicher seiner Würde zwar entsetzt seyn, jedoch eine gewisse Competenz von dem Stifte zu genießen haben sollte. Allein kein Theil war damit zufrieden. Da nicht weiter zu kommen war, und die Reichsstädte ohnehin die Erkenntniß der Sache dem Römischen König heimgestellt: so überreichte man demselben das zuletzt zu Stande gebrachte Bedenken den 21. Juny. sammt den streitigen Artikeln, wie sie jeder Theil in das Friedensinstrument eingerückt haben wollte. Die Protestanten übergaben noch dabey eine eigne Schrift,

wo

wo ſie die Urſachen anführten, warum ſie nicht in den geiſtlichen Vorbehalt willigen könnten: „das Verſprechen der Seligkeit in dem alten ſo wohl als neuen Teſtament ſey allgemein, ſie könnten daher Niemand den Himmel ſperren, um nicht an dem jüngſten Gericht in das erſchreckliche Urtheil Chriſti zu fallen. Wehe euch, die ihr andern die Himmelsthüre verſchließt, die ihr ſelbſt nicht hinein geht, und auch andere hindert, einzugehen! Es ſey kein Ungläubiger, kein Jud, Heid oder Türk, wenn er anderſt Vernunft und einen nur geringen Eifer für ſeine Religion habe, der nicht alle Menſchen zu ſeiner Religion ziehen möchte; wie vielmehr ſollten ſie nicht, die die rechte Chriſten ſeyn wollten, es zu thun geneigt ſeyn, da ihnen Gott der Allmächtige bey Verlierung ihrer Seeligkeit ſolches zu thun befohlen.“

„Wiewohl ſie mit göttlicher Schrift, aus den Vätern und Concilien wüßten darzuthun, daß die Stände, ſo ſich der alten Religion nennten, in viel Wege der Religion und Kirchengüter mißbrauchten, nicht ohne höchſte Schmach Gottes, Verluſt der Kirche, und die Gefahr vieler Seelen: ſo hätten ſie doch um geliebten Friedens willen in dieſe Conſtitution gewilligt, daß ſie bey ihren Kirchengebräuchen, Ordnungen, Ceremonien, Hab und Gütern gelaſſen würden.“ Welche Winke für die Katholiſchen überhaupt und die Geiſtlichen inſonderheit! Der Schluß gieng dahin: weil die Katholiſchen beſorgten, ein ſolcher Geiſtlicher, der zu den Proteſtanten übergetreten, dürfte ſuchen, die Kirchengüter ſich eigen zu machen, ſo ſollten ſie vielmehr verſichert ſeyn, daß die Stifte nach eines jeden ſolchen Geiſtlichen Tod oder Reſignation bey ihrer Wahl und Adminiſtration würden gelaſſen werden.

Indeſſen

Indeſſen waren verſchiedene Nachrichten eingelaufen, daß Herzog Erich von Braunſchweig Calenberg in Rüſtung ſtehe, und bereits Rittmeiſter und Reiter in Beſtallung genommen; ja man wollte ſo gar wiſſen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, dem zu Gefallen Herzog Erich dieſe Bewegungen mache, werde ebenfalls mit einer Anzahl Reiter ſich nächſtens in Deutſchland wieder einfinden. Jedermann ward hierüber auffſichtig, ſelbſt auch der Kaiſer, der ſeinem Bruder mehrmals ſchrieb, es bey den Ständen dahin einzuleiten, damit die Sache gleich anfangs möge beygeleget werden. Niemand aber ward mehr betroffen, als die Fränkiſchen Einigungsverwandten, die Biſchöfe nämlich von Bamberg und Würzburg, und die Stadt Nürnberg, welchen der Herzog Heinrich von Braunſchweig, ihr Verbundener, von Zeit zu Zeit Nachricht von der drohenden Gefahr gab, vielleicht auch dieſelbe vergrößerte. Auf ihr inſtändiges Anhalten empfahl nun Ferdinand den Reichsſtänden vor allem, dieſes Geſchäfte vorzunehmen, überhaupt aber was immer den Land- und Profan-Frieden angehe, in Richtigkeit zu bringen; nach welchem er ihnen ſeine Reſolution über den Religionsfrieden ertheilen wolle. Im Fürſtenrathe ſchritt man ſo gleich zur Berathſchlagung darüber, jedoch ohne daß man ſich über etwas vereinigen konnte; indem einige Stimmen verlangten, der Ausſchuß ſolle die Sache erſt genau unterſuchen und erwägen; andere, man ſolle erſt Commiſſarien zum Herzoge Erich ſchicken; andere, man ſolle ihm eine Erklärung abfodern, ob ſich die Sache wirklich ſo befinde, wie ſie die Einigungsverwandten vorſtellten; andere, man ſolle ſo gleich von Seiten der Stände ſich in Gegenrüſtung ſetzen; andere aber, man ſolle es bey dem ſchon vorhandenen Landfrieden bewenden laſſen, da man noch nicht wiſſe, ob die Sache

gegründet ſey oder nicht. Beſonders äuſſerte ſich des Herzogs Heinrich Geſandter dahin, der Landfried wäre ſchon gut, wenn man nur auch machen könnte, daß ihn die Leute hielten.

Die churfürſtlichen Räthe wollten ſich in gar keine Berathſchlagung über dieſe angegebene Rüſtung einlaſſen; „indem ſie keine Befehle von ihren Herren darüber hätten, auch in der Reichstags-Propoſition keine Meldung davon geſchehen. Der Landfried vom Jahr 1548. ſey reiflich genug bedacht worden; ſie ließen es auch ihrerſeits dabey bewenden.“ Da bald darauf ein Schreiben von dem Herzoge Erich einlief, in welchem er verſicherte, daß er nichts feindliches gegen jemanden in dem Sinne habe, und, wenn er auch einige Rittmeiſter angenommen, er ſolche bereits wieder entlaſſen habe: ſo beruhigte man ſich über dieſen Punct, und berathſchlagte ſich nur in dem Fürſtenrath, was bey dem Landfrieden überhaupt, ſo wie auch bey der Kammergerichtsordnung für Beſſerungen und Zuſätze anzubringen; welchem Beyſpiele auch die churfürſtlichen Geſandten folgten. Die Sache verzog ſich aber ſo ſehr in die Länge, daß man erſt am 30. Auguſt ein gemeinſchaftliches Bedenken zu Stande brachte.

Nun hatte Ferdinand bereits acht Monate auf dem Reichstag ausgehalten, da von den Churfürſten insgeſammt keiner nur ſo viel Tage darauf zubringen mochte. Auch die beyden weltlichen Fürſten, die darauf erſchienen, Herzog Albrecht nemlich von Baiern und Chriſtoph von Würtemberg, hatten ſchon lange die Rückreiſe angetreten. Nebſt dieſem konnte man kaum etwas anders vorher ſehen, als daß die ſtreitigen Puncte des Religionsfriedens nicht würden können verglichen werden; weil die Geſandten von beyden

den Theilen indeſſen nähere Verhaltungsbefehle von ihren Höfen erhalten, welche ſchnurſtracks einander widerſprachen. Ferdinand verfiel demnach auf den Gedanken, daß es beſſer ſeyn würde, den jezigen Reichstag zu beſchlieſſen, oder doch auf das nächſte Jahr zu prorogiren, indeſſen aber die Puncte, worüber man einig geworden, in einen Abſchied zu bringen. Er fertigte daher den Dr. Niedpruck an die Rheiniſchen Churfürſten und angeſehenern Reichsfürſten, als an den Herzog Chriſtoph, ab, um ſich ihre Einwilligung dazu geben zu laſſen. Allein, die Sache hatte keine andere Folge, als daß ſo gleich wieder das alte Mißtrauen gegen den Kaiſer auflebte, als wenn dieſer keinen Religionsfrieden in Deutſchland wollte, und es gerne ſähe, wenn alles in der Verwirrung ſtecken bliebe, obſchon niemand eine größere Angelegenheit hatte, daß der Reichstag zur Zufriedenheit beyder Theile möchte vor ſich gehen, und geendigt werden, als er, wie er es wenigſtens in dem Schreiben an ſeinen Bruder unausgeſetzt äußerte.

Daß Ferdinand ſeinerſeits eben daſſelbe aufrichtig gewünſcht, ſieht man nicht nur allein aus ſeinem beſtändigen Mahnen und Dringen in die Stände, die Geſchäfte zu beſchleunigen; ſondern auch daraus, daß er den nehmlichen Tag, da er das Bedenken über den Landfrieden erhalten, und an welchem er den Dr. Niedpruck abgefertiget, auch ſo gleich ſeine Reſolution über den Religionsfrieden den Ständen übergeben, jedoch mit dem Bedeuten, die Sache nach Möglichkeit zu befördern, indem er ſich ohne merklichen Schaden ſeiner Land und Leute nicht länger könne aufhalten laſſen. In der Reſolution ſelbſt erklärte er, „zwey Stücke däuchten ihm hauptſächlich dienſam zu ſeyn: erſtlich, wenn bey der Abrede des Friedens die den 30. Auguſt.

Billigkeit vor Augen gehalten werde, ſo daß kein Theil den andern wider dieſelbe und ſein altes hergebrachtes Recht zu beſchweren verlange; zum andern, daß der Fried ſelbſt mit lautern unverdunkelten klaren Worten abgefaßt werde, damit diejenigen, die zu Unfrieden Neigung tragen, nicht aus der Schrift ſelbſt, die der Ruhe und des Friedens willen aufgeſetzt, Anlaß zum Gegentheil nehmen könnten."

„Aus dieſen Gründen halte er für räthlich, daß, (wo es heißt: ſo ſollen die kaiſ. und könig. Majeſtät, auch Churfürſten, Fürſten und Stände des h. Reichs keinen Stand von wegen der Augſpurgiſchen Confeßion und derſelbigen Lehre mit der That gewaltiger Weiſe überziehen,) nach den Worten, keinen Stand, hinzu geſetzt werde, „des Reichs"; damit dieſe Diſpoſition auf die Stände, ſo dem Reich ohne Mittel unterworfen, allein gedeutet werde, und nicht irgend ein Unterthan, der zugleich ein Landſtand, ſie auf ſich ziehen und ſeinem Landesherrn ſich widerſetzen möge, wo man alsdann erſt diſputiren müſſe, ob der Frieden bloß von Reichsſtänden, oder zugleich auch von mittelbaren Ständen rede."

„Daß aber die Proteſtanten auch die Ritterſchaft, Hanſe- und andere Städte mit in den Frieden begriffen haben wollten, darob habe er etwas Verwunderung, weil von dieſen ſelbſt nichts dergleichen geſucht worden; die Ritterſchaft inſonderheit ſey entweder dem Reich unmittelbar unterworfen oder nicht. In Anſehung der erſtern wolle ſich nicht gebühren, auf einem Reichstag Schatzung und Ordnung für ſie zu machen, weil ſie laut ihrer Freyheiten, und ihrem löblichen alten Herkommen nach allein Römiſchen Kaiſern und Königen unterworfen, welchen es, ſo wie ihr ſelbſt,

zur

zur Schmälerung ihrer Rechte gereichen würde; sollte auch die jezige Verordnung ihr nicht unangenehm seyn, so hätte sie doch wohl zu ermessen, daß nicht in Zukunft Dinge gesetzt werden möchten, die ihr nachtheilig wären. Trüge sie übrigens wegen des Religion- und Profan-Friedens einige Beschwerden, so stehe es ihr allezeit frey, sich darüber an den Kaiser und Römischen König zu wenden."

„Sollte aber auch die landsäßige Ritterschaft darunter verstanden werden, so wäre den Protestanten selbst bekannt, daß die Unterthanen durch keine Wege gegen ihre ordentliche Obrigkeit gestärket, noch vertheidigt werden sollten, wie selbst ein von ihnen bereits bewilligter Artikel dieses Friedens die Weisung gäbe."

„Auch den Zusatz wegen der Hanse- und anderer Städte finde er für überflüßig; wenn sie dem Reich unmittelbar unterworfen, so würden sie ohne hin, wie die übrigen Reichsstädte, gehalten werden. Von den übrigen, die den Fürsten und Ständen unterworfen, könne es keine andere Meynung haben als mit der landsäßigen Ritterschaft, weil es billig sey, daß einem jeden das Seinige gelassen werde. Da nun die Katholischen den Protestanten in Ansehung ihrer Städte und Unterthanen nichts vorschrieben, so sollten sie billig auch die Stände der alten Religion bey dem Ihrigen bleiben lassen, und sie in diesem Stücke verschonen."

„Er habe auch verstanden, was die drey geistlichen Churfürsten und die übrigen geistlichen Fürsten in den Frieden wollten eingerückt haben, daß nemlich, wenn ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder anderer geistlichen Standes von der alten Religion ab-

treten würde, derſelbe ſeines Standes und Amtes ipſo jure et facto entſetzt ſeyn ſoll. Für ſich könne er nicht finden, daß dieſer Artikel den proteſtantiſchen Ständen und ihren Unterthanen in Anſehung ihrer freyen Religionsübung auch nur das geringſte benehme; indem er bloß, und nicht einmal nach der größten Schärfe verordne, wie es mit den Stiftern und Beneficien zu halten, wenn derſelben Inhaber, und Verwalter ſeinem Beruf zuwider ſeinen einmal angenommenen geiſtlichen Stand und alte Religion verlaſſe. Die geiſtlichen und weltlichen Rechte, auch die Reichsordnungen ſammt dem Landfrieden, und nur erſt der Paſſauiſche Vertrag wären dahin errichtet worden, daß die Stände der Augſpurgiſchen Confeſſion die andern, die der alten Religion anhängig, geiſtlich und weltlich bey ihrer Religion, Kirchengebräuchen, auch ihren Haab und Gütern unbeſchwert laſſen ſollen, welches, wenn ſich die Geiſtlichen des angeführten Artikel begeben müßten, nicht ſeyn könnte. Es ſey billig, daß die Stifter und Prälaturen durch die regiert und verwaltet werden, die laut der Stiftungen dazu qualificirt, und nicht länger dabey geduldet werden, als ſie dermaßen qualificirt bleiben: wo ſie aber davon abtreten, und anderſt handeln, als es die Stiftungen vermögen, und die geiſtliche Rechte erfodern, daß alsdann den andern Geiſtlichen unbenommen ſey, ſich ihrer gebührenden Obrigkeiten und Gerechtigkeiten ſonderlich mit Ausſchlieſſung und Abſchaffung ſolcher Perſonen zu gebrauchen, damit ihre Verbrechen ihnen ſelbſt allein, und nicht den von ihnen beſeſſenen Stiftern, Beneficien und Prälaturen zu Schaden komme.“

„Man ließe, fuhr Ferdinand fort, die Proteſtanten mit denen vermöge des Paſſauiſchen Vertrags

ihnen

ihnen eingeräumten Klöstern und ihrer Verwaltung, auch andern ihrer Prädicanten und Kirchendienern, wenn sie sich ihrer Verwaltung und Aemter unfähig machten, verfügen, was sie wollten. Gleichwie es ihnen beschwerlich fallen würde, wenn die Katholischen zu verordnen begehrten, daß sie dieselbe, unangesehen, daß sie von ihrer Confession abfielen, und darwider lehrten, dennoch behalten müßten, also und noch viel beschwerlicher würde es auch für die Katholischen seyn, daß sie die Abgefallenen bey den Stiftern, Prälaturen und Beneficien sollten bleiben lassen, und dulden, ungeachtet sie ihre Religion und Gottesdienst verachteten, daraus nichts als Zank und Weiterung erfolgen möchte." Das übrige vom Frieden ward meistens auch von Ferdinanden gut geheissen.

Da Ferdinand so stark auf die Beförderung des ganzen Geschäftes drang, so säumten auch dießmal die Gesandten mit ihren Antworten nicht viel. Jeder Theil blieb aber, wie zuvor, bey seinen Gesinnungen stehen. Die Katholischen ließen sich die Resolution fast ohne Ausnahme gefallen, so wie hingegen die Protestanten, besonders in den streitigen Hauptpuncten, ganz andern Sinnes waren. Da jeder seine alten Gründe beybrachte, und sich theils auf sein Gewissen, theils auf die Verhaltungsbefehle seiner Oberen berief: so kam zwar ein gemeinschaftliches Bedenken zu Stande, das aber jeden Theils besondere Meinungen, insonderheit aber die dagegen geführten Beschwerden der Protestanten enthielt. Merkwürdig ist die Erklärung, welche die Städte zu eben der Zeit, als die protestantischen Chur- und Fürsten es so stark betrieben, daß der Fried auch auf die Unterthanen der katholischen Stände sollte erstreckt werden, von sich gaben, sie könnten nemlich die Billigkeit und

Gleichheit, worauf der Religionsfried im Grunde beruhen ſollte, nicht verſpühren; den höheren Ständen ſey gänzliche Freyheit eingeräumt worden, eine oder die andere Religion zu reformiren und aufzurichten, bey den Frey- und Reichsſtädten aber ſollte dieſe Freyheit dermaßen geſchmälert und eingezogen werden, daß ſie wider ihr Gewiſſen beyde Religionen in ihrer Ringmauer müßten gedulden, da doch in den Rechten ausdrücklich geſetzt, daß diejenigen, ſo die Reichslaſten in gleichen Bürden zu heben und legen verpflichtet, auch in gleichem Theil deſſelben Freyheiten und Nutzungen fähig und theilhaftig ſeyn ſollten; wenn die Städte für und für unnachläßig mit beyden Religions öffentlichen Uebungen ſollten beladen verbleiben, daß ſolches nichts anders dann Unruhe, Zank und Widerwärtigkeit unter den Communen würde gebähren, und daraus Zerrüttung friedlichen bürgerlichen Weſens nothwendig erfolgen.“

So wenig bey ſolchen Umſtänden noch immer zu hoffen war, daß eine baldige Vereinigung zu ſtiften, ſo ließ es doch Ferdinand nicht an neuen Verſuchen dazu mangeln. Da nach der Erfahrung der vorigen Zeiten die Geſchäfte durch ſchriftliche gegen einander gewechſelte Bedenken immer in die Länge gezogen wurden, ſchlug er den Ständen mündliche Conferenzen, denen er ſelbſt beywohnen wollte, vor; welche auch ſo gut gelangen, daß mit Einverſtändniß der churfürſtlichen Geſandten und des Ausſchuſſes vom Fürſtenrath ein neues Project zum Frieden zu Stande kam, welches ſich dadurch auszeichnete, daß nun die Ritterſchaft ausdrücklich in dem Frieden begriffen ward. In Anſehung des geiſtlichen Vorbehalts aber nahm Ferdinand die Sache auf ſich, und erklärte kraft der ihm von dem Kaiſer gegebenen Vollmacht und Heimſtellung

ſtellung, „daß, weil bey der Vergleichung dieſes Friedens Streit vorgefallen, wie es mit den Geiſtlichen, die von der alten Religion abtreten würden, gehalten werden ſoll, ein ſolcher ſeines Standes und Amtes, auch Frucht und Einkommens, ſo er davon gehabt, alsbald verluſtigt ſeyn, auch dem Capitel eine andere Perſon zu wählen erlaubt ſeyn ſoll.“ Gleichwie aber den Proteſtanten das letztere mißfiel, ſo wollten die geiſtlichen Fürſten nichts von dem erſtern hören. Entweder ſollte von der Ritterſchaft gar keine Meldung geſchehen, oder ein Unterſchied gemacht werden zwiſchen jenen Gliedern derſelben, welche bloße unmittelbare Reichsgüter, und jenen, welche Lehen von den Fürſten, oder andere Güter, ſo in ihren Fürſtenthümern gelegen, inne hätten, auf welchen ſie nicht geſtatten könnten, „daß eine Aenderung in der Religion vorgenommen würde. Dieſe Vorſtellungen wurden nur mündlich gemacht, da hingegen die Proteſtanten, nachdem ſie neue Verhaltungsbefehle von ihren Herren eingeholt, gegen den geiſtlichen Vorbehalt wieder eine ſchriftliche übergaben, jedoch mit dem merkwürdigen Anhang, daß, wenn doch Ferdinand auf ſeiner Reſolution beruhen, und ſich durch die ihm vorgelegten Urſachen nicht davon werde abhalten laſſen, ſie ihm über beſchehene Bitt und Fürwendung hierinn keine Form und Maß zu ſetzen wüßten.“ Ja ſie überreichten ſo gar einen Aufſatz, wie in dieſem Falle die Verordnung abzufaſſen wäre; welcher im Grund mit jenem des Ferdinand überein ſtimmte, nur daß er noch folgendes enthielt: erſtens, daß ſich beyde Religionsſtände über dieſen Punct nicht hätten vergleichen können; zweytens, daß es Ferdinand gethan auf der Geiſtlichen Bitt; drittens, daß, wenn ein Geiſtlicher zu der Augſpurgiſchen Confeßion

treten werde, ſolches ſeiner Ehren und Würden ohne Nachtheil geſchehen ſoll.

Nun zeigten ſich endlich nähere Ausſichten zu dem ſo gewünſchten Frieden. Allein, noch war nicht alle Schwierigkeit gehoben; ja man war in Gefahr, ſelbſt im Hafen ſo zu ſagen zu ſcheitern. Da die Proteſtanten in Anſehung des geiſtlichen Vorbehalts wenigſtens einiger Maßen nachgegeben: ſo glaubten ſie nun als einen Erſatz dieſes Betragens fordern zu dürfen, daß auch der Artikel wegen der Religionsfreyheit der Unterthanen überhaupt, nicht der Ritterſchaft allein, wie ſie ihn anfangs geſtellt, in den Frieden eingerückt würde. Dieſes Begehren würde alles zerrüttet haben, wenn nicht Ferdinand ſich in das Mittel geleget, und theils durch Zureden, theils durch ſein Anſehen die Sache dahin geleitet hätte, daß man doch endlich zu einem obgleich eben ſo zweydeutigen Schluſſe kam, als jener von dem Vorbehalt war. Wie wie bereits gehört, war Ferdinand anfangs ſelbſt gegen die Religionsfreyheit der Unterthanen ſehr aufgebracht; allein, nun war er damit zufrieden, wenn ſie nur nicht auf ſeine und der weltlichen Fürſten Länder gezogen, ſondern bloß auf jene der Geiſtlichen eingeſchränkt würde; ja er nahm ſo gar die Unterhandlung darüber zum Theil ſelbſt auf ſich, welches um ſo nothwendiger war, da beyde Theile ſich bereits wieder in die gehäßigſten Diſpute ohne alle Hoffnung einer Vereinigung eingelaſſen hatten.

Zu ſeiner großen Verwunderung bemerkte Ferdinand, als er die Katholiſchen zu ſich gefodert, daß ſie nicht einmal mit dem Aufſatze wegen des geiſtlichen Vorbehalts, obſchon es ihm ſo viele Mühe gekoſtet, die Proteſtanten zu der Annahme deſſelben zu ver-

vermögen, zufrieden waren. Daß ſich die Stände nicht darüber vergleichen können, ſollte weggelaſſen werden, weil es gegen allen bisherigen Gebrauch bey den Reichsabſchieden ſey. Auf Bitte der Geiſtlichen, wäre ebenfalls auszuſtreichen; indem man ſie dadurch nur gehäßig zu machen ſuche. Daß es einem ſolchen Geiſtlichen an ſeinen Ehren unnachtheilig ſeyn ſoll, könnten ſie wohl leiden; wollten ihn auch gern im weltlichen Stand in allen Ehren bleiben laſſen. Allein das: „ſeinen Würden unnachtheilig", könnte nicht geduldet werden, indem man es auf die geiſtlichen Würden, das iſt, die Biſthümer, Prälaturen ꝛc. deuten könnte. Man müße auch dazu ſetzen, daß er das Biſthum alsbald verlaſſen ſolle, damit keiner ſagen könne, er wolle es nach ſeiner Gelegenheit thun. Das Begehren wegen der Unterthanen aber ſey um ſo unleidlicher, da dieſer Punct bereits abgehandelt und beſchloſſen, und die Proteſtanten ſelbſt das Friedens-Inſtrument ſchon genehmigt, ohne daß in demſelben eine Meldung von den Unterthanen geſchehen. Von dem, was bereits von beyden Theilen für gut befunden worden, könnten ſie nicht abgehen."

Ferdinand ließ nun auch die Proteſtanten zu ſich kommen, trug ihnen die Geſinnungen der Katholiſchen vor; und nachdem er von ihnen verſtanden, in wie weit ſie nachgeben könnten, mußten die erſtern wieder erſcheinen, denen er bedeutete, „die Proteſtanten beharreten darauf, daß in den Frieden müßte geſetzt werden: die Stände hätten ſich wegen des geiſtlichen Vorbehalts nicht vergleichen können; er ſehe auch nicht, warum man es ihnen verweigern könne, da ſich die Sache in der That alſo befinde. Das übrige könnten ſie geſchehen laſſen, den einzigen Punct wegen der Unterthanen ausgenommen; bey welchem jedoch

ihnen

ihnen gleichgiltig ſey, ob er in den Frieden ſelbſt, oder einen Nebenabſchied gebracht werde. Er wiſſe auch ſeinerſeits wegen deſſelben nicht anders zu helfen, als daß man dieſe Freyheit auf diejenigen einſchränke, welche die Augſpurgiſche Confeßion und Religion bisdahero öffentlich gehalten und gebraucht. Uebrigens ſollten ſie filii lucis et pacis ſeyn, und das Ihrige, ſo viel möglich, zum Frieden beytragen." Ein Protokoll ſagt ſo gar, er hätte ihnen bedeutet, er würde ſie nicht aus dem Zimmer laſſen, ehe ſie ſich unter einander verglichen. Der Fürſtenrath ſtellte ihm auch ſo gleich die Sache heim; die Geſandten der drey geiſtlichen Churfürſten hingegen wollten durchaus nicht in dieſen letztern Artikel wegen der Unterthanen willigen, ſo daß man den Beſchluß davon bis auf den andern Tag verſchieben mußte.

den 21. Sept.

Nachdem Ferdinand an demſelben ſeine Ermahnung um ſo dringender wiederholt, gaben auch dieſe endlich ihre Einwilligung, jedoch nur, daß er in einen Nebenreceß gebracht würde, und daß man in demſelben ebenfalls einrückte, das ſich die Stände nicht vergleichen können, damit ihr Gewiſſen eben ſo bedacht würde, wie jenes der Proteſtanten in Anſehung des geiſtlichen Vorbehalts. Auf dieſe Art entſtand die berühmte Declaration oder Aſſecuration, die Ferdinand den Proteſtanten neben dem Friedens-Inſtrument gegeben. In derſelben heißt es: Als auf dieſem Reichstage ihm die Stände und Bothſchaften der Augſpurgiſchen Confeßion fürgebracht, daß etliche Erzbiſchofen, Biſchofen, und andern Geiſtlichen und Stiften zugehörige Ritterſchaften, Städte und Communen nunmehr lange Zeit und Jahre der Augſp. Conf. Religion anhängig geweſen, und noch wären; und wo dieſelbe von ſolcher ihrer angenommenen Religion

ligion gedrungen werden ſollten, daß daraus nichts gewiſſers zu beſorgen, dann Weiterung und ſchädliche Kriegsempörung zwiſchen den Herrſchaften und Obrigkeiten und den Unterthanen; ſolchem aber zuvor zu kommen, ihn die Stände der Augſpurgiſchen Confeſſion gebethen, die Geiſtlichen dahin zu weiſen, daß ſie dieſe ihre Unterthanen der Religion halben unbedrangt ließen, ſondern vielmehr bewilligten, daß ſolche in der jetzigen Conſtitution des Religionsfriedens der Nothdurft nach verſehen würden; dagegen aber die Stände und Bothſchaften der alten Religion allerley Urſachen und Begehren fürgewendet, alſo daß ſich beyder Religion Stände deßhalben mit einander nicht vergleichen könnten: ſo erkläre demnach Ferdinand ſetze und entſcheide kraft Römiſch kaiſerl. Maj. ihm gegebener Vollmacht und Heimſtellung, daß der Geiſtlichen eigene Ritterſchaft, Städte und Communen, welche lange Zeit her der Augſpurgiſchen Confeßion und Religion anhängig geweſen, und derſelben Religion, Glauben, Kirchengebräuche und Ceremonien öffentlich gehalten und gebraucht, und bis auf heut noch alſo halten und gebrauchen, von deroſelben ihrer Religion, Glauben, Kirchengebräuchen und Ceremonien hinführo durch jemand nicht gedrungen, ſondern dabey bis zur chriſtlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelaſſen werden ſollen.“

Nach dieſem unläugbaren Hergange der Sachen iſt es eben ſo unbegreiflich, daß man von katholiſcher Seite ſo gar das Daſeyn dieſer Declaration ſehr oft in Zweifel gezogen, oder gar geläugnet, als es auf der andern Seite ſich kaum denken läßt, daß die Proteſtanten ſie durchaus für verbindlich in Anſehung der Katholiſchen hielten, da ſie doch ihrerſeits nicht an

den

den geiſtlichen Vorbehalt wollten gebunden ſeyn, und zwar bloß aus dem Grund, weil ſie ihre Einwilligung nicht dazu gegeben, welches ſchon daraus erhelle, weil das Friedens-Inſtrument ſelbſt ſage, die Stände hätten ſich nicht vergleichen können; als wenn nicht eben dieſe Vorſorge und eben dieſe Ausdrücke von Seiten der Katholiſchen in Anſehung der Religionsfreyheit der Unterthanen wären gebraucht worden. Nun hatte man alſo einen Frieden; aber wie viel Stoff und Saamen zur Zwietracht daneben und in demſelben ſelbſt! doch immer eine Gutthat, die Deutſchland nie dem Ferdinand genug verdanken konnte.

Der Hauptinhalt deſſelben gieng übrigens dahin: „der Kaiſer, Churfürſten, Fürſten und Stände des Reichs ſollten keinen Stand des Reichs wegen der Religion mit der That und gewaltiger Weiſe überziehen, beſchädigen und vergewaltigen; diejenigen jedoch, die weder der alten Religion noch der Augſpurgiſchen Confeßion anhängig, ſollen in dieſem Frieden nicht gemeint, ſondern gänzlich davon ausgeſchloſſen ſeyn. Wo ein Erzbiſchof, Biſchof, Prälat oder ein anderer geiſtlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, ſoll derſelbe ſein Erzbisthum, Bisthum, Prälatur und andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, ſo er davon gehabt, alsbald ohne einigen Verzug jedoch ſeinen Ehren unnachtheilig verlaſſen, auch den Kapiteln eine Perſon der alten Religion zu wählen zugelaſſen ſeyn. Die von den Proteſtanten eingezogenen Kirchengüter, welche unmittelbaren Reichsſtänden nicht zugehörig, und in deren Beſitz die Geiſtlichen zur Zeit des Paſſauer Vertrags und ſeither nicht geweſen, ſollen in dieſem Friedſtand mit begriffen ſeyn, und die Inhaber davon weder in noch auſſer Rechten darum angeſprochen werden.

Die

Die geiſtliche Jurisdiction ſoll wider der Augſpurgiſchen Confeſſion Religion, Glauben, Kirchengebräuche ꝛc. nicht geübet werden, ſondern bis zur endlichen Vergleichung der Religion eingeſtellt und ſuſpendirt ſeyn. Kein Stand ſoll den andern oder deſſen Unterthanen zu ſeiner Religion dringen, oder ſie wider ihre Obrigkeit in Schutz und Schirm nehmen; hingegen ſolle den Unterthanen, die der Religion wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug, auch die Verkaufung ihrer Güter freyſtehen. In dieſem Frieden ſollen auch die freyen Ritterſchaften, welche ohne Mittel dem Kaiſer unterworfen, begriffen ſeyn. In denen Frey- und Reichsſtädten, wo die alte und der Augſpurgiſchen Confeßion verwandten Religion zeither im Gang und Gebrauch geweſen, ſollen ſie auch hinführo alſo bleiben." So weit dasjenige, was die Religion angeht.

Weil die Erfahrung bis daher gelehret, daß es bey dem Landfrieden hauptſächlich an der Execution gefehlt, ſo ward eigen Ordnung darüber, wie bey jeder Empörung Kreiſe und Stände einander beyzuſpringen, und überhaupt in was für eine Verfaſſung ſich die Stände deshalben zu ſetzen, entworfen und publicirt. Auch die Kammergerichts-Ordnung bekam einige Zuſätze und Veränderungen, wovon die wichtigſte darin beſtand, daß nun endlich den Proteſtanten für allezeit geſtattet ward, Beyſitzer von ihrer Religion zu ernennen, und daß auch Deputirte aus ihrem Mittel zu den Viſitationen ſollten gezogen werden.

Beſonders aber ward der Achtsproceß mit vieler Sorgfalt erwogen, weil man wollte bemerkt haben, daß die gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg

burg vor dem Kammergericht verhängte Acht das Feuer eher vergrößert, als gedämpfet. Der Churfürſtenrath war daher der Meinung: wenn eine Achtserklärung von Seiten des Kammergerichts gegen einen Churfürſten, Fürſten, oder ſonſt einen Stand im Werke ſey, aus welcher eine Kriegsempörung zu beſorgen, ſo ſollte ehe nichts beſchloſſen werden, ehe dem Kaiſer, oder in ſeiner Abweſenheit dem Römiſchen König, den ſechs Churfürſten, wie auch den übrigen zur Handhabung des Landfriedens deputirten Fürſten eine ſchriftliche Anzeige davon gemacht werde, mit Anberaumung des Tages, da das Urtheil zu ſchöpfen, damit jeder davon entweder ſelbſt erſcheinen, oder Deputirte ſchicken möge; welche nach genommener Einſicht entweder einen Vergleich ſtiften, oder dem Spruch beypflichten könnten, indem auf ſolche Art, wenn die Stände ſelbſt die Sache mit eingeſehen, oder gar dem Urtheil beygepflichtet, auch die Execution um ſo lieber von ihnen übernommen würde. Der Fürſtenrath wollte es hingegen bey der bisherigen, in der Kammergerichts-Ordnung vorgeſchriebenen Art bewenden laſſen; welchem auch Ferdinand beyſtimmte, weil der von den churfürſtlichen Räthen vorgeſchlagene Weg nicht zu ſchleuniger und förderlicher Erörterung ſolcher nothwendigen Sachen dienſtlich wäre, und dasjenige, was hievor zur Beſtrafung des Uebels, und dem Beſchädigten zur Erlangung ſeines Rechtens für nutz und nothwendig angeſehen worden, nur hinderte.

Ferdinand verglich ſich endlich auch noch mit den Ständen über einen zu Regenſpurg das nächſte Jahr zu haltenden Reichstag, um vollends in Richtigkeit zu bringen, was dießmal nicht hinlänglich konnte erwogen werden. Und nun die ehemals von Moritzen

angebrachten Beſchwerungs-Puncte, die auf dieſem Reichstag ſollten erörtert werden, wie es wohl mit dieſen gegangen ſeyn mag, beſonders da ſie den Hauptvorwand desjenigen Krieges ausgemacht, aus welchem der Paſſauiſche Vertrag, und nach ihm dieſer Religionsfriede hervorwachſen iſt. In dem churfürſtlichen Collegium kamen ſie allerdings zur Sprache; auch wurden ſchon Berathſchlagungen darüber gehalten. Allein von den übrigen Reichsſtänden wollte nicht ein einziger etwas davon wiſſen; theils ſchützten ſie vor, ſie hätten keine Inſtructionen darauf, theils, die Beſchwerden wären ohnehin ſchon gehoben, theils hätten ſie nie exiſtirt, und theils wären ſie ſo beſchaffen, daß ſie keiner ſolchen Weitläufigkeit bedürften; ein wahrer Triumph für Karln, wenn er bereits damals nicht ſchon an andere Dinge, als ſeine Rechtfertigung vor den Augen der Nation und die Beveſtigung ſeines Anſehens bey derſelben gedacht hätte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Karls Abdankung des Reichs. Tod.

Während daß man in Deutſchland mit ſo wichtigen Berathſchlagungen umgieng, ward Karl in ſeinem Entſchluſſe, den er bereits vor einiger Zeit gefaßt hatte, ſich durch Niederlegung ſeiner Kronen Ruhe und Einſamkeit zu erkaufen, immer mehr beveſtiget, ſo daß er ihn bald darauf in das Werk ſetzte, jedoch nur theilweis, als wenn die Natur, gleichwie ſie ihrem phyſiſchen Tode ſich nach Kräften entgegen ſträubt, alſo auch einen auf einmal den 25 October 1555.

einbrechenden gänzlichen bürgerlichen Tod zu ſehr ge-ſcheut hätte. Der Anfang ward mit den Niederlanden gemacht. In der Anrede, die der Staatsrath Philibert an die verſammelten Stände machen mußte, ließ der Kaiſer zur Urſache angeben, weil die zunehmenden Jahre und Leibsſchwachheit ihm ernſtlich gerathen hätten, an ſein Ende zu denken, und ſich einer Laſt zu entledigen, die er zu ſeinem eigenen und des Reichs Glanz nicht länger tragen könne. Das nämliche bekräftigte Karl in ſeiner eigenen darauf gehaltenen Rede. Da ſeine Kräfte, ſagte er, ja faſt ſein Leben ſelbſt zu vergehen anfiengen, läge ihm die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen mehr am Herzen, als die Begierde zu regieren; er ſetze hiermit an die Stelle eines alten Mannes einen jungen, muntern und tapfern Fürſten, und er wolle ſie und alle Unterthanen gebethen haben, ihm gehorſam zu ſeyn a).

Dieſe Begebenheit war ſo außerordentlich und von ſo wenigen Beyſpielen in der ganzen Geſchichte, daß es kein Wunder iſt, daß man ſich ſo viele Mühe gegeben, noch andere geheime Triebfedern derſelben zu finden. Einige ſagen daher, er habe es gemacht, wie

a) In einem Schreiben an die Stadt Corduba braucht er folgende Ausdrücke: Qui labores et maximae curae ſic me per contractos morcos afflixerunt, ita meas et corporis et animi vires extenuarunt, vt iam diu publicis negotiis et princibalibus regiisque muneribus non ſufficiam. His ne diutius deſim, neue Reipublicae cui conſultum maxime vellem, rationibus obſit, impedimentoque ſit valetudo mea; ſtatui ius et regnandi poteſtatem omnem in Philippum filium cariſſimum Britannum, Neapolitanumque Regem transferre; quo conſilio me non ante vſum fuiſſe doleo. In Epiſt. ad Senatum populumque Cordubenſem *ap.* SFPVLV. *L.* XXX. §. XXI.

wie die glücklichen Spieler, die das Spiel aufgeben, wenn das Glück anfängt ihnen den Rücken zu kehren. Karl gibt selbst zu diesem Gedanken einigen Anlaß, da er dem Philibert sagen ließ, daß er die Last nicht mehr zu seinem eigenen und des Reichs Glanz tragen könne. Solches mag aber vielmehr seinen Bezug auf die fast gänzliche Unmöglichkeit haben, die Karl in sich fühlte, seine Geschäfte fürs künftige selbst zu besorgen, als auf die äußere Lage seiner Umstände, die eben so mißlich nicht war. Die mißlungene Belagerung von Metz war vielmehr ein Schaden für Deutschland als für ihn. Geld und Leute hatte er allerdings verlohren; allein die letztern konnte man nach der damaligen Beschaffenheit der Zeiten leicht wieder haben, wenn man nur Geld hatte; und daß ihm auch in Ansehung dieses noch Hilfsmittel übrig waren, haben wir bereits gesehen. Wenn je etwas dergleichen Einfluß auf seinen Entschluß gehabt, so mag es vielmehr die mißlungene Wiedervereinigung der Religion in Deutschland gewesen seyn; denn dieß war eigentlich das ganze Project, das er in seinen letzten Tagen theils aus Gewissensgründen, theils aber aus politischen Absichten nie aus den Augen gelassen.

Einige wollen die wahre Ursache in dem Betragen seines Sohns Philipp finden b). Karl hatt ihm das Königreich Neapel abgetreten, um die Heurath mit der Englischen Prinzessinn Maria zu erleichtern. Kaum war solches g schehen, als Philipp seinen Liebling Ruy Gomez an den Kaiser schickte, und ihm sagen ließ, daß er gesonnen sey, alle diejenigen, die in seinen neuen Staaten einige Bedienung hätten, zu

b) Memoires pour servir à l' histoire du Cardinal de Granvelle *T. I. p.* 24.

entlaſſen, und ſie ſolchen Leuten [illegible]
als ſeine Creaturen anſehen kön[nte]
den Karl darüber ſchöpfte, war k[ein]
ihn davon abzubringen; vielmehr
das eben ſo wohl von Undankb[arkeit]
zeugte, weigerte er ſich, eher nach Brüſſel zu kommen,
als bis es ausgemacht ſeyn werde, was er dort für
Anſehen haben, und wie ihn der Kaiſer halten werde.
Karl hatte ihm auch das Vicariat von Italien über-
tragen, damit er, in ſeinen dortigen Beſitzungen de-
ſto mehr beveſtiget, um ſo eher einen Vorwand haben
möchte, ſich von Siena Meiſter zu machen. Nicht
zufrieden damit, verlangte Philipp, daß ſeine Voll-
macht ganz unbedingt ſeyn, und er vermöge derſelben
Gewalt haben ſolle, zu thun, was ihm gefiel. Karln
mußte dieß nothwendig Verdruß machen; und da ihm
die Folgen eines ſo ſtolzen Betragens nicht unbekannt
ſeyn konnten, ſah er ſich auf einmal in die betrübte
Nothwendigkeit verſetzt, entweder auf eine ſchimpfli-
che Art ſeinem Sohne nachzugeben, oder auf eine noch
ſchimpflichere Art mit ihm zu brechen.

Einige behaupteten ſo gar, wiewohl auf eine
höchſt lächerliche und ungegründete Art, das Ganze ſey
nur ein bloßer Staatsſtreich geweſen, um durch ſei-
nen gedrohten Zurückzug die Churfürſten zuletzt noch
zu zwingen, daß ſie ſeinen Sohn Philipp wählten.
Da ſein Tochtermann und Brudersſohn Maximilian
zu ihm nach den Niederlanden gekommen, um Ab-
ſchied von ihm zu nehmen, ſollte auch dieſe Reiſe ei-
nen Bezug dahin haben, obſchon nebſt der Beurlau-
bung der Hauptzweck dieſer zwiſchen Karln und ſeinem
Bruder verabreten Reiſe bloß war, daß Karl dem
Prinzen eine Lection über ſeine Religionsgeſinnungen,
die dem Vater nicht allerdings anſtändig waren, hal-

ten

ten sollte, welche auch so beschaffen war, daß derselbe nicht allerdings vergnügt zurück kehrte.

Alle diese Beweggründe fallen ohnehin weg, so bald man voraus setzt, daß das Vorhaben schon früher gefaßt worden. Und eben dieses ist kaum einigem Zweifel unterworfen. Bereits im Jahr 1542, als Don Franz von Borgia, der hernach in den Jesuiten-Orden getreten, und dessen General geworden, seinen Vorsatz Karln eröffnete, den Hof und die Welt zu verlassen, entdeckte ihm Karl im Vertrauen, daß er ein gleiches zu thun gesonnen sey, so bald nur sein Sohn im Stande seyn würde selbst zu regieren. Auch einigen Mönchen zu St. Just, wo er sein Leben beschloß, sagte er, daß er sich mehr aus Ueberdruß der Geschäfte, als wegen geschwächter Gesundheit der Regierung entschlagen, und diesen Entschluß noch bey Lebzeiten seiner Gemahlinn Isabella gefaßt habe.

Pabst Paulus IV. behauptete gar, Karl sey impos mentis (seiner nicht mächtig) gewesen, als er diese Abdankung vollzogen. Einem Manne, der mit achtzig Jahren noch Versuchung haben konnte Pabst zu werden, mußte es freylich unbegreiflich vorkommen, daß ein andrer mit 56 so viele Kronen und Reiche niederlegte. Es ist doch gewiß nicht unmöglich, daß so ein Entschluß auch die Frucht der gesundesten Vernunft sey, besonders bey einem, der auch schon von jüngern Jahren her das Leere, Unvollkommene und Unbeständige menschlicher Hoheit durch Erfahrung kennen gelernt. Auch zeuget Karls ganzes Betragen bey dieser so wichtigen Sache, und besonders seine an die Niederländischen Stände sowohl als seinen Sohn gehaltene Rede gewiß nicht von einem schwachen Kopfe, wenigstens in Rücksicht auf dieses Geschäft. Denn

daß Karls ſchon lange dauernd heftige, [illegible]
und Gichtſchmerzen auch ſeiner [illegible]
Kraft und Stärke benommen,
ge ſagen wenigſtens, daß dur[illegible]
Jahre einige Monathe vorher erfolgte. [illegible]
Mutter ſeine Einbildungskraft ſo ſehr erſchüttert wor-
den, daß er alle Augenblicke geglaubt ſie zu hören,
als wenn ſie ihn in das Grab rufe. Selbſt Sepul-
veda bezeuget, daß er zuletzt kaum jemanden als ſei-
nen Schweſtern und vertrauteſten Leuten einigen Zu-
gang geſtattet habe, ja ganze neun Monathe lang nicht
dahin zu bringen geweſen ſey, einen Brief oder ſonſt
etwas zu unterſchreiben.

Im Jenner des folgenden Jahrs 1556 folgte auch die Entſagung auf Spanien, und alle ſeine übrige Staaten, nur das Kaiſerthum ausgenommen. Seine Abreiſe nach Spanien verſchob er jedoch noch etwas, vermuthlich um ſeinem in Regierungsgeſchäften noch nicht geübten Sohne auf einige Zeit mit Rath beyſtehen zu können. Kurz vor derſelben ſtellte er endlich auch eine Vollmacht in Anſehung des Deutſchen Kaiſerthums aus, und eilte nach dem Ruheplatze, den er ſich gewählt hatte, das Kloſter St. Juſt in Spanien. Von Auswärtigen durfte ihn nun niemand in ſeiner Einſamkeit beunruhigen, indem er keinen vorließ, als jene, welche mit Schreiben von ſeinen Schweſtern und Kindern geſchickt waren. Denn daß er über Hauptſachen, z. B. Krieg und Frieden zu Rathe gezogen, oder von dem Wohlbefinden ſeines Bruders, ſeiner Schweſtern und überhaupt ſeiner Familie unterrichtet ward, ließ er ſich gefallen. Seine übrige Zeit theilte er unter Religions- und mechaniſche Uebungen, von welchen letztern er ein Liebhaber, beſonders von der Uhrmacherkunſt war. Hier

den 3. Auguſt 1556.

ge-

geſchah es, da er durch keine Mühe und Anſtrengung zwey Uhren genau konnte zuſammen treffen machen, daß ihm ſeine ſo großen und fruchtloſen Bemühungen, ſo viele Köpfe überein ſtimmen zu machen, oft in den Sinn kamen, obgleich an ſeiner veſten Anhänglichkeit an ſeine angebohrne Religion gar kein Zweifel übrig ſeyn kann. Nicht nur allein die einige Monathe vor ſeinem Tode ſeinem Sohn noch gegebene Ermahnung und Weiſung, die Lutheraner, welche ſich in der Gegend von Valladolid hervor gethan hatten, ſtreng nach den Geſetzen ohne alle menſchliche Rückſicht zu beſtrafen, indem für ihn ſo wohl als Spanien nichts wichtiger ſeyn könne, als auch ſelbſt ſein genommener Aufenthalt in einem Kloſter, die an ſeinem Körper ausgeübte Strenge, die Mitmachung der katholiſchen Kirchenceremonien bezeugen dieſes hinlänglich. Er las jedoch auch fleißig die Bibel, und wohnte der Auslegung derſelben bey. Sein Tod erfolgte endlich 1558. den 21. September im ſechs und funfzigſten Jahr ſeines Alters.

Uebrigens hat kein Monarch ſeines ganzen Jahrhunderts ſo viel Eindruck auf ſeine Zeitgenoſſen gemacht, als Karl. Von keinem ſammelte man ſo begierig auch die geringſten Anekdoten. Keiner ward ſo durchgehends von Schriftſtellern aller Nationen, die Franzoſen ausgenommen, die aber auch in dieſem Stücke den geringſten Glauben verdienen, erhoben, und keiner ſo wenig getadelt. Nichts iſt ſeltener auch bey den Proteſtanten, die am erſten Urſache gehabt hätten mit ihm unzufrieden zu ſeyn, als daß jemand ſo wohl bey ſeinen Lebzeiten als nach ſeinem Tode verächtlich oder verkleinerlich von ihm geſchrieben. Luther, der niemand ſchonte, ſchonte Karln; und viele ſeiner Anhänger erhoben ihn auch zur Zeit, da er ih-

nen weder nutzen noch ſchaden k
nige, was ihre Fürſten in öff
gen ihn vorgebracht, ſchrieb
nach.

Wenn es Karls Thaten ni
ten, ſo würde ſchon dieſe allgem
einen großen Mann in ihm voraus ſetzen. Einen weit ausſehenden viel umfaſſenden Verſtand, eine ungemeine Klugheit, eine beſondere Kaltblütigkeit und Unerſchrockenheit in den größten Gefahren, einen veſten anhaltenden Muth hat man ihm nie ſtreitig gemacht. Was das übrige angeht, von woher man ſeinen Charakter beſonders in ein gehäſſiges Licht zu ſetzen geſuchet hat, trage ich gar kein Bedenken mit einem Manne, der um ihn herum war, und zwar in der Abſicht ihn und ſeine Handlungen zu ſtudiren, und dem niemand, der ſeine Schriften lieſt, die Ehrlichkeit wird abſprechen können, wenn er nur einiges hiſtoriſches Gefühl hat, nähmlich mit dem Sepulveda, gerade das Gegentheil als einen Hauptzug ſeines Charakters anzuſehen. Karl war nach dem Zeugniſſe deſſelben nicht liſtig, nicht betrügeriſch, ſondern ein Liebhaber der ganz einfachen ungekünſtelten Wahrheit c). Alle Züge, die ein anderer nicht minder glaubwürdiger Mann, der ebenfalls um ſeine Perſon war d), von ſeinen erſten Regierungsjahren, ehe er ſelbſt und durch ſich angefangen zu regieren, hinterlaſſen hat, thun es dar, daß er vielmehr den entgegen geſetzten Fehler damals gehabt hat, das iſt, daß er zu treuherzig, zu gutmüthig, zu wenig mißtrauiſch geweſen, ſo

c) Non aſtutus, non fallax, ſed ſimplicis veritatis amator. SEPVLV. *L. XXX. §. XXV.*

d) PETRVS MARTYR de Angleria.

ſo daß ihn ſeine Feinde, die Franzoſen, gern für dumm und einfältig hätten paſſiren gemacht. Selbſt ſein Temperament iſt uns Bürge dafür, daß Liſt und Verſtellung keine Züge ſeines Charakters ſeyn konnten. So viel iſt wenigſtens ſicher, daß er bey all ſeiner Ehrbegierde, die nicht zu mißkennen iſt, mehr von dem phlegmatiſchen, als irgend einem andern an ſich gehabt. Nicht allein ſeine weiſſe Geſichtsfarbe, ſeine in das Gelbliche fallenden Haare, ſeine bläulichen Augen, ſein breitſchultriger Körper, ſeine etwas herabhangenden Unterlippen, ſeine Eßluſt e) erweiſen ſolches, ſondern auch ſein ernſthaft majeſtätiſches Ausſehen, ſein weniges Lachen und Reden, ſeine Herrſchaft über Geberden und Leidenſchaften, ſeine Gleichgiltigkeit bey Sachen, durch welche andere in die größte Bewegung pflegen verſetzt zu werden, endlich ſeine Langſamkeit in den Entſchließungen, dabey aber auch ſeine an Starrſinn gränzende Anhänglichkeit an die einmal gefaßten, und ein Ausharren dabey Trotz den größten Schwierigkeiten, das faſt ohne Beyſpiel iſt, wenn einmal das Temperament durch Beleidigung, durch Ehrbegierde, durch veſte Ueberzeugung oder durch irgend etwas üb[illegible]rzen war. Diejenigen Thatſachen, die man zum Beweiſe des Gegentheils anführt, z. B. die Zuſage des Herzogthums Mayland vor ſeiner Reiſe durch Frankreich, die Gefangennehmung des Landgrafen, beruhen bloß auf mündlichem Hin- und Widerreden, bey welchem in kleinen und großen Geſchäften ſo oft Mißverſtand noch täglich vorfällt, beſonders wo ein Theil der Sprache nicht ſo mächtig iſt als der andere, und wo Mittelsmänner, die einem und dem andern Theil wohl die-

e) Cibum paulo immoderatius ſumebat. SEPVLVEDA.

nen wollen, dazwiſchen kommer
dere Proben, als die bis jezt
forderlich wären, die Sache a
Nimmt man aber auch ſie auf
welche Figur macht nicht Kön
ſehr geprieſenen Aufrichtigkeit
man ihn ſich vorſtellt, in geh
und Zeugen eine feyerliche Proteſtation gegen dasjenige einlegend, was er im Begriffe war öffentlich im Nahmen Gottes und aller Heiligen zu beſchwören, und was er ſo oft mit Daranſetzung ſeiner Fürſten- und Ritterehre ungeheiſſen betheuerte.

Ueber ſeine gränzenloſe Ehrbegierde, und den Eroberungsgeiſt, der damit verknüpft geweſen ſeyn ſoll, müſſen ſeine Thaten entſcheiden. Ich halte mich hier nur an Deutſchland, welches Karl ſo wenig in die Dienſtbarkeit gebracht, daß er vielmehr der Erhalter und einiger Maaßen der Schöpfer des jezigen Reichs-Syſtems iſt. Ohne die Trennung des übermächtigen Schmalkaldiſchen Bundes hätte entweder die Auflöſung deſſelben, oder doch die Aufreibung des katholiſchen Re[illegible]theils, beſonders der Biſthümer erfolgen müſſen. Karl hätte ſchon den Krieg nicht angefangen, wenn nicht der Uebermuth des Bundes täglich geſtiegen, und ihm ſo wohl, als allen andern in demſelben nicht begriffenen Ständen zulezt unausſtehlich hätte fallen müſſen. So viel iſt auch ſicher, daß, wenn die Bundsverwandten die Oberhand behalten hätten, ſie mit den Katholiſchen auf eine ganz andere Art würden verfahren ſeyn, als Karl mit ihnen. Ihre deutlich genug und beſonders erſt noch bey Schließung des Religionsfriedens an den Tag gelegte Grundſätze führten gerade zu dahin, daß ſie ſich noch ein Verdienſt daraus macheten, wenn die ganze bisherige

Ver-

Verfassung der Stifte und geistlichen Güter geändert würde. Ja Sachsen und Hessen würden schon während des Kriegs sich der Bisthümer bemächtiget, oder vielmehr denselben damit eröffnet haben, wenn nicht der Herzog von Würtemberg und die Oberländischen Städte es mißrathen hätten f). Marggraf Albrecht hegte die nähmlichen Absichten, wie die erstern. Wie sie sich nach Zernichtung der Bisthümer gegen die von Seiten der Katholischen allein noch übrigen Oesterreichischen und Baierischen Häuser würden gehalten haben, ist eine Sache, welche die Zukunft erst hätten lehren müssen. Karl wenigstens machte ihnen in öffentlichen Schriften den Vorwurf, daß sie bereits das Reich unter sich getheilet; und selbst der Fortsetzer des Sleidan, ein Protestant, sagt es, daß vielmehr Jammer und Elend, Verheerungen und Verderbungen würden gefolgt seyn, wenn der Bund den Sieg davon getragen hätte. Eben derselbe besorgt auch, daß sie unter einander selbst in Krieg würden zerfallen seyn, nämlich bey der Zertheilung der Beute. Melanchthon führt in einem Schreiben an den Churfürsten Moritz die nähmliche Sprache: „Ew. Churf. Gnaden wollen bedenken, was für eine Confusion gefolgt wäre, so der Kaiser in dem neulichen Krieg gefallen, und die beyden Herren hernach einander hätten fressen müssen, und hat ein jeder seinen Anhang gehabt, und wären hernach mehr Parteyen, Secten und Spaltungen in der Religion worden" g). Ueberhaupt giebt Melanchthon seine Furcht an mehr als einem Orte an den Tag, daß ihre Fürsten und noch mehr

f) Man sehe die eigenen Schreiben des Landgrafen und Churfürsten. Bey Hortleder *T. II.* Buch. 3. Kap. 54.

g) Bey Hortleder *l. c.* Buch. 5. Kap. 2.

mehr der in Wäldern und Pfer[illegible] e Adel, wenn er, nachdem er den [illegible] ohnehin abgeworfen, auch den Kaiſer nicht mehr zu fürchten haben werde, ihrer Geiſtlichkeit unerträglich fallen werde.

Ob aber Karl nicht wenigſtens die Abſicht gehabt, ſich unumſchränkt zu machen, und auf Unkoſten des Reichs zu vergrößern? Allein, was läßt ſich auch hier ſagen, da er nicht einen Fuß breit Erde für ſich behalten, ja nicht einmal zu bewegen war, ſeinem Bruder das Herzogthum Würtemberg einzuräumen, der doch zuvor im unſtreitigen, von einem großen Theil des Reichs ihm ſelbſt übertragenen, und von andern wenigſtens ſtillſchweigend anerkannten Beſitze deſſelben geweſen. Die baldige Entlaſſung ſeiner Armee, auſſer ungefähr 12 Compagnien Spanier, die er zu ſeiner Bedeckung bey ſich behalten, und durch die er gewiß nicht hoffen durfte, Meiſter von Deutſchland zu bleiben, leget gewiß auch keine ſolche Plane an den Tag. Endlich bey der Betreibung des Concilіums und des Interim was konnte Karl für Rückſichten auf ſich ſelbſt haben? Wenn er auch überzeugt war, daß, wenn Deutſchland bey einem Glaubensbekenntniſſe geblieben wäre, man ihm beſſer würde gehorcht haben: ſo war einerſeits dieſe Speculation nichts weniger als richtig, anderſeits mußte ihm der Unwillen, zu welchem er einen großen Theil der Nation durch ſein Concilium und Interim reizte, gewiß ſelbſt große Zweifel darüber rege machen, nebſt dem, daß er in beyden Stücken offenbar fremdem Einfluſſe folgte, bey dem erſten anfangs ſo gar jenem des ganzen Reichs, für allzeit aber jenem des katholiſchen Theils, bey dem andern jenem ſeines Bruders, und ſelbſt wohlgeſinnter proteſtantiſcher Fürſten.

Im

Im übrigen war er allerdings begierig nach Ehre, jedoch einer ſolchen, welche die Gefährtinn gröſſer Thaten iſt. Schmeicheley und erkauftes Lob waren ihm in gleichem Grade verhaßt. Der Italieniſche Geſchichtſchreiber Jovius, von dem man wußte, daß er ſich mit der Verfaſſung einer Geſchichte ſeiner Zeiten abgab, verſuchte alles mögliche, als Karl ſich zu Bononien aufhielt, um eine Penſion von ihm zu erhalten; allein umſonſt. Jovius ſagte ſeinen Freunden zu Rom, als er dahin zurück gekehrt, daß er nicht einmal einen lahmen Eſel zum Geſchenke bekommen. „Er irrte aber auch ſehr, ließ ſich Karl hierüber aus, als man es ihm erzählte, daß er deswegen, weil er eine Geſchichte ſchreibt, ſich ſo leichter Dingen etwas von mir verſprach, indem er deswegen vielmehr Urſache hatte, von mir gar kein Geſchenk zu erwarten.“ Den Sepulveda zahlte er zwar, um ſeine Geſchichte zu beſchreiben, ſagte ihm auch, daß er ihm alles ſo genau als ſeinem Beichtvater erzählen wolle, wenn er einen Anſtand habe; allein er war nie zu bewegen, die Geſchichte ſo wohl im Ganzen als theilweiſe anzuhören, damit, wie Sepulveda es ſelbſt auslegte, er ihm nur keinen Anlaß zur Schmeicheley oder Erdichtung geben möchte.

Ob Karl freygebig, oder vielmehr ein guter Wirthſchafter geweſen oder nicht, darüber war man getheilt. Einige hielten ihn für ſparſam, indem er brave Thaten mancher tapferer Männer, ihrer Meynung nach, nicht genugſam belohnet, als wenn ſie nämlich nur ihre Schuldigkeit gethan. Andere hingegen machten ihm den Vorwurf der Verſchwendung, indem er, ungeachtet des Einkommens ſo vieler Königreiche und der Schätze aus Amerika, groſſe Staatsſchulden hinterlaſſen, den gröſten Theil ſeiner Einkünfte

künfte verpfändet, neue Aemter um ſie zu verkaufen errichtet, und dergleichen. In der That legte Karl durch ſeine weit ausſehenden Unternehmungen den Grund zu jenem Verfall der Spaniſchen Staats-Oekonomie, von welcher das Land unter ſeinen männlichen Nachkommen ſich nie wieder erholen konnte, und auch ſonſt ohne eine große Revolution nie würde erholet haben. Aber beydes läßt ſich leicht mit einander vereinigen. Karl war ſeinem Temperamente nach in Dingen, die ſeine Perſon betrafen, und auch gegen andere ſparſam; allein ſeine vielen Kriege forderten im Ganzen ungeheure Summen.

Mit ſeiner Gemahlinn der Portugieſiſchen Prinzeſſin Iſabella erzeugte Karl einen einzigen Sohn, ſeinen Nachfolger in Spanien, Philipp II. und zwey Prinzeſſinnen, Maria, die mit ſeines Bruders Sohn Maximilian verheurathet ward, und Johanna, die unvermählt ſtarb. Don Juan von Oeſterreich und Margaretha von Parma waren natürliche Kinder von ihm, obſchon er ſonſt ein Feind der Ausſchweiffungen und eines ausgelaſſenen Lebens war.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Was theoretiſche und praktiſche Religion durch die Reformation gewonnen.

Die wichtigſte Begebenheit von Karls Regierung iſt unſtreitig die groſſe Veränderung in Religionsſachen. Ob wir gleich ſonſt gewohnt waren, unſere Betrachtungen von der politiſchen Verfaſſung anzufangen, und mit der geiſtlichen zu ſchlieſſen: ſo müſſen wir jezt gerade das Gegentheil thun, um nicht eher von den Wirkungen als Urſachen zu reden; indem von nun an Religion auf alles, Staats-Syſtem ſo wohl als Gelehrſamkeit, Aufklärung, Sitten, einen Einfluß gehabt, den wir ſonſt nie in einem ſo hohen Grad wahrnehmen. Was das Menſchengeſchlecht überhaupt und Deutſchland inſonderheit dadurch gewonnen, möchte wohl eine Frage ſeyn, die einer nähern Erörterung nicht unwürdig iſt. Sind Verſtand und Herz wirklich ſo ſehr dadurch gebeſſert, iſt die National-Glückſeligkeit ſo weit vorgerücket worden, daß man ſagen kann, der zwiſchen ſo vielen Menſchen gegen einander erregte Haß, die vergoſſene Ströme von Blut, das Elend ganzer Millionen und das den Feinden der chriſtlichen Religion gegebene Aergerniß ſey wieder erſetzt, oder gar die gegenſeitigen Vortheile überwögen all dieſes.

Bald nachdem Luther ſein Werk angefangen, ſchrieb wenigſtens ein Mann, der gewiß verdient gehöret zu werden, Erasmus nähmlich: „Wenn auch

alles

alles wahr wäre, was Luther geſchrieben, ſo würde mir doch eine mit Aufruhr verknüpfte Freyheit ſehr mißfallen. Ich will lieber in einigen Stücken irre gehen, als mit ſo lärmender Bewegung des Erdbodens die Wahrheit verfechten. Bey ſolchen Streitigkeiten erfährt man ohnehin nicht ſelten, wenn nach den blutigen Kämpfen die Sache ohne Vorurtheil erwogen wird, daß die Meynung beyder Theile diennähmliche ſey, und daß man ſich nur über Worte gezankt" a). Erasmus hatte den hundertſten Theil von allem dem nicht geſehen, was ſich aus Luthers Neuerung ergeben. Was würde er erſt geſagt haben, wenn er ſich im Geiſt dreyßigjährige Kriege mit all jenen ſchrecklichen Gefährten, die dieſe Plage nur immer bey ſich haben kann, das Wüthen ſo vieler Nationen in ihre eigenen Eingeweide, Bartholomäus-Nächte und dergleichen hätte vorſtellen können. „Durch ſo wüthige Schwähſchrieſten, ſagt er an einem andern Ort, durch ſo viel Dunſt und Dampf, durch ſo viele Drohungen und Großſprechereyen was iſt denn nun endlich zu Stande gebracht worden; als daß man aus demjenigen, worüber ſonſt in den Schulen als über bloß wahrſcheinliche Dinge diſputirt ward, Glaubensartikel gemacht, und daß man jezt nicht einmal das Evangelium mit Sicherheit lehren darf; indem bey ſo erbitterten Gemüthern alles aufgerafft wird,

a) Itaque ſi Lutherus omnia vere ſcripſiſſet, mihi tamen magnopere diſpliceret ſeditioſa libertas. Ego vel falli malim in nonnullis, quam tanto orbis tumultu pro veritate digladiari. Et in huiusmodi contentionibus poſt cruentas rixas re diſcuſſa tandem comperitur aliquoties eandem eſſe partis vtriusque ſententiam, de verbis modo dimicatum fuiſſe. ERASMVS *Epiſt. L. XVII. Ep. ad Guilhelmum Mentijocum p. m.* 588.

wird, um einander zu verläumden und gehässig zu machen" b). Das letztere war wirklich lange Zeit der Fall, in dem sich die Katholischen, ja auch die Protestanten selbst befanden, wenn je einer sich nicht in allem nach Luthers Sinne bequemen wollte. Bey so wichtigen Dingen ist es immer ausserordentlich gewagt, einen unter Schulzank aufgewachsenen, starrsinnigen, und um die ganze übrige Welt, es mag ihr ergehen, wie es immer will, sich nichts bekümmernden Betelmönchen den Ton angeben zu lassen.

Um aber ohne Rücksicht auf irgend ein Ansehen bey der Sache selbst stehen zu bleiben, so muß man vor allem wissen, ob es bey demjenigen, was Luther gethan und gelehret, bleiben, oder ob Luthers Reformation die Stuffe zu neuen und fernern Reformationen, hauptsächlich derjenigen, die jezt von mehrern Protestanten betrieben wird, abgeben solle. Will man das letztere, so, glaube ich, irrt man sich am meisten. Wer immer die ganze Lage der damaligen Litteratur zu übersehen im Stande ist, wird gestehen müssen, daß manche Theologen wenigstens einige Jahrhunderte eher würden gethan haben, was die neuern Reformatoren unter den Protestanten thun, wenn Luther nicht dazwischen gekommen wäre. Wir haben hierüber Gewährmänner, denen gewiß niemand Glauben und Ansehen absprechen wird. Vor allen aber soll uns Melanchthon die Sache erklären; „Was ihm sein

b) Tot igitur atrocibus libellis, tot fumis, tot formidabilibus minis et ampullis, quaeso quid aliud actum est, nisi vt quod ante disputabatur in scholis velut opinio probabilis posthac articulus fidei, et iam vel Euvangelium parum tutum sit docere, dum exulceratis animis nihil non rapitur ad calumniam. ERASMUS. *Epist. Lib. XVII. p. m. 581.*

ſein Freund Camerarius in Anſehung des Erasmus für eine Warnung gebe, daß er nicht mehr an dieſen ſchreiben ſolle, darinn wolle er ihm gehorchen. Denn du weißt, fährt er fort, daß ich auch zuvor nicht ſonderlich um ſeine Freundſchaft mich beworben habe. Und ſieh doch, wie ſcharfſinnig unſere Gegner ſind! Dieſen lieben ſie noch, der in ſeinen Büchern Samen zu vielen Lehrſätzen ausgeſtreut hat, die vielleicht weit ärgern Lärmen mit der Zeit würden erreget haben, wenn Luther nicht aufgeſtanden wäre, und das Streben der Menſchen anderwärts hin gelenckt hätte. Jene ganze Tragödie von dem Abendmahle des Herrn kann als von ihm entſprungen angeſehen werden. Wie nicht ungeneigt ſcheint er an manchen Orten dem Arius und ſeiner Partey zu ſeyn, die wir dahier auf das ſtandhafteſte verworfen? Was trifft man doch wohl in ſeinen Schriften an über die Rechtfertigung oder das Recht der Obrigkeiten, das eines chriſtlichen Mannes ſehr würdig wäre?“ c)

Ob Erasmus das wirklich gedacht, was Melanchthon und viele andere aus ſeiner Ueberſetzung und Erklä-

c) De Pothino, quod mones, ſi tamen recte intellexi literas tuas, geram tibi morem. Et ſcis me antea non magnopere ambiuiſſe eius amicitiam. Vide, quantum iudicii ſit noſtris inimicis. Illum amant, qui multorum dogmatum ſemina in ſuis libris ſparſit, quae fortaſſe longe grauiores tumultus aliquando excitatura fuerant, niſi Lutherus exortus eſſet, ac ſtudia hominum alio traxiſſet. Tota illa tragoedia περὶ δείπνου κυρίου ab ipſo nata videri poteſt. Quam non iniquus eſſe videri alicubi poſſit Ario et illius factioni, quam nos hic conſtantiſſime improbauimus. Quae littera in libris eſt, magnopere digna viro chriſtiano de Iuſtificatione, de Iure Magiſtratuum? *Epiſt.* MELANCHT. *ad Camerarium p. m. 128.*

Erklärung mehrerer Schriftterte gemuthmaßet, die auf die Dreyfaltigkeit, auf die Gottheit, Erlöſung und Genugthuung Chriſti, wie auch auf die Erbſünde ihren Bezug haben, und wovon dasjenige eine nothwendige Folge iſt, was ihm Melanchthon wegen der Rechtfertigung vorwirft, oder ob es wohl gethan geweſen wäre, iſt hier der Ort nicht zu unterſuchen; genug daß es manche glaubten, manche auch Geſchmack daran fanden, die, wenn dem Melanchthon zu trauen, ſich nicht würden geſäumt haben, mit der Sprache heraus zu gehen, wenn Luther nicht der ganzen Sache eine andere Richtung gegeben hätte.

An einem andern Orte ſchreibt Melanchthon folgendes: „Sollte es zu den Waffen kommen, ſo müßte man vor allem Vorſehung thun, daß man diejenigen, die noch zu heilen ſind, nicht mit den Schlimmern vermenge. Geſchieht dieſes, ſo wird nicht nur allein ein Krieg entſtehen, der ſich in das Unendliche ziehen wird; ſondern auch Ketzereyen werden zum Vorſchein kommen, ſo daß, wenn ſie einmal werden erreget ſeyn, die Verwirrung der Kirche nie mehr wird Statt haben können. Ich weiß, was für Meinungen, was für ſchädliche Lehrſätze einige bey ſich nähren, um ſie gelegenheitlich an das Tageslicht bringen zu können. Wenn Krieg iſt, vermögen die Gottloſen allemal viel, beſonders wenn ſie einen verwegenen wüthigen Anführer bekommen.“ d)

d) Prouidendum eſt, ne hi, qui iam ſunt ſanabiles, coniungantur cum deterioribus, ſi res ad arma deducatur. Quod ſi accidet, non ſolum infinitum bellum erit, ſed etiam orientur haereſes, quae ſi excitatae fuerint, nunquam ad omnem poſteritatem coire eccleſiae concordia poterit. Scio, quas opiniones, quam pernicioſa dogmata nonnulli intra parietes ſuos contineant, vt per occaſionem proferant. Et multum

Als eine Erläuterung hiervon, und zugleich als Probe der Toleranz der Reformatoren mag dienen, was Luther, Melanchthon, Bugenhag, Major und Cruciger in einem 1545. an die Schmalkaldiſchen Bundsverwandten ausgeſtellten Rathſchlage ſagen: „Zum andern, ſo iſt ſehr vermuthlich, wo nicht die Herrſchaften ſelbſt alſo mit chriſtlicher Freundlichkeit (durch den Schmalkaldiſchen Bund) alſo zuſammengehalten, daß auch gröſſer Zerrüttung in der Lehre vorgefallen wäre. Dann wiewohl es wahr iſt, daß Gott den Anfang dieſer großen Veränderung in der Welt gemacht hat, ſo iſt doch offentlich, daß, wie allzeit geſchehen, neben der göttlichen Lehre der Teufel auch viel frefeler Menſchen, als Münzern und andere erreget, die unter dem Namen des Evangelii große Irrthum ausgebrütet. Nun bleiben alweg fürwitzige böſe Ingénia; und wo die Fürſten und Städte nicht zuſammen gehalten, ſo hätten dieſelben freſeler Leute mehr Raum und Freyheit gehabt. Und iſt nicht Zweifel, wo dieſe Einigkeit (der Bund) zertrennt würde, da würde wieder ein grauſam Ausreiſſen mit mancherley Opinion und Sect. Denn es iſt kein Zweifel, ſobald die jezige Einigkeit zertrennt wird, ſo werden neue Secten und opiniones mit Haufen folgen, welches weiſe chriſtliche Regenten billig, ſo lange immer möglich, verhüten ſollen“ e). So ſehr eilten dieſe Männer, die Thüre, die ſie einmal gefunden, hinter ihnen gleich wieder zu ſchließen.

Daß

tum licet improbis tempore belli, praeſertim ſi dux contingat audax, et furioſo ingenio praeditus. *Epiſt.* PHILIPPI MELANCHTON. *Ed. Caſp. Peuceri p. 518. Ad Epiſcop. Auguſtenſ. tempore Conuentus Auguſtani.*

e) Bey Hortleder *T. I. 8. Buch, 17. Kapitel.*

Daß Luther dieſe Ketzereyen, Secten und Opinionen, und, wenn man will, auch den Deismus ſelbſt, der ganz gewiß ſich früher würde eingefunden haben, zurück gehalten, und vielleicht einen Bruch in die Fortſchreitung menſchlicher Ideen gemacht, dergleichen wenige in der Geſchichte vorgekommen, hat allerdings ſeine Richtigkeit. Daß man aber Luthern deßwegen Dank haben müſſe, mögen die neuern Reformatoren unter den Proteſtanten beurtheilen. So gewiß es einerſeits iſt, daß man mit dem Fortſchritte der Wiſſenſchaften auch neue Bewahrungsmittel dagegen würde gefunden haben, ſo ſehr muß man ſich auf der andern Seite wundern, daß dieſe nun glauben, Luther habe ihnen die Bahn zu ihren Unternehmungen gebrochen, gerade als wenn jemand, der den Berg ſchon halb erſtiegen, dann wieder herab geht, und auf der andern Seite, wo er glaubt einige Unbequemlichkeiten weniger zu finden, hinan klettert, dadurch glaubte ſich ſeinem Ziele genähert zu haben, wenn er auch ein Menſchenalter und mehr Zeit darüber verſäumt.

Man vergleiche des Erasmus Schriften und jene des Luthers, und ſehe, von welchen der Uebergang leichter geweſen wäre, zwiſchen welchen mehr Einſtimmigkeit mit jenen der heutigen Reformatoren herrſche. Die Partey des erſtern, die gleich weit von dem Fanatiſmus, Monachiſmus, und geiſtlicher Deſpotie entfernt war, ward von beyden Theilen anfangs geneckt, alsdann mit Gewalt unterdrückt; ſcheint ſich aber dafür nun an beyden obgleich unter einem andern Namen, (denn Haupt einer Partey ſeyn zu wollen, war ohnehin des Mannes Sache nicht,) rächen zu wollen. Wie erſtaunt würde Luther ſeyn, wenn er das, was jezt von ſeinen eigenen Lehrlingen getrieben wird, zu Geſicht bekäme! Eine Frage wäre

es, ob er nicht auf den Gedanken gerathen würde, daß nun das Urtheil in Erfüllung käme, welches er ſich auf dem Reichstage zu Worms mit Gamaliels Worten ſelbſt geſprochen, daß nämlich ſein Werk, wenn es nicht aus Gott ſey, von ſelbſt zergehen werde. Einen noch wunderlichern Auftritt würde es abgeben, wenn man den Flacius Illyricus, oder einen andern erzorthodoxen Fanatiker wieder zum Leben rufen könnte.

Allein, wäre nicht etwa mehr Lärmen aus dergleichen Neuerungen als jenen des Luthers erfolgt? Melanchthon ſelbſt ſagt nur, vielleicht; er hätte auch ſagen dürfen, gar nicht; theils, weil man ſich eben ſo würde gehütet haben, wie Erasmus es that, und die ſeinem Beiſpiele folgenden neuern Reformatoren es wirklich thun, den Pöbel mit hinein zu ziehen; theils weil die Materien an ſich nicht gemacht waren, die Abendländer, beſonders die phlegmatiſchen Deutſchen, in Gährung zu bringen.

Wenigſtens haben aber die Proteſtanten keinen Pabſt, oder den Ausſpruch einer unfehlbaren Kirche, und überhaupt keine den Geiſt niederdrückende und einſchränkende Hierarchie zu beſorgen. Allein, wie ſtark war nicht allemal, auch zur Zeit, wo die Hierarchie am veſteſten ſtand, der Einfluß der Philoſophie, wenn ſie auch noch ſo ungereimt war, in die Erklärungsart der Dogmen und ſelbſt der Moral? Wie oft hat ſich dieſe ganz unvermerkt geändert, wenn auch die nämlichen Ausdrücke, und eben die Terminologie beybehalten worden? Sind aber die Proteſtanten eben ſo frey, als ſie es ſcheinen wollen; ſind ihnen manche ihrer Obrigkeiten, oder auch manche ihrer

ner Halb- oder Ganzgelehrten, und was noch ſchlimmer iſt, ihr Pöbel nicht fürchterlicher, als ein Pabſt, ſo iſt ihr Betragen kaum zu erklären. Ein den Pabſt für ſeinen Richter erkennender, und allenthalben mit Mönchen, ſeinen und der Aufklärung Erzfeinden, umgebener Erasmus mußte wohl behutſam zu Werke gehen. Allein, wenn Wahrheit, oder was dafür gehalten wird, auch unter frey ſich dünkenden Chriſten nicht ungeſcheut auftreten darf, was ſoll denn dieſe ſo ſehr geprieſene, dieſe auf Freundes und Feindes Koſten ſo theuer errungene Freyheit bedeuten?

Doch da man einmal den Pöbel bibelgelehrt hat machen wollen, oder doch die Sache dahin angeleget hat, daß er es zu ſeyn geglaubt: ſo muß man ſich freylich nicht wundern, wenn in dieſem Stücke weit weniger mit ihm fortzukommen iſt, als mit dem katholiſchen, ja, wenn er großen Theils ſich um ſo tiefer in den Unſinn hinein arbeitet, wie mehr ſich ſeine Lehrer Mühe geben, ihre Religion zu verfeinern, und ſie mit der Vernunft in allen Stücken auszuſöhnen. Dieſe mögen endlich durch ihr vieles Seigern und Feilen heraus bringen, was ſie wollen, ſo wird es entweder eine Sache der Gelehrten bleiben, oder ſie müſſen beſorgen, daß ihnen das Volk ganz entwiſche; daß es ſich entweder ſelbſt Syſteme baue; ſie mögen ſo albern ſeyn, als ſie immer wollen, oder, wenn es einmal ſchüchtern und unruhig gemacht iſt, gar nichts mehr glaube; ſo wie es auch auf der andern Seite wahrſcheinlich iſt, daß durch das viele Ausmärzen des Poſitiven aus der chriſtlichen Religion wenig oder gar nichts mehr von derſelben übrig bleiben wird, und daß dieſe Verbeſſerer zuletzt nichts als Deiſten und Naturaliſten ſeyn werden, nur mit der Bibel unter

dem Arme, anſtatt daß es andere gerade heraus ſagen, daß ſie es ſind.

Sollte es aber bey demjenigen, was Luther gelehret, und was die Augſpurgiſche Confeſſion enthält, ſein Bewenden haben, ſo läßt ſich nichts widerſprechenders denken, als daß man Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, um Freyheit im Denken zu erringen, das iſt, um einige Glaubensſätze weniger zu haben, ſodann aber wieder auf ein neues Syſtem zu ſchwören, und noch dazu in neue faſt abſurdere Streitigkeiten ſich verwickeln zu laſſen, als jene der Scholaſtiker waren: zum Beyſpiele, die von der Ubiquität, oder der Allenthalbenheit des Leibes Chriſti, die von dem Winken oder gänzlichen Leiden des menſchlichen Willens bey dem Bekehrungswerke, von der Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit ꝛc.

Die erſte Folge davon mußte ſeyn, daß dieſe himmelan erhobene Freyheit ein bloßes Wortſpiel war; ſo wie es auch die That ſelbſt hinlänglich bezeuget. Wenn es die Proteſtanten läugnen wollen, ſo müſſen ſie erſt alle Schriften Luthers und ſeiner Anhänger, und von den folgenden Zeiten die Geſchichte des ſogenannten Concordien-Buchs, des Crypto-Calviniſmus, derjenigen Reformationen, die ſie gegen einander ſelbſt vorgenommen, z. B. in der Pfalz und zum Theil im Brandenburgiſchen, hauptſächlich aber alles Andenken des Eides auf ſymboliſche Bücher ſammt tauſend einzelnen Intoleranz-Geſchichten von dem Erdboden vertilgen.

Eine weitere, davon unzertrennliche Folge war, daß man ſich von nun an weit mehr um Syſtem als Wahrheit bekümmerte. „Wir haben ſchon mehrere Collo-

Colloquien mit ihnen (den Evangeliſchen) gehalten, in welchen allen ſie immer beynahe mehr Rückſicht auf ihre Augſpurgiſche Confeſſion als das Evangelium ſelbſt genommen," ſo ſchreiben nicht Katholiſche, ſondern die reformirten Zürcher Theologen f). „Sie geben mit zu viel Uebermuth vor, ſagen die nämlichen, daß ihre Lehre allein die ächte ſey, und eben daher gegen die Schwärmer und Höllenpforten ſiegen werde. Wozu noch kommt, daß ſie nach ſo vielen Jahren, nach ſo vielem indeſſen verbreiteten Licht nie nur ein Wort ändern, oder mildern, geſchweige erſt ihre Irthümer haben ablegen wollen; wobey ſie noch ſelbſt dazu ſetzen, daß ſie kein Haar breit zu weichen gedächten; mit Schwärmern möchten und könnten ſie nichts anders handeln." Die Folgen, die dieſe Theologen daraus ziehen, kann ſich jeder leicht denken. Indeſſen hätte man, nach dieſem zu urtheilen, glauben ſollen, die ſo genannten Calviniſten oder Reformirten müßten die entfernteſten von allem Syſtem, und folglich auch die toleranteſten von allen Menſchen geweſen ſeyn. Allein, die Erfahrung lehrte gerade das Gegentheil; denn es iſt ein ihnen eigenes Streben, ſchreibt Vigilius von Zwichem ſeinem Freunde Hopper, daß ſie diejenige Freyheit, die ſie am Anfange ſo ſehr erhoben, gänzlich zernichten, und weder Katholiſche noch die Anhänger einer andern Lehre neben ſich wohnen laſſen, ja daß ſie ihnen täglich den Tod und das Elend drohen g).

f) Habita ſunt non pauca ab edita illa confeſſione colloquia, in quibus tamen omnibus maior propemodum eius habita eſt ratio, quam ipſius ſacroſancti Euangelii Ieſu Chriſti. *Epiſt. Theolog. Thuric. ad Bezam ap.* CYPRIAN. Abgedrungener Unterricht von der Vereinigung der Proteſtanten in den Beylagen *N.* 4. p. 63.

g) Et Caluinianorum hoc proprium ſit ſtudium, vt libertatem

Wenn man dieſem einſichtsvollen Katholiken, deſſen Schreiben an ſeinen Freund das Gepräge der Redlichkeit und langwieriger Erfahrung durchaus auf ſich tragen, nicht Glauben beymeſſen will, ſo thue man es wenigſtens in Anſehung eines der gelehrteſten und aufgeklärteſten Proteſtanten, des berühmten Grotius. „Man richtete ſich (in den vereinigten Niederlanden), ſchreibt Grotius, nach der Kirchenordnung, wie ſie zu Genf und in der Pfalz hergebracht war. Das iſt aber dabey ſonderbar, daß die Anhänger dieſer Religion die andern weniger toleriren; indem ſie vorgeben, die Obrigkeiten ſeyen nicht nur allein deswegen von Gott angeordnet, damit niemanden an Leib und Gütern Unrecht geſchehe, ſondern auch damit Gott auf die Art, wie er es befohlen, verehrt werde. Viele von denen, die ſich in dieſem Stücke ſaumſelig bezeuget, hätten die Strafe, die der Gottloſigkeit anderer gebührt hätte, ſich ſelbſt zugezogen.“ h) Dieſe Stelle lehrt uns auch deutlich, daß die Holländiſche Toleranz keine Folge von Grundſätzen, ſondern bloß allein der unvermeidlichen Noth geweſen. Der Unterſchied von beyden zeiget ſich auch noch darinn, daß,

tem quam ipſi principio tantum praedicauerunt, omnio tollant, nec Catholicos alteriusque dogmatis ſectatores ſecum habitare patiantur, imo exilium caedemque quotidie eis minentur. VIGLII ZVICHEMI *Epiſt. XVIII. p. 45.*

h) Recepta publice diſciplina quae Geneuae et in Palatinatu Germaniae paſſimque alibi docebatur. Hoc tamen intereſt, quod eiusdem religionis alumni diuerſas minus tolerant: quippe non in hoc tamen a Deo ordinatas ciuitates ac Magiſtratus dictantes, vt a corporibus et poſſeſſionibus iniuriae abeſſent, ſed vt, quo more ipſe iuſſiſſet, eo in commune coleretur, cuius officii negligentes multos poenam aliorum impietati debitam in ſe accerſiſſe. GROTIVS *Annal. de rebus belgicis L. II. p. m. 58.*

daß, weil die Reformirten ſich als ſuperfein und eben ſo klug anſahen, und ſelbſt bey den übrigen Proteſtanten nichts als Dummheit wahrzunehmen glaubten, ihr Bekehrungseifer mit einem unerträglichen Stolz und damit verbundener Härte vergeſellſchaftet war. Man darf es als ſicher und ausgemacht annehmen, daß, wenn ſie nicht dazwiſchen gekommen wären, in Deutſchland kein neuer Religionskrieg mehr würde ausgebrochen ſeyn.

Die praktiſche Religion hat durch die Zurückführung derſelben von dem Aeußerlichen, womit ſie überladen war, auf Empfindung, hauptſächlich aber durch die mit der Beſſerung des Herzens ſo genau verbundene Lehre von der Buße, durch die Einführung der deutſchen Liturgie allerdings vieles gewonnen. Doch wollte es auch in dieſem Stücke, beſonders am Anfang nicht ſonderlich fort. Proſelyten fanden ſich aller Orten, aber wenig Tugend und wahre Bekehrung. König Heinrich von England, Herzog Georg von Sachſen und Kaiſer Ferdinand wußten als Augenzeugen den damaligen Reformatoren nebſt der unter ihnen herrſchenden Uneinigkeit keinen größern Vorwurf zu machen, als die aus ihrem Unternehmen entſtandene Ausgelaſſenheit der Sitten. Wir haben auch von Luthern ſelbſt gehört, wie die meiſten ſeine evangeliſche Freyheit verſtanden. Und in der That konnte es nicht wohl anders ſeyn, Luther mochte von Bekehrung und Buße predigen, was er wollte, daß nicht auf der andern Seite ſeine zu große Erhebung des Glaubens, und die darauf gebaute Sicherheit des Heils, ſeine Declamationen gegen gute Werke und deren Verdienſt, ſeine heftigen Ausbrüche gegen die Tyranney der Kirchenſatzungen, nebſt ſeiner ſtets angeprie-

geprieſenen chriſtlichen Freyheit eben nicht die beſte Wirkung hervorgebracht hätten.

„Auch zugegeben, daß wahr ſey, was Luther lehrt, ſchreibt Erasmus als Augenzeug; da es jedoch aller Orten boshafte Menſchen genug gibt, denen zu jeder Miſſethat nichts anders abgeht, als die Gelegenheit, was läßt ſich wohl unnützeres zur chriſtlicher Frömmigkeit denken, als daß man dem unwiſſenden Pöbel beybringt, und den unerfahrnen Jünglingen einprägt, der Pabſt ſey der Antichriſt, die Biſchöfe und Prieſter ſeyen Unholden und Geſpenſter, die Menſchenſatzungen ſeyen ketzeriſch, die Ohrenbeicht ſey eine Peſt; Werke, Verdienſte, Streben ſeyen ketzeriſche Ausdrücke; es gebe keinen freyen Willen, ſondern alles geſchehe nach den Geſetzen der Nothwendigkeit; es ſey nichts daran gelegen, wie des Menſchen Werke beſchaffen“ i). Man müßte wohl in ſeinem Leben keine Menſchen gekannt haben, wenn man dem Erasmus nicht Beyfall geben wollte. Luther und ſeine Anhänger empfanden es ſelbſt; ſie waren daher bald bedacht, durch beſſere Erziehung und Unterweiſung, als die bisherige war, durch die Einführung einer neuen Kirchendiſciplin, durch Viſitationen, durch Conſiſtorien, und hauptſächlich durch Anrufung

i) Iam vt largiamur eſſe vera, quae docet Lutherus, vt ſunt vbique mali plurimi, quibus ab omne facinus nihil deeſt praeter occaſionem, quid inutilius ad chriſtianam pietatem, quam haec audire vulgus indoctum, haec inſtillari animis adoleſcentum: Pontificem eſſe Antichriſtum, Epiſcopos et Sacerdotes eſſe larvas, conſtitutiones hominum eſſe haereticas, nullum eſſe liberum arbitrium, ſed omnia neceſſitate geri; nihil referre: qualia ſint hominis opera. *L. XIX. p. 630.*

rufung und Zuziehung der weltlichen Obrigkeiten, oder des Brachium ſaeculare, wie ſie es ſelbſt nannten, (obſchon letzteres eben ſowohl mit ihren Grundſätzen von evangeliſcher Freyheit im Thun und Laſſen harmonirte, als Confeſſionen und Symbole mit der Freyheit im Denken,) wieder gut zu machen, was ihre theoretiſchen Sätze mochten verdorben haben. Die düſtere Schwermuth und hauptſächlich der Zwang, der hieraus an vielen Orten entſtanden iſt, würde allen Glauben überſteigen, wenn wir nicht die Ueberbleibſel davon in Kirchenbußen und in öffentlichen Beſchimpfungen vor und nach dem Tode manchmal ſähen, die die Menſchheit empören. Faſt ſollte man glauben, daß ſie weit ärger alles unter die Füße würden gebracht haben, als es irgends zuvor ſeyn konnte, wenn ihre Lehrſätze dazu brauchbarer geweſen wären. „Luther und Calvin, ſagt ein neuerer deutſcher Schriftſteller, haben das Mönchthum verbannt, ſie haben die Klöſter aufgeſchloſſen, und Mönche und Nonnen in die natürliche Freyheit geſetzt; aber ſie hätten gern (wenigſtens in der Folge) die ganze Welt in ein Kloſter verwandelt. Ihre Religion iſt traurig, und macht traurige Menſchen. Mein Freund Trauttmann, der in proteſtantiſchen Ländern von beyden Secten gelebt hat, iſt mir Zeuge davon; nach ſeiner Verſicherung wird jede chriſtliche Secte in eben dem Verhältniſſe trauriger, je mehr ſie ſich von dem Katholicismus entfernt. Lutheraner, Calviniſten, Mennoniten, jede dieſer Secten wird ſtufenweiſe ernſter, ſteifer, ungeſelliger in ihrem Betragen. Der erſte Reformationsgeiſt war ſo menſchenfreundlich, daß er alle Spectakel und öffentliche Ergötzlichkeiten, alle geſellſchaftlichen Spiele, und alle Denkmahle der bildenden und ſchönen Künſte aus ſeinen Gemeinden verbannte. Noch leidet Genf kein Theater; (nach der

letzten

letzten Revolution ſoll eines gebaut worden ſeyn,) noch predigt der evangeliſche Paſtor N. in Hamburg gegen die Komödianten, und noch hält es London für eine Sünde am Sonntag ein Spectakel zu geben. Die Tempel dieſer Secten ſind nackt und kahl. Die Reformatoren ſcheinen eine hübſche Doſis des melancholiſchen Mönchsgeiſtes in ihrem Reformationsgeiſt mit verflochten zu haben, und nach dieſem haben ſie ihre Anhänger gemodelt; die Erde iſt ihnen ein Jammerthal; unter dem Titel der Religion treiben ſie ihre Lebensart bis zu einer niederſchlagenden, freudeloſen Schwermüthigkeit. Nach den Pietiſten, Separatiſten und dergleichen iſt der proteſtantiſche Bauer und Handwerker das traurigſte Geſchöpf in ganz Deutſchland, Holland und der Schweitz."

In Anſehung der Lehre von der Buße iſt es ſonderbar, daß eben dieſelbe, wie ſie von Luthern vorgetragen worden, nun durch diejenigen Meinungen, welche die neuern proteſtantiſchen Reformatoren über die Erbſünde, Erlöſung, Genugthuung Chriſti ꝛc. angenommen, am erſten wegfällt, obſchon er ſelbſt ſein Hauptverdienſt darinn geſetzt, ſie in ihrem wahren Licht dargeſtellt zu haben. Vor demjenigen, was Luther ſeinen Anhängern recht zu käuen gegeben, ſcheint ihnen nun am meiſten zu ekeln; und dennoch ſoll dasjenige nur eine Vollendung von Luthers Werke ſeyn, was ſie jezt beginnen. Allerdings war die Buße durch Ablaßkrämer und geiſtliche Quackſalber ungemein verunſtaltet, ſo wie es auf der andern Seite ebenfalls unläugbar iſt, daß alle katholiſche Theologen vor, zu, und nach Luthers Zeit einſtimmig gelehrt, daß ohne Buße, ohne Bekehrung, ohne veſten Vorſatz ſich zu beſſern kein Nachlaß der Sünden auf irgend eine Weiſe mit oder ohne Ablaß zu erhalten ſey;

wel-

welches ſelbſt die mit dem Ablaß als nothwendige Bedingniß verknüpfte Beicht deutlich an den Tag leget.

Daß übrigens auch der proteſtantiſche Pöbel, ungeachtet des vielen Predigens, ſeit Luthers Zeiten Vorurtheile genug in Anſehung der Buße hege, und daß es in dieſem Stücke nicht viel beſſer als bey den Katholiſchen ausſehe, beweiſen uns die Schriften der größten proteſtantiſchen Theologen; k) und wenn auch hier und da der Unterſchied größer ſeyn ſollte, ſo kommt ſolcher gewiß eher von mehr oder weniger Unterweiſung, als der Religion ſelbſt her. In einem Stücke haben jedoch die Sitten der Proteſtanten, beſonders in Deutſchland, eine Wendung genommen, die man anfangs gar nicht vermuthet hätte; nämlich in Anſehung einer gewiſſen Sparſamkeit, Nüchternheit und Induſtrie, die man faſt als etwas Unterſcheidendes in ihrem Charakter annehmen kann. Ich ſage, in Deutſchland; denn daß der größere Theil der katholiſchen Franzoſen, ſo wie ein Theil der Italiener, ja ſo gar der Spanier, z. B. in Valenzia dieſe Eigenſchaften wenigſtens in eben dem Grade beſitzen, zeiget die Erfahrung. Einzelne Italieniſche Staaten, als Venedig und Genua, ſpielten mit ihrem Katholicismus noch vor der Reformation eine Rolle, an die ſie nie denken dürften, wenn ſie auch zehlmal feinere und einſichtigere Reformatoren, als Luther und Calvin waren, gehabt hätten. Frankreich verlohr vielmehr dadurch, daß es zum Theil der Reformation Gehör gegeben, auf eine Zeit lang faſt ſein

k) Man ſehe z. B. Mosheims Sittenlehre der h. Schrift, I. Theil, Kap. 2. §. IV.

ſein ganzes Anſehen; anſtatt daß zuvor die klügſten Politiker ein für Europa gefährliches Uebergewicht von dieſer Seite beſorgten, mußte es lange Zeit von dem Pabſt und den Spaniern Subſidien-Gelder und Hülfstruppen betteln.

So wie man daraus augenſcheinlich ſieht, daß dieſe Eigenſchaften keine Attribute irgend einer Religion, ſondern vielmehr der Erziehung, Regierung und Landesverfaſſung, des erleichterten oder erſchwerten Abſatzes der Landesproducte, und hauptſächlich des großen Erziehers des Menſchen, nämlich des Verhältniſſes ſeiner phyſiſchen Bedürfniſſe zur Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens ſind, ſo ſehen wir ſelbſt auch in Deutſchland Ausnahmen auf beyden Seiten. Zufällige aus der äußern Kircheneinrichtung entſpringende Hinderniſſe der Induſtrie, und Anläſſe des Müſſigganges wegzuräumen liegt nur an der Regierung, nur mit dem Unterſchied, daß ohne die Dazwiſchenkunft Luthers die Regenten um einige Jahrhunderte eher würden gethan haben, was ſie jezt zu thun anfangen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

In wie weit die Aufklärung dadurch befördert worden.

Noch unbegreiflicher ist, wie man behaupten kann, die Aufklärung überhaupt habe so viel durch die Reformation gewonnen a). Schon muß dieses Angeben darum verdächtig scheinen, weil nun jeder Theil studirte, nicht sowohl um Wahrheit zu finden, als sein System zu vertheidigen. Das schlimmste aber war noch, daß gute Köpfe gleichsam genöthigt wurden, sich mit diesen für immer in dem nämlichen Zirkel sich herum drehenden Zänkereyen abzugeben, wenn sie anders sich Ehre und Aemter erringen wollten. Selbst die von Luthern und seinen ersten Anhängern so sehr verschriene Aristotelische Metaphysik ward nun auch wieder bey den Protestanten herrschend, bloß weil man sie als nothwendig zu dem theologischen Kriege ansah. Ein Glück war es noch, daß sie die orientalischen Sprachen zugleich mit in ihr System aufnahmen, und sie zum Gründe der Bibelerklärung machten. Dadurch geschah es wenigstens, daß dieselbe, besonders in Dingen, die nicht unmittelbar in ihren Lehrbegriff mit einschlugen, und wo noch Freyheit vorhanden war, um ein merkliches erweitert, ja auf einen Grad der Voll-

a) Man trifft hierüber einige vortrefliche Bemerkungen in einem Buch an, wo man sie vielleicht nicht suchen würde, nämlich den so genannten Briefen eines reisenden Franzosen, 2ter Theil, 47ter Brief.

Vollkommenheit gebracht ward, den man zuvor noch nie geſehen.

Allein, derjenige Gebrauch, den man zuvor von alten Sprachen und von claßiſchen Schriftſtellern gemacht, durch ſie Geſchmack und Schreibart zu bilden, und zugleich den Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, ward faſt gänzlich aus den Augen geſetzt. Dem guten Melanchthon, der in dieſem Stücke beſondere Verdienſte um Deutſchland hatte, ahndete es. Er äuſſert daher in den Briefen an ſeine Freunde, unter andern an den Camerarius, eine auſſerordentliche Aengſtlichkeit hierüber, und ſuchte den ſchönen Wiſſenſchaften ſichere Zufluchtsſtätte zu verſchaffen, wo er nur immer konnte. Allein, der nun einmal ſo kriegeriſch gewordene Genius der Zeit vereitelte die meiſten ſeiner Entwürfe; kaum daß man einen oder den andern nach ihm finden kann, der nur im Dunkeln ſeinen Fußſtapfen gefolget.

Allerdings ſind wir nun weiter in den Wiſſenſchaften gekommen, als man vor Luthers Zeiten war; allein, dieſes haben wir unſtreitig der Wiederaufiebung der Philoſophie, in ihrem ganzen Umfange genommen, zu danken. Hier kann alſo keine andere Frage ſeyn, als ob der fanatiſche Sectengeiſt, der aus Luthers Meinungen hervor gewachſen, eher dazu geführt, als es der vor Luthern herrſchende ſanfte, vorurtheilsfreye und mit Geſchmack begleitete Forſchungsgeiſt gethan hätte. Lange hatte man ſich mit trockenen Spitzfindigkeiten abgegeben; woraus man zwar ſchließen konnte, was der menſchliche Verſtand fähig ſey zu thun, wenn er alle ſeine Kräfte anſtrenget, zugleich aber ſehen mußte, wie unnütz all dieſes Anſtrengen ſey, wenn

der

der wahre Gegenſtand, oder die demſelben angemeſſene Art darbey verfehlet wird.

Endlich kamen Männer, die davon überzeugt in Rom und Griechenlands Ruinen nach Weisheit ſpürten, die Werke dieſer aufgeklärten Nationen ſtudirten, dieſelben nachzuahmen ſuchten, und auf einmal ein faſt unglaubliches Licht verbreiteten; beſonders nachdem ihnen die Buchdruckerkunſt zu Hilfe kam, wodurch ſie die Werke der Alten ſowohl als ihre eigenen auf eine zuvor noch nie geſehene Art jedem, der wollte, in die Hände geben konnten. Bey Nationen, die zuvor ſchon eine etwas mehr cultivirte National-Sprache hatten, oder die wegen der Abſtammung der ihrigen von den alten Sprachen auch um ſo eher im Stande waren, die Schönheiten der alten in die ihrige zu übertragen, mußte die Wirkung ungleich ſtärker und verbreiteter ſeyn, als bey andern. Daher hatte auch Italien und ſelbſt Frankreich ſo viel vor andern, beſonders der deutſchen voraus, da indeſſen die letztere einzelne Männer aufzuweiſen hatte, die es durch ihren unermüdeten, der Nation eigenen Fleiß dahin brachten, daß ſelbſt die erſtern unſchlüßig wurden, ob ſie nicht von der Deutſchen noch zu lernen bekommen würden. Reuchlin, Erasmus, und ſelbſt auch einiger Maaßen Hutten gehören unter dieſe Claſſe.

Der Uebergang von der Cultur der Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften zu den ſchönen Künſten war ſo natürlich, daß ſelbſt Deutſchland bereits einen Dürer, Holbein, Cranach ꝛc. aufzuweiſen hatte. Und auch hier mußte Italien wieder den Vorrang haben, da es nicht erſt nach der Analogie fortſchreiten durfte, ſondern ſo gar nebſt den Hilfsmitteln und der Unterſtützung, die ihm die ſchönen Wiſſenſchaften darbothen,

noch Meiſterſtücke aller Arten, die von den Alten herrührten, vor Augen hatte.

Bey den Griechen ſowohl als Römern folgte Philoſophie den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten auf dem Fuße nach, oder ſie war vielmehr ſchon ſtillſchweigend da, nur ohne Theorien und Regeln, ohne Syſteme und Philoſophen, die ſich ausdrücklich dieſes Namens bedienten. Nichts iſt ſchön, als was wahr iſt; das Gefühl des einen kann daher auch nicht verfeinert werden, ohne jenes des andern. Da aber die wenigſten im Stande ſind, ſelbſt Werke zu produciren, welche Meiſterſtücke des Schönen und Wahren ſind: ſo müſſen nothwendig, ſo bald die Seelenkräfte einer Nation rege gemacht worden, Leute kommen, die die Werke der erſtern zergliedern, Schönheits- und Wahrheitsregeln aufſuchen, und in Syſteme bringen. Dieſe Regeln, da ſie der Ab- und Ausdruck unſrer innerſten und geheimſten Empfindungen ſind, müſſen nothwendig auf die Beobachtung der Geſetze, nach welchen die Seele in allen ihren Wirkungen fortſchreitet, und nach welchen die Affecte und Leidenſchaften ſich entwickeln, kurz auf das Studium des Menſchen, und auf jenes der Natur, das iſt, auf wahre Philoſophie führen. Nachdem aber ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte durch die düſtern Religionskämpfe ſelbſt wieder größten Theils verſcheucht wurden, konnte auch ihre Gefährtinn, die Philoſophie, nicht aufkommen, bis der größere Theil der Gelehrten, der theologiſchen Diſpute ſatt, wieder in das ordentliche Geleiſe einlenkte. Wie wenig Gehör fand noch bey ſeinen Zeitgenoſſen der Mann, der dem menſchlichen Verſtande die Bahne vorgezeichnet, die er zu betreten hat, wenn er zu ſeiner wahren Vollkommenheit gelangen will, nämlich der berühmte Baco! Man ſehe

aber

aber auch, womit er seinen eigenen genährt, und ob er seine lichtreichen Ideen aus den theologischen Schriften seines eigenen Alters, oder aus den Schriften der Alten entlehnt.

Wenn, im Ganzen genommen, die Aufklärung durch Luthers Dazwischenkunft eher gehemmt, als befördert ist worden, so trifft dieses doppelt in Ansehung derjenigen zu, die dem alten Religions-System anhängig geblieben sind, als welche nun auf einmal so sehr in die Enge getrieben wurden, daß mehr als zwey Jahrhunderte nöthig waren, bis sie sich wenigstens in Deutschland etwas freyer zu athmen getrauten. Um nicht in den Verdacht der Ketzerey zu kommen, mußte einer entweder ganz schweigen, oder alles vertheidigen, wie es war, oder doch so leise auftreten, damit man ihm ja nicht mit einigem Grunde bemmen konnte, als begünstigte er Ketzerey und Neuerung. Gleichwie überhaupt zwey streitende Parteyen in der Hitze des Disputes sich stäts weiter von einander zu entfernen pflegen, ohne es selbst zu wissen, so geschah es jezt, daß eben deswegen die eine alles für unverbesserlich hielt, weil die andere alles schlimm fand. Wenn manche protestantische Prediger sich lieber die Haut über den Kopf hätten ziehen lassen, als daß sie den Chorrock angelegt hätten, nur weil er bey den Katholischen im Brauch war, so wollten viele Katholische daraus nichts von einem Katechismus hören, nur weil Luther zu erst einen Katechismus bey den Seinigen eingeführet.

Den stärksten Beweis davon giebt uns der Pabst. Da Luther denselben zum Antichrist machte, stellten ihn manche Katholische als Vice-Gott auf. Luther schadete ihm allerdings auf einer Seite, indem das

päbſtliche Anſehen wenigſtens bey ſeinen Anhängern wegfiel. Allein, gleichwie der Baum, wenn man ihm Wurzel und Aeſte auf einer Seite abnimmt, ſich auf der andern um ſo mehr ausbreitet und beveſtiget, ſo wuchs von Seiten der Katholiſchen dem Pabſte wieder zu, was er auf der andern verlohren. Kein Katholik unterſtand ſich von dieſer Zeit an, nur den zehnten Theil deſſen zu ſagen, was mehr als hundert Jahre zuvor Gerſon, Peter von Alliaco und andere mehr vor den Augen der ganzen Welt gepredigt und geſchrieben. Ja vieles, worüber man noch kurz zuvor würde erröthet ſeyn, ward jezt der geſunden Vernunft, der Geſchichte und den Ketzern zum Troz als ewige Wahrheit verkauft. Nicht nur allein den gröbſten Mißbräuchen redete man das Wort, ſondern ſie wurden noch dazu durch künſtliche Sophiſtereyen in Syſteme gebracht; und überhaupt ward in zehn Jahren mehr zur Vertheidigung der unumſchränkten päbſtlichen Macht geſchrieben, als zuvor in hundert.

Selbſt die Monarchen ſtimmten ihr Betragen um. Kaiſer Maximilian hatte bereits den Entſchluß gefaſſet, anſtatt der Aſchaffenburger Concordate eine pragmatiſche Sanction nach dem Muſter der ehemaligen Franzöſiſchen, und nach den Dekreten des Conciliums von Baſel einzuführen; wozu der berühmte Wimpheling ſchon den Entwurf machen mußte. Daß man bey dem Regierungsantritte Karls noch eben ſo gedacht, ja um einen Schritt weiter gekommen war, zeigen die ſogenannten hundert Beſchwerden der deutſchen Nation, die auf dem Reichstag zu Nürnberg ſind aufgeſetzt worden. Allein, je ernſtlicher die Sache mit Luthern ward, und je mehr dieſer gegen alle Gewalt des Pabſtes lärmte, deſto ſtiller wurden die katholiſchen Fürſten, ſo wohl geiſtliche als weltliche, ſo

daß

daß ſich zuletzt alles damit endigte, daß der Kaiſer ſuchen ſolle, die Abſtellung der National-Beſchwerden bey dem Pabſte zu betreiben. Allein, ſelbſt auch der mächtige Karl, obſchon er dem Pabſte manchmal bittere Wahrheiten ſagte, war doch im Ganzen weit zurück haltender, als vor Luthern der geringſte Theolog, wenn von der Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern die Rede war. Zuletzt getraute man ſich kaum mehr das Wort Reformation nur auszuſprechen.

Eine andere Probe gibt uns das Mönchs-Syſtem an die Hand, welches ebenfalls nach der einmal ausgehaltenen Erſchütterung viel veſter da ſtand als zuvor. Es gab wenig Leute, die zur Zeit, als Luther ſeine Neuerung anfieng, nicht wären überzeugt geweſen, daß ſelbiges wenigſtens, wie es war, nicht länger mehr mit dem damaligen Fortſchritte des menſchlichen Verſtandes in allen Arten von Kenntniſſen und dem wahren Wohl der Kirche beſtehen könne. Da Luther meiſtens gewohnt war, dasjenige, was ihm nicht anſtand, von Grund aus zu zerſtören: ſo war die Frage nun nicht mehr wegen der Mißbräuche, ſondern, was von dem Stand an ſich zu halten, ob die Gelübde eine gute, Gott gefällige Sache ſeyen. Die Entſcheidung der Kirche folgte, und dieſer zu Gefallen mußte man die Mönche haben, und forthehalten, ſo wie ſie waren, um nicht ketzeriſcher Grundſätze ſich verdächtig zu machen.

Auch auf einer andern Seite half Luther ihrem Credit wieder auf, indem die übrig gebliebenen durch ſeine heftigen Vorwürfe gezwungen wurden, mehr Eingezogenheit und Regularität in ihre Sitten zu bringen; worauf auch mehr Achtung des Volkes gleichſam von ſelbſt ſich wieder einfand. Endlich kam ihnen je-

ner groſse und merkwürdige Orden, zu deſſen Entſtehung Luther ebenfalls Anlaſs gegeben hatte, nämlich der Jeſuiten zu Hilfe, und diente ihnen zur Stütze. Es iſt zwar auſser Zweifel, daſs dieſer einen groſsen Theil ihrer Reputation an ſich gezogen, oder ſich vielmehr eine neue geſchaffen, die jene aller Mönchsorden weit hinter ſich lieſs; auch entzog er ihnen die Kanzeln auf Univerſitäten und in den Kirchen, und, was den Mönchen am weheſten hätte thun müſſen, wenn ſie im Stande geweſen wären es zu empfinden, die beſten Subjecte. So viel bleibt aber immer richtig, daſs nicht nur allein die übrigen, ſondern auch die Bettelorden, deren eigene Privilegien ſo gar die Jeſuiten auf ſich ausdehnen lieſsen, nun wieder neue Stärke und Veſtigkeit erhielten; indem ſelbſt das Intereſſe der Jeſuiten mit ſich brachte, ſich nicht ganz zu verdrängen, ſondern in einem gewiſſen Abſtande von ihnen fortvegetiren zu laſſen.

Vielleicht hätte man ſich nach einigen Generationen wieder erholet, und wäre auf den alten Standpunct zurückgekehrt, wenn nicht die Erziehung der Katholiſchen beſonders in Deutſchland eine ſolche Wendung genommen, die alles Fortrücken und Streben nach beſſern Einſichten, wo nicht erſtickt, doch äuſserſt erſchwert. Da die Sprachen als die Quelle des ganzen Unheils von den Katholiſchen angeſehen wurden, ſo ward nun alles verabſcheut, was mit den ehemaligen Humaniſten in einiger Verbindung ſtand. Gut Latein und Griechiſch wiſſen machte ſeinen Mann, beſonders wenn er ein Laie war, wo nicht zum Ketzer, doch gewiſs ſo verdächtig, daſs ihm ein eifriger Katholik kaum ſeine Kleider zur Unterweiſung würde anvertraut haben. Erasmus ſelbſt, dem Päbſte, Cardinäle und Biſchöfe bey ſeinen Lebzeiten ſo viele Com-

pli-

plimente gemacht, mußte nach seinem Tode wenigstens seine Schriften brandmarken lassen. Da man aber bey dem allen die Nothwendigkeit einer den Protestanten entgegen arbeitenden Erziehung fühlte: so mußte es außerordentlich angenehm seyn, da sich Leute zu diesem Geschäfte aufstellten, die alles zu leisten versprachen, selbst das nicht ausgenommen, was die Humanisten ehemals gethan, in Ansehung der Rechtgläubigkeit aber nicht nur allein nicht zu dem geringsten Verdachte Anlaß gaben, sondern die noch dazu als die größten Eiferer für eben diese Religion erkannt waren, ja was noch mehr ist, deren Unterweisung dem Bürger und einiger Maßen dem Staate nichts kosten sollte, da sie durch Einziehung eines oder des andern Klosters, welche sie selbst bey dem Pabste zu bewirken wußten, ein für allemal konnten bezahlt und versorget werden.

Daß auch wenigstens am Anfange die Sache sich ganz gut anließ, davon legen selbst gleichzeitige Protestanten das Zeugniß ab, die sich kaum des Wunsches enthalten konnten, ähnliche Einrichtungen bey sich zu haben. Nichts aber giebt es deutlicher zu erkennen, zu was für einer Ueberlegenheit sie hätten gelangen können, als daß diese neuen Ankömmlinge selbst die Protestanten einiger Maßen mit sich fortgerissen, und sie gleichsam gegen ihren Willen gezwungen, die von Luthern so sehr gehaßte Scholastik samt dem Aristoteles wieder hervor zu suchen und zu studiren. Was sollte aber auch einem Corps, das ganz Thätigkeit, ganz von einem Geist beseelt war, das ganz zu einem Zwecke rastlos und mit vereinigten Kräften hinarbeitete, und noch dazu bey seiner Ergänzung jedesmal die Auswahl der besten Köpfe vor sich hatte, unmöglich gewesen seyn? Was hätte man nicht für

Wiſſenſchaften, und alles, was es nur angrief, erwarten ſollen?

Man hatte aber doch dabey eine Menge Sachen vergeſſen mit in den Anſchlag zu bringen. Wird eine ſolche Erziehung nicht zu einſeitig, nicht dem Intereſſe dieſes Corps, wo nicht gänzlich, doch meiſtens angemeſſen ſeyn? wird nicht jenes des Staates darüber entweder vergeſſen, oder doch erſterem untergeordnet werden? Werden einzelne Glieder hinlängliche Freyheit haben, ohne welche nichts oder wenig Gedeihliches bey Wiſſenſchaften zu erwarten; läuft der Staat nicht zuletzt Gefahr, daß das gefährlichſte Monopol juſt aus demjenigen werde, was ihm am ſchätzbarſten ſeyn muß? und muß endlich, wenn man die Sache auch in ökonomiſchen Rückſichten betrachtet, derſelbe nicht allemal zehn Menſchen ernähren, bis einer oder der andere wirkliche Dienſte leiſtet? Wenn vollends ein ſolches Corps Volksaufklärung nicht zuträglich für Religion oder ſeine übrigen Abſichten hält; wenn es einen gewiſſen Grad von Unwiſſenheit gefliſſentlich unterhält, und ſelbſt auch in den Wiſſenſchaften höchſtens ſo viel thut, als ihm nöthig iſt diejenigen, die um ſelbes unmittelbar herum ſind, zu überſehen; wenn die Mönchs-Moral und Anhänglichkeit an Ordensregeln und hergebrachte Maximen alle wahre Philoſophie bey ihm, und eben dadurch auch den Keim davon bey ſeinen Zöglingen erſtickt; wenn ſo gar Ordensregeln den einzelnen Mitgliedern vorſchreiben, ſich nicht zu unterſtehen, etwas neues und von den übrigen Verſchiedenes zu lehren, gerade als hätten die Vorgänger derſelben bereits alles erſchöpft; wenn es mit dem Geiſte zu herrſchen behaftet iſt, und ſchon glaubt eine Unbild zu leiden, wenn es nicht alles in allem iſt; wenn es ſich mehr

ſucht

ſucht fürchten als lieben zu machen; wenn es mehr durch Nebenwege, als durch wahre Verdienſte das Vertrauen des Publikums zu erhalten ſucht; wenn es alles, das ihm entgegen ſteht, durch ſein Gewicht und Anſehen oder auch geheime Kunſtgriffe vielmehr unterdrücken, als durch Belehrung und beſcheidenes Betragen gewinnen will; wenn ſein Eifer für Religion mit Feindſeligkeit und Verfolgungsgeiſt vergeſellſchaftet iſt; wenn es im Grunde alles auf ſich zurück zieht, und noch dazu durch Gelübde an auswärtige Höfe oder Obere gebunden iſt, deren Intereſſe nichts weniger als mit jenem des eigenen Vaterlandes in gewiſſen Fällen übereinſtimmt; mag es auch noch ſo gelehrte und geſchickte einzelne Mitglieder haben, ſo wird doch kaum die wahre Abſicht einer wohl eingerichteten National-Erziehung durch daſſelbe erreichet werden.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Einfluß der Reformation in das politiſche Syſtem von Deutſchland; ob die Kaiſer oder Stände dadurch an Anſehen gewonnen.

Daß nach allem dieſem zu urtheilen, was ſich unter Karln zugetragen, Deutſchland nicht das beſte politiſche Anſehen von auſſen muß gehabt haben, läßt ſich leicht erachten. Der an dem Hofe Ferdinands accreditirte damalige Venetianiſche Bothſchafter Michael Soriano nannte in ſeiner Relation, die er dem Senat nach ſeiner Rückkehr 1556. abgeſtattet, Deutſchland den verderbteſten Staat. a) Zum Erweiſe

a) Guaſtiſſimo et corruttiſſimo.

weiſe deſſen bringt er folgendes bey. „Der Römiſche König ſchreibt einen Reichstag aus,“ ſind ſeine Worte, „den Fürſten iſt es nicht gefällig zu kommen, ſie ſchicken ihre Commiſſarien, und geben ihnen keine Vollmacht etwas zu beſchließen, auch weiß man nicht, was zum Vortrag kommen werde. Der König verlangt, mahnt und bittet; dagegen verlangen auch die Proteſtanten, dringen, rufen und drohen, wenn man ſie nicht vor allem zufrieden ſtelle. Allein hier finden ſich ſogleich unendliche Schwierigkeiten, indem das, was einem Theil gefällt, unmöglich dem andern gefallen kann. Das einzige Mittel wäre, durch die Mehrheit der Stimmen zu entſcheiden; dieſe wollen aber die Proteſtanten nicht gelten laſſen, weil die Katholiſchen ihnen an derſelben überlegen ſind. Indeſſen wollen ſie auch nicht zugeben, daß etwas anders vorgenommen werde, ehe alles, was ſie in Religionsſachen vorbringen, berichtigt ſey; dadurch werden die Reichstäge ſo unordentlich, und ziehen ſich ſo ſehr in die Länge, daß es einem Wunder ähnlich iſt, wenn noch etwas zu Stande kommt. Geſchieht es auch nach unendlichen Schwierigkeiten, ſo bringt ein jeder ſo viel davon zur Vollſtreckung, als ihm beliebig iſt, ohne ſich weder um den Kaiſer, noch den Römiſchen König, noch die Reichsgerichte zu bekümmern.“

„An all dieſen Unordnungen, fährt Soriano fort, iſt die große, und ſo zu ſagen ins Unendliche gehende Zwietracht, die in dieſem Staate herrſchet, Schuld. Nichts von jener zu melden, die zwiſchen den Fürſten ſelbſt wegen der Gränzen, wegen alter Ländertheilungen, Verpfändungen und dergleichen anzutreffen iſt, ſo giebt es eine gleichſam angebohrne zwiſchen eben dieſen Fürſten und den Reichsſtädten, weil die erſtern alles thun, letztere in ihre Gewalt zu bekommen, und

dieſe

dieſe alles, um derſelben zu entgehen. Zwiſchen eben dieſen Städten und den Biſchöfen giebt es noch eine weit größere, weil die Städte ſich meiſtens von der geiſtlichen Gerichtsbarkeit los gemachet, und den Biſchöfen ſo wohl als den übrigen Geiſtlichen ihre Einkünfte geſchmälert haben. Das nämliche können auch die Biſchöfe den weltlichen Fürſten nicht vergeben, ſo wie dieſe noch ingedenk all des Schadens, den ſie von den Biſchöfen im Geiſtlichen und Weltlichen erlitten zu haben glauben, nun ihrerſeits keinen Augenblick ſäumen würden, die Bisthümer ſelbſt zu zernichten, und ihre Güter an ſich zu ziehen, wenn ſie Gelegenheit dazu hätten. Die größte endlich herrſchet zwiſchen den Katholiſchen und Proteſtanten wegen der Religion, indem jeder Theil glaubt, der andere ſey auf ſeinen äußerſten Untergang bedacht. Davon ſollte zwar die Folge ſeyn, daß jeder, wenigſtens unter ſich, in einer genauen Eintracht lebte; allein obgleich dieſes einiger Maßen zutrifft, ſo fehlt es doch auch nicht an Zwiſtigkeiten. Die Biſchöfe zum Beyſpiel ſind in dem Herzen dem Kaiſer und Römiſchen Könige nichts weniger als zugethan; im Gegentheil beklagen ſie ſich laut, man habe ihnen ihre Rechte vergeben, man habe zu wenig auf ihre Vorſtellungen, die ſie auf den Reichstägen gemacht, geſehen, und um von den Proteſtanten Beyſtand zu erhalten, die letztern zu ſehr begünſtiget. Bey den weltlichen katholiſchen Fürſten hindert die Eiferſucht gegen das Oeſterreichiſche Haus, welche ſich ſeit des letztern Glück ungemein gemehrt, daß ſelten ein wahres Einverſtändniß vorhanden iſt. Auch zwiſchen ihnen und den Biſchöfen iſt wegen verſchiedener Beſchwerden und wechſelsweiſer Eingriffe in zeitliche und weltliche Rechte kein wahres Zutrauen. Bey den Proteſtanten kommt nebſt dem alten Mißtrauen zwiſchen

ſchen Fürſten und Städten noch hinzu, daß dieſe glauben, man habe ſie im Schmalkaldiſchen Krieg an die Spitze geſtellt, und zuletzt aufgeopfert.“ Und ſo weiter.

Dieſes von einem Manne, der Beobachtungsgeiſt und politiſche Kenntniſſe beſaß, entworfene Bild hätte jeden auf den Gedanken bringen ſollen, nächſtens müſſe in Deutſchland eine Haupt Revolution erfolgen, ſie möge nun zum Guten oder Verderben deſſelben ausfallen. Allein, nicht nur allein iſt dieſes nicht geſchehen, ſondern die aus allen dieſen Colliſionen entſtandene Gährung ſoll auch dem Reich größere Vortheile gebracht haben, inſonderheit aber von dieſer Zeit her ſich die Freyheit der Stände und der verminderte Einfluß des kaiſerlichen Anſehens in Reichsſachen datiren. Da auch an andern Orten, wo die Neuerung in Religionsſachen ſich eingefunden, innerliche Kriege, und zum Theil wichtige Veränderungen in der politiſchen Verfaſſung entſtanden ſind: ſo glaubt man, die Unterſuchung der Rechte der geiſtlichen Gewalt habe auf jene der weltlichen geführt. So wahr dieſes in einigem Betrachte iſt, ſo wenig hatte man anfangs Zeit ſich damit abzugeben. Die Forderungen der Bauern, die ihren Aufſtand veranlaſſet haben, und die ſchwärmeriſchen Grundſätze der Wiedertäufer waren vielmehr Geburten des anhaltenden Drucks und einer erhitzten Einbildungskraft, als der Unterſuchung im eigentlichen Verſtand. Hätte ſich ſonſt alles in Deutſchland zu Luthers Partey bekannt, ſo würde eben ſo wenig eine Veränderung in politiſchen Dingen und den Grundmaximen der Fürſten vorgegangen ſeyn, als in Schweden und Dänemark etwas ähnliches ſich zugetragen hat. Im Gegentheil, Luther that nicht nur allein groß damit, die Rechte der

Obrig-

Obrigkeiten veſter gegründet, und ſie gegen alle fremde Eingriffe, beſonders jene der geiſtlichen geſichert zu haben; ſondern wie man aus ſeinen erſtern Schriften und Betragen ſieht, hatte er auch die vortheilhafteſten Begriffe von der Macht des Kaiſers.

Allein, da der Kaiſer nebſt vielen Fürſten bey der alten Religion ſtehen blieb; da ſich der eine Theil den ausſchließenden Beſitz der Seligkeit, der andere des Evangeliums und der reinen Wahrheit beymegte; da man es dem Kaiſer zur Pflicht machte, und als eine Gewiſſensſache einſchärfte, daß er als oberſter Schutzherr der Kirche wieder alles in den alten Stand ſetzen, und dem Irrthum und Seelenverderben ſo vieler Menſchen ſteuern müſſe, die andern aber veſt glaubten, ſich nur erſt aus dem Irrthume, Aberglauben, und ſogar der Abgötterey heraus gearbeitet, und den wahren Weg zum Himmel gefunden zu haben; da nebſt dem noch dieſe dafür hielten, die ehemals zur Unterhaltung der Kirchen und Geiſtlichen beſtimmten Güter, wenn ſie auch nicht allemal unter ihrem landesherrlichen Bezirke gelegen waren, zur Pflanzung ihrer jetzigen Religion und zum eigenen Gebrauche verwenden zu dürfen, die Geiſtlichen aber bey ihrem Eigenthume verlangten geſchützt zu werden, und auch bey dem noch nicht mit neuen Geſetzen verſehenen Kammergericht Eingang fanden; da endlich der eine Theil ſeine Meinungen ſo viel möglich zu verbreiten, der andere von ſeinen Gränzen auf alle Weiſe abzuhalten bedacht war: ſo mußte Mißtrauen entſtehen. Aus dieſem wuchſen Bündniſſe hervor, und dieſe leiteten auf die Frage, ob man auch befugt ſey gegen ſeinen Obern ſich zu vertheidigen, wenn dieſer, beſonders in Religionsſachen, Gewalt brauche. Man ward aufmerkſam auf alle Schritte, die der Kaiſer

that, man klagte über Verletzung der Reichsgrundgeſetze, man erſchwerte demſelben ſeine Abſichten auf den Reichstägen dergeſtalt in einem fort, als wenn ein förmlich dazu angelegter Plan vorhanden geweſen wäre, ob es gleich vielleicht nur darum zu thun war, den Arm zu ſchwächen, von dem man einen Streich befürchtete.

Da durch die Trennung des Schmalkaldiſchen Bundes, und den darauf erfolgten Religionsfrieden das Mißtrauen eher vergrößert, als gehoben ward: ſo iſt kein Wunder, daß der nämliche Geiſt und das nämliche Betragen fortdauerte, eben dadurch aber die Rechte der Stände ſtets veſter ſind gegründet worden. Bey dem allen aber, wenn man Thatſachen gegen Thatſachen hält, ſo iſt es augenſcheinlich, daß die Kaiſer weit mehr im Stande waren auszurichten, und es wirklich auch thaten, als zuvor. Die Hauptſchwierigkeit ſetzte es zu allen Zeiten ab, wenn von dem Reiche Beyſtand an Geld und Mannſchaft gefodert ward. Man gehe aber zurück auf die Zeiten, wo der Nahme der Türken das erſte mal in Deutſchland gehöret worden, und ſehe, ob von dem ganzen Reich nur halb ſo viel jemals iſt geleiſtet worden, als zu Karls Zeiten die Proteſtanten allein gethan. Das Reich war nun freylich in zwey Parteyen getheilt, wovon die eine, wenn man es ſo nennen will, kaiſerlich geſinnt war, die andere nicht; indeſſen zeigt uns die Geſchichte deutlich, daß das noch nicht in Parteyen getheilte Reich unter Friderichen III. und Maximilian I. eigentlich gar nichts, oder doch ſo wenig beytrug, daß es mit dem jezigen in gar keinen Vergleich kann geſetzt werden. Jezt hatten die Kaiſer eine Partey, die ihnen entgegen arbeitete, aber auch eine, die ſich um ſo veſter an ſie anſchließen

mußte,

mußte, da ſie zuvor gar keine hatten, und vielmehr der allgemeine Sinn war nichts zu thun.

Selbſt die proteſtantiſche Partey war dem Kaiſer bey weitem nicht ſo entgegen, daß ſie nicht in einzelnen Fällen wäre zu gewinnen geweſen, und zwar auf eine Art, die denſelben wenig läſtig war. Die Städte und der niedere Adel, wenn ſie auch noch ſo proteſtantiſch geſinnt waren, mußten ſich ohnehin ſtäts um kaiſerlichen Schutz umſehen, an einzelnen fürſtlichen Häuſern fehlte es ebenfalls nicht, die dieſes ihrem Vortheile gemäß hielten. Aber auch das ganze Corpus war eben nicht ſo ſchwer zu gewinnen, als man eben glauben möchte. Was die Proteſtanten zu Karls Zeiten verlangten, lief immer da hinaus, ihnen Frieden und Sicherheit zu verſchaffen, das iſt, daß man keine Gewalt gegen ſie brauchen, ſie bey dem Ihrigen und ihrer Religion laſſen, und nicht mit gerichtlichen Proceſſen in Sachen, die damit in Verbindung ſtünden, beläſtigen ſolle; eine Sache, deren Zuſage gewiß dem Kaiſer wenig, allenfalls aber denen Parteyen, die etwas gerichtlich glaubten zu ſuchen zu haben, koſtete. War es vollends um den Vortheil der Proteſtanten zu thun, wie es in eben dieſer Sache wegen Suſpenſion der Kammergerichts-Prozeſſe geſchah, ſo verleiteten ſie den Kaiſer zu einſeitigen Schritten, die das ganze Reichs-Syſtem umkehren, und das kaiſerliche Anſehen unumſchränkt hätten machen müſſen, wenn alles übrige damit harmonirt hätte. Das berüchtigte Reſtitutions-Edict Kaiſer Ferdinands II. iſt im Grunde nichts anders, als eine Copie derjenigen Declarationen, die die Proteſtanten ſich von Karln haben geben laſſen, nur daß erſteres zu Gunſten der Katholiſchen, letztere zu Gunſten der Proteſtanten ausgefer-

tigt waren. Beyde haben eben die Gründe von Legalität und Illegalität für und wider ſich.

Dasjenige, was die Fürſten in Anſehung ihrer eigenen Unterthanen, und ſelbſt auch ihres Adels und der Landſtände gewannen, iſt weit ſichtbarer und zuverläßiger. Von nun an ſieht man mitten unter dem Geſchrey von Freyheit, das allenthalben ertönte, den Bürger und Bauer aller Orten mehr beſchränkt. Erſterer ſchien bereits in mittelbaren ſowohl als unmittelbaren Städten alles Gefühl deſſen verlohren zu haben, was er ehemals war; und letzterer, da er ſich auf einmal in den Kopf geſetzt Herr ſeyn zu wollen, ward durch ſeine Niederlage ſo muthlos gemacht, daß er von nun an alles ertragen lernte, und nicht nur in ſeine alte, ſondern eine noch weit ärgere Knechtſchaft zurück ſank. Nebſt den alten Zinſen von Häuſern und Gütern fiengen nun die Steuern von dem ganzen Vermögen und Einkünften an ziemlich gewöhnlich zu werden. Die Einführung derſelben pflegte kaum in einem Reich und Lande ohne Unruhe abzugehen; allein in Deutſchland, ſo ſehr auch ſonſt die Nation auf Freyheit hielt, geſchah es ſo ſtill und ruhig, daß man kaum die wahre Epoche davon angeben kann.

Religion und Türken waren die zwey Haupt-Artikel, wodurch man dieſe ſonſt ſo bittere Arzney einſchlürfen machte. Die erſtere wirkte inſonderheit auf die Proteſtanten, die, eben da ſie glaubten, weiß nicht was für eine Freyheit durch das Evangelium errungen zu haben, zur Aufrechthaltung des Schmalkaldiſchen Bundes die Seckel ſtets offen halten mußten. Das andere hatte ſeinen Einfluß auf beyde, ſo wohl Proteſtanten als Katholiſche, doch mehr auf letztere, die durch die Gefahr, welche ihrer Religion von innen

und

und außen bevor ſtand, erſchreckt, ungemein willfährig waren, dem Kaiſer zuzuſagen, was er verlangte. Da zu den damaligen Zeiten die Landſtände ohne Vergleich mehr bey dergleichen Dingen zu ſprechen hatten, ſo hieß es noch auf dem Reichstage zu Augſpurg 1530. „weil die eilende Hülf gegen den Türken etwas tapfer und groß, auch ein gemein chriſtlich gut Werk ſey, ſo ſolle und möge ein jeder Churfürſt, Fürſt und Stand ſeine Unterthanen um Hülf und Steuer erſuchen.“ Auf dem Reichstag 1544. wird §. 10. des Reichsabſchieds dieſer Ausdruck, erſuchen, noch beybehalten; allein §. 27. wird ausdrücklich geordnet, „daß von der Anlage niemand ausgenommen ſeyn ſolle, ſondern alle Churfürſten, Fürſten, geiſt- und weltliche Prälaten, Grafen, Freyen, Herren, die vom Adel, auch die Frey- und Reichsſtädte, und alle andere in Städten und auf dem Land, wes Standes, Weſen und Würdens die ſeynd, das Vorgeſchriebene beytragen ſollen.“ Gegen heutige Zeiten gerechnet, war freylich die Anlage noch nicht ſo beträchtlich, aber doch wegen der weit geringern circulirenden Geldmaſſe ziemlich läſtig. Wenn auch dieſe Abgaben nur von Zeit zu Zeit gefordert wurden, ſo gewöhnte man ſich doch allmählig daran; der Anfang hält ohnehin bey dergleichen Dingen am härteſten.

Daß übrigens die proteſtantiſchen Fürſten durch ihre Religion manches in politiſcher Rückſicht gewonnen, iſt keinem Zweifel unterworfen. Ich ſage, die Fürſten; denn die Städte konnten durch all ihren Proteſtantiſmus es nicht wehren, daß ſie nicht täglich mehr in Abnahme verfielen. Die Einziehung der geiſtlichen Güter, die Aufhebung des Mönchſtandes und der Eheloſigkeit der Geiſtlichen, hauptſächlich

aber die verbesserte Erziehung mußten allerdings große Vortheile gewähren. Doch war der Unterschied anfangs nicht sonderlich merklich, und würde es auch in der Folge kaum gewesen seyn, wenn nicht die protestantischen Fürsten Gelegenheit gefunden, ganze Bisthümer und Länder an sich zu ziehen, und die Katholischen nicht selbst eines Theils durch ihre Intoleranz denselben ihre eigenen Unterthanen dem Tausend nach zugejagt hätten, andern Theils aber die Erziehung der noch übrigen zu sehr versäumt hätten. Jezt, da die Lücken meistens wieder ausgefüllt sind, wird es einem katholischen Landesherrn, der seine Rechte und das Wohl seiner Länder kennt, eben nicht zu schwer seyn, das Versäumte nachzuholen, ja in manchen Stücken das Capital sammt Interesse zu erheben.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Reichs-System überhaupt. Kammergericht. Peinliche Halsgerichtsordnung. Religionsfriede. Reichstäge. Miliz. National-Wohlstand.

Daß im übrigen das Reichssystem sich fast ganz ähnlich geblieben, sieht man schon daher, daß kaum eine Art von Privilegien und Rechten, von Ertheilung und Bestätigung churfürstlicher und fürstlicher Regalien an bis auf die sogenannten Panis-Briefe, die Karl wieder häufiger in Gang brachte, als je ein Kaiser zu erdenken ist, die man nicht auch von ihm antreffe. Sein oberrichterliches Amt übte derselbe ebenfalls im vollen Maße aus. So oft er sich in Deutschland aufhielt, hatte er ein eigenes Hofgericht

bey

bey sich, das Parteyen abhörte, und die angebrachten Rechtshändel entschied, wovon die Protokolle großen Theils noch wirklich vorhanden sind. Wenn Karl beständig in Deutschland geblieben wäre, so würden wir auch unter ihm einen beständigen Reichshofrath wahrnehmen.

Für das Kammergericht war kaum ein Kaiser so besorgt als Karl; und man kann ihn wahrhaft als den zweyten Schöpfer und Wiederhersteller desselben ansehen. Hätte er eigennützig handeln wollen, so wäre dieß die beste Gelegenheit gewesen, alle Streitsachen an seinen, oder in seiner Abwesenheit an den Hof seines Bruders zu ziehen; da doch die Stände, wenn er ihnen selbst die Sache überlassen hätte, nie unter sich würden überein gekommen seyn. Die merkwürdigste Veränderung, die sich übrigens mit demselben zugetragen, besteht ohne Zweifel darinn, daß die Protestanten durch den Passauer Vertrag das Recht und die Fähigkeit zu Beysitzerstellen erhalten haben, und daß endlich auch für den Unterhalt desselben ist gesorgt worden. Anstatt daß manche in einem von dem Kaiser ganz besoldeten Gericht, weiß nicht, was unpolitisches entdecken wollen, war es damals nicht nur allein der Wunsch der Stände, daß der Kaiser das Kammergericht bezahlen sollte, sondern viele wollten es ihm zur Pflicht machen, so daß Karl, nachdem er es lange Zeit wenigstens zur Hälfte unterhalten, im J. 1548. so zu sagen sein ganzes durch den Schmalkaldischen Sieg erworbenes Ansehen dazu brauchen mußte, daß endlich die Stände den ganzen Unterhalt auf sich nahmen.

Auch die peinliche Gerichtsbarkeit hat von ihm ein Denkmahl aufzuweisen, nämlich seine auf dem

Reichstag zu Regenſpurg 1532. verfertigte peinliche Halsgerichtsordnung. Sonderbar iſt, daß gerade dasjenige Geſetz, an das Karl am wenigſten mag gedacht haben, am ſtrengſten, und bis auf den letzten Buchſtaben faſt in ganz Deutſchland ſo lange Zeit iſt beobachtet worden. Wenn je etwas ſich nach der Verſchiedenheit der Zeiten, der mit denſelben ſteigenden und fallenden Aufklärung, der Erziehung, den Sitten, und ſelbſt der Möglichkeit und Leichtigkeit, ſich den phyſiſchen Unterhalt zu verſchaffen, richten ſollte, ſo iſt es gewiß die peinliche Gerichtsbarkeit. Allein, es mag nun Anhänglichkeit an das Alte ſeyn, oder daß der unſichtbare Fortſchritt an dieſen Dingen die geſchehene Veränderung nicht leicht bemerken läßt, ſo dachte man bey keiner Sache weniger, als bey dieſer, nur das geringſte hinzu oder davon zu thun.

Schon bey dem erſten Anblicke zeigt es ſich, daß Karls Halsgerichtsordnung ungemein ſtreng ſey; gewiß etwas ſehr auffallendes, daß Deutſchland in ſeiner barbariſchen Kindheit ohne Todesſtrafen beſtehen konnte, und dieſelbe ſo ſehr vervielfältigte, als es ſich ſeinen höhern Graden der Cultur näherte. Zufällige Urſachen machten aber auch, daß die bürgerliche Sicherheit faſt nie ſo viel litt, als eben damals. Da man bereits zahlreiche Kriegsheere in das Feld ſtellte, und nicht nur allein nach geendigtem Krieg, ſondern faſt nach jedem Feldzuge den größten Theil wieder abdankte; ſo war nichts natürlicher, als daß dergleichen Leute, die indeſſen der Arbeit überdrüßig geworden, im Felde aber das damals allgemein eingeführte Rauben und Plündern ſich angewöhnet hatten, daſſelbe auch nach ihrer Heimkunft fortſetzten.

Ein

Ein anderer Umstand ward in den neuern Zeiten fast gänzlich übersehen. Damals, als die Gerichtsordnung gemacht worden, konnte man unmöglich noch wissen, was für eine gewaltige Aenderung in Ansehung des Preises der Dinge das Amerikanische Gold und Silber hervor bringen mußte. Da nun dieses geschehen, so ist es unbegreiflich, daß die Summe Geldes, deren Entwendung der Strang zuerkannt ist, die nämliche bleiben soll, wenn gleich im Verhältniß mit dem Preise der übrigen Dinge ihr Werth um die Hälfte und noch mehr verringert worden. Man irret sich gewaltig, wenn man glaubt, dadurch sey der Sache geholfen, daß das nämliche Geldquantum beybehalten wird, z. B. der Gulden nicht nach dem jezigen, sondern damaligen Fuße: indem es nicht so wohl darauf, als auf den Werth, den derselbe in Ansehung andrer Dinge hat, ankommt, in welcher Rücksicht der Fuß immer der nämliche bleiben kann, der Werth aber um mehr als die Hälfte kann herab gesunken seyn.

Ein neues Reichsgrundgesetz kam unter Karln noch zu den vorigen, welches an Wichtigkeit fast alle andere übertroffen hätte, nämlich der sogenannte Religionsfriede. Ein solcher Friede ist nun freylich etwas, das erst den neuern Zeiten vorbehalten war; indem man kaum zu je einer andern zu den Waffen grief, um selbst glauben zu dürfen, was man wollte, oder andere zu verhindern, daß sie nicht glaubten, was sie wollten, vielleicht aber auch jezt nicht würde gegriffen haben, wenn nicht politische Veränderungen der Neuerung in der Religion sogleich auf dem Fuße gefolgt wären. Nur Schade, daß man auch hier die Bemerkung erfüllt sieht, daß die Menschen, wenn auch die Grundverfassung ihres gesellschaftlichen

Lebens, ihr Wohl und Daſeyn auf einer Sache beruht, ſich dennoch entweder nicht ſo deutlich auszudrücken wiſſen, oder aus Privat-Abſichten vielleicht nicht einmal wollen, daß nicht Streitigkeiten ohne Ende aus eben demjenigen, wodurch ſie haben ſollen gehoben werden, hervor wachſen. So ſehr dieſes überhaupt die Geſchichte bekräftiget, ſo zeiget es ſich doch nie deutlicher, als wo contrahirende Parteyen glauben, von Religion und Gewiſſens wegen einander ſo wenig nachgeben zu dürfen als immer möglich, wie es bey dieſem Frieden der Fall geweſen. Indeſſen da ſelbiger in allen Wahl-Capitulationen und auf allen Reichstägen auf das feyerlichſte beſtätiget ward; da man ihn ſtets im Munde führte, ſtets darauf ſich bezog, und keiner der Verletzung deſſelben wollte ſchuldig befunden werden: ſo iſt doch ſehr wahrſcheinlich, daß er, wo nicht die einzige, doch eine der Haupturſachen mit geweſen, daß es nicht ſo bald zu neuen Gewaltthätigkeiten und einem andern Kriege in Deutſchland gekommen.

Von den Reichstägen haben wir bereits ein dem Original ziemlich ähnliches Bild geſehen. Das beſte war noch immer, daß die Fürſten wenigſtens in dem Verlaufe der Regierung Karls ſich größen Theils in Perſon darauf einfanden, indem Soriano hauptſächlich den berühmten Reichstag von 1555 vor Augen ſcheint gehabt zu haben, welchen juſt die Fürſten vermieden, weil die Materien zu gehäßig waren, und ohne des einen oder andern Theils Beleidigung nicht konnten nur auf eine leidliche Art in das Reine gebracht werden. Ohne dieſe perſönlichen Zuſammenkünfte wäre es nicht anders möglich geweſen, als daß ſie zuletzt, den Verhetzungen und übeln Beſchreibungen ihrer Geiſtlichen zufolge, einander als die größten

Un-

Ungeheuer müßten angesehen, und einer in des andern Vertilgung sein größtes Verdienst müßte gesucht haben; anstatt daß nun der Wein und die Gastmahle die durch Theologie getrennten Gemüther wieder einiger Maßen vereinigten, wozu auch die meistens stärker, als alles übrige, wirkende Aehnlichkeit der Sitten, Charakter und Neigungen das ihrige beytrug. Mgnches Jagdgespräch und die Erzählung der dabey bestandenen Abentheuer fruchtete vielleicht in diesem Stücke mehr, als die weisesten Bemerkungen über Toleranz, die man hätte machen können; wozu noch kam, daß die katholischen und protestantischen Familien damals noch alle mit einander verwandt waren, anstatt daß sie sich in der Folge von wechselsweisen Heurathen meistens enthalten haben.

Daß übrigens auf deutschen Reichstägen so viel von Religionssachen sollte gesprochen werden, als damals geschah, ist ein Wunderding, das die Aeltervater eben dieser Fürsten, die weder schreiben noch lesen konnten, und darum gewiß nicht minder brav, redlich und bider waren, eben so wenig würden geglaubt haben, als wenn man ihnen vorgesagt hätte, es würde eine Zeit in Deutschland kommen, wo der Harnisch nicht nur allein nicht mehr die Hauptzierde eines Mannes seyn, sondern wo auch die Körper so verzärtelt seyn würden, daß sie unter der Last desselben unterliegen müßten. Nun aber veränderten sich, auf einmal Geist und Körper so sichtbar, daß es auf die wunderbarste Art mit den vorigen Zeiten absticht; und was das sonderbarste ist, anstatt daß man sonst den Körper durch Reiten, Fechten und Turniere zum Streit abzuhärten suchte, so brauchte man nun, ob man gleich die körperlichen Uebungen nicht ganz aus

der Acht ließ, fast noch mehr Sorgfalt, den Geist zum geistlichen Gefechte auszurüsten.

Ob die Sache auf einem Reichstag oder National-Concilium eher wäre beyzulegen gewesen, als durch ein allgemeines, wie so viele dafür hielten, scheint eben nicht schwer zu beantworten zu seyn. Wegen des erstern spricht die Erfahrung so deutlich, als in Ansehung eines allgemeinen Conciliums. So lange jeder Theil glaubte die vollkommene ausgemachte Wahrheit für sich zu haben, und im Grunde nichts anders verlangte, als daß der andere seiner Meinung platterdings entsagen, und sich diejenige seines Gegners solle gefallen lassen, war wohl von einem Reichstag so wohl als Concilium wenig zu erwarten. Ein National-Concilium würde noch dazu in Ansehung seiner Bestandtheile sowohl, als der Art zu verfahren so großen Schwierigkeiten, als ein allgemeines, ausgesetzt gewesen seyn, die sich durch kein menschliches Bestreben hätten heben lassen.

Niemand war dabey in einer häkeligern Lage, als der Kaiser. In der Mitte stehen, beyde Theile wenigstens von Gewaltthätigkeiten abzuhalten suchen, beyden Recht angedeyhen lassen, ohne irgend eine Rücksicht auf Religion, und sich dadurch das Zutrauen von beyden Theilen erwerben, war zwar ein schönes Ideal, aber zugleich das Mittel, das Zutrauen, wo nicht von allen beyden, doch von einem sicher zu verlieren. Wenn man Menschen je überzeugen könnte, besonders in Religionssachen oder Dingen, die dahin einschlagen, daß sie Unrecht hätten, so ließe sich wohl nichts schöners denken; allein, so lange jeder vest glaubt, daß er Wahrheit und Recht auf seiner Seite habe, so wird er es auch als ein Unbild

anſehen, wenn man ſich nicht für ihn erklärt. Man mochte einen Theil hören, welchen man wollte, ſo hatte er den klaren Buchſtaben und Sinn des Religionsfriedens für ſich, ſo daß dem Kaiſer nichts übrig blieb, als die Execution. So geſetzwidrig dieſe in einzelnen Fällen möchte geweſen ſeyn, ſo würde ſie doch jeder gern, nur nicht gegen ſich verhängt geſehen haben. Eine betrübte Folge der in ein ſo wichtiges Geſchäft, als jenes der Religion war, eingedrungenen Chicanen-Sucht war, daß man alles, es mochte ſo gering ſeyn, als es wollte, auf den Religionsfrieden hinzog, und ſo gleich über Verletzung deſſelben von beyden Seiten klagte. In ſolchem Falle würde eine einſtimmige Erklärung der ſtreitigen Puncte ein vortrefliches Mittel geweſen ſeyn, Frieden und Einigkeit zu erhalten; allein, eben ſolche war entweder ganz und gar in der damaligen Lage unmöglich, oder wenn eine zu Stande gekommen wäre, würde es kaum auf eine andere Weiſe geſchehen ſeyn, als eine ſolche, die Stoff zu neuen Streitigkeiten gegeben hätte.

Eine ewige Beſchäftigung der Reichstäge war auch die Matrikelſache, die nothwendig bey den mehrmals bewilligten Beyträgen in Bewegung kommen mußte. Zu Maximilians und ſeiner Vorfahren Zeiten drang man mehr auf den ſo genannten gemeinen Pfenning, welcher eine beſtimmte Abgabe von dem Vermögen und Einkünften eines jeden war, er mochte Fürſt oder Graf, Bürger oder Bauer oder Jud, geiſtlich oder weltlich ſeyn. Wer mehr Vermögen und Einkünfte beſaß, zahlte auch mehr. So großen Schein der Billigkeit aber auch dieſe Einrichtung für ſich haben mag, eben ſolchen Schwierigkeiten war ſie ausgeſetzt. Daß jeder den zu ſolchem Geſchäfte auf-

gestellten Commissarien sein Vermögen genau entdecken sollte, mußte Privat-Leuten eben so unangenehm seyn, als den Fürsten selbst es seyn mochte, daß man ihre eigenen so wohl als aller ihrer Untergebenen Kräfte und Vermögen sollte übersehen können; zu geschweigen, daß manche eben, weil sie größere Würde im Reich besassen, auch glaubten, weniger streng an die Beysteuer gebunden zu seyn, und vielmehr eine Ausnahme zu verdienen. Alles dieses mochte dazu beygetragen haben, daß man in der auf dem Reichstag zu Worms 1521. wegen des bewilligten Römerzugs errichteten Matrikel jedem Stand etwas überhaupt zutheilte. Schon eine flüchtige Uebersicht, hauptsächlich aber der Vergleich des Anschlages der Städte gegen jenen der Chur- und Fürsten, und noch mehr die erstaunliche Menge von Klagen, die dagegen geführt worden, zeigen, daß man sich eben nicht so gar ängstlich an das Ebenmäß gehalten. Daß die Städte damals noch in weit bessern Umständen waren als jezt, ist zwar unstreitig; allein, vieles von ihrer alten Herrlichkeit war bereits verschwunden, und ein wenig Nachdenken über das Vergangene konnte einen leicht wegen des Zukünftigen belehren. Vielleicht hatten manche selbst die falsche Eigenliebe, reicher scheinen zu wollen, als sie waren, um durch die eigentliche Darstellung ihres wirklichen Vermögens ihrem Credite und Ansehen nicht zu schaden. Sonderbar ist, daß auch den Schmalkaldischen Bundesverwandten auf ihren Zusammenkünften fast nichts mehr zu schaffen machte, als die Vertheilung der Anlagen. So einstimmig alle in der Hauptsache waren, so fehlte es doch an keinem Bundstage an Klagen über die Ungleichheit der Beyträge; und eben so merklich ist auch das Bestreben der Größern und Mächtigern, die Last von sich ab- und auf die andern zu wälzen.

So

So wenig übrigens eine so genannte beharrliche Reichs- und Türkenhülfe zu Stande kam, oder ein deutscher Fürst damals noch eine stehende Miliz im eigentlichen Verstand hatte, die er in Kriegsübungen nach seinem Gefallen hätte abrichten können: so findet man doch, daß einzelne deutsche Corps, besonders wenn sie einen tapfern Anführer, als einen Franz von Sickingen, Georg von Freundsperg, Sebastian Schertel hatten, ungemeine Proben von Tapferkeit abgeleget. Nur durfte die Zahlung nicht ausbleiben, weil sodann alles gleich aus einander lief. Die Vertheidigung von Pavia nebst der Schlacht bey dieser Stadt, woran die Deutschen so viel Theil hatten, wird der damaligen deutschen Miliz ewig Ruhm machen. Gleichwie die Deutschen überhaupt sehr geschätzt, und hauptsächlich zur Lieferung der Treffen gesucht wurden, so legt selbst der Spanische Geschichtschreiber Avila, der dem Schmalkaldischen Krieg beygewohnt, das Zeugniß ab, daß sie sehr geschickt in der Auswahl der Lager und in Nehmung einer guten Stellung gewesen.

Warum sie wenig Ehre in Ansehung der Türken eingeleget, hatte seine ganz eigenen Gründe. Wenn das Reich Truppen stellte, so kamen sie selten in gehöriger Zeit und mit der erforderlichen Rüstung zusammen. Da sie von den verschiedensten Herren abhiengen, so war es unendlich härter, eine übereinstimmende Uebung oder einen gewissen Geist von National-Ehre oder Begierde, zu siegen, in sie hinein zu bringen, als es die Anführer der besondern Corps, die nur von ihnen abhiengen, z. B. ein Georg von Freundsperg und andere, konnten. Die Uneinigkeit ihrer Herren selbst, und der bis auf den gemeinen Mann sich verbreitende Religionshaß, so wie die

ver-

verschiedenen Predigten und Gottesdienste im Lager hatten ebenfalls wenig zur Tapferkeit ermunterndes an sich. Soriano bemerkt endlich, daß die Deutschen gewohnt wären, einen unendlichen Troz mit sich zu führen, welches alle ihre Operationen ungemein erschwerte, und sie untauglich machte, dem durch die Dauerhaftigkeit ihrer Pferde bewirkten schnellen Vorrücken der Türken hinlänglich zu begegnen.

Mit den eigenen Truppen des Deutsch-Oesterreichischen Hauses sah es ebenfalls nicht viel besser aus. Der von jeher zwischen den nur erst in ein Reich zusammen geschlagenen und noch nicht an einander gewöhnten Nationen, der Ungarischen nämlich, Böhmischen und Deutsch-Oesterreichischen herrschende National-Haß begleitete die daraus ausgehobene Mannschaft bis ins Feld, so daß nach Bemerkung des mehrmals angeführten Soriano immer ein Theil das größte Vergnügen empfand, wenn der andere auf irgend eine Weise einbüßte. Ja nach eben desselben Zeugniß hatten die Obersten keine größere Sorge, als daß es nicht zwischen ihren Leuten selbst im Lager zur Empörung und zu blutigen Auftritten käme. Jede Nation schimpfte auf die andere, und verachtete sie. Der Ungar wollte dem Böhmen und Deutschen keine Herzhaftigkeit zugestehen, weil er sich, wie er, nicht getraute in einzelne Gefechte einzulassen; und diese sahen, was der Ungar that, vielmehr für ein Spielwerk, als etwas Wichtiges an. Weil auch die Zahlung nie ganz ordentlich und richtig erfolgte, so durfte sich kein Befehlshaber unterstehen, eine Ausschweiffung zu bestrafen, wenn er nicht wagen wollte, daß alle Landesleute des Schuldigen sich insgesammt seiner annehmen, und sich gegen ihn auflehnen möchten.

Sonst

Sonſt bemerken noch die damaligen Schriftſteller von den deutſchen Soldaten, daß ſie ungemein begierig nach Beute waren. Der Spanier zeigte ſich in der erſten Hitze des Sieges oder eines Sturmes blutgierig, der Deutſche vergoß wenig oder gar kein Blut, wenn er nur nach Wunſch Beute machen konnte. Selbſt bey der berühmten Einnahme von Rom begegneten ſie ihren Gefangenen leutſeliger, als es die eifrig katholiſchen Spanier und Italiener thaten, obgleich unter den Deutſchen bereits mehrere Lutheriſchgeſinnte ſich einfanden.

Dagegen ſetzten ſie ſich aber einem andern Vorwurfe aus, daß ſie nämlich gern ſengten und brannten. Ueberhaupt war es Mode bey ihnen, daß, wenn nicht Contribution und Lieferungen nach Wunſch erfolgte, ſo gleich die Brandfackel in die Höhe gehoben ward. Zur Beſorgung dieſes Geſchäftes waren auch noch zu Karls Zeiten eigene Brandmeiſter bey der Armee, welches Amt ſelbſt Schertlin einigemal bekleidete. Man muß jedoch es nicht in dem Sinne nehmen, als wenn man eine eigene Fertigkeit und Geſchicklichkeit im Brennen bey ihnen voraus geſetzt hätte, ſondern ihr Amt kam vielmehr von der Brandſchatzung, die ſie zu beſorgen hatten; wobey es freylich ſelten ohne Brennen abgieng, wie ſchon der Name an den Tag leget. Das übermäßige Fluchen und Schwören hatten ſie mit allen übrigen Nationen gemein, und wurden vielleicht an ausgeſuchten Ausdrücken ſehr oft übertroffen.

Werfen wir noch einen Blick auf den innern Zustand von Deutschland, so werden wir ihn weit erträglicher finden, als manche sich vorstellen möchten. Ein Staat kann, getheilt in Religionsmeinungen, dabey voll Eifersucht und Mißtrauens in Ansehung seines politischen Systems, ohne Credit von aussen und ohne Einfluß auf auswärtige Staatshändel, und dennoch in Ansehung des mehrern Theils seiner einzelnen Mitglieder glücklich seyn; und dieß scheint wirklich der Fall von Deutschland in den damaligen Zeiten gewesen zu seyn. Wir haben Spuren von Wohlstand, mit welchem der heutige, wenn auch bey weitem mehr Geld jezt in Deutschland circuliret, nicht zu vergleichen seyn möchte. Bey einer Nation, deren Sitten noch nicht durch übermäßige Verfeinerung, und zu ungleiche Vertheilung der Reichthümer zum Verderben gestimmt sind, ist der Luxus, wenn er auch das gehörige Verhältniß vielleicht etwas übersteigt, allemal eine Folge und sichere Probe des National-Reichthums.

Daß aber damals Luxus in Deutschland anzutreffen gewesen, ist außer allem Zweifel; selbst die auf öffentlichen Reichsversammlungen gemachten Polizey-Ordnungen von den Jahren 1530, und 1548. klagen darüber. „Die Köstlichkeit der Kleidung, sagen sie, werde durchaus so unmäßiglich gebraucht, daß unter dem Fürsten und Grafen, Grafen und Edelmann, Edelmann und Burgern, Burgern und Bauersmann kein Unterschied erkannt werden möge.“ Daß dieser Luxus nicht bloß relativisch gewesen, sondern wirklich auf kostbare Waaren sich erstreckt, sehen wir daher, weil vermöge eben dieser Polizey-Ordnungen „durch gülden Tücher, Sammet, Damast, Atlas, fremde Tücher, köstliche Zirrete,

rete; Perlen und Unzgold, dero man sich zur Köstlichkeit der Kleidung gebrauche, ein überschwänklich Geld aus Deutschland geführet werde.“ In welchem Lande möchte es wohl heut zu Tage nöthig seyn, dem gemeinen Bauer, Arbeitsmann und Taglöhner vorzuschreiben, „daß er keinerley Gold, Silber, Perlen oder Seiden, ausgestickte Krägen an Hemdern, sie seyen mit Gold oder Seiden ausgestochen, auch kein Brustuch, Straußfedern, oder seiden Hosenbändel, und ausgeschnitten Schuch, noch Barrete, sondern Hut und Kappen an- und auftrage.“ Von der Seide insonderheit ist zu merken, daß sie ohne Vergleich seltener und theurer, als heut zu Tage, war.

Wenn auch der Handel in Abnahme war, welches keinem Zweifel unterworfen, so war er doch noch immer beträchtlich. Auch hatte Deutschland noch ungemeinen Zufluß an Gold durch seine Bergwerke, welche fast aller Orten weit ergiebiger waren, als heut zu Tage. Von dem zu Schwatz in Tyrol sind allein im Jahr 1525. bis 77875 Mark Silbers ausgebracht worden, die dermal einen Werth von mehr als 1,740,000 Gulden betragen.

Eine eigene nur erst eröffnete Quelle war für Deutschland die neue Art Krieg zu führen, da jeder auswärtige Monarch deutsche Truppen in Sold nehmen wollte. Schon die Errichtung eines solchen Corps Truppen brachte Geld ins Land; und wenn sie auch ihren Sold meistens in auswärtigen Feldzügen verzehrten, so waren doch wenige, die nicht etwas am Ersparten oder an Beute mit sich nach Hause brachten. Mancher, wie Sebastian Schertlin, konnte sich so gar Rittergüter dafür kaufen. Gleichwie auf solche Art schon beträchtliche Spanisch-Amerikanische

Geldſummen nach Deutſchland kamen, ſo ließ auch Karl auf ſeinen Reichstägen, wo er ſich mit auſſerordentlicher Pracht und einem übergroßen Gefolge zeigte, ungemein viel zurücke.

Daß unter ſeiner Regierung die Geldmaſſe ſich wirklich in Deutſchland gehäufet, zeigen die auf einmal ungemein geſtiegenen Preiſe der Dinge, und des Arbeitslohns. In den ſchon angeführten Polizey-Ordnungen heißt es, daß die Zehrung bey den Wirthen ſo aufgeſtiegen, und täglich aufſtiege, auch alle Eſſenſpeis ſo übertheuert werde, daß es nicht allein den Gäſten, die die Straßen täglich brauchen müſſen, ſondern auch Churfürſten, Fürſten, und ihren Bothſchaften, und allen Handthierern und Wanderern beſchwerlich. Ueber den erhöhten Lohn der Dienſtbothen, Taglöhner und Bothen werden ebenfalls dort Klagen geführt.

Indeſſen bereitete ſich unter Karln theils durch die Verminderung der Handlung, theils durch die Vervielfältigung der Steuren und Abgaben eine Revolution in Anſehung des Bürgers und Bauers vor, die in der Folge nothwendig in deſſen Glücksumſtände einen Einfluß haben mußte. Der durch die Erfindung des neuen Weges nach Oſtindien gemachte Bruch in die Venetianiſche Handlung wirkte von Zeit zu Zeit mehr auf die mit Venedig in Verkehr geſtandenen Städte von Süddeutſchland; und die auf dem Balthiſchen Meere bis daher faſt allein herrſchenden und ſegelnden Städte des nordiſchen Deutſchlandes bekamen an den Holländern und Engländern Mitbuhler, die ihnen ſtets gefährlicher wurden. Ganz Europa, durch das Beyſpiel von Portugall und Spanien geweckt, ſann auf neue Handlungsplane,

und zum Theil auch auf die Ermunterung inländischer Industrie; wobey nothwendig das ohnehin nach keinem allgemeinen Plan zu Werke gehende, und zum Theil mit fremden Materialien und fremder Industrie seine Handlung treibende Deutschland zu kurz kommen mußte.

Als die Haupthindernisse des innern Handels wurden einerseits noch immer die vielen Zölle, die ohne alle Rücksicht auf das Ganze bloß nach dem Vortheile eines jeden einzelnen Landesherrn erhoben wurden, und von jeher eine Plage und Schande Deutschlandes waren, anderseits aber die großen Kaufmannsgesellschaften angesehen, die durch Vorkauf, oder sonst durch ihr Geld sich wußten Meister von gewissen Gattungen der Waaren zu machen, und sodann die Preise nach Belieben setzten. Allein, die Klagen gegen letztere hörten für sich auf, als durch nähere Verbindung der Europäischen Nationen unter einander, und endlich durch die von den Holländern den inländischen sowohl als ausländischen Kaufleuten abgenommene Concurrenz solche Gesellschaften nicht leicht mehr haben bestehen können. Daß man Deutschland den Auswärtigen in aller Rücksicht weit mehr zinsbar ward, als zuvor diesen Gesellschaften, darüber ward kaum einige Klage geführt, vielweniger für das Gegentheil gesorgt; anstatt daß zuvor auf allen Reichstägen diese Gesellschaften als, weiß nicht, was für National-Gebrechen angesehen wurden, und kaum einer vergieng, wo nicht Gesetze wider sie wären gemacht worden.

Vollſtändiges Regiſter.

A.

Abſchied, der Zuſammenkunft zu Linz, p. 195 *

Achtserklärung, Inhalt der von dem Kaiſer über den Churfürſten und Landgrafen verhängten, p. 60

Agende, oder Vorſchrift in Anſehung des äußerlichen Gottesdienſtes wird in Sachſen publicirt, p. 142 Die daraus entſtandenen Unruhen, ibid.

Alba, Herzog von, ſchlägt den Churfürſten von Sachſen auf der Lochauer Heide, und nimmt ihn gefangen, p. 83

Albrecht, Markgraf von Brandenburg, wird von Karln nach Sachſen geſchickt, p. 77 Von dem Churfürſten gefangen, ibid. Die Urſachen, die Avila angibt, ibid. Wird durch das Schreiben des Churfürſten an Franzen beſtätiget, p. 78 Rüſtet ſich gegen Magdeburg, p. 166 Vereiniget ſich mit Moritzen gegen den Kaiſer, p. 190 Sucht ſein Betragen zu vertheidigen, p. 191 Seine Beſchwerde gegen den Geſchichtſchreiber Avila, ibid. Seine Fehde gegen Nürnberg und die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, p. 201 Setzt den Krieg auch nach geſchloſſenem Paſſauiſchen Vertrag fort, p. 208 Seine letzten Feldzüge, p. 233 et ſeq. Flüchtet nach Frankreich, p. 236

Anecdote in Betreff der Flucht Karls von Inſpruk, p. 196

Anlagen und Steuren, von denſelben, p. 331 u. 32

Antwort der Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg wegen des Colloquiums zu Regenſpurg, p. 27

Aſſecuration, vid. Declaration.

Augſpurg, die Truppen dieſer Stadt ſind die erſten im Feld, p. 59 Ruft den Schertlin ſammt ihren Truppen zu ihrer Vertheidigung gegen Karln zurück, p. 66 Unterwirft ſich Karln, p. 75 Das Stadtregiment daſelbſt wird von Karln abgeändert, p. 139 Ein neuer Reichstag wird von Karln dahin ausgeſchrieben, p. 155 Muß ſich an Moritzen ergeben, p. 194 Der alte Magiſtrat wird wieder eingeſetzt, ibid. Die vertriebenen Prediger zurück berufen, p. 194 Der von Karln angeordnete Rath wird von ihm wieder eingeſetzt, p. 209 Reichstag daſelbſt im Jahr 1554. der erſte Vortrag geſchieht den 5. Febr. 1555, p. 239

Aufklärung, die, wird durch Luthers Dazwiſchenkunft eher gehemmt als befördert, p. 309 et ſeq.

Avila, des Spaniſchen Geſchichtſchreibers, Urtheil von den Deutſchen, p. 68 Die Kenntniß ein vortheilhaftes Lager auszuwählen wird an ihnen gerühmt, ib. Die Urſachen, die Avila wegen Gefangennehmung des Markgrafen Albrecht angibt, p. 77. Beſchwerde des Markgrafen gegen denſelben, p. 191.

B.

Baumgärtner, dem, wird von den Augſpurgern eine Strafe von dreißig Gulden dictirt, weil er ein Kind nach der alten Ordnung taufen laſſen, p. 12

Bedenken der Fürſten auf dem Reichstage zu Augſpurg, p. 105

Bedenken der Städte auf eben demſelben in Betreff des Conciliums zu Trient, p. 108

von Beichlingen, unter ſeiner Anführung ziehen die in franzöſiſchen Dienſten geſtandenen deutſchen Truppen dem Schmalkaldiſchen Bund zu, p. 58

Bergwerke, die deutſchen, p. 337

Böhmen, Unruhen daſelbſt, p. 78 et ſeq. Die Prager, und die aus einigen Kreiſen verſammelten Stände errichten

richten einen beſondern Vertrag, p. 79 Ueberträgen dem Caſpar von Pflug das Ober-Commando, ibid.
Bopfingen unterwirft ſich Karln, p. 69
Bucer, ſeine Antwort auf die Rede des Malvenda von der Rechtfertigung, p. 30
Bündniß, zwiſchen dem Pabſt und Karln kommt ein förmliches gegen die Proteſtanten zu Stande, p. 51
Bündniſſe, die Frage, ob die Fürſten und Stände des Reichs das Recht haben, ſie ohne Gutheiſſen des Kaiſers einzugehen, noch nicht ausgemacht, p. 23 Dergleichen Bündniſſe werden von den Rechtsgelehrten, die Karl an ſeinem Hofe gehalten, für unerlaubt gehalten, ib.
Bund, der Schwäbiſche, an ſeiner Wiederherſtellung wird zu Ulm gearbeitet, kommt aber nicht zu Stande p. 100
Bundsverwandten, die Schmalkaldiſchen, getrauen ſich nicht Herrmannen von Cöln in ihren Bund aufzunehmen, p. 21 Verſtehen ſich auf dem Reichstage zu Worms dazu dem Kaiſer das Herzogthum Braunſchweig zu übergeben, bis der Herzog ſeine Sache durch den Weg Rechtens werde ausgemacht haben, p. 22 Nehmen den Herzog Heinrich von Braunſchweig nebſt ſeinem älteſten Prinzen Karl Victor gefangen, ib. Karln beygebrachte Schilderung ihrer Abſichten, p. 25 Rücken bis Wendingen vor, p. 55 Gehen nach Donauwerth zurück, p. 66 Müſſen ſich nach der Stadt Giengen ziehen, p. 67 Gehen aus einander, ib.
Büren, Maximilian von, muß in den Niederlanden ſo viel Mannſchaft, als möglich, anwerben, p. 24
Burgundiſcher Vertrag, Innhalt deſſelben, p. 135. 136. Wird von den Reichsſtänden veranlaſſet, p. 136
Buße, Lehre der Proteſtanten und Katholiken von derſelben, p. 302

C.

Capitulation, Inhalt der, welche von Heydeck mit der Stadt Magdeburg im Nahmen Moritzens ſchloß, p. 181

Carlowitz, Christoph von, p. 187.
Chorrock, der, erregt hitzige Dispute, p. 143.
Clause, vid. Ehrenberger Clause.
Colloquium, ein neues, wird nach geendigtem Reichstage zu Worms verabredet, p. 13. Wird nach Regenspurg ausgeschrieben, p. 26. Erklärung der Protestanten, warum sie darein gewilliget, ib. Man hat viele Mühe Colloquenten aufzutreiben, p. 28. Hindernisse und Dispute, die sich vor der Eröffnung desselben ereigneten, p. 29 et seq. Nimmt den 5. Febr. 1546 seinen Anfang, p. 30. Geht wegen der von dem Kaiser vorgeschriebenen, und den Protestanten nicht angenommenen Bedingnisse aus einander, p. 31.
Communion, die, unter beyden Gestalten, p. 148.
Concilium, ein allgemeines, wird von den Katholischen auf dem Reichstage zu Regenspurg als das bequemste und fruchtbarste Mittel zur Abstellung des Zwiespaltes in der Religion angesehen, p. 45. Wird auf dem Reichstage zu Augspurg von den Churfürsten und Fürsten als der ordentliche Weg Religionsstreitigkeiten abzuthun betrachtet, p. 105. Die protestantischen Churfürsten wollen es unter den öfter angeregten Bedingungen gehalten wissen, p. 104.
Concilium zu Trient, die Gründe, aus denen sich die Protestanten gegen dasselbe erklärten, p. 2. 3. Die Eröffnung desselben wird auf den 5 März 1545 festgesetzt, p. 3. Warum der päbstliche Hof sich zur Eröffnung desselben entschlossen, p. 3. 4. Die Eröffnung wird durch die Gesandten Karls nach dem von ihm an dieselben ergangenen geheimen Befehle verzögert, p. 18. Die Untrüglichkeit und Allgemeinheit desselben zur Zeit des Reichstages zu Augspurg in Deutschland noch nicht erkannt, p. 106. Karl williget in die Eröffnung desselben, doch soll die Verbesserung der Kirchenzucht am ersten vorgenommen werden, p. 109. Seine

Urſachen, p. 109. 110 Der Pabſt will den Anfang mit Abhandlung der Glaubensſachen gemacht haben, p. 111 Die Gründe, die der Pabſt öffentlich anführt, p. 111 Die übrigen, die Pallavicini anmerkt, ib. Es wird beſchloſſen von Glaubensſätzen und der Verbeſſerung der Kirchenzucht zugleich zu handeln, p. 113 Schreiben der päbſtlichen Legaten an den Pabſt, ib. Fährt ungeachtet der Vorſtellungen Karls in Entſcheidung der Glaubensſätze fort, p. 113 et ſeq. Was die päbſtlichen Legaten veranlaſſet die Verlegung des Conciliums an einen andern Ort in Anſchlag zu bringen, p. 115 Die Urſachen, die der Legat Cervius in ſeinem Schreiben anführt, ib. Der Pabſt ertheilt den Legaten die Erlaubniß mit Einwilligung der verſammelten Väter das Concilium zu verlegen, p. 116 Unwillen des Kaiſers über dieſe Nachricht, ib. Das Betragen und die Geſinnungen des Kaiſers im Gegenſatz jener der Biſchöffe in Anſehung des allgemeinen Beſten der Kirche, p. 117 Die Entſcheidung über die Materie von der Rechtfertigung wird ohne auf Karls weitere Maßregeln zu warten gegeben, p. 118 Einige Reformationsdecrete, ib. Karl ſucht vergebens das Concilium zu Trient zu erhalten, ib. Neue Veranlaſſung für die Legaten, die Verlegung deſſelben bey den Vätern in Vorſchlag zu bringen, p. 119 Warum man das Concilium nicht gänzlich aufheben wollte, ib. Die Verlegung nach Bononien wird endlich unerachtet der Gegenvorſtellung des Cardinals Pachieco beſchloſſen, ib. Karls Unwillen über dieſe Nachricht, p. 120 Das Betragen der Legaten wird von dem Pabſt gebilliget, p. 120 Sein geheimer Wunſch, ib. Die von den päbſtlichen Nuntien angeführten Urſachen, es wieder in Gang zu bringen, p. 155 u. 156 Die Bedingniſſe, unter welchen Julius III. in die Fortſetzung deſſelben williget, p. 156 u. 157 Die

Wieder-

Wiedereröffnung wird verſchoben, p. 178 Wird auf zwey Jahre verſchoben, p. 203
Congregation, die, der Cardinäle ſtimmt für die Fortſetzung des Conciliums, und zwar zu Trient, p. 155
Coſtanz, wird wegen des nicht angenommenen Interim in die Acht erklärt, p. 140 Begibt ſich unter beſtändigen Schutz und die Oberherrſchaft des Hauſes Oeſterreich, p. 140

D.

Declaration oder Aſſecuration, die Ferdinand den Proteſtanten neben dem Friedensinſtrument gegeben, p. 268
Deputirte, die, von Memmingen, Biberach, Ravenſpurg, Kempten, Yßny und Wangen flehen bey Karln um Gnade, p. 72 Ihre Entſchuldigung, ib.
Deutſchlands innerer Zuſtand in dieſem Zeitraum, p. 336
Diedenhofen, Karls daſelbſt geſchloſſener Vergleich mit dem Markgrafen, p. 210 Die von ihm ſelbſt angeführten Gründe, p. 212 Einer der Hauptbeweggründe, p. 212
Dillingen, wird von Karln weggenommen, p. 66
Diſpenſationen, die Proteſtanten wollen von keinen päbſtlichen hören, p. 151
Donauwerth, wird auf Befehl Karls angegriffen und weggenommen, p. 66
Dünkelſpiel unterwirft ſich Karln, p. 69

E.

Egeriſches Bündniß gegen den Markgrafen, p. 221
Ehrenberger Clauſe wird von Schertlin weggenommen, p. 59
Eraſmus Urtheil über die ſogenannte Reformation Luthers, p. 287 u. 288 Von ſeiner Lehre wäre der Uebergang zur heutigen Reformation leichter geweſen, als von der Lehre Luthers, p. 293 Ueber die Lehre Luthers, p. 301

Erich, Herzog von Braunſchweig-Calenberg, wird zu dem Kaiſer geſchickt, p. 226 Seine Vorſtellung an den Kaiſer, ib.
Erlau wird belagert, p. 207
Ermahnung, merkwürdige, Karls an die Biſchöfe, p. 149
Ernſt von Baiern, Erzbiſchof von Salzburg, ſeine dem Kaiſer gegebene Antwort, da dieſer von ihm verlangte, daß er ſeine Theologen nach Regenſpurg ſchicken ſollte, um dem Colloquium beyzuwohnen, p. 27
Erziehung, die, der Katholiſchen, p. 312

F.

Farneſe, dem Cardinal, wird von dem Herzoge von Würtemberg das ſichere Geleite verſaget, p. 12 Negocirt bey Karln Concilium und Krieg, p. 16 Karls durch Granvelle hierüber gemachte Erklärung, p. 17
Ferdinand, der Bruder Karls V., ſucht vergebens einen dauerhaften Frieden mit den Türken zu Stande zu bringen, p. 2 Läßt ſich auf dem Reichstage zu Worms mit den Proteſtanten in eine beſondere Unterhandlung ein, p. 8 Seine Erklärung gegen die Proteſtanten, p. 9 Fällt mit dem Herzog Moritz in die Länder des Churfürſten ein, p. 67 Begnügt ſich mit dem Herzogthum Sagan, p. 85 Ihm wird von den Ständen eine gewiſſe Summe Geldes zur Erbauung und Befeſtigung der Gränzortſchaften zugeſtanden, p. 137 Läßt ſich den Antrag Karls ſeinem Sohn Philipp die Römiſche Kaiſerwürde zu verſchaffen gefallen, p. 170 Die Gründe, die ihn dazu bewogen, p. 170. u. 171 Die Vorſtellung, die er durch den Albrecht von Schlick den Churfürſten davon machen ließ, p. 171 et ſeq. Bekommt Siebenbürgen, p. 189 Krieg mit den Türken, ib. Schickt den Heinrich von Plauen zu Moritzen, p. 186 Warum er das äußerſte that Karln zum Frieden mit Moritzen zu bewegen, p. 199 Begibt ſich

zu Karln nach Villach, ihn zu bewegen, die von den Ständen zu Paſſau entworfenen Puncte ſich gefallen zu laſſen, p. 204 Veranlaſſet das Egeriſche Bündniß, p. 211 Seine Vorſchläge auf dem Reichstage zu Augſpurg in Betreff des Religionsfriedens, p. 259 et ſeq. Seine Erklärung in Betreff des geiſtlichen Vorbehalts, p. 265

Flacius Illyricus, eifert gegen die Sächſiſchen Theologen, p. 142

Formel, vid. Notel.

Frankfurt, wird belagert, p. 205. 208 Die Deputirten dieſer Stadt bitten Karln fußfällig um Gnade, p. 71 Unter welcher Bedingung ſie dieſelbe erhielten, p. 71

Franzens, König von Frankreich, Freundſchaft mit Karln V. wird durch den Tod des Herzogs von Orleans erſchüttert, p. 50 Legt Karln ſo viele Hinderniſſe in den Weg, als er kann, p. 50 Seine und ſeiner Nachfolger Maxime in Anſehung der Anhänger einer neuen Lehre, p. 51 Er verdoppelt ſeine Kräfte die Türken zu einem Bruch zu bewegen, ib. Verräth das Vorhaben Karls die Proteſtanten zu bekriegen dem Landgrafen, p. 52 Iſt über das Glück Karls äuſſerſt aufgebracht, p. 72 Schreiben an ſeinen Geſandten Lacroix, ib. Spricht den Proteſtanten Muth ein, p. 80 Sucht den Pabſt wider den Kaiſer aufzubringen, p. 81 Unterſtützt die Proteſtanten mit Geld, ib. Sein Character im Gegenſatz mit jenem Karls, p. 98

Friderich, Churfürſt von der Pfalz, durch was er ſich die Ungnade Karls zugezogen, p. 70 Karl verzeiht ihm, ib.

Friderich, Graf von Fürſtenberg, ſchlägt das Präſidium bey dem Colloquium zu Regenſpurg aus, p. 29

Freiheit, die von den Proteſtanten himmelan erhobene, ein bloßes Wortſpiel, p. 296 et ſeq.

Friede, unter welcher Bedingung der Kaiſer den von den Bunds-

Bundsverwandten durch den Adam von Trott verlangten Frieden eingehen wollte, p. 68

G.

Geld, fremdes, auf welche Art vieles nach Deutſchland kam, p. 338 Die Maſſe deſſelben häuffet ſich in Deutſchland unter der Regierung Karls V. ib.

Georg von Mecklenburg rückt in das Magdeburgiſche ein, p. 166

Geſandten, der proteſtantiſchen, Karln gemachte Anzeige in Betreff der Kriegsrüſtung, p. 55 Der Geſandten Ferdinands Aeußerung auf dem Reichstage zu Augſpurg, p. 125

Gienger widerräth Karln ein Bündniß mit den Ständen, p. 74 Deſſen Rath in Betreff des Conciliums zu Trient wird von Karln befolgt, p. 107

Glaubensbekänntniß, eine Art deſſelben wird von Melanchthon auf Befehl Moritzens aufgeſetzt, um es dem Concilium zu überreichen, p. 179

Gonzaga, Ferdinand, Statthalter zu Mayland, bemächtiget ſich der Stadt Piacenza, p. 123

Granvelle, ſeine und des Naves Unterhandlungen mit den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Worms, p. 10 Sucht den Churfürſten von der Pfalz und den Landgrafen zu bewegen, wenigſtens dem nächſten Reichstag perſönlich beyzuwohnen, p. 40

Granvelles, des jüngern, Charakter, p. 218 Die Abneigung der Deutſchen gegen ihn, ib. Die Urſache, p. 219 Soll dem damaligen Gerücht nach ſein Vergnügen über den Tod Moritzens durch öffentliche Freudensbezeugung an den Tag gelegt haben, p. 228 Wird öfters von dem Markgrafen der Ketzer Arius genannt, p 239

Grignan, des Franzöſiſchen Geſandten, Aeuſſerung gegen die Proteſtanten, p. 13 Seine geheimen Anträge ſind von der Aeuſſerung verſchieden, p. 14

Grotius, von der Intoleranz der Reformirten, p. 298
Grumbach, Wilhelm von, p. 201

H.

Halsgerichtsordnung, über die peinliche Karls V., p. 326. 327
Hamburger, lassen das Interim öffentlich widerlegen, p. 141
Handlung der Deutschen, Zustand in diesem Zeitraume, p. 338. 339
Heidelberger Verein, p. 220 Die Veranlassung dazu, ib.
Heinrich VIII. König von England, warnet die an ihn geschickten protestantischen Gesandten, ihre Herren möchten auf ihrer Hut seyn, indem Karl mit ihrer Unterdrückung umgienge, p. 24 Sein Charakter im Gegensatz mit jenem Karls, p. 98
Heinrich II., Franzens Nachfolger, nimmt das System seines Vorfahren in Betreff der Protestanten an, p. 99 Bemächtiget sich des Herzogthums Lothringen, der Städte und Bisthümer Metz, Tull und Verdun, p. 200
Heinrich, Herzog von Braunschweig, läßt sich von dem Könige von Frankreich etwas Geld geben, unter dem Vorwande, ihm Truppen gegen die Engländer zu werben, p. 22 Geht mit 1500 Reitern und 8000 Mann zu Fuß in sein eigenes Land, um es wieder einzunehmen, p. 22 Wird von den Schmalkaldischen Bundsverwandten gefangen, ib.
Hermann, Churfürst von Cöln, ein gebohrner Graf von Wied, geht zu den Protestanten über, p. 20 Einige Staatsbetrachtungen über dieses Ereigniß, ib. Wird von dem Kaiser binnen 30 Tagen citirt, p. 21 Soll binnen 60 Tagen zu Rom vor dem Pabst erscheinen, ib. Sucht in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen zu werden, p. 21 Gibt sein Erzstift auf, und bringt sein Leben auf seinen Familien-Gütern zu, p. 75

J.

Jena und Weimar werden von Moritzen den Kindern des ſeiner Würde entſetzten Churfürſten eingeräumt, p. 85

Jeſuiter-Orden, durch ſeine Entſtehung erhält das Mönchs-Syſtem neue Feſtigkeit, p. 311. 312 Die Folgen der demſelben überlaſſenen Erziehung, p. 313. 314

Joachim, Churfürſt von Brandenburg, bringt es bey Karln dahin, daß dieſer das Todesurtheil gegen den Churfürſten aufhebt, p. 43 Sein Schreiben an den Kaiſer in Betreff des Interims, p. 144 Seine Antwort auf die Einladung Karls auf den Reichstag zu Augſpurg, p. 159 Rüſtet ſich gegen Magdeburg, p. 166 Seine Antwort auf den Antrag Karls wegen der ſeinem Sohn Philipp zu ertheilenden Römiſchen Königswürde, p. 176

Johann Friderich, Churfürſt von Sachſen, die wider denſelben in der von dem Kaiſer über ihn verhängten Achtserklärung angebrachten Beſchuldigungen, p. 59 Ueberfällt den Markgrafen Albrecht, und nimmt ihn mit dem größten Theil ſeiner Leute gefangen, p. 77 Wird von den Kaiſerlichen bey Mühlberg auf der Lochauer Heide geſchlagen und gefangen, p. 82. 83 Seine Anrede an den Kaiſer, p. 83 Seine Antwort, als ihm der Kaiſer das Todesurtheil ankündigen ließ, p. 84 Capitulation, welche der Churfürſt unterzeichnen mußte, p. 85 Erhält die Freyheit, p. 205 Wird von Karln gänzlich entlaſſen, p. 209

Johann und Albrecht, die Markgrafen von Brandenburg, nimmt Karl in ſeine Dienſte, p. 54

Jüterbock, von dem daſelbſt geſchloſſenen Vergleich, p. 145

Julius III., ſeine Wahl, p. 154 Macht Karln zur Wiedereröffnung des Conciliums Hoffnung, ib.

Interim,

Interim, daſſelbe wird von Julius Pflug, Michael Helding und Johann Agricola durchgegangen, p. 126 Was darinn von der Prieſterehe und der Communion unter beyden Geſtalten geſagt wird, ib. Einwendung des Cardinals, p. 127 Erklärung der katholiſchen Stände, ib. Der wahrſcheinliche Verfaſſer des unter dem Nahmen Interim bekannt gewordenen Rathſchlags, p. 128 Wird in dem Quartier Karls in Beyſeyn der Stände vorgeleſen, p. 129 Die Vorleſung wird nach einigen Tagen wiederholt, p. 130 Weder das erſte noch das zweytemal macht jemand eine Einwendung, p. 129. 130 Karl ſieht dieſes Stillſchweigen als einen förmlichen Beytritt der Stände an, p. 129 Von Seiten der Proteſtanten war dadurch keine Wiedervereinigung zu hoffen, p. 130 Das Mißfallen der Katholiſchen verdient Verwunderung, ib. Unzufriedenheit des päbſtlichen Hofes, p. 131 Karl läßt den an ihn geſchickten päbſtlichen Nuntius erſt nach Publicirung deſſelben vor, ib. Warum man zu Rom keine ernſtlichere Schritte dagegen gethan, ib. Diejenigen, welche Vorſtellungen dagegen machten, p. 132 Kann an keinem auch noch ſo unbeträchtlichem Orte nach dem Sinne Karls eingeführt werden, p. 152 Entſchuldigungen der Churfürſten und Fürſten auf dem Reichstage zu Augſpurg wegen Nichtbefolgung deſſelben, p. 162 et ſeq.

Indult, in was es beſtand, p. 146

K.

Kaiſer, Macht derſelben in dieſem Zeitraume eher vermehrt als vermindert, p. 320

Kammergericht, die Gründe, warum ſich die Katholiſchen demſelben nicht unterwerfen wollten, p. 3. Geht auseinander, p. 15 Seine Lage, ib. et ſeq. Folgen dieſes Vorfalls, p. 16 Die in Anſehung deſſelben

von

von dem Kaiſer auf dem Reichstage zu Regenſpurg gemachte Propoſition, p. 44 Aeuſſerung der katholiſchen Stände in Betreff deſſelben, p. 46 Auf welche Art die Wiedererrichtung deſſelben auf dem Reichstage zu Augſpurg zu Stande a[illegible]mme, p. 133. 134 Propoſition des Kaiſers auf dem Reichstage zu Augſpurg in Betreff deſſelben, p. 162 Was in Anſehung deſſelben darauf beſchloſſen worden, p. 169 Spricht die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg los, die mit dem Landgrafen eingegangenen Verträge zu halten, p. 216 Biethet verſchiedenen Fürſten auf, den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg beyzuſtehen, allein ohne Erfolg, p. 221 Was ſich in dieſem Zeitraume vorzüglich Merkwürdiges mit demſelben zugetragen, p. 325

Karls auf dem Reichstage zu Worms durch ſeinen Bruder gemachte Erklärung, wegen des Vergleichs in Religionsſachen den Fürgang des Conciliums abzuwarten, das Kammergericht zu beſetzen, und gegen die Türken Hülfe zu leiſten, p. 5. 6 Sucht die Türken zur Ruhe zu bringen, p. 16 et ſeq. Seine durch den Granvelle dem Cardinal Farneſe wegen Concilium und Krieg gemachte Erklärung, p. 16. 17 Seine Abſicht dabey, p. 17 Seine Erklärung bey Aufhebung des Reichstags zu Worms, p. 18 Aeuſſerung gegen den Landgrafen in Betreff des gefangenen Heinrich Herzogs von Braunſchweig, p. 23 Seine Unterredung zu Speyer mit dem Landgrafen, p. 32 et ſeq. Begiebt ſich nach Regenſpurg, p 42 Trifft keinen einigen Fürſten und nur wenige Geſandte an, ib. Läßt ein neues Ausſchreiben ergehen, p. 42 Seine auf dem Reichstage zu Regenſpurg an die Stände gemachte Propoſition, p. 43 Was ihn zur Zeit von einem innerlichen Krieg in Deutſchland abgehalten, p. 45. 46 Es bleibt ihm nichts als entweder Krieg oder gänzliche Ver=

Vernichtung seines Ansehens übrig, p. 51. Schickt den Bischof von Trient nach Rom, um mit dem Pabst ein Bündniß gegen die Protestanten zu schließen, ib. Wendet sich in dieser Sache an Franzen, 52. Bringt den Herzog Moritz von Sachsen auf seine Seite, ib. Machte einen vortheilhaften Eindruck auf jene, die um seine Person waren, 53. Antwort auf die Anzeige der Protestanten wegen der Kriegsrüstung, 55. 56. Was er den zu Regenspurg versammelten Ständen durch seinen Rath den Doctor Viglius sagen ließ, 57. Sucht die Städte von den Fürsten zu trennen, 59. Ist den Protestanten nicht hold, 63. Wünscht eine Wiedervereinigung, ib. Sein Plan, ib. Gewinnt Zeit seine sowohl als die päbstlichen Truppen an sich zu ziehen, ib. Kommt dem feindlichen Heere in dem Marsch gegen Ingolstadt ins Gesicht, 64. Zeigt einen ungemeinen Muth und Standhaftigkeit, ib. Verschanzt sich, und kann den Verbundenen, ungeachtet ihrer Ueberlegenheit, Trotz biethen, 65. Erreicht seine Absicht Meister von der Donau zu bleiben, 66. Zieht die Niederländischen Völker an sich, ib. Seine Ueberlegenheit über die Bundsverwandten wird allgemein anerkannt, 67. Seine Verlegenheit selbst bey seinem Glücke, 73. Denkt ein Bündniß mit den auf seiner Seite gebliebenen und neuerlich ausgesöhnten Ständen zu errichten, 74. Läßt auf Anrathen des Doctor Gienger und seines Bruders Ferdinand von diesem Vorsatze ab, 74. Kehrt nach Ulm zurück, 75. Die Ursache, ib. Bekommt den Churfürsten gefangen, 83. Sucht sich Meister von Wittenberg zu machen, 84. Will nicht, daß seinetwegen der Gottesdienst in Wittenberg nicht gehalten werde, 85. Seine Antwort wegen der Ausgrabung Luthers, 86. Warum er den Landgrafen nicht loslassen wollte, 86. Verachtet den Anschlag einiger seiner Räthe den Landgrafen mit Gift

zu vergeben, p. 97. Zieht durch Franken nach Schwaben, 99. Vortrag auf dem Reichstage zu Augspurg, p. 101. et seq. Ersucht die Stände ihm die Sache wegen des Conciliums zu Trient heimzustellen, 106, 197. Heftet den Haupterfolg seines Sieges an ein Concilium, 109. Sucht durch seinen Gesandten Vega den Pabst zu bewegen die Legaten und Bischöfe von Bononien nach Trient zu beordren, 120. Erklärt sich wegen abschlägiger Antwort gegen den bey ihm sich aufhaltenden Nuntius in sehr harten Ausdrücken, 121. Läßt nochmals dem Pabst durch ein eigenes Schreiben der auf dem Reichstage zu Augspurg versammelten Deutschen Bischöfe Vorstellungen machen, 121. Läßt gegen das Betragen der Legaten und Bischöfe zu Trient und Bononien einige scharfe Protestationen einlegen, 123. Muß sich in Ansehung des Interim erklären, daß es seine Meynung nicht sey, den Katholischen etwas in Ansehung ihrer Religion vorzuschreiben, 127. Ihm wird von Seiten des Römischen Hofes und der Geistlichkeit aufgebürdet, daß er alle geistliche Gerichtsbarkeit an sich gezogen, 133. Läßt den Ständen wegen nicht aufgehobener Gefangenschaft des Landgrafen eine Art einer Vertheidigung vorhalten, 138. Merkwürdige Ermahnung an die Bischöfe, 149. Läßt ein Rescript an die Reichsstände ergehen, 154. Seine Vorstellung an Moritzen und Joachim persönlich auf dem Reichstag zu Augspurg zu erscheinen, 157, 158. Kann den Nachrichten über Moritzens Betragen keinen Glauben beymessen, 180. Seine Antwort, die er den von Moritzen an ihn geschickten Gesandten wegen Erledigung des Landgrafen gab, 182. Merkwürdiges Schreiben desselben an die zu Trient sich befindenden geistlichen Churfürsten, 184. Schreibt die Erledigung des Landgrafen Moritzen zu, 188. Macht gegen die Vorkehrungen Moritzens Gegenanstalten, 189. Wird

von

von Moritzen zu Inſpruck überfallen, und muß ſich zur Nachtszeit flüchten, p. 196. Seine Antwort auf die von Moritzen zu Paſſau vorgebrachten Beſchwerden, 198, 199. Die Gründe, die ihn bewogen einen Frieden zu ſchließen, p. 199. et ſeq. Biethet die Hand zu dem Vertrag zu Paſſau, 203. Vergleicht ſich zu Diedenhofen mit dem Markgrafen, 201. Die von ihm ſelbſt angeführten Gründe, die ihn dazu bewogen, 212. Einer der Hauptbeweggründe, 213. Muß die Belagerung von Metz aufheben, 215. Geht nach Brüſſel, ib. Beruft die vermittelnden Fürſten in der Streitſache zwiſchen dem Markgrafen und den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg nach Frankfurt, 223. Wiederholt die Gründe, die ihn zu einem Vergleich mit dem Markgrafen bewogen, mit einem Beyſatze, 222. Seine Worte bey der Nachricht von dem Tode Moritzens, 228. Was dem Verdacht, daß er des Moritzens Sache unter der Hand gebilliget, Wahrſcheinlichkeit gab, 228. Doch war er ungegründet, 230. Sein Schreiben, worinn er ſich gegen dieſen Verdacht vertheidiget, 231. et ſeq. Ertheilt ſeinem Bruder Ferdinand volle Gewalt auf dem Reichstage zu Augſpurg im J. 1554, 238. Legt die Regierung der Niederlande ab, 274. Seine Rede an die Stände, ib. Meynung verſchiedener über ſeine Beweggründe der Regierung zu entſagen, 274. Entſagt der Regierung Spaniens, 278. Und dem Kaiſerthume, ib. Begiebt ſich in das Kloſter St. Juſt in Spanien, 278. Sein Tod, 279. Wird allgemein gelobet, ib. Seine Eigenſchaften, 280. Iſt der Erhalter und einiger Maaßen der Schöpfer des jezigen Reichs-Syſtems, 282. Ob er ſich unumſchränkt machen, und auf Unkoſten des Reichs vergrößern wollte, 284. Er war begierig nach Ehre, und ein Feind der Schmeicheley, 285. Ob er freygebig oder ein guter Wirthſchafter geweſen, ib. Seine Familie, 286.

Kaſſe, vid. Reichskaſſe.
Katholiſche, die, ſind mit der Erklärung Karls wegen des Vergleichs in Religionsſachen den Fürgang des Conciliums abzuwarten, zufrieden, p. 6.
Krieg, ein innerer in Deutſchland wird als unüberſehbar und unendlich angeſehen, p. 49.
Kriegserklärung, förmliche, wird von den Proteſtanten dem Kaiſer zugeſchickt, p. 62. Nicht angenommen, 63.
Kriegsrüſtung, die in Betreff derſelben von den proteſtantiſchen Geſandten dem Karl gemachte Anzeige, p. 55.
Künſte, die ſchönen, Zuſtand in dieſem Zeitraume, p. 307.

L.

Landfrieden, ein gebeſſerter und erneuerter kommt auf dem Reichstage zu Augſpurg zu Stande, p. 135. Propoſition des Kaiſers in Betreff deſſelben auf dem Reichstage zu Augſpurg, 161.
Landgraf, vid. Philipp, Landgraf von Heſſen.
Lauffen und Giengen, Wortſpiel mit dem Nahmen dieſer beyden Städte, p. 67.
Lauingen, wird von Karln weggenommen, p. 66.
Legaten, päbſtliche, werden nach Deutſchland abgeſchickt, p. 147. Ihre Vollmachten, ib.
Linz, Zuſammenkunft daſelbſt, p. 190. Es wird beſchloſſen, den 26. May auf das neue zu Paſſau nebſt mehreren Churfürſten und Fürſten zuſammen zu kommen, 195. Indeſſen ſollte von den 11 ein friedlicher Anſtand ſeyn, 195.
Luxus, von dem, in Deutſchland in dieſem Zeitraume, p. 336.
Lübecker, laſſen das Interim öffentlich widerlegen, p. 141.
Lüneburger, laſſen das Interim öffentlich widerlegen, 141.
Luthers, Eigenſchaften und Charakter, p. 86. 87. Ob ſeine Reformation die Stufe zu neuen und fernern Reformationen abgebe, p. 289. et ſeq. Oder ob es bey dem, was er gelehrt, ſein Bewenden haben ſolle, 297.

M.

M.

Mainz, wird von Albrechten weggenommen, p. 208. Läßt die Kirchen ausrauben, 200. Das churfürſtliche Schloß verbrennen, ib.
Malvenda, Peter, eröffnet das Colloquium zu Regenſpurg mit einer Rede über die Rechtfertigung, p. 30.
Mandat, vid. Unterthanen.
Manifeſt Heinrichs, Königs von Frankreich, gegen Karln, p. 192. Karls gegen Heinrichen, 192, 193.
Magdeburg, ſetzt ſich dem Interim mit aller Gewalt entgegen, p. 141. Ward ſchon vormals in die Acht erklärt, ib. Nun wird die Oberacht über ſie ausgeſprochen, ib. Die Sache wegen dieſer Stadt in Ordnung zu bringen ein Hauptbeweggrund, warum der Kaiſer den Reichstag zu Augſpurg ausgeſchrieben, 159. Wird von Moritzen förmlich angegriffen, 168. Schlägt die angetragenen Friedensbedingniſſe aus, ib. Capitulirt mit Moritzen, 177.
Mavillaks Schreiben an den König, p. 149.
Maxime Franzens und ſeiner Nachfolger in Anſehung der Anhänger einer neuen Lehre, p. 51.
Melanchthons Ausdruck in Betreff eines innern Krieges in Deutſchland in einem Schreiben an den Biſchof von Augſpurg, p. 49. Räth einige Adiaphora beyzubehalten, 142. Gährung, die dadurch veranlaſſet wurde, 142. Deſſen Schreiben, 290, 291.
Mendoza, Didacus, p. 155. 156.
Metz wird von Karln belagert, p. 214. Die Belagerung wird aufgehoben, 215.
Mordeiſen, Doctor Ulrich, p. 187.
Mönchs-Syſtem, die Urſachen, warum es nach Luther feſter da ſtand, als zuvor, p. 311. et ſeq.
Del Monte, der Cardinal, wird unter dem Nahmen Julius III. zum Pabſt erwählt, p. 154.

Moritz, Herzog von Sachsen, tritt auf Karls Seite, p. 53. Veranlassung dazu, ib. Die zwischen dem Kaiser und ihm verabredeten Puncte, ib. Seine gegen die Deputirten der protestantischen Gesandten zu Regenspurg gemachte Erklärung, 56, 57. Sein Verlangen an den Churfürsten, 76. Erklärt sich wider ihn, 77. Erhält von Karln die Sächsische Churwürde, 88. Will sich äusserlich den Schein geben den kaiserlichen Befehlen nachzukommen, 141. Setzt seine Wittenbergischen und Leipziger Theologen in Verlegenheit, ib. Seine Antwort auf die Einladung Karls auf den Reichstag zu Augspurg, 158. Wird zu Augspurg mit dem Churfürstenthum Sachsen belehnt, ib. Rüstet sich gegen Magdeburg, 166. Man kann sein Betragen nicht begreifen, ib. Hat schon vorher von dem Kaiser das Schutzrecht über das Erzstift Magdeburg erhalten, ib. Man entdeckt den Grund seines Betragens erst in der Folge, 167. Bekommt monatlich eine Summe von 60000 Goldgulden, 168. Seine Antwort auf den Antrag Karls wegen der seinem Sohn Philipp zu ertheilenden Römischen Königswürde, 175. Zweydeutiges Betragen desselben bey der Belagerung von Magdeburg, 177. Läßt sich in der Grafschaft Katzenelenbogen huldigen, 178. Sein Schreiben an den Kaiser in Betreff des sichern Geleites der Protestanten auf dem Concilium, 179. Schließt mit Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser, ib. Schließt mit Magdeburg eine Capitulation, 182. Verspricht persönlich zu dem Kaiser zu kommen, ib. Schickt Gesandte nach Inspruck, wo sich der Kaiser aufhielt, vorzüglich die Erledigung des Landgrafen zu erhalten, ib. Weiß den Verdacht wegen nicht Entlassung der bey Magdeburg gebrauchten Truppen von sich abzulehnen, 183. Schickt über Inspruck Gesandte nach Trient, 184. Sein Entschuldigungsschreiben wegen nicht Erscheinung zu Inspruck

spruck, p. 188. Neue Ausflüchte, ib. Rückt gegen den Kaiser [illegible] das Feld, 189. Sucht sein Betragen durch [illegible]iche Schriften zu entschuldigen, 190. [illegible]ach Linz, 195. Fällt wider den zu Linz [illegible]getroffenen Stillstand in Tyrol ein, 197. Langt zu Inspruck an, ib. Begiebt sich nach Passau, ib. Bringt dort die schon lang in öffentlichen Schriften angeführten Beschwerden wieder von neuem vor, 198. Sagt Ferdinanden einige Truppen zu, wenn der Friede erfolgen sollte, 199. Läßt sich bewegen den Passauischen Vertrag einzugehen, 205. Läßt seine noch übrigen Truppen zu Donauwerth nach Ungarn einschiffen, 207. Thut dort nichts, das sich der Mühe lohnt, ib. Sein Tod, 227. Sein Schreiben an den Bischof von Würzburg, 228. Wodurch er Deutschland mit sich ausgesöhnt, 229.

Moritz, Bischof von Eichstädt, schlägt das Präsidium bey dem Colloquium zu Regenspurg aus, p. 29.

du Mortiers, des Französischen Gesandten, Schreiben an Franz I. p. 81.

N.

Neuburg, die Stadt, ergibt sich an Karln, p. 66.

Naves, seine Erklärung gegen den Ausschuß der Protestanten auf dem Reichstage zu Worms, p. 10.

Nördlingen, unterwirft sich Karln, p. 69.

Notel, oder Formel, die auf dem Reichstage zu Augspurg von dem Ausschusse des Fürsten-Collegiums verfertigte, p. 240. Einwendungen gegen dieselbe von dem Cardinal-Bischof von Augspurg Otto, 240. et seq. Weitere Verhandlungen über einige Artikel derselben, 243. et seq.

O.

Oppenheim, wird von Albrechten geplündert, p. 208.

Otto, Cardinal-Bischof von Augspurg, seine Einwendungen gegen die von dem Ausschusse des Fürsten-Collegiums

ginns auf dem Reichstage zu Augspurg im Jahr 1555. verfertigte Formel oder Notel, p. 240. et seq. Seine förmliche Protestation dagegen, 243.

P.

Parmesanischer Krieg, p. 278.
Parteyen, die katholische und protestantische, zu vereinigen, eine ausgemachte Unmöglichkeit, p. 49.
Paß, vid. Clause.
Passau, die bey den Unterhandlungen daselbst Gegenwärtigen, p. 197. Vortrag des Französischen Gesandten, ib.
Passauischer Vertrag, der, kommt zu Stande, p. 205.
Paulus III. was ihn gegen Karln noch mißtrauischer machte, p. 124. Stirbt, 152. Warum er kein Freund Karls mehr war, 153. Seine Unterhandlung mit den Franzosen, ib. Die Ursache, die er angab, warum Karl das Concilium zu Trient haben wollte, ist ungegründet, ib.
Petrus Aloysius, ein natürlicher Sohn Paulus III. wird ermordet, p. 123.
Pflug, Julius, erwählter Bischof von Naumburg, entschuldiget sich mit der Schwäche seiner Gesundheit dem Colloquium in Regenspurg beyzuwohnen, p. 28. Gibt die wahre Ursache in einem Schreiben an den kaiserli. Sekretair Obernburger an, 28. Wird den übrigen Präsidenten des Colloquiums zu Regenspurg zugesellt, 31.
Philibert, seine Anrede an die Stände, als Karl der Regierung entsagte, p. 274.
Philipp, Landgraf von Hessen, kommt zu Speyer zu Karl V. p. 32. Läßt sich vorher zwey von dem Kaiser unterschriebene Geleitsbriefe einhändigen, ib. Sein durch seinen Kanzler gemachter Vortrag, ib. Weitere Verhandlung, 34. et seq. Sucht den Erzbischof

von

von Cöln zu entschuldigen, p. 38 Seine Gründe, warum er nicht auf dem nächsten Reichstage zu Regenspurg erscheinen könne, 41 Sein Schreiben an König Franzen, 52 Die wider denselben in der über ihn von dem Kaiser verhängten Achserklärung angeführten Beschuldigungen, 63 Will das kaiserliche Lager angreiffen, 64 Vorwurf, den er dem Schertlin macht, 65 Warum er von seinen Bundsgenossen für einen Verräther angesehen worden, 88 Kommt nach Leipzig zu Karl, 89 Reist wieder ab, ib. Unter welchen Bedingungen er sich entschliessen wollte, dem Kaiser Abbitte zu thun, ib. Die Puncte, die der Landgraf eingehen sollte, 89, 90 Werden von ihm angenommen und unterzeichnet, 91 Seine Abbitte an den Kaiser, 92 Einige besondere Umstände bey derselben, ib. Wird gefänglich angehalten, 93 Mißverständniß wegen der Gefangenschaft des Landgrafen, p. 91 et seq. Warum man ihm von Seiten der Protestanten seine Ergebung an den Kaiser nicht verzeihen konnte, 96 Wie lange die Gefangenschaft des Landgrafen dauern sollte, 97 Weiß nur Ein Mittel zur Wiedervereinigung, 125 Seine Befreyung kann weder von Moritzen noch seiner Gemahlinn erbethen werden, 138 Verweiset die Auslieferung des von Karln abgeforderten Geleitsbriefs an seine Landschaft, 139 Erhält die Freyheit, 206 Veränderung seiner Denkungsart, ib. Was er zu dem Zasius sagte, ib.

Philipp, Karls Antrag ihm die Römische Königswürde zu verschaffen, p. 169 et seq.

Philosophie, ihre Verbindung mit den schönen Wissenschaften, p. 308

Piacenza, Ferdinand Gonzaga, Statthalter zu Mayland, bemächtiget sich dieser Stadt, p. 123

Pighinus, Schreiben an den Cardinal Farnese, p. 148

Polizey-Ordnung, eine verbeſſerte, wi[illegible] Reichstage zu Augſpurg abgefaßt, p. 1[illegible]
Polizey-Ordnungen, einige merkwürdige derſelben, p. 336. 337
Prediger, die Sächſiſchen, geben ſich [illegible] Volk wider das Interim aufzubringen, p. 143
Prieſterehe, p. 148
Proteſtanten, der, gegen die Erklärung Karls auf dem Reichstage zu Worms gemachte Aeuſſerung, p. 7 Sind auf dem Reichstage zu Regenſpurg verlegener, als auf den vorigen, 47 Ihre auf die daſelbſt gemachte Propoſition des Kaiſers gegebene Antwort, ib.
Puncte, die, welche zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog Moritz von Sachſen verabredet worden, p. 53

R.

Rathſchlag, der von Luther, Melanchthon ꝛc. an die Schmalkaldiſchen Bundsverwandten ausgeſtellte, p. 292
Ravenſpurg, die kaiſerlich oder katholiſch geſinnten Bürger werden zur Stadt hinaus gejagt, p. 141
von Reckrodt, unter ſeiner und des von Beichlingen Anführung ziehen die in Franzöſiſchen Dienſten geſtandenen deutſchen Truppen dem Schmalkaldiſchen Bund zu, p. 58
Reformation, eine, für die katholiſchen Geiſtlichen wird von Karln bekannt gemacht, p. 132 Folgen derſelben, ib.
Reichskaſſe, gemeine, wird von Karln vorgeſchlagen, p. 137
Reichstäge, von denſelben überhaupt, p. 328
Reichstag zu Worms, wird aufgehoben, p. 18 Die Urſache, ib. Ein neuer nach Regenſpurg ausgeſchrieben, ib.
Reichstag zu Regenſpurg wird von Karln ausgeſchrieben, p. 18 Im Jahr 1546. p. 43 Wird erſtreckt,

vielmehr ein neuer auf den Februar feſt-
8
Augſpurg, p. 101 & seq. vid. Aug-
, von demſelben überhaupt, p. 324
Religionsfreyheit der Unterthanen, was darüber auf dem Reichstage zu Augſpurg verhandelt worden, p. 249 & ſeq. 266 & ſeq.
Religionsfriede, Hauptinhalt deſſelben, p. 270 & ſeq. Einige Bemerkungen über denſelben, 327. 328
Reſervatum eccleſiaſticum, vid. Vorbehalt, geiſtlicher.
Reſolution, der von Karln dem Reichsabſchiede eingerückten, Inhalt, p. 165
Rothenburg, unterwirft ſich Karln, p. 69

S.

Sachſen, Krieg zwiſchen Ferdinand in Verbindung mit Moritzen und dem Churfürſten, p. 77
Schertlin, Sebaſtian, führt einen Theil von den Truppen der Oberländiſchen Städte nach Tyrol, pag. 59 Nimmt die Ehrenberger Clauſe weg, ib. Hat Luſt bis nach Trient durchzudringen, ib. Muß auf Befehl der Bundsräthe den Rückweg an die Donau nehmen, ib. Legt ſich in ſeiner Lebensbeſchreibung den Rath bey, den Kaiſer in ſeinem Lager anzugreiffen, 65
Schreiben des Churfürſten und Landgrafen an den Kaiſer, p. 59 Der Deutſchen auf dem Reichstage zu Augſpurg verſammelten Biſchöfe an den Pabſt, 121 Der zu Paſſau verſammelten Stände an Karln, 204
Schrift, öffentliche, der Proteſtanten, bey Gelegenheit der Kriegsrüſtung des Kaiſers, p. 60
Schmalkaldiſcher Bund, ſeine Verfaſſung, p. 58 vid. Bundsverwandte.
Schmalkaldiſcher Krieg, p. 58 et ſeq.

Schwatz, Ergiebigkeit des ſich dort befindenden Bergwerkes, p. 337
Schwendy, wird von Karln an Moritzen und Joachim abgeſchickt, p. 157
Sebaſtian, Erzbiſchof von Mainz, ſeine dem Kaiſer gegebene Antwort, da dieſer von ihm verlangte, daß er Theologen nach Regenſpurg ſchicken möchte, um dem Colloquium beyzuwohnen, p. 16
Siebenbürgen, kommt an Ferdinand, p. 199
Sieversshauſen, Treffen daſelbſt, p. 227
Sitten, die, der Proteſtanten nehmen eine beſondere Wendung, p. 303 Iſt nicht die Folge ihrer Lehre, 304 Zur Ausgelaſſenheit derſelben gibt die Lehre Luthers Anlaß, p. 299 et ſeq.
Soriano, Michael, ſein Urtheil über die politiſche Verfaſſung Deutſchlands, p. 315 et ſeq.
Soldaten, von den Deutſchen überhaupt, p. 333 et ſeq.
Speyer, Albrecht läßt die Kirche daſelbſt ausrauben, p. 299
Sprache, der Deutſchen, Zuſtand in dieſem Zeitraume, p. 307
Städte, der, merkwürdige Erklärung auf dem Reichstage zu Augſpurg, p. 263. 264
Städte, die Oberländiſchen, ihre Truppen ſind die erſten im Feld, p. 59 Werden von Moritzen aufgefordert zu Augſpurg zu erſcheinen, und ſich zu erklären, ob ſie mit ihm gemeinſame Sache machen wollen oder nicht, 194 Scheuen eine Verbindung mit den Fürſten, ib. Verſtehen ſich zu einigem Geldbeytrag, ib.
Städte, die Niederſächſiſchen, ſtemmen ſich dem Interim entgegen, p. 141
Städte, in den Schwäbiſchen fangen die Prediger an wider Karln zu ſchimpfen, p. 141
Steuern und Anlagen, von denſelben, p. 331. 332

Stifte, die, warum Ferdinand besorgte, daß sie den Protestanten in die Hände fallen möchten, p. 246 Würde noch auf einem andern Weg geschehen seyn, ib.

Straßburg, Forderungen des Markgrafen Albrecht an dieselbe, p. 208

T.

Temeswar geht verlohren, p. 199

Theologen, der reformirten Zürcher, Urtheil von den Protestanten, p. 297

Toleranz, die Katholischen und Protestanten klagen gegenseitig über Intoleranz, p. 12. 13

Truppen, die, des Herzogs von Würtemberg, die ersten im Feld, p 59

Truppen, Deutsche, werden von auswärtigen Monarchen in Sold genommen, p. 337

Türken, die Protestanten wollen sich auf dem Reichstage zu Worms, ehe nicht die beyden Puncte wegen Friedens und Rechtens in Ordnung gebracht wären, in keine Berathschlagung über die Expedition gegen dieselben einlassen, p. 8 Karl ersuchet die Stände auf dem Reichstage zu Regenspurg die auf den vorigen Reichstägen bewilligte Hülfe gegen dieselben nun wirklich zu leisten, 45 Gehen einen fünfjährigen Stillstand ein, 137

U.

Ulm, die Truppen dieser Stadt sind die ersten im Feld, p. 59 Muß eilends mit 3000 Schweitzern und 1500 Mann anderm Fußvolk besetzt werden, 66 Die Deputirten dieser Stadt fallen Karln zu Füßen, 70 Das Stadtregiment daselbst wird von Karln abgeändert, 132 Wird von Moritzen belagert, 194 Das

Gebieth dieſer Stadt von dem Markgrafen ꝛc. das unmenſchlichſte verheeret, 195

Ulrich, Herzog von Würtemberg, ſucht Gnade beim Kaiſer, p. 70 Unter welchen Bedingungen er ſie erhält, 70. 71

Ungarn, Krieg daſelbſt mit den Türken, p. 207

Untertha en, den, des Reichs wird verbothen fremden Potentaten gegen den Kaiſer oder das Reich zuzuziehen, p. 137. 138.

V.

Veltwich, Gerad, wird von Karln nach Conſtantinopel geſchickt, p. 16 Kann von den Türken nur einen jährigen Anſtand erhalten, 51

Verträge, die, welche der Markgraf Albrecht der Stadt Nürnberg, dem Biſchofe von Bamberg und Würzburg abgedrungen, werden von Karln zernichtet, p. 209 Wieder beſtätiget, 210 Die dadurch entſtandenen Unruhen, p. 215 et ſeq.

Viglius von Zwichems Schreiben an ſeinen Freund Hopper, p. 297

Villach in Kränten, Karl begiebt ſich dahin, als er von Inſpruck fliehen mußte, p. 196

Vogelsberger, Sebaſtian, wird enthauptet, p. 158

Vorbehalt, geiſtlicher, Verhandlungen in Betreff deſſelben auf dem Reichstage zu Augſpurg, p. 145. 253 et ſeq. Gründe der Proteſtanten, warum ſie nicht darein willigen konnten, 256 Erklärung Ferdinands in Betreff deſſelben, 265 Weitere Verhandlungen darüber, p. 266 et ſeq.

W.

Weimar und Jena, vid. Jena.

W[illegible]og von Baiern, iſt aus Furcht vor den [illegible]nſchlüßig, ob er dem Kaiſer den Durch[illegible]ppen geſtatten, und ihm Proviant ſollte [illegible]a[illegible]n, 52 Kann durch kein Zureden be[illegible]wogen werden nur Einen Mann zu ihm ſtoſſen zu laſſen, 52 Kommt bey Karln in Verdacht, daß er die Wiedervereinigung mit Fleiß zu hindern ſuche, 127

Winterlager, unter dem Commando des von Heydeck wollen die Bundsverwandten eines in den Oberlanden an einem gelegenen Orte formiren, p. 67 Kommt nicht zu Stande, ib.

Wiſſenſchaften, Zuſtand derſelben in dieſem Zeitraume, p. 306 et ſeq.

Michael Ignaz Schmidts
Kaiſerl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiſerl. Königl. Hausarchivs, und Beyſitzers der Büchercenſur-Commißion

Neuere Geſchichte der Deutſchen

Zweyter Band.

Von Ferdinand dem I. bis Rudolph II.

Vom Jahr 1556. bis 1576.

Ulm, 1786.
in der Stettiniſchen Buchhandlung.

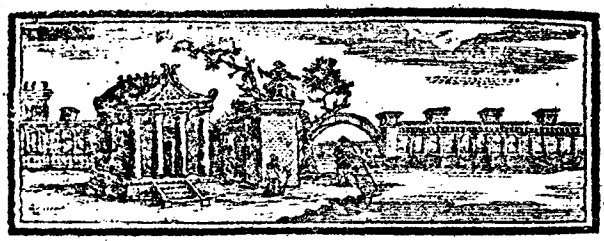
Michael Ignaz Schmidts
Kaiſerl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiſerl. Königl. Hausarchivs, und Beyſitzers der Büchercenſur-Commiſſion

Geſchichte der Deutſchen

Siebenter Theil.

Von Ferdinand dem I. bis Rudolph II.
Vom Jahr 1556. bis 1576.

Ulm, 1786.
in der Stettiniſchen Buchhandlung.



Inhalt

des

zweyten Bandes.

Zweytes Buch.

Ferdinand I. und Maximilian II.

Erstes Kapitel.

Seite

Beschaffenheit von Deutschland. Landsberger Bund. Reichstag zu Regenspurg. 1

Zweytes Kapitel.

Markgräfliche Sache. Tod des Markgrafen. Aufnahme der Fränkischen Einigungsverwandten in den Landsberger Bund. 16

Drittes Kapitel.

Colloquium zu Worms. — — 26

Viertes Kapitel.

Ferdinands Anerkennung als Kaiser. Bewegungen

gen des Römiſchen Hofes dagegen. Endliche Beilegung der markgräflichen Sache.

Fünftes Kapitel.

Reichstag zu Augſpurg. Religionsbeſchwerden beyder Theile gegen einander. Türkenhülfe. Geſandtſchaft nach Frankreich. 46

Sechstes Kapitel.

Speyeriſcher Deputations-Tag. Geſandtſchaft nach Rußland. Grumbachiſche Unruhen. 67

Siebentes Kapitel.

Ausſöhnung des Kaiſers mit dem Pabſt. Unterhandlungen wegen des Conciliums von Trient. Rath, welchen Ferdinand dem Pabſte darüber ertheilt. — 75

Achtes Kapitel.

Bewegungen zu Rom über des Kaiſers Rathſchlag. Wirkliche Anſage des Conciliums. Zuſammenkunft der Proteſtanten zu Naumburg. Ihre Antwort wegen des Conciliums. 88

Neuntes Kapitel.

Eröffnung des Conciliums. Ankunft der kaiſerlichen Geſandten. Großer Streit wegen der Reſidenz der Biſchöfe. — 102

Zehntes Kapitel.

Kaiſerliche Reformations-Artikel. — 111

Eilftes Kapitel.

Unterhandlungen wegen des Vortrags derſelben.

Com-

Communion unter beyden Geſtalten. Betreibung der Reformation. — 125

Zwölftes Kapitel.

Römiſche Königswahl Maximilians II. 148.

Dreyzehntes Kapitel.

Unterhandlungen mit den geiſtlichen Churfürſten wegen des Conciliums. Ankunft des Cardinals von Lothringen zu Trient. 169

Vierzehntes Kapitel.

Der Cardinal von Lohringen zu Inſpruck. Ferdinands Ermahnungen an den Pabſt wegen des Conciliums und der Reformation. 182

Fünfzehntes Kapitel.

Unterhandlungen zu Inſpruck zwiſchen dem Kaiſer und dem Cardinal Moron. Urtheile darüber. — — 188

Sechszehntes Kapitel.

Ferdinands Aeußerungen wegen des Schluſſes des Conciliums. Reformation der weltlichen Fürſten. — — 204

Siebzehntes Kapitel.

Ferdinands Einwilligung in den Schluß des Conciliums. Berathſchlagung zu Wien wegen der Communion unter beyden Geſtalten und der Prieſterehe. — — 217

Achtzehntes Kapitel.

Schluß des Conciliums. — 236

Neunzehntes Kapitel.

Unterhandlungen zu Rom wegen der Communion unter beyden Geſtalten und der Prieſterehe.

Inhalt des zweyten Bandes.

Bewilligung jener, und Verſagung dieſer. Des Kaiſers Tod. — — 243

Zwanzigſtes Kapitel.

Schwierigkeiten des Römiſchen Hofes wegen der Anerkennung des Maximilian als Römiſchen Königs. Gefahr eines Türkenkrieges. 259

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Reichstag zu Augſpurg. Religionsbeſchwerden von beyden Theilen. Grumbachiſche Sache. Türkenhülfe. — — 268

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Krieg mit dem Türkiſchen Kaiſer Solymann. Friede mit deſſen Nachfolger Selim, und dem Siebenbürgiſchen Fürſten Johann Siegmund. 293

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Gothaiſcher Executionskrieg. Ende Grumbachs und ſeiner Anhänger. — 302

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die dem Oeſterreichiſchen Herrn- und Ritterſtande geſtattete öffentliche Uebung der proteſtantiſchen Religion. — — 311

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Deputations-Tag zu Frankfurt. Reichstag zu Speyer. — — 323

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Römiſche Königswahl Rudolps II. und jene des Maximilian zum König von Pohlen. 334

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Reichstag zu Regenſpurg. Wechſelweiſe Religionsbeſchwerden. Maximilians Tod. 349

Neuer.

Neuere

Geſchichte der Deutſchen.

Zweytes Buch.

Ferdinand der Erſte.

Erſtes Kapitel.

Beſchaffenheit von Deutſchland. Landsberger Bund. Reichstag zu Regenſpurg. 1556.

Deutſchland ſtand nun getheilt da in ſeinem Gottesdienſt, und auch den Gemüthern, die ſich einen ewigen Haß geſchworen zu haben ſchienen. Auch an wechſelſeitiger Verachtung, Schimpf und Spottnamen fehlte es nicht: und ſo gar etwas eigenes, welches ſich auf das Aeußere von Sprache, Geberden bis auf die Kleidung erſtreckte, zeichnete beyde Theile aus. Welches Schauſpiel für Maximilian I. und die Fürſten ſeine Zeitgenoſſene würde

es gewesen seyn, wenn sie nun ihre Nachkommen, und überhaupt die Nation wieder auf eine kurze Zeit zu sehen bekommen hätten!

Auf einer Seite befand sich Karls Bruder Ferdinand, und des letztern beyde Schwiegersöhne Herzog Albrecht von Baiern und Wilhelm von Cleve, nebst dem Herzog Heinrich von Braunschweig. Ferdinanden hielt nicht sowohl seine Erziehung in Spanien, und die politische Verbindung mit demselben, sondern ganz andere Ursachen, die wir in der Folge aus seinem Munde hören werden, bey der katholischen Partey. Herzogs Albrechts Vater Wilhelm war bereits der eifrigst katholische Fürst in Deutschland. Seine und Albrechts frühzeitige Bekanntschaft mit den Jesuiten befestigten ihn um so mehr in seiner Religion. Auf dem Convent zu Heidelberg, der zur Ausgleichung der markgräflichen Sache ausgeschrieben war, machte ihm der in seiner Art gelehrte Herzog Christoph von Würtemberg ein Geschenk mit seinem von ihm selbst aufgesetzten Glaubensbekenntniß. Allein Albrecht warf es hinter die Thüre, mit dem Bedeuten, er brauche kein Glaubensbekenntniß von ihm, sie wollten aber dennoch gute Freunde seyn. Da Ferdinand wegen der beständig fortdauernden Türkenkriege sehr glimpflich mit seinen Landständen umgehen mußte: so konnte er auch nicht hindern, daß sich nicht ungemein viele seiner Untergebenen, besonders von dem Adel und dem Bürgerstand, zu der Augspurgischen Confession gewendet; da hingegen Baiern dasjenige Land blieb, wo die Reformation am wenigsten Eingang gefunden.

Der wegen seiner so verschiedenen unter Karls Regierung erlittenen Schicksale berühmte Herzog Heinrich

rich von Braunſchweig war auch in ſeinem hohen Alter eben nicht ungeneigt, ſich mit einzulaſſen, wenn es wegen der Religion und der davon abhangenden Dinge zum Schlagen kommen ſollte; aber nun auch nicht mehr mit dem großen perſönlichen Haß gegen die Proteſtanten erfüllt, beſonders da er nach dem Tode ſeiner ältern Prinzen durch die Neigung des noch übrigen Julius zu dem Proteſtantiſmus wohrgenommen, daß auch ſeine Länder demſelben bald beyfallen würden. Herzog Wilhelm von Cleve hielt ſich zwar zur katholiſchen Partey, aber ohne ſolchen Eifer oder Theilnehmung, daß er der einen oder der andern zu nutzen oder zu ſchaden gedachte. Daß die Biſchöfe faſt durchgehends bey der katholiſchen Religion geblieben, iſt eben nicht zu wundern. So gern ſie anfangs den Pabſt gedemüthigt geſehen, ſo hart mußte es ihnen ankommen, daß ſie die ganze Hierarchie umgeworfen werden, und ihre auf das engſte damit verbundenen Vortheile verlohren gehen ſollten.

Alle übrigen fürſtlichen, ſo wie auch der gröſte Theil der gräflichen Häuſer, faſt alle Reichsſtädte nebſt dem mehrern Theile des niedern Adels hatten Luthers Partey ergriffen. Unter den erſten befanden ſich ſo gar die drey weltlichen Churfürſten: Pfalz, Sachſen und Brandenburg. Durch ihre perſönlichen Eigenſchaften nahmen ſich unter den Proteſtanten beſonders aus: der Churfürſt Joachim II. von Brandenburg, Auguſt von Sachſen, der noch lebende Landgraf Philipp, und Herzog Chriſtoph von Würtemberg. Joachim, nachdem er lange genug an Vereinigungsplanen gearbeitet, und zuletzt noch Mine gemacht hatte, ſich den Schlüſſen des Conciliums von Trient zu unterwerfen, um ſeinem Sohn das Erzbisthum Magdeburg, zu dem er gewählt war, zu verſichern, hielt

sich endlich in diesem Stücke ganz ruhig. August gab sich ebenfalls mit Vereinigungsplanen ab, nicht aber die Katholischen und Protestanten, sondern diese unter sich in Uebereinstimmung zu bringen. Landgraf Philipp war gar der Mann nicht mehr, der er zuvor gewesen, jedoch mehr zu seinem Lobe als Tadel. Die Mäßigung, die sein Gesandter bey den Unterhandlungen über den Religionsfrieden zeigte, macht ihm Ehre, und konnte andern zum Beyspiele dienen. Herzog Christoph war einer der eifrigsten und geschäftigsten Protestanten, die es je gegeben, ohne jedoch mit seiner Religion einen politischen Factionsgeist zu verbinden, oder gar diesen durch jene zu verkleistern, ein daher von beyden Theilen geschätzter Fürst. Die Söhne des unglücklichen Churfürsten Johann Friderich von Sachsen, oder die jüngern Herzoge von Sachsen, wie man sie nannte, zeigten noch den größten Eifer für Luthers Lehre. Dort fanden die hitzigsten Orthodoxen Schutz, und einiger Maßen gab ihr Gesandter noch den Ton unter den Protestanten so wohl bey Errichtung des Religionsfriedens, als einigen folgenden Reichstägen.

Sonst war durch den nur erst geschlossenen Religionsfrieden so wenig das alte Vertrauen wieder hergestellt, daß es vielleicht nie auf schwächern Füssen gestanden. Manche, die in die innere Verfassung von Deutschland nähere Einsichten zu haben glaubten, besonders diejenigen, die der Meinung waren, daß das bisherige Reichs-System blos durch Karls Ansehen und Macht beysammen gehalten worden, konnten sich unmöglich der Furcht erwehren, daß es entweder nicht gar zu Trümmern gehen, oder doch eine grosse Aenderung leiden werde. Was immer der eine von beyden Theilen unternahm, machte den andern aufmerksam

merkſam und ſchüchtern. Wenn ein oder der andere Fürſt von Seiten der Proteſtanten nur einen Oberſten oder Rittmeiſter in Beſtallung nahm, ſo wurden dadurch die Katholiſchen, beſonders die Geiſtlichen ſo gleich in Schrecken geſetzt; ſo wie auch den Proteſtanten jedes ranſchende Blatt zum Verdachte Anlaß gab, wie ſich ein der damaligen Lage innigſt kündiger Mann, der berühmte Zaſius, ausdrückt.

Die drey geiſtlichen Churfürſten kamen um dieſe Zeit zuſammen, um ihrem Vorgeben nach die warmen Bäder zu brauchen; alsbald hieß es, es geſchehe darum, damit ſie ſich berathſchlagten, wie der Religionsfriede wieder über den Haufen zu werfen. Kaum war der Waffenſtillſtand zu Vaucelles zwiſchen dem König Philipp von Spanien und dem König Heinrich von Frankreich geſchloſſen, als man ſo gar durch öffentliche Schriften in Deutſchland verbreitete, es ſey blos deswegen geſchehen, damit die verabſchiedeten Soldaten zum Krieg gegen die Proteſtanten könnten gebraucht werden, den Ferdinand und der Papſt Paulus, welcher jenen bereits von dem Religionsfrieden losgezählet, gemeinſchaftlich zu führen gedächten. Einer der Hauptgründe war, weil der Cardinal Otto von Augſpurg, der gegen den Religionsfrieden proteſtirt, und ſodann nach des Julius III. Tod zur Pabſtwahl nach Rom abgegangen war, auch nach derſelben ſich dort noch eine geraume Zeit aufhielt, als wenn ein Deutſcher Biſchof und noch dazu ein Cardinal keine andere Beſchäftigung zu Rom haben könnte, als Religionskriege anzuſpinnen, oder als wenn der Cardinal nicht ſelbſt die Neigung Ferdinands für den Frieden am beſten auf dem letzten Reichstage zu Augſpurg hätte kennen gelernt. Selbſt König Philipp von Spanien und Heinrich von Frankreich ſollten

sich mit in der Verbindung gegen die Protestanten befinden; ersterer, weil seine Abneigung gegen sie ohnehin bekannt war; der andere, um sich zu rächen, weil die ehemals mit ihm alliirten protestantischen Fürsten einseitige Verträge mit dem Kaiser gegen die genommene Abrede geschlossen.

Da vollends Pabst Paulus anfieng, sich in einige Kriegsrüstung zu setzen, ohne daß man zur Zeit noch den wahren Grund davon errathen konnte, so ließ man sichs kaum mehr ausreden. Der Cardinal war indessen zurück gekommen, und hatte in einer öffentlichen Schrift auf das feyerlichste protestirt, ja all diejenigen für Verläumder und Verräther des Vaterlandes erklärt, die dergleichen Dinge von ihm ausgestreut; allein solche Gerüchte fanden doch immer einigen Glauben so wohl bey denen, die dabey zu verlieren hatten, als jenen, welche dabey zu gewinnen hofften. Es gab auch immer Leute, die sich bemüheten, sie zu unterhalten, um es dadurch endlich zu wirklichen Unruhen zu bringen, die ihren heimlichen Absichten vortheilhafter waren, als der öffentliche Ruhestand.

Auf die Katholischen machte nebst eben diesen Gerüchten noch einen besondern Eindruck die um diese Zeit erfolgte Widerkehr des Markgrafen Albrecht, obschon es auf erhaltenes sicheres Geleit geschehen war, und seine Sachen durch gütliche Tractaten sollten beygeleget werden. Allein Albrechts unruhiger Charakter war zu bekannt, als daß man einerseits sich versprochen hätte ihn befriedigen zu können, anderseits sich zu hoffen getraut, daß er nicht gleich wieder zu den Waffen greiffen würde, so bald nicht alles nach seinem Willen gienge. Ihr Mistrauen ward

Widerkehr.

nicht

nicht wenig geſtärket, als ſich zu gleicher Zeit der nicht ganz ungegründete Ruf verbreitete, daß der Rheingraf, der alte Landgraf von Heſſen, und der nur erſt zu den Proteſtanten übergetretene Markgraf Karl von Baden kriegeriſche Anſtalten träfen.

Selbſt Ferdinand ward dadurch in nicht geringe Sorgen wegen Erhaltung der öffentlichen Ruhe geſetzt. Da die Erfahrung bis daher zur Genüge gelehrt hatte, wie wenig der allgemeine Landfriede, und die auf deſſen Handhabung ſich beziehenden Kreisverfaſſungen hinreichend ſeyen, einem Stand und ſeinen Unterthanen hinlängliche Sicherheit zu verſchaffen; der Heidelberger Verein aber bereits zu Ende gegangen war, und niemand Luſt zu deſſen Erneurung hatte: nahm Ferdinand mit dem Herzog Albrecht von Baiern die Verabredung, zu ihrer eigenen Sicherheit einen neuen Bund zu errichten. Damit aber ja niemand deswegen einen Verdacht auf ſie werfen möchte, als wenn ſie gegen die Proteſtanten etwas feindſeliges im Sinne hätten, ſollte der Heidelberger Verein ſammt deſſen hernach zu Heilbronn und Bruchſal gemachten Erklärungen gänzlich zu Grunde geleget, in denſelben aber die Stände ohne Unterſchied der Religion aufgenommen werden; wobey man hauptſächlich auf den Herzog Chriſtoph von Würtemberg, der ſich bis daher um die Beybehaltung des Friedens ſehr beſorgt gezeigt, auf die Schwäbiſchen Reichsſtädte, Prälaten, Grafen und Herren, und überhaupt auf diejenigen, die ehemals in dem Schwäbiſchen Bund, ſo wie auch jene, welche hernach in dem Heidelberger Verein geſtanden, Rechnung machte. Zu München wurden die erſten Unterhandlungen gepflogen; zu Landsberg aber ſollte die Sache zum Schluß gebracht werden. Die Städte Augſpurg und Ulm wurden ins-

beſondere durch den an ſie geſchickten Zaſius dazu eingeladen. Augſpurg erſchien auch zu Landsberg, und half den Bund mit ſchlieſſen. Hingegen brachte Ulm Entſchuldigungen vor; und wie es den Zaſius däuchte, wollte man erſt auf den Herzog Chriſtoph ſehen, was für eine Partey dieſer ergreiffen werde.

Da die Zeit zu kurz war, um mit dem leztern noch vor dem angeſezten Bundstag Unterhandlungen zu pflegen, konnte man nichts anders thun, als ihm ſchriftliche Nachricht von dem Vorhaben zu geben. Gegen alle Erwartung aber entſchuldigte er ſich, „er könne ſich in keine Einung einlaſſen, weil er ohnehin mit Churpfalz und Heſſen in einer Erbeinigung ſtünde; er habe auch zur Handhabung des Landfriedens eine namhafte Stümme Geldes erleget, und der Heidelbergiſche Verein habe ihm 21000 Gulden gekoſtet, es würde ihm unerſchwenglich werden, ſich mehrere Bürden aufzuladen; übrigens verlieſſe er ſich auf den Landfrieden, als auf einen allgemeinen Reichsbund, und ſähe die Nebenverbindungen als überflüßig an.“ Dieſe Urſachen mögen wohl ſtarken Einfluß auf des Herzogs Entſchlieſſung gehabt haben; allein man deutete es doch dahin aus, daß ſeine Abneigung vielmehr daher rühren möchte, weil katholiſche Fürſten die Urheber davon waren, die in ſeiner Einbildung vielleicht keine andere Abſicht haben möchten, als unter den Proteſtanten ſelbſt Mistrauen zu erregen, ja ſie allenfalls gegen einander ſelbſt zu bewaffnen.

Indeſſen führen Ferdinand und der Herzog Albrecht nebſt der Stadt Augſpurg mit der Schlieſſung
6 Juni des Bundes, und zwar gänzlich nach dem Muſter
1556. des Heidelberger Vereins fort. Der dabey errichtete und geheim gehaltene Nebenabſchied beſtund darinn: „daß

„daß Ferdinand und Herzog Albrecht wechſelsweiſe die oberſten Hauptleute ein Jahr nach dem andern ſeyn ſollten; wobey ſich erſterer vorbehielt, einem ſeiner Söhne, oder auch der Vorderöſterreichiſchen Regierung ſeine Stelle zu übertragen. Jedes Glied ſollte zur Vorſorge 10000 Gulden zu Augſpurg hinterlegen, die auf den Fall der Noth aufzubewahren, nebſt tauſend andern, die zur Beſtreitung der geringern Auslagen zu verwenden. Zur einfachen Hilf ſollte eines dem andern 200 Mann zu Roß unter einem Rittmeiſter, und 800 zu Fuß unter zweyen Fähnleins ſchicken. Dieſe Hilf ſollte nach Beſchaffenheit der Umſtände verdoppelt, oder noch höher angeſetzt werden.“

Zu eben der Zeit beſchäftigte ſich Ferdinand mit dem nach Regenſpurg ausgeſchriebenen Reichstag, deſſen Eröffnung am Anfange des Märzes vor ſich gehen ſollte, ſich aber bis in den Julius verzog. Da er durch ſeine Ungariſchen Angelegenheiten gehindert ward, dieſelbe in Perſon vorzunehmen, vertrat Herzog Albrecht von Baiern ſeine Stelle. Die den Ständen vorgetragenen Puncte betrafen die Ferdinanden nöthige Hilfe gegen die Türken; die Art und Weiſe die Religionsſtreitigkeiten beyzulegen, ob nämlich eine möglich, und welche die erſprießlichſte ſeyn möchte; die Beſtätigung und Handhabung des Landfriedens, wie auch das Münzweſen.

Vor allem ſollte von dem Beyſtand gegen die Türken gehandelt werden: allein, die Proteſtanten wollten ihrem alten Gebrauche nach den Punct wegen der Religion zuerſt vorgenommen haben, obſchon man nun aus der Erfahrung zur Genüge gelernt hatte, wie wenig beyde Parteyen zu vereinigen ſeyen, wenn es auch auf minder wichtige Dinge ankomme. Inſonder-

sonderheit drangen sie auf die Abstellung des in dem Religionsfrieden eingerückten geistlichen Vorbehalts, vermöge dessen ein Geistlicher, der sich zu ihrer Religion wenden würde, seines Amtes und Einkommens verlustigt seyn sollte. Nachdem sie indessen Zeit gehabt, dieser Sache etwas besser nachzudenken, wuchs ihr Widerwille dagegen auf eine unglaubliche Art an, gerade als wenn die ganze Existenz ihrer Religion davon abhiengen.

Damit die übrigen Geschäfte des Reichstages nicht gänzlich darüber bey Seite gesetzt würden, ersuchte Ferdinand die Stände, diese Materie bis auf seine Ankunft zu verschieben. Er hoffte nämlich seinem Ausschreiben gemäß mehrere Chur- und Fürsten in Person anzutreffen. Sachsen wenigstens hatte es bereits zugesaget, wurde aber durch den Churfürsten von Brandenburg, der wegen der noch nicht ganz ausgeglichenen Sache seines Vetters des Markgrafen Albrecht etwas misvergnügt war, davon abwendig gemacht. Um so weniger konnte man nun auf grosse Dinge Rechnung machen; besonders da sich die Katholischen, die ebenfalls besser eingesehen, wie innigst diese Materie mit ihrer Erhaltung verbunden, in die Berathschlagungen wegen des Vorbehaltes, als einer ohnehin durch den Religionfrieden abgethanen Sache, gar nicht einlassen wollten.

Dessen ungeachtet aber übergaben die Protestanten dem Ferdinand gleich nach seiner Ankunft eine so genannte Supplication, in welche sie ihre alten Gründe wegen der Abschaffung desselben wiederholten; besonders aber, um dem Vorwurfe auszuweichen, daß er nun einmal dem Religionsfrieden einverleibt, sich dagegen vernehmen liessen, daß sie nie

in

in denſelben eingewilliget, und zur Anzeig und Ausdrückung ihrer Misbilligung die Worte: „welches ſich aber beyde Religionsſtände nicht vergleichen konnten,“ einrücken laſſen. Ferdinand antwortete darauf ebenfalls ſchriftlich, „daß, wenn die Churfürſten und Fürſten perſönlich erſchienen wären, er ſeinem Erbiethen gern nachgeſetzt hätte, wie er dann bishero allweg ſonderlich geneigt geweſen, allen Misverſtand aufzuheben, und rechtes wahres Vertrauen, Frieden, Ruhe und Einigkeit zu erhalten und zu pflanzen. Uebrigens wiſſe er ſich wohl zu erinnern, was darüber für langwieriger Streit entſtanden, und daß man ihm eine zwieſpaltige Meinung vorgetragen; worüber er ſich dahin erkläret, daß den Geiſtlichen ihr geſuchter Vorbehalt nicht könne verſaget werden, ſondern den Rechten und des H. Reichs Ordnungen und Conſtitutionen, und ſonderlich dem Paſſauiſchen Abſchied und aller Billigkeit gemäß dem Religionsfrieden ſolle einverleibt werden, mit Anführung einiger ſtattlichen Urſachen, warum ſich die Augſp. Conf. Verwandten nicht dagegen ſetzten ſollten; wogegen zwar dieſe auch einige Urſachen angezogen, warum dieſer Vorbehalt nicht dem Frieden inſerirt ſollte werden, ſo ſey doch letzlich die Sache dahin gelangt, daß Ferdinand mit gutem Vorwiſſen und Willen beyder Theile Religionsſtände denſelben wirklich dem Abſchied wie andere verglichene und beſchloſſene Artikel einverleiben laſſen; welches alles der Augſpurgiſchen Confeſſion verwandte Stände, ihre Räthe und Bothſchaften damalen nicht allein nicht ferner widerfochten, ſondern ihm noch darum Dank geſagt“ a). Die Proteſtanten übergaben hierauf noch eine Supplication; allein, Ferdinand beharrte auf ſeinem Entſchluß; ja er ließ ſich ſo gar ver-

a) Ap. BVRKARD. Autonomia P. I. p. 36.

verlauten, daß er ſich eher der ganzen Türkenhilfe, ſo ſehr ſie ihm auch am Herzen liege, begeben, und die Zerrüttung des Reichs erwarten wolle, als in dieſen Punct willigen. Da ſich Ferdinand hierauf in keinen weitern Schriftwechſel einlaſſen wollte, ſo übergaben die Proteſtanten bey Verleſung des Reichsabſchieds, in welchem der Religionsfriede nach allem ſeinem Inhalt beſtätiget ward, demſelben ihre ſo genannte Triblik, oder dritte Vorſtellung, welche zugleich anſtatt einer Proteſtation dienen ſollte.

So wenig man übrigens in dieſer Materie einig werden konnte, ſo gab man doch nicht alle Hoffnung in Anſehung der Vergleichung der Religion überhaupt auf, ob gleich ſo viele Verſuche bereits in dieſem Puncte verunglücket waren. Unter denen, welche man in vorigen Zeiten gebraucht, ward jener eines Colloquiums noch für den bequemſten gehalten, weil einige Artikel wenigſtens dem Scheine nach dadurch waren ehemals verglichen worden. Die Proteſtanten willigten nun wieder darein, weil man bey einem ſolchen Colloquium unverbindlich handeln könne, da hingegen ein jedes Concilium eine Verbindlichkeit mit ſich führe; auch wären dabey weniger Ränke und Affecten zu beſorgen, weil die Unterredner nicht von ſo vielen Nationen genommen würden.

Den Katholiſchen mußte nach ihren Grundſätzen ein ſolches Colloquium wenigſtens überflüßig, wo nicht ſchädlich vorkommen, da ſie einerſeits doch nicht von demjenigen, was das Concilium von Trient bereits entſchieden, abgehen konnten, anderſeits die Proteſtanten eben ſo wenig Neigung bezeigten, von der Augſpurgiſchen Confeßion zu weichen, ja es ſich durch verſchiedene unter ihnen errichtete Receſſe zum

Ge-

Geſetze machten, es nicht zu thun. Um ſich jedoch nicht dem Vorwurfe auszuſetzen, als wenn ſie gefliſſentlich die Vereinigung zu hintertreiben ſuchten, lieſſen ſich endlich auch die Katholiſchen das Colloquium gefallen, ſo daß durch den Reichsabſchied ausgemacht ward, daß ſolches nächſtens in der Reichsſtadt Worm ſollte gehalten werden; jedoch ſo, daß alle dabey vorgenommene Sachen unverbindlich und unvorgreiflich ſeyn ſollten. den 26 Auguſt 1556.

Da Ferdinand nicht in Perſon, wie es die Reichsſtände gewünſcht, zugegen ſeyn konnte, ſo übertrug er dem Biſchofe von Speyer Rudolphen von Frankenſtein an ſeiner Stelle das Präſidium. Dieſem wurden vier Aſſeſſoren aus den Churfürſten und Fürſten von beyden Parteyen zugeordnet, nämlich von den Katholiſchen der Churfürſt von Trier und der Erzbiſchof von Salzburg, von den Proteſtanten der Churfürſt von Sachſen und Herzog Chriſtoph von Würtemberg, die jedoch nicht in Perſon, ſondern nur durch Abgeordnete erſchienen. Man ernannte auch von jeder Religion ſechs Colloquenten, ſechs Adjuncten, ſechs Auditoren und zwey Notarien. „Der Präſident und die Aſſeſſoren ſollten gute Obſicht halten, daß aller Ueberfluß, Haß, Verunglimpfung und Scheltworte vermieden blieben, daß keiner dem andern in die Rede falle, und jede Partey nach Nothdurft ausgehöret werde. Sämmtliche zu dem Colloquium gezogene Perſonen ſollten weder heimlich noch öffentlich, weder ſchriftlich noch mündlich irgend jemanden etwas von der ganzen Handlung entdecken. Die Acten, Protokollen, Schriften und Handlungen ſollten allemal nach geendigter Seſſion in einer dreyſchlüſſigen Truhe niedergeleget werden, worzu der Präſident einen Schlüſſel, den andern die katholiſchen

Aſſeſ-

Aſſeſſoren, den dritten die proteſtantiſchen hätten. Bey dem nächſtkünftigen Reichstag ſollen alsdenn die Acten der Reichsverſammlung vorgeleget werden" b). Die Katholiſchen gaben dießmal in Anſehung der Notarien nach, daß auch die Proteſtanten einige ernennen durften; hingegen willigten dieſe in das Stillſchweigen, an welches ſie bey dem letzten Regenſpurgiſchen Colloquium nicht wollten gebunden ſeyn. Zur näheren Vorbereitung auf daſſelbe machten die Proteſtanten noch in einem Nebenabſchied unter ſich ſelbſt aus, daß ſie bey der erkannten Augſpurgiſchen Confeſſion bis an ihr Ende ſtandhaft beharren, auch daß ihre Theologen und Colloquenten von der Ordnung und Form derſelben und der Schmalkaldiſchen Artikel ſich nicht entfernen ſollten c).

Wegen der Türkenhilfe erregten zwar die Proteſtanten anfangs Schwierigkeiten, weil der Religionspunct beſonders in Anſehung des geiſtlichen Vorbehalts nicht nach ihrem Sinne gieng, ſo wie auch die Katholiſchen Armuth und andere Urſachen vorſchützten; endlich aber willigten beyde in eine Steuer von acht doppelten Römer-Monaten. Damit aber dieſe Hilfe deſto nützlicher angeleget, und die in dergleichen Fällen, da jeder Stand ſeine Anzahl Volkes geſchickt hätte, vorgefallenen Ungleichheiten vermieden werden möchten, dagegen aber ein gutes, geübtes, erfahrnes und taugliches Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß angenommen, in gleiche Bezahlung gebracht, und nützlich verwendet werden könnte; ſo beſchloſſen ſie, daß ſie dieſe auf acht Monat verwilligte Hilfe an Geld nach eines jeden Anſchlag erlegen wollten.

b) N. Sammlung der N. A. *P. III. p.* 138. *ſeqq.*
c) Ap. SATTLER Geſchichte von Würtemberg. *P. IV. Sectio V.* §. 63.

ten. Da es ihnen aber beſchwerlich fallen würde, ſie aus ihren Kammergütern und Gefällen zu erſchwingen, ſo ſollte einer jeden Obrigkeit, „wie es ohnehin Herkommen und Recht ſey,“ frey ſtehen, ihre Unterthanen, geiſtliche und weltliche, exemte oder nicht exemte, gefreyte oder nicht gefreyte, niemand ausgenommen, deshalb mit Steuer zu belegen, jedoch nicht höher und weiter, als ſich einer jeden Obrigkeit gebührende Anlage erſtrecke; deswegen dann auch dieſe Hilf den Unterthanen kundbar und namhaft gemacht werden ſolle.

In Anſehung des Landfriedens ward beſchloſſen, daß diejenigen Kreiſe, welche die auf den vorigen Reichstagen bekannt gemachte Executions-Ordnung inſonderheit wegen Beſtellung und Anordnung der Kreisoberſten noch nicht ganz vollzogen, ſie bis auf nächſten Tag des h. Johann des Täufers zu Stande bringen, und dem Ferdinand Bericht darüber erſtatten ſollen. Die Kammergerichtsſachen wurden auf eine eigene Reichsdeputation verſchoben, die die Viſitations-Handlungen vom vorigen und dieſem Jahr vornehmen, berathſchlagen und vergleichen ſollte. Ferdinand ſollte ſeine Commiſſarien dazu ſchicken. Von den Ständen aber wurden dazu verordnet: die ſechs Churfürſten, und ſechs Fürſten, von den geiſtlichen die Biſchöfe von Speyer, Straßburg und Augſpurg, von den weltlichen aber die Herzoge Albrecht von Baiern, Wilhelm von Cleve und Chriſtoph von Würtemberg, von den Prälaten der Abt von Weingarten, und von den Schwäbiſchen Grafen und Herren der Graf Friederich von Fürſtenberg, endlich wegen der Reichsſtädte, die Städte Speyer und Nürnberg. Auch das Münzweſen ſollte von eben dieſer Deputation mit in Berathſchlagung gezogen werden.

Zweytes Kapitel.

Markgräfliche Sache. Tod des Markgrafen, Aufnahme der Fränkischen Einigungsverwandten in den Landsberger Bund.

1550.

Nebst diesem hatte in Vergleich zwischen dem in die Acht erklärten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach und seinen Fränkischen Mitständen den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, wie auch der Stadt Nürnberg sollen gestiftet werden. Allein, die Gemüther waren noch viel zu sehr gegen einander erbittert, als daß eine Aussöhnung hätte Platz finden können. Jeder Theil sah sich als den Beleidigten an, jeder forderte von dem andern Schadloshaltung, der Markgraf 800000 Goldgulden, die andern aber 600000; eine Summe, die man von beyden Seiten nicht einmal geben konnte, wenn man auch gewollt hätte. Indessen war man nur zufrieden, daß der Markgraf noch zu keinen Gewaltthätigkeiten geschritten; welches aber gleich auf das neue besorgt ward, als sich ein Zusammenlauf von Knechten in der Gegend von Donauwörth äusserte, eben zur Zeit, als derselbe aus Franken über diese Stadt nach dem Badenschen zurück gieng, um seinem Vorgeben nach in dem Zellerbad seiner Gesundheit zu pflegen. Man wußte auch, daß er noch eine Pension von 12000 Kronen von Frankreich zog, und daß ungeachtet des Stillstandes von Vaucelles, in diesem Reich wieder allerhand Zurüstungen zum Kriege gemacht wurden. Allein sein dazwischen gekommener Tod minderte wenigstens diese Besorgniß,

wenn

wenn er ſie auch nicht ganz tilgte. Als er nach Pforzheim gekommen, nahm ſeine Leibsſchwachheit ſo ſehr zu, daß er bald darauf den Geiſt aufgab. Da er unverehlicht geweſen, fielen ſeine Länder auf ſeinen Vetter den Markgrafen Georg Friderich zu Anſpach, welchem ſelbige auch Ferdinand, dem ſie von den Einigungsverwandten in Sequeſtration waren übertragen worden, ſo gleich einräumen ließ. den 8 Jenner 1557.

Niemand war mehr über dieſen Todesfall erfreut, als die Fränkiſchen Einigungsverwandten, die ſich bereits alles Uebel vorſtellten, ſo man von einem Herrn von dergleichen Schlage, als Albrecht war, gewärten kann. Sie hatten ſich daher alle Mühe gegeben, um in den Landsberger Bund aufgenommen zu werden. Und ungeachtet des bereits erfolgten Todes deſſelben ſetzten ſie dennoch ihre Unterhandlungen fort; weil ſie beſorgten, die Verwandten deſſelben und überhaupt die Proteſtanten dürften endlich gemeine Sache gegen ſie machen. So gern aber auch die Bundsverwandten ſich verſtärkt geſehen, ſo wenig wünſchten ſie in dieſe Irrungen verwickelt zu werden. Alles, zu was ſie ſich verſtanden, war, daß ſie mit Ausſchluß der markgräflichen Händel des Bundes theilhaftig werden ſollten. Da ihnen aber dadurch keineswegs geholfen war, lieſſen ſie weiters durch ihre Geſandten vorſtellen, daß dieſe Art von Aufnehmung ihnen vielmehr Schaden als Nutzen bringen würde; indem dadurch ganz ſicher etlichen nicht nur allein von dem Brandenburgiſchen Hauſe, ſondern auch andern, die unter dem Schein dieſer Sache Anſprüche an ſie machten, Muth würde eingeflöſſet werden, ſie aufs neue anzugreifen, vornemlich unter dem Schein, „als wären ſie, weil die markgräfliche Sache in der Einigung ausgeſchloſſen, des für ſie

habenden und entſtandenen Rechtens nicht befugt.“ Dieſes wirkte auch ſo viel, daß der Herzog Albrecht von Baiern auf dem neuen Bundstag, der im April 1557. zu Landsberg gehalten ward, ganz beſonders darauf drang, die Biſchöfe nebſt der Stadt Nürnberg ganz unbedingt in den Bund aufzunehmen; indem es äuſſerſt verkleinerlich für die Bundsſtände ſey, ihnen die allen übrigen Ständen angebothene Aufnahme zu verſagen, auch dermalen keine ſo groſſe Gefahr mehr zu beſorgen ſey, weil des Markgrafen Land bereits ſeinen Verwandten eingeräumt, und bey dieſer Einräumung alles ruhig vorbey gegangen ſey.

Allein Zaſius, der als kaiſerlicher Geſandter der Handlung beywohnte, erklärte ſich nicht nur allein dagegen, ſondern widerrieth es Ferdinanden unter der Hand, ſo viel er konnte. „Man wiſſe noch aus friſcher Erfahrung, (ſchrieb er dieſem,) was der Churfürſt von Brandenburg und ſein Vetter der Markgraf Johann, denen die Einigungsverwandten äuſſerſt verhaßt ſeyen, anzuſpinnen, zu fürdern, odrr zu hindern im Stande ſeyen. Der erſtere wenigſtens ſey die einzige Urſach, warum Churſachſen gegen ſein bereits gethanes Zuſagen nicht nach Regenſpurg gekommen, ſo wie er ſelbſt auch gegen all ſein voriges Vertröſten auſſen geblieben. Die zwiſchen dem Haus Brandenburg und den Einigungverwandten noch unverglichene Puncte ſeyen zwar entweder auf das Recht oder eine gütliche Vergleichung geſtellt, in letzterer aber ſollte Ferdinand ſelbſt nach dem Sinn des Churfürſten den Hauptunterhändler machen, ja faſt das ganze Geſchäft allein beſorgen. Würde er nun eben jetzt die Einigungsverwandten öffentlich und ganz unbedingt, wie die Baiern es haben wollten, zu ſich in ein Bündniß aufnehmen, ehe noch zuvor eine ſer-

nere

niere gütliche Unterhandlung gepflogen worden, ob solches nicht von gedachtem Hause als eine offenbare Parteylichkeit werde angesehen werden? und ob der Churfürst Ferdinands eigne Angelegenheiten bey seinen Mitchurfürsten, bey denen er als nunmehr der älteste im churfürstlichen Regiment in nicht geringer Authorität stehe, besonders wenn es zu Handlungen komme, zu fürdern beflissen seyn werde? Dabey sey aber noch zu besorgen, daß es bey den Protestanten insgesammt, bey denen das Mistrauen so hoch gestiegen, daß jedes rauschende Blatt ihnen zu Verdacht und widerwärtigen Suspicionen Anlaß gebe, nicht ohne allerhand Nachgedenken abgehen werde; besonders da der wahre Inhalt und die Absicht des Bundes nicht so bekannt seyen, wie es bey der Einnehmung mehrerer Stände in denselben zur Verhütung alles Misverstandes seyn sollte. Da es aber auf der andern Seite eben auch nicht räthlich seyn würde, den Einigungsverwandten alle Hoffnung zur Einnahm in den Bund abzuschneiden, so könnten sie sich indessen mit einer allgemeinen Zusage und Vertröstung wegen Aufrechthaltung des Landfriedens begnügen."

Ferdinand, der es sich ohnehin zur Hauptregel seines Betragens gemacht hatte, auch den Schatten desjenigen zu meiden, wodurch die Protestanten entweder insgesammt oder auch einzeln auf die Gedanken kommen könnten, daß er etwas Feindseliges gegen sie in dem Sinne habe, sah nur zu wohl ein, wie wichtig diese Gründe seyen: und gab daher seinen Gesandten neue Verhaltungbefehle, alles mögliche zu thun, das die Fränkischen Stände nicht anders, als mit Ausnahme der markgräflichen Händel, in den Bund aufgenommen würden. Da nun auch die Stadt Augspurg nach dem Sinne der Kaiserlichen ihre

Stimme ablegte, die Baiern aber nicht nachzugeben gesonnen waren: brachte man es von kaiserlicher Seite wenigstens dahin, daß die Sache auf einen neuen Bundstag, den der Herzog Albrecht als dermaliger oberster Bundeshauptmann auf den 23. May nach München ausgeschrieben hatte, verschoben ward.

Aber auch auf diesem gab Ferdinand seinem Gesandten eine andere Instruction, als die vorige; wovon er auch dem Herzoge in einem Schreiben Nachricht ertheilte, welchem noch dazu Zasius alle Gründe, die er dem Ferdinand vorgeleget, ebenfalls vor Augen stellen mußte. Allein, nichts konnte diesen von seinem Sinne abwendig machen. Er fiel dagegen dem Zasius in die Rede, und bedeutete ihm ganz rund, er brauche all seine Eloquenz nicht, indem er die Sache schon hinlänglich mit seinen Räthen überleget; man müsse einmal zum Beschluß greiffen, und dürfe die Sache nicht mehr aufziehen. Um ihn nicht zu noch grösserm Unwillen zu reizen, gab man endlich von kaiserlicher Seite nach, und ließ die Einnahme den 28. May geschehen.

Aus diesem ganzen Hergange sieht man zur Genüge, daß Ferdinand so wohl als Zasius die äusserste Sorgfalt gebraucht, um allem widrigen Verdachte von Seiten der Protestanten auszuweichen. Wie groß mußte demnach das Erstaunen des letztern seyn, als er von München nach Stuttgard zu dem Herzog Christoph kam, und von demselben hören mußte, „er sey erst bey dem Churfürsten von der Pfalz gewesen, und hätte nicht nur allein bey demselben, sondern auch andern ein solches Mistrauen gefunden, daß er nicht wenig darüber erschrocken; dem Pfalzgrafen

grafen wären von vier anſehnlichen ſtattlichen Orten verſchiedene Kundſchaften eingekommen, daß es mit Ferdinandens auf letztem Reichstag fürgewandter Expedition gegen die Türken ein lauter Spiegelfechten ſey, hinter dem ganz etwas anders ſtecke; man hätte zwar die indeß angeworbene Truppen wirklich nach Ungarn abgeführt, aber bloß zum Schein, indem im Grund die Meinung ſey, wenn man genugſam gefaßt, alsdann im Reich, und ſonderlich gegen die Augſpurgiſchen Confeſſions-Verwandten zur Unterdrückung derſelben Gewalt zu brauchen. Er Herzog Chriſtoph habe es ihm zwar auszureden geſuchet; allein umſonſt, weil der Bericht von vier unterſchiedlichen Orten und alſo ſtattlich abgefaßt ſey, daß etwas daran ſeyn müſſe. Hierzu reimete ſich nicht übel, hätte der Churfürſt ferner geſagt, daß Ferdinand einen Churfürſtentag nach Eger auf den 1. May ausgeſchrieben, (ſolches war geſchehen, um ſich dort als Kaiſer anerkennen zu laſſen,) beyneben aber Herrn Albrechts (eines von Ferdinanden in Beſtallung genommenen Oberſten) Muſterplatz gleich auf den 20. des nämlichen Monats dahin geleget; wer dann anderſt, dieſen Umſtänden und der menſchlichen Vernunft nach, ermeſſen könnte, als daß damit ganz etwas beſonders gemeint geweſen? vermuthlich, daß, wenn man die Churfürſten alſo bey einander an einer Klippen hätte, man dasjenige mit Gewalt habe durchbringen wollen, was man mit der Güte nicht erhalten könne.“

Zaſius konnte ſich nun nicht mehr einhalten, ſondern ſagte: „Wohlan, gnädigſter Fürſt und Herr! was müſſen doch das für vermaledeyte, elende, und böſe Kerle ſeyn, die, da ſie ihnen ſelbſt ganz unnütz ſind, noch dazu alles andere, was ehrbar und billig,

treuherzig und gut gemeint ist, auf eine so heimtückische und widerwärtige Weise auslegen? Man sage nichts von menschlicher Vernunft; mich wundert vielmehr, wie in einem Gemüth, wo noch ein Funken menschlicher Vernunft ist, solche Gedanken fassen möchten. Daß es heimtückische böse Leute genug gebe, (fuhr er fort,) die alles, was zur Erbauung der Ehrbarkeit, gemeiner Ruhe und Friedlebens angefangen, zu hindern und zu Trümmern zu richten suchten, erfahre er alle Tag so viel, daß er oft darüber verzagen möcht; das erbarme ihn aber am meisten, wie solchen erdichteten und bösen Anstiftungen und Ausgiessungen, sie seyen schier so grob und handgreiflich, als sie immer wollen, dennoch Glauben beygemessen werde. Er möchte nur gern wissen, was man doch könnte oder möchte gröberes oder ungereimteres ersinnen, als daß Ferdinand mit einen Gedanken haben sollte, Unruhen in dem Reich anzurichten, und den Augspurgischen Confessions-Verwandten etwas Widriges mit der That zu unterstehen, da doch solches niemand mehr zu Schaden und Nachtheil gereichen möchte, als ihm selbst sammt dem König von Böhmen (Erzherzoge Maximilian) und seinen übrigen Kindern. Dann, wie er zu einem solchen Werk gefaßt, und, wenn er auch zum besten dazu gefaßt, was ihm der gefährlichen Nachbarschaft in Ungarn und desselben ohne das unerträglichen Lastes und Gefährlichkeit halben für Gewinn und Verlust darauf stünde, das möcht ein Kind von sieben Jahren mit seiner Vernunft so gleich assequiren."

„Er möchte nur gern wissen, mit was doch Ferdinand zur Zeit seiner königlichen Regierung einigem Reichsstand jemals Anlaß gegeben, daß doch über die geschehene eigene persönliche, mündliche,

auch

auch verbriefte und versiegelte höchste Betheurung, und die darauf erfolgte, so stattlich bekräftigte Aufrichtung des Religionsfriedens ein solches Mißtrauen in ihn gestellt werden möchte. Und was soll man nun erst von Eger reden, und den wunderlichen Ideen und Chimären, die man sich von dem daselbstigen Churfürstentag gemacht, da doch erstlich die Fürnehmung dieses Platzes ursprünglich nicht einmal von Ferdinanden hergerührt, sondern von den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, denen derselbe und so gar dem Churfürsten von der Pfalz wegen seiner Oberpfälzischen Länder gelegener, als Ferdinanden? Er halte auch für ganz gewiß, daß die Benennung der Stadt Eger zum Musterplatz erst, nachdem die Churfürsten den Tag dahin abgeschrieben, geschehen sey. Im Reich wolle man keine Musterplätz mehr haben; und wo man sie an die Plätze, die dem Reich zum Theil nicht verwandt, verlege, so sey es auch nicht recht. Und in Summa, wenn nicht Gott eine Aenderung der Gemüther füge, sehe er wohl, daß alles wolle zu scheitern gehen, und daß schier niemand mehr gelte, als die, so Tag und Nacht aus allen ihren Kräften dazu helfen." Der Herzog zeigte sich hierauf nicht nur allein beruhigt, sondern erklärte auch, daß er für seine Person nie anders gedacht; das Mistrauen bey andern Ständen sey jedoch allerdings groß.

Hingegen hatte er etwas anders auf dem Herzen liegen, nämlich den Landsbergischen Bund, und die Einnehmung der Fränkischen Einigungsverwandten in denselben. Herzog Christoph war äusserst begierig zu erfahren, wie es sich mit letzterer verhielte; denn sagte er, es wäre eine grosse Sache, die im Reich weit reichen würde. Zasius antwortete, „auf dem

letzten Bundstag zu München sey allerdings davon gehandelt worden, indem die Einigungsverwandte auf das Neue darauf gedrungen, sie einmal in ihrem langen Bitten und Werben zu erhören, weil es doch von ihnen niemand zu Leid noch zu Lieb, sondern blos zu desto mehrerer und kräftigerer Befestigung des ehrbaren, göttlichen und allgemeinen Landfriedens geschehe; und ungeachtet Ferdinand der Meinung gewesen, der Sache noch einen längern Anstand zu geben, so hätte man doch endlich auf das vielfältige Anhalten derselben angefangen mit ihren Tractaten zu pflegen, vor deren Schliessung jedoch Zasius von München abgegangen, so daß ihm weiter nichts mehr bekannt sey, als daß im folgenden August wieder ein Bundstag solle gehalten werden.“ Zasius mochte geglaubt haben, der Herzog würde sich hieraus eben so zufrieden geben, als bey seiner vorigen Antwort. Allein keineswegs; derselbe gerieth vielmehr in Eifer, drohte, und machte zuletzt dem Zasius selbst die bittersten Vorwürfe. „So bald, sagte er, diese Einnehmung richtig, so würde auch darauf nichts gewisser folgen, als daß gleich von Stund an ein Gegenbund nicht allein von dem Haus Brandenburg, sondern vielen andern Augspurgischen Confessions-Verwandten mehr, würde errichtet werden. Sie würden es zwar auch mit eben der Bescheidenheit angreiffen, und vorgeben, daß es blos zur Versicherung des Landfriedens geschehe; zu was für Vertrauen aber solches zwischen dem Kaiser und den Augspurgischen Confessions-Verwandten, fürnemlich aber zwischen Bund und Bund Anlaß geben werde, das werde sich bald finden. Die Verbitterung könnte leicht so hoch steigen, als jene im Jahr 1546.“

„Seines

„Seines Ortes hätte er zwar wenig Bedenken dabey; denn er wäre einmal von dem Heidelberger Verein also tractirt worden, daß derselbe wohl die letzte Bündniß oder Verein seyn werde, darinn er zu kommen gedächte; aber andere würden anders gesinnt seyn, und sonderlich würde sich das Haus Brandenburg solcher Einnehmung zum allerhöchsten zu beschweren haben, und gewißlich nichts unversucht lassen, um sich gegen diese Stärkung seiner Feinde ebenfalls einen Rucken zu machen, vielleicht auch seine Erbeinigungsverwandte darüber mit Ernst ansprechen. Was daraus entstehen werde, da ohnehin bey dem Churfürsten von der Pfalz und vielen andern von der Augspurgischen Confession das Mißtrauen so sehr eingewurzelt, werde Zasius von selbsten einsehen.“ Dieser stellte ihm dagegen vor, „daß sich niemand darüber aufzuhalten, da sich der Bund auf nichts weiter erstrecke, als was der Landfrieden ohnehin mit sich bringe. Ferdinand selbst hätte wegen des Hauses Brandenburg nichts liebers gesehen, als daß die Einnehmung noch unterblieben; aber er habe bey dem Bund nur eine Stimme, und müsse sich gefallen lassen, was die mehrern beschlössen. Indeß wolle er ihm davon Nachricht geben, um, wenn die Sache noch zu ändern, es zu thun. Das letzte ließ sich zwar der Herzog gefallen, blieb aber dabey so aufgebracht, daß er dem Zasius in das Gesicht sagte, „ob er nicht meine, daß, wenn die Sache dennoch ihren Fortgang haben werde, man ihm nicht die geringste Schuld geben, und dafür halten werde, er sey der Practicant in derselben gewesen, und die alten Laurenzer Gulden (Nürnberger) haben den nämlichen Lauf als vor etwelchen Jahren?„ Fürwahr eine häkelige Lage für einen ehrlichen Mann, dergleichen gewiß Zasius war. Er hätte sich ganz leicht rechtfertigen können, wenn

er ſich auf ſeine Original-Berichte, die er an ſeinen Herrn ergehen laſſen, berufen hätte; indem er juſt derjenige war, der die Sache bis daher hintertrieben, und, ſo viel möglich, gehindert hatte. Allein, in dieſem Falle hätte er wagen müſſen, den Herzog Albrecht von Baiern gegen ſich aufzubringen, wenn dieſer das geringſte davon erfahren, und vielleicht auch zum Mißtrauen zwiſchen dieſem und Ferdinanden ſelbſt Anlaß zu geben. Er antwortete demnach nichts anders als, „daß der Herzog, wenn er etwas dergleichen von ihm erfahren ſollte, ihn für keinen Biedermann mehr halten ſollte; das Wiederſpiel aber möchte er leicht erfahren, davon ihm weiter nichts zu reden gebührte, aber der ewige Gott, und ſein wahrhaft gerechter König (Ferdinand) wüßten den Grund in dieſem und andern ſeiner Perſon halben. So wüßten auch die von Nürnberg ſelbſt am beſten, wo ihre Laurenzer Gulden hingekommen; von ihm aber würden ſie gewiß nichts ſagen können. Ueberhaupt aber müſſe er die Sache Gott befehlen.“

Drittes Kapitel.

Colloquium zu Worms.

Jaſius gieng nach dieſer Unterredung nach Speyer, um der dahin ausgeſchriebenen Reichs-Deputation beyzuwohnen, die auch wirklich verſchiedene nützliche Einrichtungen zur Verbeſſerung des Juſtizweſen am Kammergericht zu Stande brachte. Um ſo fruchtloſer aber lief das von dem letzten Reichstag angeordnete Colloquium ab. Da der Biſchof von Speyer indeſſen

krank

krank geworden, präſidirte auf demſelben der berühmte Julius Pflug, Biſchof von Naumburg, der aus eigener Erfahrung bereits wußte, wie wenig von dergleichen Zuſammenkünften zu hoffen wäre, wo jeder Theil ſchon zum voraus auf Wahrheit trotzt und geſonnen iſt, nicht nachzugeben. Jezt kam noch ein anderer Umſtand dazu, der die Sache um ein merkliches erſchwerte, nämlich die indeſſen ſehr angewachſenen Uneinigkeiten unter den Proteſtanten ſelbſt, wobey nichts auffallender war, als der noch immer bey ihnen fortdaurende Widerſpruch, daß einer den andern ſelbſt verketzerte. Ja, die Katholiſchen hatten ſo gar das Vergnügen zu ſehen, daß dieſe ſo eifrigen Beſtreiter des menſchlichen Anſehens nach und nach ſelbſt wieder dahin einlenkten; indem diejenigen unter ihren Fürſten und Theologen, die ſich nach dem Reichstag zu Frankfurt verſammelt, um wegen des bevorſtehenden Colloquiums ſich zu berathſchlagen, unter andern ſich dahin äuſſerten, „daß es höchſt nöthig wäre, einen zahlreichen Synodus zu befördern, um, wenn in Anſehung ihrer Streitigkiten eine gütliche Unterhandlung und nothwendige Erklärung nicht ſtatt finde, ſie durch eine chriſtliche Erkenntniß der Kirche hinzulegen; immittelſt ſollten die Stände ihren Theologen ernſtlich befehlen, ſich wegen der unter ihnen vorgefallenen Misverſtändniſſe in kein weiteres Schreiben und Gegenpredigen einzulaſſen.“

Allein, man kehrte ſich an das leztere ſo wenig, daß, als es zu dem Colloquium ſelbſt kam, die Herzoglich-Sächſiſchen Theologen eine Inſtruction von ihrem Herrn mit ſich brachten, vermöge deren ſie mit den übrigen proteſtantiſchen Theologen keine Gemeinſchaft haben ſollten, wenn dieſe nicht erſt verdammten:

1) allerley Secten und Rotten der Wiedertäufer,

2) al-

2) allerley Secten der Zwinglianer und Sacramentsschwärmer, 3) Osiandern mit seinen Anhängern und erdichtetem Irrthum von der wesentlichen Gerechtigkeit, 4) den Georg Major mit seiner Irrlehre von der Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit, 5) die gräulichen Irrthümer des Caspar Schwenckfeld, 6) alle Servetianer, welche die alten Ketzereyen wider die Person und Gottheit Christi erneuerten, und 7) alle, die ihren Abfall zur Zeit des Interims und zuvor nicht erkenneten, sondern noch vertheidigten, und etliche gottlose Ceremonien nicht abthun wollten, weil der Augspurgische Religionsfried und Reichsabschied solche Secten namhaft begreife und ausschliesse.

Ein grosser Theil dieser Verdammungen war ganz offenbar gegen den Melanchthon, der das Haupt der protestantischen Theologen bey dem Colloquium seyn sollte, und gegen die Theologen der Churſächsischen Lande gerichtet. Es hat so gar das Ansehen, daß das gegen das Churhaus aufgebrachte herzogliche eben daher sich an die Spitze der streng orthodoxen Lutheraner stellte, weil das Churhaus die gelindere Partie begünstigte. Indessen mußte es den übrigen Protestanten bald einleuchten, was für einen übeln Eindruck es allenthalben machen würde, wenn ihre Theologen das Colloquium mit ihrer eigenen Verdammung eröffneten. Sie wandten daher alles an, die Herzoglich-Sächsischen zu beruhigen, und auf andere Gedanken zu bringen; welches zuletzt noch so viel fruchtete, daß sie zwar darein willigten, daß das Colloquium den Anfang nehmen sollte, jedoch auch bey den Assessoren und Auditoren ihrer Religion eine verschlossene Protestation einlegten, die aber nicht sollte bekannt gemacht werden, wenn es ihr Herr, der

Herzog

Herzog Johann Friederich nicht befehlen, oder die Nothdurft erfordern wurde.

Nun konnte man zwar zur wirklichen Unterredung schreiten; allein nach der sechsten Session kam sie so gleich wieder in das Stecken. Es ließ nämlich in letzterer der Bischof von Merseburg Michael Helding im Namen der Katholischen eine Rede ablesen, in welcher er unter andern vorbrachte, daß die Protestanten vor allem diejenigen Secten namentlich anzeigen müßten, die sie von der Augspurgischen Confession ausschlössen, oder was sie für Lehren darunter begriefen; insonderheit aber müßten sie deutlich erklären, ob sie die Zwinglianer und Calviniſten in der Lehre vom Sacrament, die Osiandriſten in der Lehre von der Rechtfertigung, die Flacianer in der Lehre von der Knechtschaft des Willens und guten Werken, und die Picarden in andern vielen Puncten von der Augspurgischen Confession ausschlössen. Nun erwachte auf einmal der Eifer der Herzoglich-Sächsischen Theologen so sehr, daß sie sich nicht mehr einhalten konnten, sondern öffentlich erklärten, daß sie in der nächsten Session als redliche Bekenner alles, was bisher in den Churſächsischen Landen wider die Augspurgische Confession gelehret und gehandelt worden, öffentlich verdammen müßten. Ihre Collegen drohten ihnen zwar, sie von ihrer Gemeinschaft und den künftigen Sessionen auszuschlieſſen; wenn sie sich unterstünden, ihre Protestation in Gegenwart der Katholischen zu publiciren; selbst auch der Präsident rieth ihnen, die Sache gütlich unter einander beyzulegen, damit das Colloquium dadurch nicht zerrissen würde. Sie übergaben aber deſſen ungeachtet nicht nur allein ihre Protestation, sondern giengen gar von Worms weg. Worauf auch die Katholischen einige Protestationen

gegen

1557. den 6. und 8. Octob. gegen das Colloquium einlegten, des Inhalts: „daß sie mit Leuten, die unter sich selbst so uneinig wären, nichts zu thun haben wollten. Man wisse nicht, welche Partey den stärksten Anhang habe, so daß im Grunde das Colloquium doch vergeblich seyn würde. Die Ausgeschlossenen würden sagen, was auf demselben verglichen worden, gienge sie nichts an, weil nicht jene, sondern sie die rechten Augspurgischen Confessions-Verwandten wären.“

* * *

Man hätte glauben sollen, daß nun auch die übrigen Protestanten keine Lust mehr haben würden, das Colloquium fortzusetzen. Allein sie ersuchten dennoch den Präsidenten darum, und zwar mit dem Bedeuten, daß sonst die Schuld auf den Katholischen liegen würde, daß es abgebrochen worden; ihre Streitigkeiten giengen nicht diese, sondern sie selbst unter einander an; es wäre auch keine Frage von der Verdammung der Augspurgischen Confession, sondern blos einiger Secten. Allein, man machte ihnen dagegen den Vorwurf, daß sie gern „den vermengten, bemäntelten, und erneuerten Zwinglianismus“ unter den Schutz des Augspurgischen Religionsfriedens aufnehmen möchten, welches die Katholischen nicht könnten angehen lassen. Die letztern wandten sich auch unter der Hand an den König Ferdinand, so daß dem Präsidenten ebenfalls nichts anders übrig blieb, als demselben von dem Verlaufe der Sachen Bericht zu erstatten. Da nun dieser antwortete, daß man einerseits die abgegangenen Herzoglich-Sächsischen Theologen zurück berufen, anderseits aber die Katholischen sich mit der allgemeinen Erklärung der Protestanten, daß sie sich zur Augspurgischen Confession bekännten, und die dawider streitenden Lehren verwürfen, begnügen sollten: gab auch dieses wieder Anlaß zu neuen Streitigkei-

ligkeiten; indem das eine den Proteſtanten, das andere aber den Katholiſchen nicht anſtändig war, worüber endlich beyde Theile ſich gänzlich trennten, und Worms verlieſſen. a)

Daß keiner die Schuld von der Trennung haben wollte, kann man ſich von ſelbſt leicht denken. Beyde machten ſich einander bittere Vorwürfe; wobey auch Ferdinand ſelbſt nicht verſchont blieb, als wenn er unter der Hand den Katholiſchen geheime Verhaltungsbefehle zugeſchickt hätte, die mit ſeinem dem Publikum vorgelegten Schreiben nicht überein geſtimmt. Da ſelbſt Herzog Chriſtoph in einem Schreiben an den Zaſius davon Meldung machte, fand es Ferdinand für nöthig, eben demſelben das Gegentheil auf das feyerlichſte zu betheuern, mit dem Beyſatz, daß es ſein Brauch ganz und gar nicht ſey, unter der Hand das Widerſpiel von demjenigen zu befördern, was er öffentlich erklärt. Es iſt auch viel wahrſcheinlicher, daß der Pabſt der Trennung Vorſchub geleiſtet, als Ferdinand; indem nicht nur allein der von Rom nach Worms zu dem Colloquium mit Vorwiſſen deſſelben abgegangene Jeſuit Caniſius allem Anſcheine nach mit heimlichen Verhaltungsbefehlen verſehen war, ſondern auch über dieſes derſelbe jemanden heimlich nach Worms geſchickt, der den Katholiſchen andeuten mußte, daß dergleichen Handlungen, die nicht unter dem Vorſitze des Papſtes vorgenommen würden, etwas Unerlaubtes wären. b) Denkt man ſich nun vollends ihre zuvor ſchon gegen das Colloquium gehabte Abneigung dazu, ſo läßt ſich leicht

a) THVANVS L. XIX. Salig Hiſtorie der Augſpur. Conf. *T. III. L. IX. C. 1.*

b) PALLAVIC. *L. XIV. C. 6.*

leicht ſchlieſſen, daß dieſe Erklärung nicht ohne Wirkung geweſen. Was überhaupt den Streit angeht, wären nun die Katholiſchen ungleich beſſer gerüſtet geweſen, als jemals, indem ſie ſich indeſſen erholet, und zu Gegenangriffen gefaßt gemacht; da hingegen die Proteſtanten durch das zu viele Feilen an Religionsſachen ſich in einen Abgrund von Uneinigkeiten, und weit ausſehenden, zum Theil abſurden Zänkereyen geſtürzt, die wenigſtens die Auſſenſeite ihrer Religion in keinem guten Lichte darſtellten.

Viertes Kapitel.

Ferdinands Anerkennung als Kaiſer. Bewegungen des Römiſchen Hofes dagegen. Endliche Beylegung der markgräflichen Sache.

Auf dem oft berührten Reichstag zu Regenſpurg hätte Ferdinand auch überaus gern eine andere ſehr wichtige Angelegenheit zu Ende gebracht geſehen, nämlich ſeine Anerkennung als Kaiſer. Da aber keine Churfürſten daſelbſt erſchienen, und ihre Geſandten zu einem ſo wichtigen Werke nicht inſtruirt waren, mußte er die Sache noch auf ſich beruhen laſſen. Karl hatte ihm bereits auf dem Augſpurger Reichstag 1555. durch ſeinen Secretär Pfinzing die Urkunde über ſeine Abdankung zugefertigt, in der Abſicht, die Sache gleich auf demſelben vorzutragen und zu berichtigen. Allein Pfinzing langte erſt zwey Stunden nach dem verleſenen Reichsabſchied an; und wenn er auch zur rechten Zeit gekommen wäre, würde ſich doch Ferdinand nicht getraut haben, ohne

Zurath-

Zurathziehung der Churfürsten Gebrauch davon zu machen. Nicht nur allein dieſes ſchrieb er ſeinem Bruder zurück, ſondern auch, er möchte doch wenigſtens den kaiſerlichen Titel beybehalten, zu deſſen Führung er ſich bey Lebzeiten desjenigen, den er allezeit nicht nur allein als Bruder, ſondern auch als Vater verehrt, unmöglich entſchlieſſen könne; den Reichsgeſchäften wolle er ſich gleichwohl, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, unterziehen. Die nämliche Bitte ließ er durch ſeinen eigends nach den Niederlanden abgefertigten Kämmerer Gußmann wiederholen. Allein Karl verharrete auf ſeinem erſten Vorſatze, Reich und Titel für immer abzulegen. Da ſein Aufenthalt in den Niederlanden ſich etwas länger verzögerte, als man anfangs geglaubt, ſchickte Ferdinand ſeinen zweyten Prinzen gleichen Namens mit eben dem Auftrag, und endlich auch ſeinen erſtgebohrnen Maximilian mit ſeiner Gemahlinn Karls eigener Tochter, der unter andern auch dieſes ſich noch einmal ausbitten ſollte. Karl blieb aber immer ſeiner Gewohnheit nach unbeweglich, nur daß er jetzt wohl einſah, daß die Sache etwas feyerlicher von ſtatten gehen müſſe, als er anfangs geglaubt. Er bevollmächtigte daher eigene Geſandte an ſeinen Bruder ſowohl, als an die Churfürſten, und zwar in der Perſon des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Reichs-Vicekanzlers Seld und ſeines Secretairs Wolfgang Haller.

Weil vor allem die Gegenwart der Churfürſten zur Verrichtung ihres Auftrages nöthig war, ſetzte Ferdinand einen Tag nach Eger an. Allein, da in dem ganzen Hergange etwas der Wahl ähnliches lag, gefiel den Churfürſten weder dieſer, noch ein anderer ihnen gemachter Vorſchlag, daß nämlich dieſe Handlung auf einem gemeinen Reichstag entweder wäh-

rend deſſelben, oder gleich nach dem Schluß ſollte vorgenommen werden; indem ſie behaupteten, daß dieſe Sache die Churfürſten allein angehe, in deren Verſammlung, die an den gewöhnlichen Orten müßte gehalten werden, ſie vorzunehmen wäre. Die geiſtlichen Churfürſten lieſſen ſich zwar indeſſen Ulm als den Platz der Zuſammenkunft gefallen; endlich aber ward Frankfurt, und der 20 Febr. 1558 dazu auserſehen.

Ferdinand ſo wohl, als die Churfürſten insgeſammt fanden ſich mit einem zahlreichen Gefolge perſönlich ein. Da der Fall ganz neu, und in dem Reich unerhört war, ſo äuſſerte ſich anfangs einige Verlegenheit, wie dabey zu Werke zu gehen. Nachdem man ſich aber öfters darüber berathſchlaget, auch über eine neue Wahl-Capitulation übereingekommen, ward endlich dieſe ſeltene Feyerlichkeit auf folgende Weiſe vollbracht.

1558. 24 März. Ferdinand, nachdem er die Capitulation beſchworen, ſtieg nebſt den Churfürſten auf ein in der Bartholomäus Kirche aufgeſchlagenes Gerüſt, wo er ſich auf dem Thron niederließ, die Churfürſten aber auf Stühlen. Worauf der Reichs-Vicekanzler Seld den Vortrag dahin machte, daß ſie ſich deſſen noch erinnern würden, was ſein Mitgeſandter, der Prinz von Oranien und er bereits an ſie gelangen laſſen; weil nun die Sache, warum ſie abgefertigt worden, ſo weit gekommen, daß ſie nun könnte zur Wirklichkeit gebracht werden, ſo bäten ſie, ihre Vollmacht öffentlich ableſen zu laſſen, wo ſie alsdann, kraft derſelben, in ihrem Geſchäfte weiter fortfahren wollten. Nachdem nun ſolches geſchehen, nahm der Vice-Kanzler noch einmal das Wort, daß nämlich er und ſein Mitgeſandter, der Prinz Wilhelm, als bevollmächtigte Procuratoren, Geſandte und Gewalthaber Kaiſer Karls V.

vermöge des eben verlesenen, und auf ihre Personen gestellten Gewaltbriefes „im Namen der heiligen und unzertrennten Dreyfaltigkeit anstatt und von wegen Kaiser Karls V. dem Römischen König alle Rechte, Macht und Gewalt das H. Römische Reich und Kaiserthum zu verwalten und zu regieren, dazu auch den Titel, Namen und Würden des Römischen Kaiserthums samt Scepter und Krone, so höchst gedachter Kaiser bisher gehabt und getragen, gänzlich, frey, vollkommen, wohlbedächtlich, ewig und unwiderruflich in der allerbesten, beständigsten Form, Maß und Weise, wie es vermöge aller Rechte und Gewohnheiten am kräftigsten und am zierlichsten geschehen könne und möge, hiemit auftragen, übergeben, resigniren, und zustellen wolle. — Der Kaiser habe ihnen ferner auch befohlen, daß, weil er keinen Zweifel trage, der Römische König werde diese Uebergabe und Resignation aus freundlicher und brüderlicher Willfahrung, und umgemeiner Wohlfart willen annehmen, sie ihn im Namen desselben brüderlich, freundlich und fleissig ermahnen sollen, daß er vor allen Dingen als ein christlicher König die Ehre des Allmächtigen, sammt der heiligen wahren katholischen Religion wolle vor Augen haben, und sich getreulich lassen empfohlen seyn, dem Erbfeind des christlichen Namens und Glaubens dem Türken, wie auch allen Betrübern des gemeinen Friedens stattlichen und möglichen Widerstand thun, Ruhe und Einigkeit, Frieden und Recht im H. Reich erbauen, handhaben, erhalten und vollziehen, gute Polizey, Zucht und Ehrbarkeit pflanzen, und fördern, alle Untugend und Laster strafen, und sich in dem und allem andern gegen alle hohe und niedere Stände und Unterthanen des Heiligen Reichs insgemein und insonderheit

derheit als einen gnädigen und milden Vater erzeigen, und alſo in ſeiner Vorfahrer und Aeltern, beſonders deren, die aus ihrem Hauſe Oeſterreich an das Heil. Reich befördert worden, Fußſtapfen treten, und dergeſtalt darinn verharren, daß jedermann deswegen Gott dankbar ſeyn, und ſonſt ein herzliches Vergnügen und Freude darüber haben möge, deſſen er ſich ohnehin zu demſelben ſeines hocherleuchten Verſtandes wegen verſehe.“ Das übrige von der Rede enthielt die Loszählung der Stände von ihren Pflichten und dem Eide, womit ſie dem Kaiſer verwandt waren; nebſt der Ermahnung, „von nun an ſeinem Bruder getreu und veſt anzuhangen, und in allem Beyſtand, Hülfe und Handreichung zu leiſten, was zu des Reichs und ihrem eigenen Heil und Wohlfahrt dienlich ſeyn könne, unter ſich ſelbſt aber das Band des Friedens, nämlich die Einigkeit ſtattlich zu erhalten; der Kaiſer erkenne, was ſeine Perſon angehe, daß er aus göttlichem Beruf, durch das Mittel der ordentlichen Wahl der Churfürſten zu der kaiſerlichen Würde und Hoheit gekommen, und daß er um dieſer Ehre willen nicht nur allein den Churfürſten, ſondern auch dem ganzen Reich dankbar zu ſeyn verpflichtet ſey; deswegen er dann auch, wo es immer zu Fällen kommen würde, wo er durch ſich ſelbſt oder durch Mittel ſeines Sohns dem Reich einen Gefallen thun, oder deſſen Ehre, Nutzen und Wohlfart befördern könne, jederzeit erbiethig und geneigt ſey.“

Als hierauf Ferdinand in einer durch ſeinen Vice-Canzler Jonas gehaltenen Rede ſich erkläret, daß er die Reſignation und die ihm dadurch übertragene kaiſerliche Würde vollkommen annehme: befahlen die Churfürſten, daß der geweſene Römiſche König nun als ein erwählter Römiſcher Kaiſer zu

publiciren

publiciren und proclamiren ſey. Nachdem dieſes von dem Mainzer Domdechant geſchehen, ward die ganze Feyerlichkeit durch den Glückwunſch der anweſenden Churfürſten und Fürſten, durch den Ritterſchlag einiger von Adel, und durch ein ſolennes *Te Deum* beſchloſſen. Während der vorläufigen Handlungen über dieſe Ceremonie wurden auch verſchiedene Beſchwerden aufgeſetzt, wozu die bisherige Verwaltung des Reichs von Seiten Karls Anlaß gegeben. Da aber die meiſten von ſich wegfielen, bekam auch die Wahl-Capitulation keine beträchtliche Zuſätze.

Die Churfürſten erneuerten bey dieſer Gelegenheit ihren zum letztenmal 1521 geſchloſſenen Verein; gewiß eine der ſeltenſten Erſcheinungen bey der jetzigen Religionstrennung, da die drey geiſtlichen der katholiſchen zugethan geblieben, die weltlichen aber der Augſpurgiſchen Confeſſion gefolgt waren. Die erſteren waren in eine wunderliche Lage gekommen. Was Churfürſt Gebhard von Cöln im Jahr 1562. dem kaiſerlichen Geſandten Grafen von Helfenſtein geſagt, paſſet ſchon vollkommen auf die jetzigen Zeiten. „Sie ſäſſen, ſagte er, zwiſchen zweyen Waſſern, warm und kalt; griffen ſie in das warme, ſo verbrenneten ſie ſich; bey dem kalten liefen ſie Gefahr, zu erfrieren.“ Zeigeten ſie ſich nämlich als Deutſche Patrioten, ſo zögen ſie ſich die Abneigung des Pabſtes zu; und wollten ſie nach den Grundſätzen des Römiſchen Hofes handeln, ſo brächten ſie die Nation gegen ſich auf. In der That war es für die Römer noch immer die unverdaulichſte Sache, daß Ketzer das Wahlrecht haben ſollten. Deſſen ungeachtet aber ſetzten nun die Churfürſten als einen der Hauptpuncte des Vereins veſt, „daß keiner von ihnen den andern beyderſeits

derſeits Religion und C… …ſ-
tigen Wahl- und Krön… …s-
ſchlieſſen und unfähig a… …ei-
nigen Unwillen gegen …ern
vielmehr ſich alles freundlichen Guten gegen einander befleiſſen, und keiner den andern deswegen gefähren wolle.“

Da ſich auf dieſe Art die ganze Frankfurtiſche Handlung ohne die mindeſte Widerrede, und zum allſeitigen Vergnügen endigte: ſo hätte man nicht glauben ſollen, daß es noch jemanden einfallen würde, Ferdinanden wegen des Kaiſerthums einiges Hinderniß in den Weg zu legen. Es geſchah aber dennoch, und zwar von einer Seite her, wo man es am wenigſten gemuthmaſſet, nämlich des Papſtes Paulus IV. Derſelbe war nur erſt aus dem Gedränge und dem Krieg gegen den König Philipp von Spanien, in welchen er ſich unvernünftiger Weiſe durch ſeine ehrgeitzige Nepoten verwickeln laſſen, heraus gekommen. Daß aber Paulus vollends denjenigen Regenten auf eine ſo gebietheriſche Art behandeln und zum Unwillen reitzen ſollte, an dem ſo zu ſagen ganz allein das Heil der katholiſchen Religion in Deutſchland hieng, war in der That eine derjenigen Erſcheinungen, die man nie glauben würde, wenn man nicht gewiß wüßte, daß ſie ſich wirklich zugetragen. Ferdinand ſchickte ſo gleich nach der Frankfurter Handlung ſeinen Oberſtkämmerer Don Martin Gußmann nach Rom, um dem Papſte davon Bericht zu erſtatten, wie auch denſelben ſeines Gehorſams, ſeines Schutzes, und einer baldigen Geſandtſchaft wegen Empfangung der Römiſchkaiſerlichen Krone zu verſichern. Allein Paulus unterſagte dem Gußmann den Einzug in Rom,

ehe

ehe erſt gewiſſe Fragen, die er mit den Cardinälen, überlegen müßte, entſchieden wären. Dieſe aber waren folgenden Inhalts: 1) ob der Geſande nicht ſchuldig ſey, die Urſachen anzuzeigen, wegen deren Kaiſer Karl das Kaiſerthum aufgegeben: 2) ob dergleichen Abdankung ohne des apoſtoliſchen Stuhls und des Pabſtes Einwilligung gültig ſey; 3) ob Ferdinanden die ſchlimme Erziehung ſeines Sohns Maximilian, der meiſtens unter Lutheranern aufgewachſen, und dadurch, wie zu beſorgen ſey, eine Neigung zur Ketzerey eingeſogen, zur Erlangung des Kaiſerthums nicht hinderlich ſey; und 4) was von denen Churfürſten, die ſich von der Kirche getrennt hätten, und zu der Ketzerey übergetreten wären, auch Ferdinanden mit erwählen helfen, zu halten ſey. Als er dieſe Puncte den ſieben dazu auserſehenen Cardinälen vortrug, hielt er noch dazu eine Rede, die mit vielen ungeziemenden Ausdrücken angefüllt war; unter andern aber, daß Karls Vollmacht, die er ſeinen Geſandten ertheilet, ungültig ſey, weil er damals nicht mehr beym Verſtande geweſen. Auf eine ähnliche Art hatte er ſich ſchon lange zuvor bey dem Franzöſiſchen Geſandten herausgelaſſen.

Alles war damals zu Rom noch ſo eingenommen von Vorurtheilen und übertriebenen Vorſtellungen von der päbſtlichen Macht, und glaubte ins beſondere ſo veſt, daß das Kaiſerthum, wie auch das Wahlrecht der Churfürſten derſelben ihr gänzliches Daſeyn zu danken hätten, daß die Gutachten nicht anders ausfallen konnten, als daß Ferdinand ſehr übel gehandelt, daß er das Kaiſerthum ohne Vorbewußt und Einwilligung des Pabſtes angenommen. „Gleichwie die Reſignation des kleinſten Beneficiums, ſagten ſie,

nicht anders als i[illegible] n-
ne: also um so we[illegible] es
von jeher zu Rom a[illegible] ls
angesehen worden. [illegible] da[illegible] on
einem Kaiser der Römischen [illegible] ra-
ment, daß er der Schutz- und Schirmherr derselben seyn wolle, eine wechselsweise Verbindung, die nicht anders als durch die Einwilligung beyder Theile könne gehoben werden. Nebst dem sey die eine Hälfte der Churfürsten, da sie in die Ketzerey verfallen, ohnehin ihres Wahlrechtes verlustig geworden, da es ganz sicher die Päbste nicht den Ketzern überlassen wollen, für sie einen Schutzherrn auszusuchen. Ferdinand habe ohnehin seine Einwilligung zu dem Religionsfrieden gegeben, welcher fast keinen einzigen Punct enthalte, der nicht mit dem göttlichen Recht, und den Kirchengesetzen streite; welches einen billigen Verdacht in Glaubenssachen gegen ihn erwecke, besonders da er ketzerische Prediger in seinen Landen dulde, und so gar für den Glaubensunterricht seines eigenen Sohns nicht zur Genüge gesorget. Es sey demnach nöthig, daß Ferdinand in dieser Sache sich des Pabstes Urtheil unterwerfe, und denselben um Vergebung bitte, überhaupt aber allem demjenigen, was zu Frankfurt vorgegangen, entsage, und das Fernere von des Pabstes Willkühr erwarte. Auch müßte Karls Vollmacht dem Pabste vorgelegt werden, deren Mangel, weil sie nur auf die Churfürsten gerichtet sey, von demjenigen der die volle Gewalt in dergleichen Sachen habe, ersetzt werden könne.“

Ferdinand hatte vielleicht den Gußmann mit Fleiß zu dieser Gesandschaft ausersehen, weil er geglaubt, daß er als ein gebohrner Spanier bey dem päbstlichen Hof angenehmer seyn würde, als ein

Deutscher

Deutſcher. Allein eben weil er als ein Ausländer die Reichsrechte wenig kannte, machte er in dieſen Umſtänden eine eben nicht ſonderlich reſpectable Figur. Da man ihm den Schluß der Cardinäle hinterbracht, überreichte er eine Schrift dagegen; worin er aber zu Ferdinands Entſchuldigung nichts anders anzuführen wußte, als daß die Abdankung des Reichs von Seiten Karls nicht in die Hände der Churfürſten, ſondern des Ferdinand, auch nicht zu Gunſten einer jeden Perſon ohne Unterſchied, ſondern jener geſchehen ſey, welche ohnehin ſchon rechtmäſſig zum römiſchen König gewählt, gekrönt, als ſolcher von dem Pabſte erkannt, beſtätigt, und von Rechts wegen in dem Kaiſerthum, es möge erledigt werden, wie es wolle, habe folgen müſſen.

Auch König Philipp von Spanien, der bey dieſen Umſtänden in Verlegenheit kam, und es äuſſerſt ungern ſah, daß ſeinem Vater der Vorwurf nach dem Tode noch ſollte gemacht werden, als wenn er ſich gegen die Rechte des Pabſts ſo gröblich verſündigt, ſteifte den Pabſt durch ſein Betragen vielmehr in ſeinem Eigenſinn, als daß er ihn auf andere Wege gebracht hätte; indem er in einem Schreiben an den Cardinal Pacheco nicht ganz läugnete, daß ein Fehler bey der Sache vorgegangen, und Karl nur dadurch entſchuldigte, daß dasjenige, was er gethan, in der beſten Meinung und im geringſten nicht aus irgend einer Verachtung der Pabſtes geſchehen. Deſſen ungeachtet fand Vargas, ſein Geſandter bey der Republik Venedig, den er deswegen eigends nach Rom ſchickte, nicht nur allein kein geneigtes Gehör; ſondern auch den Statthalter von Mayland Figueroa, der zu dem nämlichen Zweck dahin geſandt ward, ließ Paulus nicht ein-

mal in die Stadt, unter dem Vorwand, d[illegible] nen päbſtlichen Bothen hätte prügeln und [illegible] nehmen laſſen, und dadurch in das Inte[illegible] fallen ſey.

Als Gußmann den ganzen Vorgang dem Kaiſer berichtete, gab ihm dieſer Befehl, daß, wenn ihm der Pabſt drey Tage nach dem Empfang ſeines Schreibens keine Audienz ertheilen wolle, er mit Hinterlaſſung einer Proteſtation den Rückweg nach Deutſchland nehmen ſolle; mit dem Anhange, daß Ferdinand dieſer Sache wegen die Churfürſten unverweilt zu Rathe ziehen, und ſich darinn ſo verhalten werde, wie er es ſeiner Hoheit gemäß erachtete. Um alles mögliche zu verſuchen, gieng Gußmann, unter dem Vorwand, ſeiner Andacht zu pflegen, als Privat-Mann nach Rom, verlangte auch blos in dieſer Eigenſchaft Audienz bey dem Pabſte; die er zwar erhielt, allein ohne daß der Pabſt ſeine Geſinnungen änderte, nur daß er verſprach, nächſtens einen Legaten an Ferdinanden zu ſchicken, der ihm die Urſachen ſeines Betragens näher entwickeln würde.

Paulus mochte wohl gedacht haben, daß er einen groſſen Schritt zur Erhaltung und Beveſtigung ſeines Anſehens gethan. Allein in der That ſelbſt ſchadete er demſelben ungemein, nicht nur allein wegen des allgemeinen Unwillens, den ſein Betragen bey den Katholiſchen ſowohl, als Proteſtanten erregte, als wegen der Unterſuchung der päbſtlichen Rechte bey den Wahlen und Krönungen der Kaiſer, zu welcher er Anlaß gab. Da man ſich bis daher ſo häufig daran gewagt, ſelbſt Glaubensſätze zu prüfen, und abzuwägen, ſo trug man um ſo weniger Bedenken, es in Anſehung ſolcher Dinge zu thun. Und in

kurzer

kurzer Zeit waren die Gesinnungen so verändert, daß der Churfürst Gebhard von Cöln in der schon angeführten Unterredung mit dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Helfenstein dasjenige, ohne welches man sich sonst kaum einen Kaiser zu denken getraute, nämlich die päbstliche Krönung ein Lumpenwerk nannte; und was noch mehr ist, daß kein Kaiser von dieser Zeit an mit Ernst daran dachte, sich zu Rom krönen zu lassen, obgleich Sixtus V. ihnen bald nach Ferdinands Zeiten einen herrlichen Pallast, der bey dieser Gelegenheit zu ihrer Bewirthung dienen sollte, bauen ließ.

Besonders merkwürdig ist das Gutachten, welches der berühmte Reichs-Vicekanzler Seld über des Pabstes Betragen ausgestellt, in welchem er unter andern sagt: „was die Weltlichkeit belange, habe die Krönung nichts auf sich, viele alte Römische und auch Deutsche Kaiser seyen von den Päbsten nicht gekrönt gewesen, dessen ungeachtet aber von selbst und sonst von jedermann für rechte Häupter des Reichs erkannt worden; ja, wenn ohne die päbstliche Krönung kein rechter Römischer Kaiser seyn könnte, so hätte z. B. Rudolph I., der niemals von dem Pabst gekrönt worden, Bononien und Romanien an denselben nicht verschenken können, und müßte daher der Römische Hof solche Länder dem Reich wieder heraus geben. Andere Könige würden von ihren Bischöfen gekrönt; es folge aber nicht daraus, daß sie auch ihre Königreiche von ihnen bekämen. — In die Abdankung des Reichs habe sich der Pabst noch weniger zu mischen, indem sie eine blos weltliche, und vor die Churfürsten gehörige Sache sey. — Wolle aber derselbe nicht nachgeben, so dürfe sich Ferdinand

nach

nach dem Beyſpiel jenes Römiſchen herrn welchen ſein Bürgermeiſter nicht dafür t i wol- len, richten, welcher in dieſem Falle gegen denſel- ben ſich vernehmen laſſen; Si ego non ſum tibi Senator, nec tu mihi Conſul eris. — Sollte er ſich unterſtehen, zu vermeinten Citationen, Cenſuren, oder Diſputationen wider den Kaiſer zu ſchreiten, ſo ſtünde dieſem frey, von dem Pabſt an ein freyes chriſtliches Concilium zu appelliren. Weil derſelbe ſelbſt aus dieſer Irrung einen Artikel der Religion zu machen vermeine, ſo ſey zu beſorgen, daß daraus die Religion und der Gehorſam gegen die Kirche in der ganzen Chriſtenheit, und vornemlich in Deutſchland ganz und gar zu Boden geſtoſſen werde. Auſſer dem, wenn dasjenige wahr ſey, was von dem Pabſte geſagt werde, (hauptſächlich wegen der Aufführung ſeiner Nepoten,) ſo müßte derſelbe billig darüber zur Rede geſtellt und geſtraft, ja, wenn er ſich nicht beſſern wollte, gegen denſelben mit Ernſt verfahren werden. Und in allen ſolchen Fällen ſey ein allgemeines Concilium unwiderſprechlich über den Papſt, und hätten auch andere Kaiſer, Könige und Potentaten in ähnlichen Fällen ſich eben dieſes Weges der Appellation bedient, in deren Fußſtapfen der Kaiſer treten könnte.“

Da der Pabſt ſelbſt es für rathſamer hielt, in dieſer Sache keine weitern Schritte zu thun, ſo ließ auch Ferdinand ſeiner Seits alles um ſo eher auf ſich beruhen. Hingegen machte er ſich um die innere Ruhe von Deutſchland um ſo verdienter, da er endlich durch ſeine und ſeines Sohns Maximilian Vermittelung, obgleich mit auſſerordentlicher Mühe, zwiſchen den Fränkiſchen Einigungsverwandten und dem Hauſe Brandenburg wegen der beyderſeitigen

aus

aus dem markgräflichen Kriege herrührenden Foderungen einen Vergleich zu Stande brachte. Welches um ſo nöthiger war, da noch immer einige der verwegenſten und thätigſten Anhänger des Markgrafen in dem Reiche herum ſchwärmten; unter denen Wilhelm von Grumbach der erſte war, der ſeine Rachgierde, weil ihm der Biſchof Melchior Zobel von Würzburg ſeine als verwirkte Lehen eingezogenen väterlichen Güter nicht zurück ſtellen wollte, indeſſen ſo weit getrieben, daß er denſelben durch beſtellte Meuchelmörder öffentlich auf der Straſſe in ſeiner eigenen Reſidenzſtadt erſchieſſen ließ, oder doch, wenn es auch wahr iſt, daß er ihn nur gefänglich wollte fortführen laſſen, die Urſache war, daß es geſchehen.

Da kein Theil anfangs zum Nachgeben zu bewegen war, erboth ſich Ferdinand ſo gar, zur Entſchädigung des Hauſes Brandenburg ſelbſt 82000 Gulden darzuſchieſſen; wodurch es endlich geſchah, daß die Einigungsverwandten, um dieſem verdrießlichen Handel ein Ende zu machen, ihrerſeits 175000 zu zahlen verſprachen, welches man ſich endlich von Brandenburgiſcher Seite gefallen ließ. Der Grund der an ſie gemachten Foderung lag darinn, weil ſie auch zur Zeit, da der Markgraf ſchon darnieder gelegen, ſeine Veſtungen, beſonders Plaſſenburg, zerſtöret, die Waldungen, Fiſchereyen und dergleichen zu Grunde gerichtet. Ihrerſeits gewannen ſie wenigſtens ſo viel, daß nun ihre Aufnahme in den Landsbergiſchen Bund nicht mehr ſo gehäſſig konnte angeſehen werden, und daß ihnen dieſer auch gegen die allenfalſigen Ueberbleibſel des markgräflichen Krieges Sicherheit gewährte. 6 Octob. 1558.

Fünftes

Fünftes

Reichstag von Augſpurg. Religionsbeſchwerden beyder Theile gegen einander. Türkenhülfe. Geſandtſchaft nach Frankreich.

1559.

Nun nahete der Zeitpunct des neuen nach Augſpurg ausgeſchriebenen Reichstages heran, wo man ſich über folgende Gegenſtände dem Vertrag gemäß berathſchlagen ſollte: über die noch fortdauernden Religionsſtreitigkeiten und das zu Worms gehaltene Religionsgeſpräch, über die anhaltenden Streifereyen der Türken und daher nöthige beharrliche Reichshülfe, über die Execution und Handhabung des Religions- und Profan-Friedens, über das Reichs-Juſtizweſen und den Zuſtand des kaiſerlichen Kammergerichts, über die Einführung einer gleichen und durchgehenden Reichsmünze.

Was den erſten Punct betrifft, ſo wurde endlich, nachdem man die alten Vorwürfe wegen Abbrechung des letzten Colloquiums, wovon kein Theil die Schuld haben wollte, wiederholt, die Publication der Acten deſſelben vorgenommen; woraus jedermann den Schluß zog, daß man auf dieſem Wege nie zur gewünſchten Einigkeit kommen werde.

Eine beſondere Urſache von Seiten Ferdinands, warum er nun davon abgieng, obſchon er zuvor dieſer Art, einen Religionsvergliech zu ſtiften, nicht ungeneigt war, beſtand darinn, weil er den alten Pabſt Paulus nicht noch mehr aufbringen wollte,

wollte, da er wohl wußte, wie gehässig dergleichen Colloquien zu Rom seyen. Ferdinand schlug dagegen ein Concilium vor, so wenig auch in den damaligen Umständen eines zu hoffen war. Allein, da sich noch eine Menge anderer Sachen auf dem Reichstag zu berichtigen fanden, und die Stände, so oft etwas anders auf die Bahne kam, immer sich verlauten liessen, die Religionssachen müßten vor allen vorgenommen werden: so müßte man ihnen indeß auch über diesen Punct eine Beschäftigung geben, oder vielmehr die vorige nicht abbrechen. Die Katholischen waren bald über diesen Punct einig; allein, die Protestanten wiederholten ihre so oft schon vorgebrachten Gründe gegen die bisherige Art der Concilien, machten auch die Bedingungen wieder namhaft, auf die sie sich in ein Concilium einlassen wollten. Als der Kaiser hierauf antwortete, daß es nicht in seiner Macht stünde, die Art und Weise zu bestimmen, wie das Concilium zu halten, verlangten sie wenigstens, daß, wenn in dem Abschied einige Meldung vom Concilium geschehen sollte, auch die Bedingungen, auf die sie in dasselbe willigten, mit eingerückt würden. Allein, man übergieng lieber das Ganze mit Stillschweigen, indem Ferdinand zur Genüge einsah, daß er durch fernere Betreibung dieser Sache einerseits keine Gunst erwerben, anderseits aber sich unendlichen Haß zuziehen werde. Es ward demnach nur in dem Abschied gemeldet, daß man für räthlich befunden, die Tractation der Religion auf andere und bessere Gelegenheit einzustellen, daß aber nichts desto weniger der Passauische Vertrag, auch der darauf erfolgte Religions- und Landfriede für und für kräftig und beständig bleiben soll.

Mit

Mit dieſer Aeuſſ… zu-
frieden, indem keiner d… lau-
bensſätze im Grunde ſc… hſel-
weiſes Betragen an d… Zeit
bedenklicher fiel, daß, nachdem der Religionsfriede kaum vier Jahre gedauert, nun die Proteſtanten bereits mit einem langen Verzeichniſſe von Beſchwerden auftraten, und die Katholiſchen öffentlich beſchuldigten, daß ſie ſtraks gegen denſelben gehandelt, und noch dazu durch ungereimte Deutungen und Auslegungen ihn zu zernichten ſuchten: „man wolle ihnen z. B. nicht geſtatten, daß ſie die in ihren Landen befindliche Prälaturen, geiſtliche und andere Unterthanen reformiren dürften. Es würden auch die Gülten und Renten, die ihren bereits reformirten Klöſtern zuſtändig, von den Herrſchaften anderer Religion, in deren Landen ſolche Gülten zu erhalten, nicht verabfolget; alles unter dem Schein, als ſollten die Prälaten, Geiſtliche, Landſtände, auch Stift und Klöſter nicht, ſondern allein die weltliche Unterthanen in angeregter Reformation gemeint, und begriffen ſeyn. Man lebe auch demjenigen nicht nach, was wegen Beſtellung der Miniſterien und Kirchendiener in dem Frieden bedacht worden; in demſelben ſey auch heilſam und wohl verſehen, daß ſie wegen Anrichtung der Augſpurgiſchen Confeſſion mit Mandaten und Proceſſen, oder in einige andere Geſtalt nicht beſchweret werden ſollen, welches jedoch geſchehe. Man hindere ſie auch an denen Orten, wo ſie gemeinſchaftliche Herrſchaft mit den Katholiſchen hätten, ihre Religion anzurichten, unter dem Vorwand, daß in dem Religionsfrieden nichts ausdrücklich hierüber angeordnet worden; ſie trügen auch eine nicht geringe Beſchwerde, daß man an einigen Orten ihre Predigt anzuhören verbothen. Den Unterthanen ſey

zwar

zwar Vermöge des Friedens ein freyer Abzug gestattet, dessen ungeachtet aber würden sie in einigen Ländern hart gestrafet, vertrieben und ihrer Güter entsetzt. Manche, die der Augspurgischen Confession zugethan, würden unter dem Schein, daß sie weder dieser noch der andern Religion anhängig, verfolgt. In Reichs- und andern Städten, wo Auswärtige die Kirchendiener zu bestellen, gäbe man ihnen keine von ihrer Religion, wenn auch die Obrigkeit und Gemeinde oder der grössere Theil davon derselben zugethan, oder zwänge sie, sich Geistliche aus ihren eigenen Mitteln zu halten; und wenn in solchen Orten die christliche Religion von den Gemeinden gesucht werde, weise man sie ab, als wenn sie von dem Religionsfrieden ausgeschlossen seyen." Daß sie nebst diesem auch wieder Beschwerde gegen den ihnen so gehässigen geistlichen Vorbehalt geführet, versteht sich von selbst.

Man hatte um so weniger etwas dergleichen erwartet, da sich vielmehr die Katholischen bis daher als den in ihren Personen so wohl, als Gütern beleidigten Theil angesehen. Um allem widrigen Eindrucke zuvor zu kommen, setzten sie sich nun ebenfalls zusammen, und brachten ihre Beschwerden zu Papier, die jenen der Protestanten weder an der Zahl, noch an der Wichtigkeit etwas nachgaben: „man hindere sie nicht nur allein und vergewaltige sie in Ansehung ihrer Religion und Kirchengebräuche, ihrer Personen und Güter, sondern auch obgleich dem Kammergericht in dem Frieden auferleget worden, sich demselben gemäß zu halten, und den anrufenden Partheyen gebührliche und nothwendige Hülfe des Rechtens mitzutheilen, so geschehe es doch, daß, wenn sie um dergleichen angesucht, auch etwan Mandaten, Citationen und andere Prozesse ausgebracht, der

andere Theil ſich unter [illegible] in-
dern, und zu machen, [illegible] ge-
ſchlagen, und das Rec[illegible] nö-
ge des Friedens ſollte kein [illegible] ren
und verachten, deſſen ungeachtet aber würden in den proteſtantiſchen Städten und Druckereyen zur Empörung und Aufruhr im Reich dienende Schriften und Famos-Libellen, darinn dieſer Religionsſtand und Perſonen zum ſchmählichſten angetaſtet würden, gedruckt, verkauft und ſpargirt. Zu ihrer größeren Verachtung würden an mehreren Orten, wo beyde Theile die Obrigkeit gemein hätten, die Katholiſchen von allen Aemtern, dem Rath, Gericht und andern Gemeinſchaften ausgeſchloſſen, ja darneben verbothen, mit ihnen kein Gewerb, Verkaufung des Brods, Frucht und anders zu treiben. "

"Nebſt dieſem gereiche nicht nur allein zu ihrer Verachtung, ſondern zur gänzlichen Ausreutung und Verdruckung ihrer Religion, daß, obgleich alle Collegia, Stiftung und Klöſter, ſonderlich der Religion halben, niemand anderſt dann ihren Ordinarien und Biſchofen, oder aber unmittelbar dem Stuhl zu Rom unterworfen, auch wenn ſie der Confeßions-Verwandten ohne Mittel Unterthanen nicht ſeyen, ſondern ſich nur zu ihrer Erhaltung in derſelben Schutz begeben, auch etwan mit dem Geding ihrer Gelegenheit nach, einen andern Schutzherrn anzunehmen: ſo hätten doch einige Confeßions-Verwandte, hohe auch wohl niedrige Stände, nach aufgerichtetem Frieden, in welchem keine andere Stifte, Klöſter und geiſtliche Güter, dann diejenigen allein, ſo vor dem Paſſauiſchen Vertrag eingezogen, ihnen den Confeßions-Verwandten zu bleiben hätten, dennoch mehrere andere, wo nicht eingenommen, jedoch mit andern Unziem-

ziemlichkeiten darin gehandelt: wo man die Geistlichen nicht ganz ausgejaget, habe man ihnen ungestümme Pfleger und Amtleute aufgedrungen, die allen Muthwillen an ihnen ausübeten, und gestatte ihnen nicht, anstatt der abgehenden Personen andere aufzunehmen, damit die katholische Religion an solchen Orten ganz extirpiret werde."

„Uiberdieß, obgleich die Stände der alten Religion sammt und mit ihren Capiteln bey derselben, wie auch ihrem alten Herkommen und Gerechtigkeiten sollten gelassen werden, so dringe man noch in etlichen Thum- und andere Capitel, daß auf die erledigten Prälaturen und Beneficien, Personen, die nicht dazu qualificirt, sollten genommen werden. Den katholischen Ständen, Capiteln und andern Geistlichen, wenn sie auch den protestantischen Landesherren mit gar keinem Schutz verwandt, sondern bloß freye eigenthümliche Güter unter derselben Obrigkeit besässen, halte man ihre Gefälle um kleinfügiger Ursachen willen zurück. Da bloß in jenen Fällen die geistliche Jurisdiction suspendirt sey, wo der Protestanten Lehr und Kirchenordnung verhindert werden möchte, so würden sie doch auch derjenigen so gar entsetzt, in deren Besitz sie noch zur Zeit des aufgerichteten Friedens gewesen; ja man unterstehe sich so gar die Katholischen selbst von den Bischöfen ab und an protestantische Consistorien zu verweisen, und solches auch an Orten, die sie nur lehn- oder pfandweise inne hätten."

„Es sollte zwar kein Stand des andern Unterthanen zu seiner Religion dringen, oder gegen seine Obrigkeit in Schutz und Schirm nehmen; es geschehe aber doch, daß die Confeßions-Verwandten auch

in Orten, wo ſie nur die frei
wo alles übrige ſammt der C... a-
tholiſchen zuſtünde, die katholiſchen Pfarrer abzu-
ſchaffen, und proteſtantiſche dagegen aufzuſtellen, eben
dadurch aber die Unterthanen zu ihrer Religion zu
dringen ſucheten. Auch an den Orten, wo ſie mit
den Katholiſchen in Gemeinſchaft ſäſſen, ſucheten ſie
den katholiſchen Stand ganz zu verdrängen, nähmen
die Kirchen mit Gewalt ein, oder brächten muthwil-
liger Weiſe ſo viel Zeit mit ihrem Gottesdienſt zu,
daß die Katholiſchen den ihrigen erſt Nachmittag ver-
richten müßten. Viel beſchwerlicher falle es auch et-
lichen katholiſchen Reichsſtädten, darinn alle Pfarren
und Kirchen mit katholiſchen Geiſtlichen beſetzt, daß
ſie wegen etlicher weniger zu Neuerung geneigter
Bürger einen Prädicanten ſchaffen, und alſo Zwie-
tracht und Unruhe einführen ſollten. ꝛc.“

Wenn je ein Mittel zu finden geweſen wäre,
beyde Theile zufrieden zu ſtellen, ſo hätte es gewiß nie-
mand begieriger ergriffen, als Ferdinand. Allein da
13. May an ſolches nicht zu denken war, ertheilte er
1559. ſeine Reſolution dahin: „da die Beſchwerden
von beyden Seiten insgemein, ohne Nennung der Per-
ſonen und Sachen geſtellt ſeyen, und, wenn man alle
beſondere Fälle unterſuchen wollte, die Sache zu weit-
läuftig ausfallen würde, und ohnehin nicht Noth ſey,
auf jede einzelne Fälle neue Satzungen zu machen, be-
ſonders da das Kammergericht bereits zur Handhabung
und Vollſtreckung jener vom Jahr 1555, das iſt, des
Religionsfriedens angewieſen ſey, ſo halte er es
für den bequemſten und richtigſten Weg, wenn je-
mand gegen denſelben beſchwert und vergewaltiget
werde, und ſich deßhalben an das Kammergericht
wenden ſollte, daß daſſelbe bevorab in undiſputirli-

chen

chen Fällen den anrufenden Parteyen förderliche ungesaumte Justiz und Hülf des Rechtens mittheilen sollte."

„Würde aber ein so zweifelhafter Fall sich ergeben, der sich ersten Ansehens aus dem Buchstaben des Religionsfriedens nicht wollte entscheiden lassen, so versehe er sich zu dem Kammerrichter und Beysitzern als Rechtsverständigen unpartheyischen ehrliebenden Leuten, die ohnehin von beyder Theil Religionsverwandten aufgestellt seyen, daß sie nichts desto weniger den Verstand, der den gemeinen geschriebenen Rechten, auch aller natürlichen Ehrbarkeit, Billigkeit und menschlicher Vernunft gemäß sey, daraus zu schöpfen und sich nach demselben in ihren Urtheilen zu richten wissen." *)

Dadurch blieben im Grunde die Sachen so ziemlich bei dem Alten; wobey nichts mehr zu besorgen stand, als daß auf einmal wieder, wo man es am wenigsten vermuthete, man sich in die Zeiten vor dem Schmalkaldischen Krieg dürfte versetzt sehen. Da die Protestanten so bald nach dem Religionsfrieden auf das neue anfiengen, sich gegen die Mandaten und Prozesse des Kammergerichts zu beschweren, obgleich dasselbe jetzt auch mit ihren Religions-Verwandten besetzt war: konnte man gewiß sehr leicht wieder dahin kommen, daß eine gänzliche Recusation desselben erfolgte. Indessen tröstete man sich von kaiserlicher Seite damit, daß der Churfürst Friederich von der Pfalz und Herzog Christoph, von denen man wußte, daß sie die Haupttriebfeder des Betragens der Protestanten waren, sich persönlich auf dem Reichs-

*) Ap. LEHMANN. acta Pac. Rel. 2 Buch. 3 Kap.

tag befanden, und nun mit eige[illegible]g [illegible]
ten, daß es auch auf der and[illegible]i [illegible]be,
die ſo veſt überzeugt wären, daß ihnen Unrecht ge-
ſchähe, als es die Proteſtanten nur immer ſeyn konn-
ten, und daß es, um dieſe auf eine andere Meinung
zu bringen, eben ſo viele Mühe koſten würde, als
wenn man es mit den Proteſtanten verſuchen wollte.
Man zählte auch darauf, daß beyde endlich, durch den
ſtarken Widerſtand der Katholiſchen ermüdet, ſelbſt
auf Mittel denken würden, den Sachen wo nicht
abzuhelfen, doch auch ſie nicht in einen ſchlimmern
Zuſtand zu verſetzen, als in welchem ſie vor dem
Reichstag waren.

Vor allem war man von kaiſerlicher Seite be-
gierig, ob ſich beyde Theile durch die ihnen gege-
bene Reſolution würden beruhigen laſſen. Bey den
Katholiſchen traf zwar ſolches ein, indem ſie der
Meinung des Kaiſers beypflichteten, daß es im Allge-
meinen bey dem Religionsfrieden bleiben ſollte, die
beſonderen Fälle aber an das Kammergericht zu brin-
gen wären. Hingegen verlangten die Proteſtanten,
daß ihre Beſchwerden noch auf dem Reichstag ſollten
abgethan werden.

Ferdinand wählte bey dieſer Lage der Sachen
auf das neue einen Mittelweg, wodurch er glaubte
beyden Parteyen wenigſtens einiges Genügen lei-
ſten zu können. Auf dem Reichstag war bereits
eine

[1] Dieſe ganze Erzählung iſt wörtlich aus Walderdorfs Schreiben an Granvelle vom 15. Auguſt genommen: Sperabamus nos rem gratam Catholicis facturos, vt quorum opinionem ſaltem tacite ac per indirectum promovebamus. Sed præter opinionem noſtram accidit, quod Confeſſionarii, quos vero ſimile erat, duriores futuros, nobis ceſſere, quibusdam adjectis condi-

eine Reichs-Deputation beſchloſſen worden, die die Kammergerichts-Viſitation vornehmen ſollte. Dieſer wäre nach ſeinem Gutdünken der Auftrag zu machen, zugleich auch die von beyden Seiten angebrachten Beſchwerden zu unterſuchen; gelänge es ihr, einen Weg zur Einigkeit zu finden, ſo wäre es gut; wo nicht, ſo bliebe die Sache beym Alten, das iſt: in jedem einzelnen Fall bey der Beurtheilung des Kammergerichts.

Ferdinand glaubte den Katholiſchen eine Gefälligkeit zu erzeigen, indem dadurch wenigſtens auf eine indirecte Art die Sache doch zuletzt an das Kammergericht gebracht ward. Allein, gegen alle Erwartung nahmen die Proteſtanten, von denen man ſich gerade das Gegentheil vorgeſtellt hatte, den Vorſchlag an; und die Katholiſchen ſetzten ſich mit groſſem Ungeſtümme dagegen, und ſteinigten, wie ſich der in des Kaiſers Gefolge befindliche Niederöſterreichiſche Kanzler Walderdorf ausdrückt, den Kaiſer und ſeine Räthe wegen eines guten Werks, das ſie ihnen erzeigen wollten. *) „Mir fiel dabey ein, fährt er weiter fort, was der wahrhaft glorwürdigen Andenkens Kaiſer Karl oft geklaget, daß die geiſtlichen Stände nur mit Worten groß thäten, und wenn es zur Sache käme, gar nichts leiſteten.“ Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß hierauf dieſe Materie ganz auf ſich ruhen geblieben.

conditionibus, de quibus deinceps poterit conveniri. A Catholicis vero ſatis magna importunitate rejicimur, & de bono opere lapidamur. Subit itaque mihi in mentem, id quod D. Carolus Princeps, vere inclytæ recordationis ſæpe conqueſtus eſt, Eccleſiaſticos noſtros verbis duntaxat eſſe feroces, ut ubi ad rem deveniendum ſit, nihil penitus præſtare.

Nebſt dieſen ohnehin ſchon kaum zu hebenden Schwierigkeiten brachten nun auch die Proteſtanten die Abſtellung des geiſtlichen Vorbehalts wieder auf die Bahn. Allein, hier war ohnehin keine Nachgiebigkeit von Seiten der Katholiſchen zu hoffen; und ſelbſt Ferdinand würde die Sache nach ſeinen Kräften betrieben haben, wenn ſie allenfalls aus Zaghaftigkeit oder andern Urſachen ſich zu etwas hätten verſtehen wollen. In einer den Proteſtanten ertheilten ſchriftlichen Reſolution gab er (den 13 Junii 1559) ihnen gleich anfangs ſeine Gedanken deutlich dahin zu verſtehen,,, dieſer Handel ſeybereits zu Augsſpurg 1555 und hernach 1557 zu Regenſpurg vielfältig hin und wieder gezogen worden. Was er nun damahls ſich zum öftern vernehmen laſſen, wolle er jezt nicht wiederholen, noch weniger darüber diſputiren, ob und wie die Stände des einen und andern Theils in die Conſtitution des Vorbehalts ſtillſchweigends oder ausdrücklich gewilliget hätten oder nicht. Ja, wenn die Sachen noch wirklich in den Umſtänden ſich befänden, darin ſie vor der Aufrichtung des Religionsfriedens geweſen: ſo gienge es ihm doch dergeſtalt zu Gemüthe, daß er ſich nie weiter und anders, als er ſich ſchon erkläret, einlaſſen könnte, wie es auch ſeiner erſt neulich bey Antretung des Kaiſerthums hoch betheuerten und beſchwornen Obligation nach geſchehen müßte. Und weil es endlich eine Sache ſey, welche die Proteſtanten ihrem eigenen Bekenntniß nach nicht betreffe, ſondern der Katholiſchen eigene Sache ſey, darin auch jene vormahls ihm nicht einzugreifen, noch Form oder Maß zu geben ſich ausdrücklich erbothen hätten: ſo möchten ſie es nun auch gutwillig dabey beruhen laſſen, und es ſeiner Verantwortung lediglich anheim ſtellen: indem er auf ſich nehme, Gott und der Welt Rede und Rechen-

ſchaft

ſchaft davon zu geben.“ Und dabey hatte es auch, ungeachtet der von den Proteſtanten beygebrachten Replik, ſein Bewenden. *)

Der andere Berathſchlagungs-Punct betraf die Türkenhülfe. Ferdinand hatte ſich bis daher alle Mühe gegeben, einen Stillſtand von den Türken zu erhalten; noch aber ſchwebte man in der Ungewißheit, ob ſeine Wünſche würden erfüllt werden oder nicht. In dieſer Lage wendete er ſich an das Reich; und weil in dem bereits angeführten Geſpräche des kaiſerlichen Geſandten Dr. Zaſius mit dem Herzog Chriſtoph von Würtemberg dieſer unter andern auch ſich verlauten laſſen, „es ſey Noth, daß der Kaiſer die auf dem Regenſpurgiſchen Reichstag ihm zugeſagte Türkenhilf wohl und auf ſolche Weiſe anwende, daß dadurch etwas Nahmhaftes ausgerichtet werde, indem er ſonſt Sorg trage, er werde etwan ſo bald zu einer ſolchen Hülf nicht mehr kommen, und ſonderlich zu der beharrlichen nicht,“ ſo ließ nun Ferdinand in ſeinem Vortrag mit einflieſſen: „er erinnere ſich ganz wohl, was für ſtattliche Hülf das Reich bisher zu mehrmalen ihm geleiſtet, wodurch doch wenigſtens der Türk von weiterm Einbruch abgehalten worden, und daß ihm noch auf dem letzten Reichstag zu Regenſpurg eine ziemliche zeitliche Hülf bewilliget worden, die er auch nicht anderſt verwendet hätte, als wie es verordnet worden. Allein, er habe wegen unzeitiger, langſamer und bisher noch nicht völliger Erlegung dieſer bewilligten Türkenhülfe davon nicht mehr als 1600 Pferde und ein Regiment Fußknechte auf einige Monath lange im verwichenen Jahr 1557 unterhalten können, und ſey denſelben

*) Ap. BVRCKARD de Autonomia P. I. C. 4.

bey ihrer Verabſchiedung einen ſtarken Reſt ihres verdienten Soldes ſchuldig geblieben, welcher erſt lange hernach den Obriſten und Rittmeiſtern habe können richtig gemacht werden; ja es ſey von ſolcher zu Regenſpurg bewilligten Beyſteuer noch eine wirkliche Summe unerlegt und ausſtändig, wie ſolches den verordneten Reichsräthen und Pfennigmeiſtern wohl bewußt ſey.“

Herzog Chriſtoph hatte dem Zaſius auch im Vertrauen eröffnet, die drei geiſtlichen Churfürſten hätten kurz zuvor ihre Unterthanen mit der Türkenſteuer ſehr übermäßig beleget, aufs wenigſte mit zwiefacher Steigerung und Erhöhung, als ſich ſonſt ihr Gebühr belaufen hätte. Allein in ſolchem Falle befanden ſich faſt alle Fürſten, daß ſie ſich dieſer Gelegenheit bedienten, von ihren Unterthanen ſtarke Summen für ſich zu beziehen, und gleichwohl dem Kaiſer hernach etwas ſelbſt beliebiges hingaben. Eine ſolche Saite zu berühren, würde viel zu bedenklich geweſen ſeyn.

Zum Glücke liefen noch während des Reichstags Nachrichten ein, daß die beſte Hoffnung zum Stillſtand vorhanden ſey. Der Kaiſer verlangte dem zufolge nur, daß man ihm zur Beveſtigung der Gränzörter und Unterhaltung der nöthigen Beſatzungen mit einigem Geld an die Hand gehen möge; auf welches 500000 Goldgulden, die in drey Jahren zu bezahlen wären, bewilligt wurden. Die Austheilung davon ward aber ſo ungleich gemacht, daß die ganze Laſt faſt allein den geringſten Ständen zufiel, die mächtigern aber wenig oder gar nichts zahlten. So mußte z. B. die Reichsſtadt Nördlingen mehr als die ganze Pfalz nebſt dem Herzogthume Neuburg, der Abt von Elchingen mehr als das Herzogthum

zogthum Braunschweig Wolfenbüttel entrichten; und da die Churfürsten durchaus nicht einwilligen wollten, 3 Jahre lang eine Römertaxe zu 6 Monathen zu erlegen, wurden zuletzt dem Städchen Buchorn allein 37 Monathe aufgelegt. *) Wovon die nothwendige Folge war, daß diese kleinern bis in den Himmel schrien, der kaiserliche Hof aber in eine nicht geringe Verlegenheit gerieth; indem er besorgen mußte, daß, wenn er einen Nachlaß ertheilte, alles in Verwirrung kommen, und keiner etwas erlegen würde, und, wenn er es nicht thäte, die bittersten Klagen gegen ihn würden geführt werden.

Die Verbesserung des Landfriedens und Justizwesens gieng weit besser von Statten; nur daß es bey dem ersten allemal an der Execution fehlte, man mochte darüber verordnen, was man wollte, und daher noch immer Räubereyen und Plackereyen im Schwung giengen. Auch waren die sogenannten Musterplätze, besonders derjenigen, die für fremde Mächte Volk warben, eine ausserordentlich lästige Sache; indem sich ein solches plötzlich zusammen gerafftes, oder von selbst zusammen gelaufenes Volk alle Ausschweifungen erlaubte, und ihre Obersten nicht einmahl im Stande waren ihnen Einhalt zu thun, wenn sie auch wollten. Es ward demnach das Verboth überhaupt erneuert, daß niemand in fremde feindliche Dienste treten solle; in Ansehung andrer fremder Potentaten aber beschlossen, daß künftig keinem derselben einiger Musterplatz, oder solche beschwerliche Durchzüge seines Kriegsvolkes im heiligen Reiche und dessen Kreisen gestattet seyn solle. Wenn auch einiger Oberster Haupt- und Befehlsmann

*) Walderdorfs Schreiben an Granvelle vom 15 Aug.

mann ſich unterſtehen würde, dergleichen Muſterplätze wegen fremder Potentaten eigenmächtig in die Kreiſe zu legen, oder ſonſt mit ſeinem Kriegsvolk den Durchzug zu nehmen, ſo ſolle demſelben durch gemeine Kreishülfe Widerſtand gethan werden: in andern Fällen ſollen die Muſterherren zuvor die Kreisoberſten und Zugeordneten um die Muſterplätze erſuchen.

Faſt alle bisherige Puncte waren ohnehin mit auſſerordentlichen Schwierigkeiten verbunden: hierzu kam aber noch bey Gelegenheit der Berathſchlagungen über das Juſtitzweſen, ein Umſtand, worüber faſt der ganze Reichstag wäre zerriſſen worden. Der Kaiſer hatte ſchon ſeit einiger Zeit den Biſchof Michael Helding von Merſeburg zum Kammerrichter ernannt. Und nun übergab der Herzoglich Sächſiſche Geſandte Eberhard von der Thann dem Ausſchuſſe des Fürſtenraths eine Schrift, wo er unter andern auch über dieſen Punct heftige Klagen führte, „es ſey dem ganzen Reich ſchimpflich, und den Ständen der Augſpurgiſchen Confeßion in keinem Wege leidlich, daß der Kammerrichter eine geiſtliche Perſon ſeyn ſolle; es ſey wider Gottes Wort, der alten Väter Lehre und Exempel, wider die älteren canones et leges, daß eine geiſtliche Perſon weltliche Sachen gerichtlich urtheilen ſolle; auſſer dem weil das Kammergericht mit Perſonen von beyderley Religionen beſetzt ſey, ſo müſſe der Richter für keine Religion partheyiſch ſeyn.“

Durch dieſe Schrift wurden die Katholiſchen ungemein aufgebracht. Nicht allein die Geiſtlichen beſchwerten ſich laut, daß ſie von Aemtern, die ſie in vorigen Zeittn nicht nur einmal bekleidet, jezt ausgeſchloſſen ſeyn ſollten; ſondern auch die Weltlichen machten den Schluß, daß die Herzoge von Sachſen,

ſen, weil der Kammerrichter für keine Religion partheyiſch ſeyn ſollte, nicht einmal einen weltlichen katholiſchen Fürſten und Herrn als Kammerrichter dulden wollten. Um wenigſtens die letzteren wieder etwas zu beſänftigen, übergab der herzoglich Sächſiſche Geſandte einige Tage darauf dem Fürſtenrathe eine Erläuternng der vorigen Schrift, in welcher er ausdrücklich erklärte, daß es ſeine Meinung nicht geweſen, auch die weltlichen katholiſchen Fürſten von der Kammerrichterſtelle auszuſchlieſſen. In Anſehung der Geiſtlichen hingegen bekräftigte er es nicht allein, ſondern ſetzte auch noch hinzu, „es liege öffentlich an dem Tag, daß der Pabſt und ſein Anhang die höchſten, erbitterſten und heftigſten Feinde (inimici capitales & atrociſſimi) nicht allein ſeiner Herren der Herzoge von Sachſen, ſondern auch aller übrigen Stände der Augſpurgiſchen Confeſſion ſeyen. Ferner ſey eine offenbare Wahrheit, daß alle Cardinäle, Biſchöfe und Geiſtliche mit dem höchſten, erſchrecklichſten und gräulichſten Eidspflichten verbungen ſeyen, welches ſelbſt der Biſchof von Merſeburg nicht würde verneinen können, welcher noch dazu auf dem letzeen Colloquium zu Worms, wo er einer von den katholiſchen Colloquenten geweſen, gezeiget, daß er gegen die Proteſtanten partheyiſch ſey.“

Dieſe zweyte Schrift, weit davon die Gemüther zu beſänftigen, goß vielmehr Oel in das Feuer; indem die katholiſchen, beſonders die geiſtlichen Fürſten ſie dahin deuteten, als wollte der Sächſiſche Geſandte ſagen, ſie hielten ſich nicht an den Religionsfrieden gebunden, ſondern wären auch ungeachtet deſſelben erklärte Feinde der Proteſtanten. Zum Glücke nahmen die übrigen Proteſtanten keinen Theil an des Sächſiſchen Geſandten Unternehmen, bezeugten auch

ſchrift-

ſchriftlich ſowohl ihr Mißfallen daran, als ihren feſten Sinn den Religionsfrieden zu halten; worauf Ferdinand dem von der Thann öffentlich im Beyſeyn aller Fürſten und Geſandten einen derben Verweis gab, und zugleich deſſen Herrn ſchrieb, keine ſo unruhigen Köpfe mehr auf die Reichstäge zu ſchicken. *)

Ueber das Münzweſen verglich man ſich in ſo weit, daß eine beſondere Münzordnung, die letzte in ihrer Art, zum Vorſchein kam, die aber von den wenigſten Ständen, und nicht einmal von dem Kaiſer ſelbſt in Anſehung ſeiner Erblande genau beobachtet worden. Dasjenige, was damahls der auf dem Reichstag gegenwärtige Niederöſterreichiſche Kanzler Walderdorf an den Granvelle hierüber ſchrieb, ward auch vollkommen durch die Erfahrung der folgenden Zeiten bis auf den heutigen Tag beſtätigt. „Ich halte dafür, ſagt er, daß die Proportion zwiſchen Gold und Silber, die den Grund von allen Münzverordnungen ausmachen muß, unmöglich in einem ſo weitſchichtigen Reich, als das deutſche iſt, die nähmliche ſeyn könne; auch könne ſie nicht anders, als durch den gemeinen Brauch, beſonders der Kaufleute, beſtimmt werden. Einige deutſche Länder hätten Bergwerke, andere keine; einige hätten geſchickte Künſtler, einige gar keine oder Unwiſſende; allen eben die Regel im Münzen vorſchreiben wollen, ſey eben ſo viel, als von allen Menſchen verlangen, eben den Schuh zu tragen.“ †)

In einem Nebenabſchiede ward eine Geſandtſchaft nach Frankreich, und einiges in Anſehung Liefflands

*) Häberlin 4 B. S. 64. Walderdorf Schreiben dem 4 Jul. an Granvelle.

†) Walderdorf l. c.

lands beſchloſſen. Die Abſicht der erſtern war, die drey Bisthümer Metz, Tull und Verdun wieder unmittelbar an das Reich zu bringen. Ferdinand hatte bereits bey den zwey Franzöſiſchen Geſandten, die auf dieſem Reichstage erſchienen waren, darauf angetragen; jezt ſollten aber ſelbſt auch einige Deutſche Fürſten als Geſandte nach Frankreich gehen, um dieſen Antrag zu wiederholen. Anfangs ward der Cardinal von Augſpurg dazu auserſehen, der es auch annahm. Allein, da der Herzog Chriſtoph von Würtemberg, der ebenfalls mitgehen ſollte, betheuerte, daß er es nie in der Geſellſchaft des Cardinals thun werde: ſagte man es ihm zu ſeinem groſſen Verdruß wieder ab. Man wußte anfangs nicht, was den Herzog dazu ſollte bewogen haben. Allein, bald verbreitete ſich ein Gerücht, er habe Schreiben von dem Cardinal von Paris bekommen, worinn ihm dieſer gemeldet, der von Augſpurg habe ſich zu Rom bey dem Papſte verlauten laſſen, der Herzog ſey einer der ärgſten Lutheraner, den man vor allen andern aus dem Wege räumen müſſe. Der von Augſpurg verlangte zwar, man ſolle ihm das Schreiben zeigen, indem er ſich hinlänglich rechtfertigen werde. Allein es geſchah nicht; und ſo ward auch der Anſtand dadurch nicht gehoben, und jeder urtheilte von der Sache, nachdem er für einen oder den andern dieſer Herren eingenommen war. „Es giebt Leute, ſchreibt hierüber Walderdorf, die Mitleiden mit unſern Armſeligkeiten haben; andere, die über unſere Thorheiten lachen.“ *)

Herzog Chriſtoph hatte geglaubt, der Herzog Albrecht von Baiern, der anfangs nicht undeutlich zu verſte-

*) Sunt, qui deplorent noſtras miſerias, ſunt, qui rideant noſtras ineptias. Schreiben an Granvelle vom 30 May.

verſtehen gegeben, daß er Luſt zu dieſer Geſandſchaft habe, werde ſich nach der Abdankung des Cardinals entſchlieſſen, ſie in ſeiner Geſellſchaft zu übernehmn. Allein nun war dieſer mißvergnügt, daß man ſo lange mit der Sache gezaudert, und daß er erſt ſollte gebraucht werden, da man ohne Zweifel in Frankreich ſelbſt über dieſe ſo lange umgetriebene Geſandtſchaft ſich bereits werde luſtig gemacht haben. Nicht ſo bald merkte Herzog Chriſtoph des von Bayern Abneigung, als er ſich ebenfalls heraus zu ziehen ſuchte; und zwar unter dem Vorwand, er habe mit Frankreich noch einige alte Streitigkeiten wegen rückſtändigen Soldes, ſo daß er beſorgen müſſe, wenn er nicht in Geſellſchaft eines mächtigen Fürſten, dergleichen der Herzog von Bayern ſey, dahin komme, daß ihm eine Beleidigung widerfahren möge. Jedermann ſah, daß es nur ein geſuchter Vorwand war, da, wenn auch der Herzog Albrecht wäre zufrieden geweſen, es neue Schwierigkeiten abgeſetzt hätte, weil die geiſtlichen Fürſten durchaus nicht zugeben wollten, daß ihr Orden dieſer Ehre beraubet, und nicht auch einer von ihnen zur Geſandtſchaft gebraucht werden ſollte. Doch erklärten ſie ſich endlich dahin, daß, wenn der Kaiſer den Herzog Albrecht in ſeinem eigenen Namen der Reichsgeſandtſchaft zugeſellen wollte, ſie es könnten geſchehen laſſen.

Allein da es dem Kaiſer bis 50000 Goldgulden würde gekoſtet haben, und man doch einmal eine Geſandtſchaft haben wollte, kamen einige auf die Gedanken, man ſollte den Biſchof von Merſeburg und den Pfalzgrafen Georg von Simmern, einen Bruder der Churfürſten von der Pfalz dazu ernennen. Kaum aber bekam erſterer von weitem Nach-

richt

richt davon, als er Gott und alle Heilige um Beyſtand anflehte, ihn damit verſchont zu laſſen. Viele beharrten daher auf ihrer Meinung, daß die beyden Herzoge von Baiern und Würtemberg ſich dem Geſchäfte unterziehen ſollten; beſonders da es indeſſen verlauten wollen, der König von Frankreich habe ihnen ſelbſt wiſſen laſſen, daß ſie ſehr angenehm bey ihm ſeyn würden. Allein, da der von Baiern für jeden Monath 12000 Goldgulden verlangte, die Stände aber nicht einmal auf 4000 ſich einlaſſen wollten, verſchwand wieder alle Hoffnung; und man kam endlich dahin überein, daß anſtatt des Biſchofs von Merſeburg, der von Trient, nebſt dem ſchon erwähnten Pfalzgrafen Georg, die Geſandſchaft übernehmen, jeder davon aber monathlich 3000 Goldgulden haben ſollte. Sie verrichteten auch ihr Geſchäft, ſo gut ſie konnten, erhielten aber keine andere Antwort, als daß der König auf dem nächſten Reichstag mit den Ständen über dieſe Sache Handlung pflegen wolle.

Da auf dieſem Reichstage auch der Heermeiſter von Liefland, welches eben damals von dem Rußiſchen Czaar Ivan Baſilowitz II. mit einer überlegenen Macht angegriffen ward, bey dem Kaiſer und Reich auf eine ſehr dringende Art Hülfe verlangte, konnte man ſich zu nichts anderem entſchlieſſen, als daß der Kaiſer den Czaar ſchriftlich erſuchen ſolle, gegen die Liefländiſchen Stände, als dem Reich angehörigen Mitglieder, den angefangenen Krieg einzuſtellen, das ihnen Abgedrungene wieder heraus zu geben, und ſie künftig hin mit dergleichen feindlichen Handlungen nicht zu beläſtigen. Wobey der Kaiſer noch verſprach, auch die Könige von Spanien, England, Dänemark, Schweden und Pohlen, wie auch

die Seeſtädte zu erſuchen, daß ſie zur Erhaltung ihrer ſelbſt und anderer chriſtlichen Länder ſich der Sachen ebenfalls annehmen, und bedacht ſeyn möchten; wie die Ruſſen nicht allein von der Verheerung Liefflands, ſondern auch anderer chriſtlichen Länder abzubringen wären.

Ferdinand hatte auch gleich am Anfange des Reichstages ein Gutachten von den Churfürſten in Anſehung ſeiner Angelegenheiten mit dem Pabſte Paulus IV. begehret. Allein, es erfolgte keine Antwort, als kurz vor dem Schluſſe deſſelben; und dieſe auf eine ſehr verſchiedene Art. Die geiſtlichen Churfürſten ſcheuten dergleichen Materien, durch die ſie mit dem Papſt in Zwiſtigkeit gerathen konnten, auſſerordentlich. Sie riethen demnach, wenn es der päbſtliche Hof auf ſich beruhen lieſſe, wie die Sachen jezt ſtünden, ebenfalls keine weitern Bewegungen zu machen; ſollte aber erſterer indeſſen etwas mehrerers vornehmen, wollten ſie alsdann ſich über die Mittel berathſchlagen, wie das Anſehen des Kaiſers und Reichs könne aufrecht erhalten werden. Die Weltlichen hingegen giengen etwas näher mit der Sprache heraus, und erbothen ſich nicht allein zur Beſchützug der Reichsrechte mit zu wirken, ſondern riethen auch dem Kaiſer, ſich durch keine Drohungen und Bannflüche ſchrecken zu laſſen, und überhaupt ſich um die Krönung nicht viel zu bekümmern. *)

Endlich kam auch noch des berüchtigten Wilhelm von Grumbach Handel als ein Ueberbleibſel der markgräflichen Unruhen auf die Bahn, welchen Ferdi-

*) Schreiben Walderdorfs von dem 28. Aug.

Ferdinand ungemein gern beygelegt geſehen hätte, um ſelbſt die Quelle derjenigen Unruhen, wodurch der Landfriede Gefahr lief, geſtöret zu werden, zu verſtopfen. Allein, da man den Grumbach insgemein für den Urheber des an dem Biſchoffe von Würzburg verübten Mordes hielt, ſo war nun der Haß gegen denſelben, beſonders von Seiten Würzburgs, um ſo mehr geſtiegen. Umſonſt ließ der Kaiſer dem Würzburgiſchen Geſandten vorſtellen, was ein ſo verwegener Mann, wie Grumbach, noch zu unternehmen fähig ſey. Sie hätten ſich der groſſen Vögel erwehret, antworteten dieſe, und würden ſich auch vor den kleinen loſen Vögeln nicht fürchten.

Sechstes Kapitel.

Speyeriſcher Deputations-Tag. Geſandtſchaft nach Rußland. Grumbachiſche Unruhen.

1560.

Dieß war der Ausgang eines Reichstages, bey welchem es Gewinn für die Katholiſchen war, daß ſie nicht noch mehr verlohren, für die Proteſtanten aber, daß ihre Beſorgniß wegen der Nichthaltung des Religionsfriedens wenigſtens einiger Maßen gehoben ward. Der von dem Reichstag anberaumte, zur Verbeſſerung des Juſtiz- und Cammergerichts beſtimmte Deputations-Tag hatte ein weniger günſtiges Schickſal; woran das Ausbleiben der Churbrandenburgiſchen Geſandten Schuld war. Denn nun weigerten

ſich auch die übrigen, die eingetroffen waren, in dem Geſchäfte fortzufahren, damit es nicht in eines jeden Fürſten Willkühr ſtehen möchte, die ſeinigen zu ſchicken oder nicht, und die Laſt blos den gehorſamen Fürſten zuzuwälzen. An dem kaiſerlichen Hof hatte man eben kein ſonderliches Mißfallen daran; indem es einige unter den Fürſten gab, die mit dem kirchlichen Reformations-Geiſt auch einen dergleichen in politiſchen Dingen eingeſogen hatten, und, ſobald ſie nur eine obgleich ſeichte Kenntniß von Reichsſachen erlangt hatten, ſich klug genug zu ſeyn dünchten, alles, was man bis daher in Anſehung des Kammergerichts mit ſo vieler Mühe zu Stande gebracht hatte, verbeſſern zu können, und zuletzt entweder ſich ſelbſt lächerlich machten, oder, anſtatt die Sachen in einen beſſern Zuſtand zu ſetzen, ſie noch mehr verſchlimmerten. *)

Der Kaiſer ſetzte zwar hierauf einen neuen Tag an, den 22. Sept. 1560; worauf auch die Churbrandenburgiſchen Geſandten erſchienen. Allein, nun that ſich eine andere Schwierigkeit hervor. Der Marggraf Johann von Brandenburg Cüſtrin hatte bereits auf dem vorigen Tag die Reviſion eines zu Gunſten der Herren von Bork gefällten Urtheils verlangt, dabey aber ſich geweigert die zu 4000 Goldgulden von den Viſitatoren angeſetzte Taxe zu erlegen; und da er ſich zwar zu 3000 erbothen, zugleich aber gegen einige der Reviſoren ſolche Exceptionen anbrachte, die jedermann ungegründet zu ſeyn ſchienen, machte man den Schluß, daß er dadurch der Erlegung einiger Summe ganz und gar auszuweichen ſuche. Eben daher ward auch die von ſeinen

*) Walderdorfs Schreiben an Granvelle vom 16. April 1560

nen Gesandten eingelegte Appellation an den Kaiser und das Reich einmüthig verworfen. *) Da aber dessen ungeachtet die Churbrandenburgischen Gesandten jezt darauf beharrten, daß die Exceptionen Statt hätten, und des Markgrafen von Cüstrin Beschwerden vor allem mußten gehoben werden: ward die ganze Justiz-Handlung abgebrochen, und dem Kaiser heimgestellt, die verordnete Deputation entweder auf eine andere Zeit wieder zusammen zu beschreiben, oder den Sachen mit Beyrath der Stände auf eine andere Art abzuhelfen.

Auch die Liefländischen Sachen kamen auf diesem Deputations-Tage zur Sprache, welche besonders den nordischen Ständen von Deutschland, und unter diesen vorzüglich dem Hause Brandenburg sehr an dem Herzen lagen; indem sie besorgten, sie dürften an den Russen, oder wie man sie auch damals nannte, an den Moscowiten, wenn Liefland einmal von ihnen erobert sey, einen eben so gefährlichen Feind bekommen, wie sie sich selbst ausdrückten, als die mittägigen an den Türken. Auf ihr beständiges Anliegen hatte Ferdinand, seinem zu Augspurg gethanen Versprechen gemäß, im October des vorigen Jahrs einen Hatschier mit Schreiben an den Czaar geschickt; der aber nicht zum besten aufgenommen ward, theils weil er keine Geschenke mitgebracht, theils weil Ferdinand dem Czaar den kaiserlichen Titel nicht ertheilt hatte. Der Hatschier kam demnach mit einer Antwort zurück, aus der man mit vieler Mühe so viel heraus bringen konnte, daß der Czaar die Liefländer aus zwey Ursachen überzogen: erstlich, weil sie die christliche Re-

*) Walderdorfs Schreiben an Granvelle vom 14 Jun.

ligion verlaſſen und die lutheriſche angenommen, auch die Kirchen und Crucifixe mit Koth und anderer Unſauberkeit entunehrt; zweytens, weil ſie ihm ihre gegebenen Briefe und Siegel nicht gehalten. Andere Schreiben waren indeſſen von dem Liefländiſchen Meiſter ſelbſt bei Ferdinanden eingelaufen, worinn er meldete, daß, wenn er nicht bald Hülfe und Rettung aus Deutſchland erhielte, er ſich weiter nicht aufhalten könnte, ſondern dasjenige thun müßte, was ihm Gott und die Natur zuließen. Woraus man ſchloß, daß er geſonnen, ſich dem Königreiche Pohlen zu unterwerfen, welches ohnehin ſchon einen guten Theil von Liefland theils pfandweiſe, theils wegen zugeſagter Hülfe eingeräumt bekommen. *) Dieſe Schreiben waren bereits am Anfange des Julius eingetroffen; und indeſſen fuhr der Czaar fort wegzunehmen, was er konnte, das platte Land aber ſeiner Art nach zu verwüſten.

Gleichwohl faßte der Deputions-Tag eine Reſolution über dieſe Sache im September, die dahin gieng, daß man einige erfahrne Räthe, als Geſandte im Namen des Kayſers und Reichs an den Czaar ſchicken ſolle, um demſelben beſſere Erläuterung zu geben, daß nämlich die Liefländer darum nicht aufhöreten Chriſten zu ſeyn, wenn ſie auch der Lehre Luthers Gehör gegeben. Dieſe Räthe ſollten übrigens gütliche Unterhandlung pflegen, oder die Sachen entſcheiden. Zugleich ward ausgemacht, den Liefländern mit einer Geldhülfe von 200000 Gulden beyzuſpringen.

Da

*) Walderdorfs Schreiben an den Herzog Albrecht von Bayern vom 10. Jul.

Da aber nicht einmal dieser, obgleich wenig bedeutende Geldbeitrag erfolgte, und der von dem Kaiser an den Czaar geschickte Zacharias Hofmann nichts zu Gunsten der Liefländer ausrichten konnte, sie aber täglich mehr in das Gedränge kamen: unterwarfen sie sich endlich dem Königreiche Pohlen; *) und 1561. zwar, wie es in der ihren Gesandten mitge- 28 Nov. gebenen Vollmacht heißt, „weil sie arme von Adel sammt allen Einwohnern des Landes von der Römisch-kaiserlichen Majestät und allen Churfürsten, Fürsten und Ständen des Heil. Röm. Reichs Deutscher Nation wider der Rüssen unerhörten Mord, Brand, Raub, Verheeren, Verderben, Verwüsten, ungeachtet ihres unaufhörlichen Klagens, Flehens und Bittens, nun in das vierte Jahr hülf- und trostlos nicht allein verlassen, sondern auch von andern, die sie retten sollten, feindlich wären angegriffen worden." Von den Bedingungen waren die vornehmsten, daß der König versprach, zu sorgen, daß die Unterwerfung dem Lande keine Verdrießlichkeiten vom Römischen Reich zuziehen, die evangelische Religion nach Maßgab der Augspurgischen Confeßion ungekränkt bleibe, und alle Gerechtigkeiten, Lehen, und Privilegien nach den alten Geseßen und Gewohnheiten gehandhabt werden sollten. Wobey der damalige Heermeister Gotthard Kettler sich noch besonders ausbedung, daß ihm das Herzogthum Kurland und Semigalien für sich und seine männlichen Nachkommen erblich sollte überlassen werden. *) In Deutschland machte übrigens der Verlust eines Landes, welches zwar vom Deutschen Adel beherrscht ward, dessen Verbindung aber mit dem Deutschen

*) Häberlin neueste Reichsgeschichte, 4. Band. S. 440.

Staatskörper von jeher faſt unmerklich geweſen, und welches ohnehin nicht nach der damaligen deutſchen Verfaſſung wäre kräftig zu unterſtützen geweſen, wenig Eindruck. Im Gegentheil, manche glaubten nun durch die Pohlen eine neue Schutzwehr gegen die Ruſſen erhalten zu haben.

Sonſt gieng Ferdinands Hauptbemühung dahin, den Landsbergiſchen Bund mehr zu beveſtigen und zu erweitern; in welchen Geſinnungen er durch die neuere Unternehmungen des unruhigen Wilhelm von Grumbach um ſo mehr beſtärkt ward. Denn auf ſo ſchwachen Füſſen ſtand das ganze Friedensweſen in Deutſchland, daß auch ein einziger Edelmann alles wegen der Fortdauer deſſelben in Sorgen ſetzen konnte. Grumbach hatte zu Augſpurg, wie wir gehört haben, die Wiedergabe ſeiner Güter von den Fränkiſchen Einigungsverwandten nicht erhalten können. Nun ritt und rennte er das ganze Reich aus, und ſuchte Himmel und Erde zu bewegen, um wieder zu dem Seinigen zu kommen. Man wußte, daß er mit vielen Leuten, die ehemals unter dem Markgrafen gedient, Verbindung unterhielt. Er gab ſich aber auch noch das Anſehen, als wenn er nicht allein ſelbſt in Franzöſiſcher Beſtallung ſtünde, ſondern auch noch von dem König den Auftrag hätte, Rittmeiſter und Hauptleute in ſeine Dienſte zu nehmen; welches um ſo auffallender war, da Frankreich mit Spanien, und jeder anderer Macht im Frieden lebte.

Als vollends Grumbach zu Coburg in Franken mit mehrern ſeines gleichen eine Zuſammenkunft hielt, überhaupt aber, wo er hinkam, gegen die Fränkiſchen

schen Einigungsverwandten heftige Schimpf- und Drohworte ausstieß, ward alles aufmerksam.

Einige Fürsten liessen Befehle an ihre Vasallen und Unterthanen ergehen, sich bereit zu halten, um bey einem Angriffe sogleich mit den Waffen zu erscheinen; andere wandten sich an den Kaiser, und dieser an diejenigen, von denen er glaubte, daß sie Grumbachen Vorschub leisteten. Allein, keiner wollte sich etwas zur Schuld kommen lassen. Der Churfürst von Brandenburg und sein Bruder Markgraf Johann von Cüstrin schrieben dem Kaiser, sie könnten zwar nicht läugnen, daß Grumbach und dessen Anhänger Wilhelm von Stein ihre Diener seyen; da sie aber dieselben über das Vergangene zur Rede gestellt, hätten sie eine solche Antwort von ihnen erhalten, daß sie nicht glaubten, daß Grumbach etwas wider den Landfrieden unternehmen werde. Herzog Johann Friedrich von Sachsen gab vor, er habe von der Zusammenkunft zu Coburg gar nichts gewußt, diese habe sich auch so geschwind wieder zerschlagen, daß er nicht einmal eine Nachfrage habe thun können; so viel ihm davon bekannt sey, wäre nichts vorgegangen, als daß einigen ihre Pensionen, die sie von dem verstorbenen König von Frankreich gehabt, seyen erneuert worden.

Endlich suchte auch noch der alte Landgraf Philipp von Hessen den Kaiser dadurch zu beruhigen, daß Grumbach ihn und einige andere Fürsten nur erst um die Vermittlung seiner Streitsachen, die er mit den Fränkischen Einigungsverwandten habe, ersucht, woraus zu schliessen sey, daß er nichts gewaltthätiges und feindliches im Sinn habe. Allerdings wünschten nicht nur mehrere Fürsten, sondern

der Kaiſer ſelbſt, dieſen Handel einmal zu Ende gebracht zu ſehen. Allein die Einigungsverwandten blieben ein für allemal bey ihrer alten Sprache, daß, wenn ſie ſich mit Grumbachen ausſöhneten, jeder andere, der ehemals dem Markgrafen gedient, mit Forderungen gegen ſie auftreten dürfte. Da inſonderheit ihr Mitverbundener, der Herzog Heinrich von Braunſchweig, ſie in dieſen Geſinnungen unterhielt, und durchaus nichts von einem Vergleiche mit Grumbachen hören wollte: muthmaßte man, und vielleicht nicht ohne Grund, daß es ihm nur darum zu thun ſey, auf Unkoſten der Fränkiſchen Einigungsverwandten, ſeine Rittmeiſter und Hauptleute länger im Solde zu behalten, und ſich dadurch ſeinen Nachbarn furchtbar zu machen.

Weil auf ſolche Art alles ungewiß blieb, und Grumbachs Verwegenheit bekannt war, kamen die Landsbergiſchen Bundsverwandten zu Ingolſtadt im März zuſammen, um ſich zu berathſchlagen, ob ſie ſich in eine beſondere Rüſtung ſetzen, oder es bey ihrer ſchon bereit gehaltenen Verfaſſung laſſen ſollten. Auch betrieb es Ferdinand um ſo mehr bey andern Fürſten, daß ſie dieſem Bund beytreten möchten, welches jedoch Furcht und Mißtrauen nicht zuließen; die erſtere von Seiten der Katholiſchen, das andere von Seiten der Proteſtanten. Die drey geiſtlichen Churfürſten inſonderheit verlangten, daß auch der Landgraf von Heſſen und der Churfürſt von der Pfalz zu gleicher Zeit möchten aufgenommen werden, damit die Proteſtanten nicht auf den Argwohn verfallen möchten, man hätte etwas gegen ihre Religion im Sinne; hingegen folgten dieſe beyde Fürſten dem Beyſpiel und Rath des Herzogs Chriſtoph von Würtemberg, und weigerten ſich ganz und gar, Theil an dem Bund zu nehmen. In dem Entſchuldigungsſchreiben, das der

Land-

Landgraf an den Kaiser abgehen ließ, steifte er sich hauptsächlich darauf, daß ihn die Erfahrung der vorigen Zeiten zur Genüge gelehrt, daß bey dergleichen Bündnissen eben diejenigen am meisten mitgenommen würden, die ihre Schuldigkeit am pünctlichsten erfülleten. Der ebenfalls eingeladene Churfürst von Sachsen schlug es nicht geradezu ab, ertheilte aber eine Antwort, woraus leicht abzunehmen wär, daß er wenig Lust dazu habe; der Kaiser sollte nämlich mit andern protestantischen Fürsten handeln, und wenn diese einwilligten, so wollte er es auch nicht abgeschlagen haben. Hiermit hätte zwar der Bund noch kein Ende; man gab sich aber auch keine grosse Mühe mehr, andere Stände, besonders protestantische, in denselben zu ziehen.

Siebentes Kapitel.

Aussöhnung des Kaisers mit dem Pabst. Unterhandlungen wegen des Concilliums von Trient. Rath, welchen Ferdinand dem Pabste darüber ertheilt.

1560.

Neben denjenigen Gründen, die Herzog Christoph seinen glaubensverwandten Fürsten mag beygebracht haben, sich nicht in den Landsberger Bund einzulassen, wirkte noch ein besonderer Umstand auf sie; nämlich die Harmonie, die zwischen dem Kaiser und Pabst wieder aufgelebt, ja gar das Concilium von Trient, welches gegen alle Erwartung zur Sprache gekommen. So viel ist sicher, daß der anstatt des indessen verstorbenen

ſtorbenen eigenſinnigen Paulus gewählte Pius IV. ſich vor allem den Kaiſer verbindlich zu machen ſuchte, und, um ſeine Geſinnungen über den von ſeinen Vorfahren wegen des Kaiſerthums geführten Streit an den Tag zu legen, gleich bey ſeiner Krönung deſſelben Geſandten dem Franz von Thurn vor allen übrigen den Platz anwies. Von proteſtantiſcher Seite würde man es eben nicht ungern geſehen haben, wenn der Diſput ſich eher vergröſſert, als geleget hätte; allein Ferdinand war um ſo vergnügter, aus einem Handel zu kommen, der ihm, wo nicht ſchaden, doch allemal Verdruß machen konnte. Um ſich die guten Geſinnungen des Pabſtes zu Nutz zu machen, ſchickte er ſogleich den Grafen Scipio von Arco als auſſerordentlichen Geſandten nach Rom, der demſelben die gewöhnliche Pflicht ſeiner Ehrerbietung und Ergebenheit (ſolitum reuerentiae ac deuotionis officium) abſtatten ſollte.

Da man beſorgte, der Graf dürfte nicht bald genug zu Rom eintreffen, ſchickte Ferdinand ein Schreiben voraus, in welchem er dem Papſte von dieſer Abfertigung Nachricht gab, und ihn zugleich erſuchte, indeſſen von dem Franz von Thurn mehrere Verſicherung ſeiner kindlichen Ehrerbietung und Devotion gegen ſeine Heiligkeit und den heiligen apoſtoliſchen Stuhl *) anzunehmen, bis der Geſandte ſelbſt ankäme. Bald wäre dadurch das nur erſt wieder hergeſtellte gute Vernehmen auf das neue geſtöret worden; indem die Römer verlangten, der indeſſen zu Rom angekangte Graf ſolle dem Pabſt nicht

*) Filialis ergo Sanctitatem veſtram et S. Apoſtolicam Sedem obſeruantiae & deuotionis. Ap. Raynald ad a. 1560. N. 2.

nicht nur allein kindliche Ehrerbietung und Ergebenheit, sondern Gehorsam (obedientiam) im Nahmen des Kaisers leisten. Worüber derselbe in keine geringe Verlegenheit kam, indem ihm einerseits der Spanische Gesandte so wohl als der Spanische Cardinal Pachieco riethen, seine Vollmacht nicht zu überschreiten, anderseits aber die Cardinäle Moron und Madruzzi alles mögliche thaten, um ihn zur Erfüllung des päbstlichen Willens zu bewegen; welchen er endlich auch folgte, indem sie behaupteten, der Kaiser habe ihnen eine Art von Mitvollmacht gegeben, und sie wollten es bey demselben verantworten.

Ob der Graf zuerst von einem Concilium Meldung gethan, oder der Pabst, weiß ich nicht zu entscheiden. So viel ist sicher, daß man an dem kaiserlichen Hofe eben nicht sonderlich begierig darnach war; theils weil man sich nicht viel Gutes davon versprach, theils weil man fürchtete, die ohnehin schwierigen Protestanten dürften daher einen Anlaß zu neuem Mißtrauen nehmen; wie es sich denn auch so gleich wieder zeigte, so bald nur einiger Massen kund geworden, daß ein Concilium auf dem Wege sey. Unruhige Köpfe, woran es unter denselben nie fehlte, träumten schon wieder von Bündnissen, die zwischen dem Pabst, dem Kaiser, Spanien und Frankreich gemacht seyn sollten, um die Schlüsse desselben zur Vollstreckung zu bringen; ja bereits von Werbungen, die der erstere in Italien, und so gar in einigen Gegenden Deutschlandes unter der Hand sollte angestellt haben. Man hielt demnach kaiserlicher Seits für das räthlichste, es weder zu hindern, noch viel zu betreiben, und letzteres vielmehr denjenigen Nationen zu überlassen, die desselben näher bedürftig wären.

Es mußte ſich nämlich durch eine ſonderbare Schickung fügen, daß die Franzoſen, die ihm ſonſt ſo viele Hinderniſſe in den Weg geleget, ſo lange Karl noch lebte, nun ſelbſt ſich nach einem Concilium ſehnten. Auch bey dieſer ohnehin nach Neuheit und beſtändigem Wechſel begierigen Nation hatte ſich indeſſen die Liebe zur neuen Lehre eingefunden; beſonders nachdem Johann Calvin, ſelbſt ein Franzoſe, als Reformator aufgetreten, und ſich den Schein geben wollte, mehrere Dinge noch beſſer als Luther eingeſehen zu haben. Jedoch hielt das groſſe Anſehen Franzens I. und ſeines Sohns Heinrich II. wie auch die ſcharfen von ihnen verhängten Strafen noch alles in Schranken. Als aber letzterer auf einem bey der Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth angeſtellten Turnier tödtlich verwundet worden, und bald darauf mit Tode abgieng: nahm unter ſeinem ſchwachen und kränklichen Nachfolger Franz II. die Menge derjenigen, die von der katholiſchen Kirche abtraten, ungemein zu.

So lange ſie keine mächtige und unternehmende Herren unter ſich zählten, war man jedoch nicht ſonderlich beſorgt; allein, bald kam auch dieſes hinzu. Bey den Großen, beſonders den Prinzen vom königlichen Geblüt, herrſchte noch immer ein heimliches Mißvergnügen, daß von Ludwigs XI. Zeiten an ihre Rechte ſo ſehr geſchmälert worden. Jezt wurden ſie noch dadurch aufgebracht, daß faſt alle Gewalt in den Händen der Ausländer ſich befand, der Königinn Mutter nämlich, einer gebornen Italienerin aus dem Mediceiſchen Hauſe, und der Herzoge von Guiſe einer unlängſt nach Frankreich verpflanzten

pflanzten Linie des Hauses Lothringen, die mit der regierenden Königinn, und Franzens II Gemahlinn der durch ihr Unglück in der Folge so berühmt gewordenen Königinn Maria Stuard von Schottland durch nahe Blutsverwandschaft, mit der verwittibten aber durch besondere Gunst und Zutrauen in engster Verbindung stand.

Um so mehr wurden nun mehrere Prinzen vom Geblüte so wohl als andere Grosse gereizet, den Guisen eine Faction entgegen zu stellen, durch die sie sich wieder auf jene Ehrenstuffe schwingen könnten, von welcher sie glaubten auf eine unbillige Weise verdrungen zu seyn. Dieser aber waren drey Bedingnisse nöthig, wenn sie zu ihrem Zwecke dienen sollte, eine grosse Zahl von Anhängern, Haß der gegenwärtigen Regierungsverfassung, und Hofnung kräftiger Unterstützung von aussen. Alle diese trafen in der neuen Secte, die sich selbst den Namen der Reformirten beylegte, zusammen. Sie war bereits durch ganz Frankreich verbreitet; Feind der gegenwärtigen Regierung, die ihr entgegen war, und überhaupt von aller monarchischen Verfassung so wohl in Kirchen- als politschen Sachen; zugleich auch nicht ohne Hofnung, wenn es zu Thätlichkeiten kommen sollte, von Deutschland, der Schweiz oder England aus unterstützt zu werden. An die Spitze derselben stellte sich der Prinz von Conde, des Königs Antonius von Navarra aus dem Hause Bourbon Bruder, dem sich noch der Admiral von Frankreich Caspar Colligni beygesellte. Letzterer machte so gar einen Anschlag, sich der Person des Königs zu bemächtigen; der aber noch durch die Guisen entdeckt und zernichtiget ward.

Da auch hier die Religion eine der Haupttriebfedern mit war, und man glaubte, daß, wenn dieſe in die vorigen Wege eingeleitet, auch das übrige ſich leicht geben würde: verfielen des Königs Räthe auf den Gedanken, ſämmtliche Biſchöfe des Königreichs zuſammen zu berufen, um über dieſe Angelegenheit ſich zu berathſchlagen; welches im Grunde nichts anders als ein National-Concilium, eine den Römern äußerſt gehäßige Sache, geweſen wäre, die man ihrerſeits durch nichts anders ſchicklicher ablehnen zu können glaubte, als durch ein allgemeines Concilium. Ueberhaupt machten dieſe Franzöſiſchen Bewegungen weit mehr Eindruck zu Rom, als was bis daher in Deutſchland wegen der Religion vorgegangen war. Die Römer erkannten zu wohl, daß, wenn Frankreich von ihnen ſich trennen würde, ſolches nicht nur den noch übrigen Theil Deutſchlandes nach ſich ziehen, ſondern auch ſelbſt auf das immer in Factionen getheilte Italien Einfluß haben könnte. Es mußten demnach nicht nur allein mehrere Cardinäle dem Könige ſchreiben, und anſtatt des National-Conciliums ein allgemeines antragen, ſondern der Papſt that es auch ſelbſt, welches der König und ſeine Räthe mit groſſer Begierde ergriffen, weil ſie ohnehin auch von einem National-Concilium nicht die beſte Wirkung ſich verſprachen, und daſſelbe bloß allein, weil ſie in der Noth nichts beſſers wußten, vorgeſchlagen hatten.

Da man zu Rom bereits aus der Erfahrung und demjenigen, was ſich die beyden vorige male zu Trient zugetragen, wahrgenommen hatte, daß man weit dasjenige nicht zu fürchten habe, was anfangs, als die Deutſche Nation das erſtemal ein Concilium verlangt, beſorgt ward: ſo fand die Sache um ſo weniger Schwierigkeit, und der Pabſt ernannte

ſo

sogar Nuntien, die bey den verschiedenen katholischen Höfen sowohl als den deutschen protestantischen die nöthige Einleitung treffen sollten. An den kaiserlichen schickte er den berühmten Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland, einen gebohrnen Pohlen, der sich durch polemische Werke ausgezeichnet hatte. Neben der Sache des Conciliums versah man ihn mit dem geheimen Auftrage, des Kaisers ältesten Sohn Maximilian, an dessen Orthodoxie man noch immer sehr zweifelte, in der katholischen Religion zu bevestigen. Auch fand sich an dem kaiserlichen Hofe ein des Pabstes Schwesterſohn Marx Sittich von Hohenembs, in Gesellschaft seines ihm zugegebenen Begleiters, des wegen seiner Beredsamkeit in Italien berühmten Bischofs Cornelius Mussus von Bitonto, unter dem Vorwand, daß er sich Weltkenntniß erwerben, und seine zu einfachen Schweitzer-Sitten verlernen sollte; allein im Grund, damit ihm der Kaiser ein oder das andere deutsche Bisthum verschaffen möchte.

Hosius machte sich in Ansehung des Conciliums auf eine Art betragen, daß es mehr scheinen sollte, als suchete der Pabst den Rath des Kaisers, als wenn er ihm darüber etwas vorzuschreiben gedächte. Welches auch Ferdinand vermöge seiner gewohnten aufrichtigen und mit der Kirche wohl meinenden Denkungsart den Buchstaben nach aufnahm; so daß er in einem besondern schriftlichen Aufsatz ganz frey von der Brust weg alles dasjenige anzeigte, was ihm in solchen Umständen räthlich zu seyn däuchete: „da die katholische Religion und alle Kirchenzucht so sehr zerfallen, da die Sitten der Geistlichen so wohl als Weltlichen so verderbt seyen, so würden zwar die jetzigen Bemühungen, beyden wieder aufzuhelfen, weit mehreren Schwierigkeiten ausgesetzt seyn, als wenn

man eher dazu gethan hätte. Inde
mal beſſer auch etwas ſpäter, als gar
an das Werk zu legen, ſo könnte der Papſt nichts
unternehmen, was ſeinem Amt angemeſſener, als
dieſes ſein Vorhaben, welches die größten und wich-
tigſten Bedürfniſſe der Chriſtenheit nothwendig mach-
te, ſtandhaft auszuführen. Vor allem aber wünſche-
te Ferdinand ſeinerſeits, daß ein allgemeiner Friede
hergeſtellt, und daher auch der neuerdings zwiſchen
Frankreich und der Königinn von England ausge-
brochene Krieg möchte beygelegt werden, damit auch
dieſes letztere Reich zu dem Concilium mitwirken
möge." (Der Friede erfolgte ohnehin bald.)

„Es ſey ihm auch durch die Erfahrung vori-
ger Zeiten bewußt, daß das bereits zweymal ausge-
ſchriebene Concilium ſo wenig genutzt, weil die mei-
ſten chriſtlichen Fürſten weder in Perſon, noch durch
taugliche Geſandte dort erſchienen. Da dieſes höchſt
nöthig ſey, wenn es allgemein ſeyn ſolle, ſo möchte
der Pabſt ſich Mühe geben, damit ſolches nicht
allein verbeſſert, ſondern daß auch, wer immer auf
demſelben etwas vorzutragen habe, hinlänglich gehört
werde; ſeines Orts würde er ſich ebenfalls dahin
bewenden, ſo viel in ſeinen Kräften ſtünde, in-
ſonderheit bey den Reichsfürſten. Wegen der Ka-
tholiſchen trage er keine Sorge; allein wegen der
proteſtantiſchen fürchte er, ſie würden nicht erſchei-
nen wollen, als unter den ſchon mehrmalen geäuſ-
ſerten Bedingungen, die er dem Pabſt, ſo wie ſie
ihm auf dem letzten Reichstag zu Augſpurg über-
geben worden, beyſchlieſſe. Seiner Klugheit nach wer-
de er leicht ermeſſen, ob es räthlich ſey, Leute, die
mächtig und noch dazu durch Bündniſſe und Schutz
geſichert ſeyen, durch die Waffen zur Annehmung

jenigen, gegen welches sie sich lange schon abgehärtet, zwingen zu wollen, und eben dadurch die Christenheit einem neuen und äußerst gefährlichen Krieg auszusetzen; zu geschweigen, wie schwer es ihm, da er ohnehin mit zu vielen Nöthen zu ringen habe, fallen würde, etwas zu begehen, wodurch sein nur erst vor kurzem in Ansehung des Religionsfriedens gegebenes Wort in Zweifel könnte gezogen werden. Dessen ungeachtet werde er sie zu seiner Zeit mit aller Sorgfalt und Güte mahnen und ersuchen auf dem Concilium zu erscheinen."

„Die dritte Schwierigkeit, die ihm bey diesem Geschäfte aufstosse, sey, weil der Pabst zur Aergerniß vieler Menschen und gegen den Gebrauch der vorigen Concilien nicht in Person auf demselben erschienen; wodurch es selbst von seinem Ansehen so viel verloren, daß von einigen ihr Gespötte damit getrieben worden."

„Auch habe er einen Anstand wegen des Orts; indem derselbe geräumig genug seyn sollte, um den Pabst, den Kaiser und die übrigen christlichen Fürsten nebst ihrem Gefolge und den vielen Bischöfen zu beherbergen, und eben daher auch in einer fruchtbaren Gegend sich befinden, und allen übrigen Nationen wohl gelegen seyn sollte; welches offenbar in Rücksicht auf Trient wegfalle, hingegen in Ansehung von Cöln, Costanz, oder einer andern deutschen Stadt weit besser eintreffe."

„Er müsse auch dem Pabst melden, daß sich die Protestanten ungemein bey ihm beschweret, daß man sie das vorige mal so hart wegen der Geleitsbriefe gehalten, und sie nicht in der Form derjeni-

gen, die das Concilium von Baſe
geben, habe ausfertigen wollen; auch daß man ihnen, als ſie ihre Confeßion überreichet, weder zu erkennen gegeben, was daran auszuſetzen ſey, noch ihnen geſtatten wollen, dasjenige vorzutragen, was ſie gegen die bisherigen Decrete des Conciliums einzuwenden hätten. Da demnach keine Hoffnung vorhanden, daß ſie es beſuchen würden, oder ſich mit den Katholiſchen wieder vereinigen würden, wenn in dieſem Stücke nichts verändert werde, ſo möge der Papſt wegen beyder Vorſehung thun."

„Ferner habe er von dem Pabſt vernommen, daß das Concilium, welches zuvor auf eine Zeit verſchoben worden, ſolle fortgeſetzt werden; wogegen er zwar ſeinerſeits nichts einzuwenden habe, jedoch ſo viel erinnern müſſe, daß die Proteſtanten ſehr übel damit zufrieden ſeyn werden, indem ſie ohne Zweifel auch über diejenigen Artickel, die bereits auf demſelben ſind abgehandelt worden, Rechenſchaft geben und fordern werden. Da auch einige katholiſche Fürſten damals eine Proteſtation eingeleget, ſo wäre zu beſorgen, daß auch dieſe Schwierigkeiten machen würden. Annebſt würde es ja weit rühmlicher für den Pabſt Pius ſeyn, wenn ein ſo frommes und nützliches Werk ganz ſein eigen ſey, und von vornen angefangen werde."

„Da auch leicht vorher zu ſehen ſey, daß es mit der Zuſammenkunft ſo wohl als deſſen Fortgang und noch mehr mit der Vollſtreckung der gemachten Schlüſſe ſich ungemein lang vierziehen könne, die Gefahr des Abfalls aber ſich täglich vergröſſere: ſo ſtelle er dem Pabſt zur Ueberlegung heim, ob nicht ſogleich wenigſtens zur Reformation des

geiſtli-

geistlichen Standes zu schreiten sey; indem man die Heilung dort anfangen müsse, wo die Krankheit ihren Anfang genommen. Wenn das Priesterthum in gutem Stande sey, blühe auch die Kirche; wenn aber das erste verdorben sey, entgehe auch der letzten ihre Zierde und Kraft. Vor allem müßte demnach der geistliche Stand nach seiner ursprünglichen Bestimmung, und den alten Kirchensatzungen eingerichtet werden; worzu er seinerseits als oberster Schutzvogt der Kirche allen Beystand und Hülf leisten wolle."

„Es gebe endlich Leute, die in einer so grossen Verwirrung, Ungewißheit und Schwierigkeit wegen des Conciliums dafür hielten, das lange Stillschweigen, Verweilen, Verstellen müsse abgebrochen werden, und um die katholische Religion zu erhalten und wieder in guten Stand zu setzen, müsse man etwas von der Strenge in Kirchensatzungen nachlassen, und dem Volk sowohl als der Geistlichkeit weden der Härte ihres Herzens in einigen ein Genüge leisten, wenigstens in jenen Stücken, welche von beyden so ernstlich verlangt würden, und die auch blos von der Gnade der Kirche abhiengen, nämlich in der Communion unter beyden Gestalten, und der Priesterehe."

„Da bey dem Volk sich kein grösserer Anstoß äußere, als das Verboth des Kelches, so verdiene gewiß überleget zu werden, ob man nicht eben so wichtige Ursachen habe, ihn wieder frey zu geben, als man ehemals hatte, ihn zu verbiethen, um auf diese Art den Weg zur Wiedervereinigung der Kirchen zu bahnen."

„Von dem unverehlichten Stand der Geistlichen sey zwar allerdings zu wünschen, daß er könne

beybehalten werden. Allein
haltſamkeit überaus enge ſey
geben ſey darauf zu wandeln
nicht zu brennen; ſo verdie
gung des Pabſtes und des Conciliums, ob es nicht beſſer ſey, dem Verlangen ſo vieler in dieſem Stücke nachzugeben.“

„Wie überflüßiger die Geiſtlichen mit zeitlichen Gütern verſehen, deſto weniger ſcheine es, daß man ſie mit dem Gelübde oder Geſetze der Keuſchheit beſchweren ſolle; oder wenn man doch wolle, müſſe man ſie auf die Armuth der erſten Kirche zurük führen. Denn von den Vorſtehern der Kirche, die mitten unter Vergnügungen lebeten, und dabey vorgäben, daß ſie, auch ungeachtet ihrer Tafeln und Luſtbarkeiten, die Keuſchheit hielten, ſage der Prophet, daß man ſie aus ihren weitlauftigen Häuſern, ihren köſtlichen und ausgeſuchten Gaſtmahlen hinaus werffen müſſe; denn die Keuſchheit laufe Gefahr unter den Vergnügungen, ſo wie die Demuth unter Reichthümern, die Frömmigkeit bey der Menge von Geſchäften, die Wahrheit bey vielen Reden, und die Liebe in dieſer verderbten Welt.“

„Wollte man es auch bey dieſem Geſetze bleiben laſſen, ſo müßten nur Leute von hohem Alter zu Geiſtlichen geweiht werden, von denen kein Verdacht eines unreinen Lebens entſtehen könne; fordere aber der Abgang an Arbeitern oder die Noth auch jüngere in dieſen Stand aufzunehmen, deren Leben ſo beſchaffen ſey, daß ſie nicht wollten oder könnten den Verſuchungen widerſtehen, ſo ſollte man betrachten, ob es nicht beſſer ſey, ihnen Weiber zulaſſen, als daß ſie ungeachtet ihres Gelübdes in beſtändiger Unreinigkeit lebten, beſonders da man ſähe, daß dergleichen

gleichen Leute nicht der Keuschheit, sondern der fetten Pfründen wegen sich der Kirche widmeten. Da solche nachher allen Arten von Ueppigkeit sich ergeben, so falle es jedem auf, wie es mit ihrer Enthaltsamkeit stehe."

„Da dieses Gesetz keinen göttlichen Ursprung habe, so sollte billig auf den grösseren Nutzen der Seelen gesehen werden. Die Erfahrung zeige es einmal deutlich, daß vielmehr das Gegentheil daraus erfolge; ein jeder kluger Arzt ändere die Medicin, so bald er wahrnehme, daß sie mehr schade, als nutze. Diejenigen, die auf das Gesetz der Ehelosigkeit so sehr drängen, damit die Kirchengüter nicht verlohren gehen möchten, sollten doch betrachten, ob man zeitliche Güter *mit* so grosser Seelengefahr suchen sollte zu erhalten, *und ob keine* andere Wege zu finden, wodurch eben dieses könnte in das Werk gesetzt werden."

„Durch eine kluge Nachgiebigkeit in diesen beyden Stücken dürfe man hoffen, nicht nur viele, die bereits wankten, aufrecht zu erhalten, sondern auch solche, die bereits abgefallen, wieder mit der Kirche zu vereinigen; da im Gegentheil zu fürchten, daß durch das ewige Zaudern und Spielen, und durch gar zu grosse Strenge man der Religion mehr Schaden zufüge, und, da man alles erhalten wolle, alles verliere."

Achtes Kapi

Bewegungen zu Rom über des Kaisers Rathschlag. Würkliche Ansagung des Concilium. Zusammenkunft der Protestanten zu Naumburg. Ihre Antwort wegen des Concilium.

1560.

Ferdinand hatte geglaubt, daß er dem Pabst eine Gefälligkeit erzeiget, da er ihm die Beschaffenheit der Sachen nach seinen besten Einsichten und Wissen dargestellt. Allein, bald mußte er wahrnehmen, daß er sich sehr geirret. Der Pabst selbst gab zwar den kaiserlichen Gesandten kein Merkmal eines darüber geschöpften Mißfallens; um so lauter aber hielten sich die Cardinäle und übrigen Curialen darüber auf. Ferdinand wußte auch nicht anders, als daß die Sache zwischen ihm und dem Pabst in großtem Vertrauen vorgieng. Es befremdete ihn demnach ungemein, als sein Aufsatz bald in ganz Europa bekannt ward, und sogar einige protestantische Fürsten ihn aus Rom selbst unmittelbar zugeschickt bekamen; welches ihm aber so wenig schadete, daß vielmehr die Protestanten von nun an nicht allein ihren gehegten Verdacht, als wenn Ferdinand in Verbindung mit dem Pabst, Spanien und Frankreich weiß nicht was für Gewaltthätigkeiten an ihnen auszuüben gedächte, größten Theils fallen liessen, sondern noch dazu dessen Klugheit, redliche und standhafte Gesinnungen erhoben. Selbst auch die Franzosen gaben demselben um so mehr Beifall, da er mit derjenigen Antwort, die sie ihrerseits dem

Pabst

Pabſt ertheilten, ſo genau übereinſtimmte, als wären ſie, wie ſich der ſchon mehrmals angeführte Walderdorff in ſeinem Schreiben ausdrückt, mit Ferdinanden in einem Rath geſeſſen.

Wäre die Gefahr wegen Frankreich nicht ſo groß geweſen, und hätte nicht ſelbſt Spanien, das den täglichen Ausbruch von Religionsunruhen in den Niederlanden beſorgte, auf das Concilium gedrungen, oder hätten die Römer nicht ſelbſt und inſonderheit der Pabſt nach ſeinem eigenen Geſtändniß dafür gehalten, daß es beſſer ſey, das Uebel einmal leiden, als ſtets fürchten; ſo würde man wohl daſſelbe nicht allein nicht befördert, ſondern vielmehr auf alle mögliche Weiſe vermieden haben. Nun da es nicht wohl anders ſeyn konnte, ſuchte man wenigſtens dem Kaiſer andere Begriffe in Anſehung deſſelben beyzubringen. Weil Hoſius bloß Theolog und wenig in Geſchäften geübt, auch etwas ſteif im Umgange war, mußte jezt Delfinus, der juſt der Gegenſatz des Hoſius, nämlich bloß Weltmann, war, jedoch nur als außerordentlicher Nuntius zu dem Kaiſer ſich begeben, damit, wenn ungefähr die Sache nicht nach Wunſch gienge, und einige Kaltſinnigkeit entſtünde, Delfin den Rückweg nehmen, Hoſius aber mit Ehren bleiben könnte.

Hauptſächlich aber ſollte er dem Kaiſer vorſtellen, „Trient ſey unſtreitig der ſchicklichſte Ort für das Concilium; dieſen hätten ſich bereits alle gefallen laſſen; ein jeder anderer, beſonders eine Deutſche Stadt würde nur neue Diſpute veranlaſſen; auch ſey zu beſorgen, die Proteſtanten dürften ſich ihrer Uebermacht in Deutſchland bedienen, um das Concilium, wenn es in einer deutſchen Stadt gehalten würde,

zu unanständigen Bedingungen zu zwingen. Dieses hingegen würden nicht allein die Katholischen hinlängliche Sicherheit haben, sondern selbst auch die Protestanten, da es so zu sagen an den Pforten von Deutschland gelegen sey. Man werde ihnen auch so günstige Geleitsbriefe ausfertigen, als immer möglich. Des Pabstes Verlangen sey nicht allein, daß sie gehört werden, sondern daß sich auch das Concilium nachgiebig gegen sie betrage, dem er die freyeste Vollmacht ertheilen werde, überall ihr Begehren mit denselben zu handeln."

„Was die Reformation der Kirchenzucht angehe, so lasse der Pabst keinen Tag vorbey, wo er nicht wenigstens etwas zu verbessern suche; das schicklichste Werkzeug dazu sey aber das Concilium, auf welchem, wenn auch etwas dergleichen von dem Pabst selbst sollte verlanget werden, er gern sich selbst reformiren lassen, und den übrigen mit einem guten Beyspiel vorgehen werde. Wenn sich Ferdinand dadurch noch nicht werde beruhigen lassen, solle ihm der Nuntius vorstellen, der Pabst könne ohne Beleidigung Gottes die übrigen Nationen, die es so sehnlich wünschten, nicht ohne Hülf lassen; wenn es demnach zu Trient nicht möglich sey, müsse er ein Concilium in einer andern Stadt von Italien ausschreiben. In Ansehung der besondern Puncte, die Ferdinand verlanget habe, als die Priesterehe und die Communion unter beyden Gestalten, gezieme es sich eben so wenig, ohne Zurathziehung aller übrigen christlichen Nationen etwas zu beschliessen."

Ferdinand glaubte zwar noch immer, auch nachdem er die Gründe des Delfinus gehöret, daß das Concilium nicht mit dem gehörigen Nutzen könne gehalten

wenn nicht ein anderer Ort als Trient
n werde, ja wenn nicht ein ganz neues,
i beyden vorherigen Verſammlungen
thun, berufen werde. Allein, da man
Orten beſonders in Italien verbreitete,
daß er demſelben nicht geneigt ſey, ſo vermied er
einerſeits, was demſelben Hinderniſſe in den Weg
legen konnte: eilte aber auch einerſeits nicht ſon-
derlich, ſeine endliche Antwort und gänzliche Ein-
willigung zu ertheilen, um ſich indeſſen wegen der
Geſinnungen der Deutſchen Fürſten ſowohl, als der
Franzoſen näher zu erkundigen, als welche letztere
ungeachtet ihrer vorigen Drohungen mit National-
Concilien ſich auf eine Art betrugen, daß man nicht
eigentlich wußte, wie man mit ihnen daran war.
Der wegen des Conciliums an den kaiſerlichen Hof
geſchickte Biſchof von Rennes hatte zwar ein ſehr
höfliches Schreiben mitgebracht, in welchem der Kö-
nig neuerdings betheuerte, wie ſehr ſeine Geſinnun-
gen mit jenen des Kaiſers übereinſtimmten. Da
aber keine Meldung von denjenigen Punkten geſchah,
die Ferdinanden am meiſten am Herzen lagen, be-
ſonders jenem, ob ein ganz neues Concilium gehalten,
oder das alte nur fortgeſetzt werden ſollte, ſo traute man
ihnen nicht vollkommen. Ja, einige fürchteten ſogar,
was ſie thäten, ſey eine bloſſe Verſtellung, um den
Kaiſer und die Proteſtanten an einander zu hetzen;
andere glaubten wenigſtens, wenn es ihnen auch
Ernſt ſey, daß ſie das Gehäßige davon bloß auf den
Kaiſer zu ſchieben ſuchten, um für ſich den Pabſt, deſ-
ſen Beyſtand ſie bey der politiſchen Lage ihrer innern
Landesangelegenheiten nicht wohl entbehren kon-
ten, zum Freunde zu behalten. Man ſchöpfte in
Deutſchland ohnehin einigen Unwillen darüber, daß
man der Nation 40 Jahre lang von Rom aus wegen

des

des Conciliums nichts als Worte gegeben, ungeachtet fast alles unter und über sich wäre gekehrt worden, jezt aber, da es Frankreich angieng, sich so geschäftig zeigte.

Bald hätte sich auch der Pabst selbst bey seinem Gesuche im Wege gestanden. Pius IV glaubte, und war stolz darauf, aus einem nach Mayland verpflanzten Aste der Mediceischen Familie entsprossen zu seyn; welches der staatskluge und ehrgeizige Herzog Cosmus von Florenz, als das Haupt derselben, zu benutzen suchte, und bey dem Pabste anhielt, ihn zum König von Hetrurien zu erklären. So gern es aber auch dieser gethan hätte, so wenig getrauete er sich es ohne Einwilligung des Kaisers zu wagen. Delfinus mußte demnach auch diese Sache betreiben. Allein, Ferdinand, theils den kaiserlichen Rechten nichts zu vergeben, theils auch dem König Philipp von Spanien, der das neue Königreich äußerst ungern würde gesehen haben, nicht zum Mißvergnügen Anlaß zu geben, erklärte sich gänzlich dagegen; worauf sich auch der Pabst zur Ruhe gab, und vielmehr auf die Haltung seines Conciliums bedacht war.

Da indessen die Französischen Staats- und Kirchenangelegenheiten von Tag zu Tag bedenklicher wurden, glaubte er mit demselben ohne weiters fortfahren zu müssen, und machte daher auch die Ansagungs-Bulle bekannt. Um dem Kaiser wenigstens etwas
1560. d. 29. Nov. zu Gefallen zu thun, ward in derselben nichts von der Fortsetzung der vorigen beyden gemeldet; hingegen geschah solches in einer andern, in welcher ein Jubiläum zur Erhaltung des göttlichen Segens und Beystandes zur Reassumtion des Conciliums
von dem 20 Nov.

cili-ums ausgeſchrieben ward. Das letztere mußten die päbſtlichen Nuntien bey dem Kaiſer dadurch entſchuldigen, weil die Spaniſchen Biſchöfe, die man nicht auf die Seite ſetzen dürfen, platterdings auf die Fortſetzung oder Reaſſumtion getrieben. Daß es ſich wirklich ſo verhalten, iſt zwar auſſer Zweifel; allein die Frage war, ob diejenigen Nationen, die die Sache eigentlich angieng, dabey ſollten am meiſten zu ſprechen haben, oder eine andere, die nicht einmal Kenntniß von der wahren Beſchaffenheit derſelben hatte. Unter andern waren in den beyden vorigen Concilien einige Satzungen gemacht worden, welche die biſchöfliche Gerichtsbarkeit begünſtigten, und etwas beſonders in Anſehung der Mönche erweiterten; um dieſe nicht wieder zu verlieren, oder umwerfen zu laſſen, welches doch gewiß nicht geſchehen wäre, würden die Spanier alles übrige aufgeopfert haben. Der Scheiterhaufe war ohnehin bey ihnen ein bequemerer Weg der Ketzer los zu werden, als Concilium.

So bald die Bullen ausgefertigt waren, ſchickte der Pabſt ſie an die chriſtlichen Souverains, und ernannte inſonderheit für Deutſchland den Cominendon, nebſt dem ohnehin ſchon an dem kaiſerlichen Hofe ſich aufhaltenden Delfinus, die die Proteſtanten auf das Concilium einladen ſollten. Dieſe waren eben auch mit ihren Religionsangelegenheiten, ja ſo gar mit der Zuſammenberufung eines Conciliums, das aber nur nicht Concilium, ſondern General-Synode heiſſen ſollte, beſchäftiget; auf welches beſonders die herzoglich-Sächſiſchen-Theologen drangen, um vor allem die unter den Proteſtanten ſelbſt entſtandenen Ketzer zu verdammen. „Denn, (ſagten ſie in einer ihrer Schriften,) ein innerlicher Feind und Ketzer ſey weit gefährlicher, als ein äuſſerlicher, und fleiſchliche-

Rath-

Rathſchläge, Vergleichungen, Amneſtien, [illegible]
keit ꝛc. wären nur Palliativ-Curen; die S[illegible]
fehle das Ausrotten des Unkrauts, und Da[illegible]
Laſſet euch nun weiſen, ihr Könige, und la[illegible]h
züchtigen, ihr Fürſten der Erden: küſſet den [illegible]
daß er nicht zürne, und ihr umkommet auf dem Weg.“
Andere ſahen wohl, daß eine ſolche Synode ihre Un-
einigkeiten weit eher mehren, als mindern werde:
„ohne einen Kaiſer Conſtantin, (ſagte Brentius in
ſeinem Bedenken an den Herzog Chriſtoph von Wür-
temberg,) und Doctor Luthern würde man nichts
Fruchtbares ausrichten, weil man ſonſt nicht wüßte,
wen man als Richter aufſtellen ſolle.“ Gewiß war
auch in dem proteſtantiſchen Syſtem dieſer Gedanke
einer der ſeltſamſten und ungereimteſten. Allein man
wünſchte doch auch ihrerſeits nichts mehr als Einig-
keit; indem ſie wohl ſahen, daß dieſes die Seite war,
wo ſie ſich den Katholiſchen am meiſten bloß gaben,
und zum Theil durch die Dreiſtigkeit, mit welcher
jeder die Wahrheit mit Ausſchlieſſung aller andern
gefunden zu haben glaubte, lächerlich machten. Wo-
bey noch zu befürchten war, dieſe immer weiter grei-
fende Uneinigkeit dürfte zuletzt politiſche Folgen ha-
ben, und ſie hindern für einen Mann zu ſtehen, wo
ſie es vielleicht am meiſten nöthig haben möchten.

Sie verfielen demnach auf einen andern Gedan-
ken, wovon der geſchäftige und in ſeiner Religion ei-
frige Herzog Chriſtoph von Würtemberg der Urheber
war, daß nämlich die Fürſten mit Weglaſſung der
Theologen unter ſich zuſammen kommen, und ohne
weiters die Augſpurgiſche Confeſſion auf das neue un-
terſchreiben ſollten; wer dieſes thäte, ſollte auch für
einen Religionsverwandten gehalten werden. Da
es hauptſächlich darauf angeſehen war, entweder die

Einig-

nen wieder herzustellen, oder sich
u geben, als wenn sie wirklich ei-
der Churfürst von Sachsen in das
cken, daß alle Verdammungen, wo-
[illegible] andern eingerissene Corrupteln und Sekten auflegen wollte, gänzlich unterbleiben sollten. Weil man aber auch wohl vorsah, daß bey dem nun wieder beschlossenen Concilium auch an sie die Anfinnung gelangen werde, es zu besuchen, sollte zugleich berathschlaget werden, was man dem Kaiser, oder allenfalls dem Pabst für eine Antwort ertheilen wolle.

Die ganze Zusammenkunft sollte zwar in möglichster Stille zu Naumburg vor sich gehen; allein man bekam bald, besonders an dem kaiserlichen Hof Nachricht davon, ohne jedoch den wahren Zweck zu wissen. Der erste Gedanke, der sich gleichsam von selbst darboth, war, daß die Protestanten eine neue Conföderation auf dem Fuß der ehemaligen Schmalkaldischen errichten würden; welches dadurch ungemein wahrscheinlich ward, weil sie insgesammt sich geweigert, dem Landsbergischen Bund beyzutreten. Allein, mehrere unter ihnen selbst suchten dem Kaiser diese Besorgniß zu benehmen, indem sie versicherten, sie hätten nichts dergleichen im Sinne, und wenn auch, so würden sie bloß die allgemeine Ruhe zur Absicht haben; für diese würde ein Bündniß allemal zuträglich seyn, als das beste Mittel, die ärmern unter ihnen, die allemal die begierigsten nach Neuerungen wären, im Zaume zu halten, weil sie nichts ohne Bewilligung des mehrern Theils unternehmen dürften. *) Diese Aeußerung war aber nichts weniger als befriedigend, indem man nothwendig voraussehen mußte, daß, wenn es zu einem neuen Bündnisse kommen sollte, dieses bey weitem

*) Walderdorfs Schreiben an Granvelle vom 29. Dec.

weitem das Uebergewicht über das Landsbergiſche haben würde. Eben daher glaubte man auch ganz ſicher, daß die Proteſtanten in dieſem Falle den Katholiſchen Geſetze vorſchreiben, und den Religionsfrieden, über den bereits ſo viele Zweifel waren rege gemacht worden, nach ihrem Sinne deuten würden.

Der Kaiſer fand daher für nöthig, eine Geſandtſchaft nach Naumburg zu ſchicken, die genau darauf ſehen ſollte, damit nichts ſchädliches und dem öffentlichen Frieden nachtheiliges unternommen würde. Der Erfolg lehrte jedoch, daß man auch hier, wie es bereits beyderſeits ſo gewöhnlich war, ſich vor einem Schatten gefürchtet, indem von einem Bündniß gar keine oder nur wenige Meldung geſchah; es mag nun ſeyn, daß man von proteſtantiſcher Seite ſelbſt das bereits vorhandene Mißtrauen nicht vergrößern, oder daß man erſt das Glaubensband unter ihnen enger knüpfen wollte; wenigſtens giengen alle zu Naumburg gepflogene Unterhandlungen dahin, um nach abermals durchgeſehener und collationirter Augſpurgiſchen Confeſſion dieſelbe auf das neue von den Fürſten unterzeichnen zu machen, weil von denjenigen, die ſie ehemals dem Kaiſer Karl V. 1530. zu Augſpurg überreichet, bloß der alte Landgraf Philipp von Heſſen und der Fürſt Wolfgang von Anhalt ſich noch bey dem Leben befanden.

Gleichwie alles dieſes dahin führte, die anfangs von Luthern ſo hoch angeprieſene Freyheit im Denken und Prüfen ſelbſt ſich wieder zu entreiſſen, ſo fehlte es auch nicht viel, daß nicht ihre Uneinigkeiten dadurch wären vergrößert worden. Wenigſtens zeigten ſich hier ziemlich deutliche Spuren der in der Folge unter ihnen entſtandenen groſſen Trennung und Abtheilung.

lulig in zwey Hauptkirchen; indem der, der Lehre Zwingels heimlich ergebene, Churfürſt Friderich von der Pfalz ſich weigerte, das Deutſche Exemplar der Augſp. Confeſſion zu unterſchreiben, und bloß zu dem Lateiniſchen ſich erboth, deſſen Worte ſo geſetzt waren, daß ſie eher nach ſeinem Syſtem konnten gedreht werden. Er ließ ſich zwar von den übrigen Fürſten in der Folge bereden, keine Schwierigkeit mehr wegen der Unterſchreibung zu machen. Allein nun trat der Herzog Johann Friderich von Sachſen, deſſen Theologen noch immer für die allein rechtgläubigen Nachfolger Luthers wollten gehalten ſeyn, auf, und übergab eine förmliche Proteſtation, nicht zwar gegen die Confeßion ſelbſt, jedoch gegen die neue Vorrede, die man mit vieler Mühe dazu aufgeſetzt hatte. Seine Gründe, warum er ſie nicht unterſchreiben könne, waren folgende: „in der Vorrede ſtünde, die der Augſpurgiſchen Confeſſion verwandte Stände wären von derſelben im geringſten nicht abgewichen; es wären auch keine Corruptelen unter ihnen entſtanden, da doch ſolches Vorgeben blos dasjenige, was mit dem Interim vorgefallen, widerlegte. Er würde demnach ein falſches Zeugniß durch ſeine Unterſchrift geben; auch würde er dadurch gezwungen werden ſich mit ſolchen zu unterſchreiben, die Zwingliſch geſinnt wären, und noch vor wenig Wochen einige treue Diener, die nach der Augſp. Confeßion gelehrt, abgeſetzt hätten. Nebſt dieſem wären in der Vorrede die Irrthümer nicht benannt und abgeſchafft, ſondern vielmehr durch glimpfliche und friedliche Vergleichung, und ſtillſchweigende Verhehlung mit gefärbtem Scheine faſt beygeleget worden; wodurch die Sectirer und Abgewichenen die Confeſſion nur zu ihrem Schutz und Unterflucht brauchen und behalten würden. Ein jeder würde für das

künftige die Artikel nach seinem Irrthum deuten, wie bereits Calvin, Hardenberg und andere gethan hätten. ꝛc. So viel man sich auch Mühe gab, ihn auf andere Gedanken zu bringen, so half doch alles nichts, indem er ohne Abschied zu nehmen Naumburg verließ. Weil der Churfürst Friderich von der Pfalz, des Herzogs eigener Schwiegervater, derjenige war, der den eifrigen Lutheranern durch seine Religionsmeinungen so viel Aergerniß gab, legte er in Gegenwart aller übrigen Stände sein Glaubensbekenntniß von dem heiligen Abendmahl auf eine Art ab, daß sie nichts dagegen einwenden konnten, oder vielmehr wollten, indem ihnen gewiß nicht unbekannt seyn konnte, daß er Zwingels Lehre in dieser Materie beypflichtete. Indessen brachte er es dadurch so weit, daß man ihn mit zu der Unterschrift der Confeßion ließ, und auch noch ferner als ein Mitglied der Augsp. Confeßions-Verwandten ansah. *)

Inzwischen waren auch die päbstlichen Nuntien, die die Protestanten auf das Concilium einladen sollten, zu Naumburg angelangt; die aber auf eine sehr unedle und auch in den damaligen Zeiten von wenigen gut geheissene Art behandelt worden. Nicht allein fand sich niemand von den anwesenden Fürsten oder Gesandten zu ihrem Empfange ein, da sie ankamen, oder zu ihrer Begleitung, als sie sich in die Versammlung der Fürsten begaben, sondern das Volk trieb noch öffentlich auf den Gassen sein Gespött mit ihnen; auch durch die ihnen mitgegebene Bedeckung von Trabanten bekamen sie mehr das Ansehen von Gefangenen als Gesandten. †) In der

*) Häberlens neueste deutsche Reichsgeschichte, 4 Band, p. 342. seqq.

†) Walderdorfs Schreiben vom 17. Febr. 1561.

der Verſammlung hörte man ſie zwar an, und nahm auch das päbſtliche Breve und eine Abſchrift der Anſagung-Bulle des Conciliums von ihnen an. Als aber die Fürſten nach ihrem Abtritte wahrnahmen, daß es in der Aufſchrift hieſſe: dilecto Filio (dem geliebten Sohn) ſchickten ſie es den Nuntien in ihr Quartier zurück, unter dem Vorwand, daß ſie den Pabſt nicht als Vater erkenneten. Mit dieſem ganzen Betragen ſtimmte auch die endliche Antwort überein, die man ihnen aber nicht würdigte in der Verſammlung der Fürſten zu geben, ſondern durch einige Räthe folgenden Inhalts überbringen ließ: „ſie 6. Febr. könnten *nicht begreifen, wie der Pabſt auf den Einfall gekommen, Nuntien an ſie zu ſchicken.* Er müßte etwan denken, ſie *wollten ihre Religion wieder verändern* und von der *Augſp. Confeßion* abgehen, da ſie ſich doch aus ſo dringenden *Urſachen* der päpſtlichen Gewalt und Dienſtbarkeit entriſſen, und die Gemeinſchaft jener hoffärtigen Geiſter verlaſſen hätten, welche nicht Chriſti Ehre, ſondern nur ihre Hoheit und Macht zu erweitern ſucheten. Sie könnten ſich alſo zur Zeit noch nicht entſchlieſſen, der päbſtlichen Einladung Gehör zu geben, weil der Pabſt kein Recht hätte Concilien auszuſchreiben. Es wäre auch ſeltſam, daß der Pabſt ſich zum Schiedsmann der Kirchenirrungen aufwürfe, da er doch der Urheber aller Irrrungen wäre; und daß er ein Richter der Wahrheit ſeyn wollte, da er doch die Wahrheit grauſamer anfiele, und verachtete, als alle andere. Von langer Zeit her ſey es der Päpſte vornehmſte Beſchäftigung geweſen, alle Völker wider einander zu verhetzen, und den Samen der Uneinigkeit auszuſtreuen, um im Trüben zu fiſcher, und ihre Macht durch die Entkräftung der Nationen zu verſtärken. Sie hätten Aberglauben in die Kirche gebracht; die Finſterniß rühre

von ihnen her, die noch jezt dem Licht des Evangeliums entgegen strebete; sie wären Verderber aller guten Sitten, und Religion, und wollten doch die Gesetzgeber und Vertheidiger der Kirche seyn. — Uebrigens hätten sie einen Willen, und unterschrieben einmüthig die Augspurgische Confeßion, von welcher sie nicht abgehen, noch sich von dem Pabst Gesetze vorschreiben lassen wollten."

Zuvor hatten sie bereits auch den kaiserlichen Gesandten, von denen die Nuntien wegen des Concilii unterstützt wurden, ihre Antwort dahin ertheilt: „sie hätten schon vor langen Jahren um ein freyes, christliches und allgemeines Concilium angesucht, auf welchem nicht der Pabst, sondern Gottes Wort allein als Richter angenommen, die Bischöfe ihres Eides und Pflichten entlassen werden, und die protestantischen Stände eine entscheidende Stimme mit haben müßten, welches sie noch auf dem lezten Reichstag zu Augspurg widerholet. Allein aus der Bulle vom 20. Nov. erhellet schon deutlich, daß das alte Concilium von Trient fortgesetzt, und auf solche Art keine von den vorgeschlagenen Bedingnissen werde erfüllt werden; sie könnten sich daher auch mit demselben nicht einlassen." Nachdem man diese Antworten vernommen, wünschte man von kaiserlicher Seite, daß weder von dem Kaiser noch Pabste jemand zu Naumburg gewesen wäre. Das einzige Gute war jedoch dabey, daß man nun ganz sicher erfahren, daß kein Bündniß weder gemacht, noch im Werke war. Die Protestanten hatten aber auch nicht sonderliche Ursache zu triumphiren, da ihre Trennung so zu sagen unter den Augen der Abgeordneten des Pabstes selbst vorgegangen. Ihre Zelanten sahen die Folgen zur Genüge ein; sie brachten

ten es auch dahin, daß man dem Herzoge eine Gesandschaft nachschickte, die ihm vorstellen mußte, was für ein grosses Aergerniß und Nachtheil der evangelischen Kirche, was für ein Frohlocken bey den Katholischen, und Aufsehen am kaiserlichen und päbstlichen Hof, auch überhaupt, welche widrige Wirkung seine Absonderung nach sich ziehen würde. Allein, nicht nur Johann Friderich blieb auf seiner Meinung, sondern auch die Prediger der Städte Lübek, Bremen, Hamburg, Rostock, Magdeburg, Braunschweig, Lüneburg und Wißmar kamen im Julius zu Lüneburg zusammen, und verdammten, Trotz dem Naumburger Convent alle Osiandristen, Majoristen, Zwinglianer und Calvinisten, Adiaphoristen, Pelagianer und Synergisten, Widertäufer, Hexen, Zauberer, Enthusiasten und Schwenkfeldianer.

Da sie zugleich auf alle diese Ketzer sowohl, als den Pabst und die Katholischen schriftlich und mündlich von ihren Kanzeln schimpften, verbothen es ihnen zwar die Niedersächsischen Kreisstände. Allein, über dieses Mandat schimpften sie bald eben so als über ihre Gegner, indem, wie sie behaupteten, sie in geistlichen Dingen von keiner weltlichen Obrigkeit abhiengen; so lange sie nämlich diese brauchten, um ihre Lehre fest zu setzen, war sie alles. Nicht so bald hatten sie ihren Zweck erreicht, als sie über dieselbe zu herrschen suchten. Flacius und der Regenspurgische Prediger Gallus gaben bey Gelegenheit dieses Mandats eine Schrift heraus unter dem Titel: Von den Sendschreiben, Mandaten, und Ordnungen, „dadurch das Wort Gottes gefangen, dem heiligen Geist sein Amt gesperret, und endlich gar genommen wird.“ Der Inhalt aber sollte erweisen, daß ihnen nicht könne verbothen werden, irrige Sec-

ten von der Kanzel zu bestrafen, und auch gegen den Willen weltlicher Obrigkeit Schriften drucken zu lassen.

Neuntes Kapitel.

Eröffnung des Concilliums. Ankunft der kaiserlichen Gesandten. Grosser Streit wegen der Residenz der Bischöfe.

1561.

Inzwischen setzten die Nuntien bey einzelnen Höfen, katholischen und protestantischen, ihr Geschäft fort. Dieß war eben auch ihre Meinung gleich vom Anfange gewesen, und nur auf den Rath des Kaisers waren sie nach Naumburg gegangen. Nachdem es ihnen so übel gelungen, kamen sie auf ihren ersten Plan zurück, ohne jedoch bey den protestantischen etwas auszurichten, oder es auch nur bey den deutschen Bischöfen dahin bringen zu können, daß sie ihnen die Zusage gethan hätten, persönlich auf dem Concilium zu erscheinen. Alle entschuldigten sich, sie dürften bey der jetzigen Lage ihre Bisthümer nicht verlassen, indem die ohnehin gegen das Concilium aufgebrachten Protestanten sie indessen feindlich überziehen dürften. Was die Sache noch mehr hinderte, war, daß auch die Franzosen, ungeachtet sie die erste Triebfeder davon gewesen, nun nicht allein wenig Eifer mehr für dasselbe bezeigten, sondern auch auf andere Mittel dachten, ihre Uneinigkeiten zu heben; worunter das Colloquium zu Poissy am merkwürdigsten ist, welches, gleichwie es eine Copie der Deutschen war, sich auch mit eben dem Erfolge endigte,

endigte, daß jeder Theil auf ſeiner Meinung blieb, und noch dazu glaubte, den Sieg über den andern davon getragen zu haben.

So ernſtlich der Pabſt in dieſen Umſtänden auf das Concilium drang, welches um Oſtern bereits ſollte eröffnet werden, ſo konnte doch erſt im folgenden Jahr den 15. Jenner die erſte General-Congregation, und den 18. die erſte Seßion, oder die ſiebzehnte, wenn man es als eine Fortſetzung der ſchon ehemals zu Trient verſammelten Concilien betrachtet, gehalten werden, in welcher auſſer den Legaten 112 Biſchöfe, faſt lauter Italiener und Spanier zugegen waren. In derſelben wurden zwey Decrete gemacht: das erſtere, daß das Concilium mit Aufhebung aller Suſpenſion (ſublata quacunque ſuſpenſione) ſolle gehalten werden; das andere, daß die folgende Seßion den 26. Hornung ſeyn ſolle. Schon dieſe beyde koſteten ungemein viele Mühe, bis ſie zu Stande kamen; indem die Spaniſchen Biſchöfe nachdrucksamſt verlangten, daß das jetzige Concilium vor allem als eine Fortſetzung (continuatio) des vorigen müſſe erkläret werden. 1562. den 15. Jenner.

Die nothwendige Folge einer aus ſo verſchiedenen Nationen beſtehenden Verſammlung iſt, daß, je nachdem ihre Vorurtheile und Abſichten verſchieden ſind, auch ihre Meinungen und der Geſichtpunct, aus welchem ſie gewiſſe Gegenſtände betrachten, von einander abweichen werden. Unter den Spaniſchen Biſchöfen waren allerdings vortreffliche Männer, von welchen ſich beſonders der Erzbiſchof Guerro von Granada auszeichnete. Allein durchgehends beurtheilten ſie die Sachen zu einſeitig, und nahmen nicht Rückſicht genug auf das Ganze. Wenn der Haupt-

zweck des Conciliums die Wiedervereinigung in der Religion seyn sollte, so wie es Kaiser Ferdinand und nun auch die Französische Nation innigst wünschten, und Pabst Pius selbst erklärt hatte, so war gewiß das Begehren der Spanier ungemein übel angebracht. Gleich anfangs das Concilium als eine Fortsetzung des vorigen erklären, hieß nichts anders, als den Protestanten Thüre und Thore versperren, ehe man sie noch zu Gesichte bekommen. Um dieses würde man sich zwar eben nicht so sehr von Seiten des Römischen Hofes bekümmert haben, indem man eher wünschte, daß sie wegblieben, als daß sie dasselbe besucheten. Allein derselbe mußte doch auch Sorge tragen, dem Kaiser und Frankreich, welches ebenfalls ein ganz neues, mit dem vorigen in gar keiner Verbindung stehendes Concilium verlangte, nicht zum Mißvergnügen Anlaß zu geben. Man wählte demnach die angeführten zweydeutigen Ausdrücke; die sich aber die Spanier nicht einmal gefallen liessen, als bis ihnen versprochen worden, daß man das Concilium als eine Fortsetzung des vorigen erklären wolle, sobald es sich thun lasse, und daß der Pabst zuletzt alle Decrete ohne Unterschied, sowohl die vorigen, als die auf dem jetzigen Concilium gemacht würden, bestätigen solle.

Noch eine Schwierigkeit machte der Erzbischof von Granada rege, die aber eben so sehr mit den Gesinnungen der übrigen Nationen überein stimmte, als die vorige davon abwich. Er wollte nämlich die in dem Decrete vorkommenden Worte: proponentibus Legatis (dem Vortrage der Legaten gemäß), als neu, unnöthig und den Zeiten nicht angemessen aus demselben weggestrichen haben; indem er nicht ohne Grund besorgte, die Römer suchten sich dadurch

durch zu Herren und Meistern der Materien, die auf dem Concilium sollten abgehandelt werden, zu machen, so daß nichts, als was ihnen gefällig und beliebig, auf demselben vorkommen könnte, und nicht allein kein Bischof, sondern auch kein Souverain, und am allerwenigsten ein Protestant irgend einen Punct in Vorschlag zu bringen vermögend wäre. Daß man wirklich diese Absicht dabey gehabt, zeigte der Erfolg, so wie die Ausführung davon gewiß ein Meisterstück der Politik des Römischen Hofes war.

Da die Legaten alle übrige, besonders die Italienischen Bischöfe auf ihrer Seite hatten, blieb dem Erzbischof nichts anders übrig, als durch eine schriftliche Erklärung sein Mißfallen darüber an den Tag zu legen, zugleich aber die Sache an seinen König gelangen zu lassen; der gegen alle Erwartung, und ungeachtet seiner grossen Ergebenheit gegen den Pabst es sich doch äusserst angelegen seyn ließ, daß die Worte entweder abgeändert würden, oder doch das Concilium deutlich erklärete, daß es sie nicht in diesem Sinne wollte genommen haben, daß den Legaten dadurch allein das Recht eingeräumt werde, einen Vortrag zu machen. Um ihn zufrieden zu stellen, äusserte es sich auch am Ende, daß es dadurch nicht des Sinnes gewesen, die in den Concilien hergebrachte Art zu handeln auf irgend eine Weise zu verändern. *) Allein wir werden wahrnehmen, welche Auslegung durch die That selbst bewähret worden.

Uebrigens waren bey dieser Seßion noch keine kaiserlichen Gesandten zugegen; indem der Bischof Draskowitz von Fünfkirchen, welchen Ferdinand, als König von Ungarn, dazu ausersehen, an eben dem

*) PALLAVIC. L. XXIII. c. 12.

Tage der erſten Seßion erſt zu Trient eingetroffen, von den beeden übrigen aber, die eigentlich ſeine Stelle als Kaiſer vertreten ſollten, der Erzbiſchof Mugliz von Prag den letzten Jenner, und der Graf Sigismund von Thun den 10. Hornung erſt anlangten. Beyde erſtere wurden am 6. Hornung öffentlich, nachdem ſie ihre mitgebrachten Schreiben überreichet, in ihrem Charakter erkannt und angenommen. So bald ſie ſich genau von der gegenwärtigen Lage des Conciliums erkundiget, übergaben ſie den päbſtlichen Legaten ein Gutachten, worinn ſie unter andern ſich dahin äuſſerten: „da die Proteſtanten bedacht ſeyen, unter jedem was immer für einem Vorwand ſich dem Concilium zu entziehen, ſo möchte man auch in der folgenden Seßion keine Meldung thun, daß dieſes eine Fortſetzung des vorigen ſey, ja wenn es möglich wäre, möchte man die Seſſion ſelbſt verſchieben, damit man ſowohl die Proteſtanten indeſſen erwarte, als auch die Geſandten der übrigen Souverains. Sollte es aber nicht thunlich ſeyn, ſo möchten wenigſtens die Legaten dahin trachten, daß indeſſen nur allgemeine und nicht ſonderlich wichtige Dinge vorgenommen würden, als z. B. wie die Schreiben aufzuſetzen, durch die die Proteſtanten zur Rückkehr zur katholiſchen Kirchen einzuladen, oder in was für einer Form ihnen das ſichere Geleit zu ertheilen, und dergleichen. Da man ſich in dieſer Zwiſchenzeit über die Verfertigung eines Verzeichniſſes verbothener Bücher berathſchlaget, ſo möchte man wenigſtens die Augſpurgiſche Confeßion nicht mit verdammen; indem ſonſt zu beſorgen, daß die Proteſtanten um ſo erbitterter werden, und zu Gewaltthätigkeiten ſchreiten dürften. Das ſichere Geleit aber möchte man für ſie in der weiteſten Form, und wie ſie es verlangten, einrichten. Auch hätten

die Geſandten bereits wahrgenommen, daß dasjenige, was in den Congregationen vorgienge, ſogleich bekannt gemacht, und, ehe noch etwas darüber beſchloſſen, ſchon allenthalben verbreitet werde; man möchte alſo mehr Stillſchweigen beobachten. Uebrigens würden ſie, ihrer Inſtruction gemäß, ſich allemal einfinden, wenn die Legaten ihre Gegenwart für nöthig hielten, und alles mögliche zum gemeinen Beſten beytragen." Die Antwort des Legaten fiel dahin aus: „von der Fortſetzung werde man auch in der nächſten Seſſion keine Meldung thun; indeſſen könne man dieſe nicht verſchieben, wolle aber dem Kaiſer zu Gefallen den Termin der darauf folgenden um ſo weiter hinaus ſetzen; auch würde man nicht an die Verdammung der Augſp. Confeſſion denken, ſo wie überhaupt erſt das Verzeichniß der verbothenen Bücher am Ende des Conciliums zum Vorſchein kommen werde. Das ſichere Geleit für die Proteſtanten werde man einrichten, wie ſie es ehemals ſelbſt verlangt, auch für das Stillſchweigen ſorgen, ſo wie ihr Anerbiethen wegen Mitwirkung zum gemeinen Beſten als ein ſicheres Kennzeichen der guten Geſinnungen des Kaiſers mit dem größten Dank angenommen werde."

Die Verſchiebung der folgenden Seßionen ward kurz darauf auch von der Königinn Catharina von Frankreich im Namen ihres minderjährigen Sohns Karl verlanget, theils weil ihre Biſchöfe noch nicht zugegen wären, theils weil die Königin Eliſabeth von England durch ihren Geſandten bey ihr erklären laſſen, daß ſie verſchiedenen deutſchen proteſtantiſchen Fürſten geſchrieben, und ſie ermahnet das Concilium zu beſuchen, welches ſie in dieſem Falle auch thun wolle. Uebrigens war Ferdinand mit der Antwort, welche ſeine Geſandten von den Legaten bekommen,

men, um ſo mehr zufrieden, da letztere ſie für ſich zu geben ſich getrauet, und nicht erſt nach Rom ſich darüber gewendet. Nun gab er ihnen die Weiſung, hinfür nichts mehr dergleichen den Legaten und Biſchöfen vorzutragen, was ihnen eine Furcht in Anſehung der Proteſtanten einjagen könnte, oder was ſich dahin auslegen lieſſe, als wenn ſich der Kaiſer ſelbſt vor ihnen fürchtete, und dieſen nicht erſt Muth einzuflöſſen, gegen das Concilium etwas zu unternehmen.

Man hielt nun auch wirklich dem Kaiſer zu Gefallen mit den Glaubensſachen ſowohl in der zweyten Seßion, die den 26. Hornung gehalten worden, als der dritten, die auf den 14. May angeſagt war, etwas zurück, und brachte von Seiten der Legaten den 12. März einige Reformations-Artikel zum Vorſchein, womit ſich die Biſchöfe und Theologen mittler Zeit beſchäftigen könnten. Der erſte davon war in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „die Väter möchten betrachten, auf was Art es dahin zu bringen ſey, daß die Patriarchen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, und alle diejenigen, die mit der Seelſorge beladen ſeyen, ſich bey ihren Kirchen aufhielten, und ſich davon nur aus rechtmäßigen, ehrbaren, nothwendigen und der Kirche nützlichen Urſachen entferneten.“ Man hätte nicht glauben ſollen, daß darüber einige Unruhe entſtehen könnte; und dennoch kam es ſo weit, daß faſt das ganze Concilium aus einander gegangen wäre. Die eifrigern unter den Biſchöfen, beſonders die Spaniſchen hielten dafür, der Sache wäre am beſten geholfen, und das Uebel an der Quelle verſtopft, wenn man erkläret, daß die Reſidenz göttlichen Rechtens ſey. Allein nun glaubten die Italieniſchen, man wolle

nölle dadurch dem Pabſt die bis daher üblichen Diſpenſationen wegen der Reſidenz abſchneiden; wovon die Folge geweſen wäre, daß die Cardinäle, welche Erz- und Bisthümer beſäſſen, nicht zugleich in Römiſchen Hofdienſten ſich befinden, und ſich zu Rom aufhalten dürften; die groſſe Menge von Biſchöfen, die ſich ebenfalls dort entweder in Dienſten, oder weiteres Glück zu machen, befand, hätte ebenfalls ihren Heimweg nehmen müſſen, ſo wie auch die Diſpenſationen wegen Mehrheit der Bisthümer, und die Breven über die Wahlfähigkeit weggefallen wären.

Dieſer Zweck würde zwar entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil erreicht worden ſeyn; indem die *Scholaſtiker und Canoniſten* durch ihre *Diſtinctionen zwiſchen* dem unmittelbaren, weſentlichen und von aller Gewalt unabhängigen göttlichen Recht, und zwiſchen dem mittelbaren, zufälligen und abhängigen; zu welchem letzteren ſie die Schuldigkeit zu reſidiren zählten, dem Papſt wegen ſeines Diſpenſations-Rechtes ſchon vorgearbeitet hätten. Allein, man ſah es doch allemal zu Rom für einen ungemein bedenklichen Schritt an, der noch weit gefährlichere nach ſich ziehen könnte, wenn er angehen ſollte. Der Pabſt mahnte demnach den Cardinal Simonetta und die übrigen Legaten in geheim, dieſer Frage, wenn es immer thunlich, auszuweichen. Da man aber glaubte, es werde bey der damaligen Erhitzung der Gemüther kaum möglich ſeyn, ſo ſtellte er das Ganze ihrer Vernunft und Einſicht heim. Es wäre auch in der That eine Sache von der größten Schwierigkeit geweſen, die Frage auf einmal abzubrechen; wodurch der ohnehin bey den Proteſtanten allgemeine, und auch bey mehrern Katholiken eingewurzelte

Wahn,

Wahn, daß der Römiſche Hof ſeinem Privat-Intereſſe jenes der ganzen Kirche aufopfere, und daß das Concilium nicht die gehörige Freiheit habe, nur zu deutlich wäre beſtätiget worden. Die Legaten ſelbſt ſahen dieſe Folgen ſo klar ein, daß ſie wirklich beſchloſſen, ihr lieber indeſſen freyen Lauf zu laſſen. Worauf ſich das ganze Concilium in zwey Hauptparteyen theilte, wovon die eine für, die andere gegen das göttliche Recht, oder doch gegen die förmliche Erklärung deſſelben war. Als es zum Votiren kam, fielen bey 70 Stimmen dahin aus, daß der Artikel platterdings zu erklären ſey; hingegen waren bey 38 dagegen, und bis 34 hielten einen Mittelweg, daß man nämlich den Pabſt erſt um ſeine Meinung fragen ſolle, ehe man zur Erklärung ſchreite. Selbſt die Legaten konnten nicht unter ſich überein kommen. Simonetta hielt die Reſidenz nur für ein willkührliches Recht (juris poſitivi); hingegen ſagte zwar der Cardinal-Legat von Mantua ſeine Meinung nicht deutlich heraus, wünſchte jedoch eine förmliche Erklärung von dem Concilium zu ſehen. Der Cardinal Hoſius glaubte zwar, die Reſidenz ſey göttlichen Rechtens, jedoch ſo, daß es Fälle gebe, wo diſpenſirt werden könne. Ueberhaupt aber war er der Meinung, man ſollte ſie eher in der That ſelbſt erweiſen, als viel darüber diſputiren.

Zehen-

Zehentes Kapitel.

Kaiſerliche Reformations-Artikel.

1562.

In dieſen Umſtänden berichteten ſie die Sache dem Pabſt; welches aber denjenigen ſehr mißfiel, die dafür hielten, daß die Reſidenz oder der Aufenthalt der Biſchöfe bey ihren Sitzen göttlichen Rechtens ſey, indem ſie behaupteten, daß, wenn man bey vorfallenden Zweifeln die Entſcheidung allemal von Rom kommen laſſe, keine Freyheit für das Concilium übrig bleibe. Selbſt Ferdinand, ſo vergnügt er geweſen, als er vernommen, daß man die Hände an die Reformation legen werde, ſchrieb an ſeine Geſandten nach Trient, „es wundere und ſchmerze ihn, daß die Geſchäfte des Conciliums, deſſen glücklichen Ausgang er ſo ſehr wünſche, mit ſo vieler Verwickelung und Kaltſinnigkeit (tam intricate & frigide) behandelt würden; denn dasjenige werde aller Vernunft zuwider vernachläßiget, und aus den Händen gelaſſen, welches die Väter auf alle Art ſuchen ſollten zu erhalten, nämlich die Freiheit des Conciliums, und die vollkommenſte Macht, über Sachen des Glaubens und der Sitten ohne Rückſicht auf irgend einen Menſchen zu entſcheiden, ſo daß dasjenige, was man zuvor ſchon von den Widerſachern der katholiſchen Religion gehöret, daß der heilige Geiſt von Rom aus durch die Poſt gerufen werde, auf das neue aufzuleben anfange. Er fürchte daher, daß aus dieſem Ungemach auch fürs künftige mehrere andere folgen, und das Concilium zu letzt gar zum groſſen Aergerniß des Volkes und zum

Scha-

Schaden der ganzen Christenheit wieder aufgehoben werde. Aus diesem Vorgang könne man auch leicht abnehmen, was für eine Abneigung einige von den Vätern gegen die Reformation hegeten.“*)

Dabey ließ er es nicht bewenden; sondern weil er glaubte, durch diejenigen Reformations-Artikel, welche die Legaten zum Vorscheine gebracht, sey lange nicht alles erschöpft, und Deutschland insonderheit sammt seinen eigenen Landen fordere eine noch kräftigere Arzney, so ließ er die geschicktesten und redlichsten Männer, die er haben konnte, zusammen treten, um ihr Gutachten zu vernehmen, ob durch die bisherige Art zu verfahren, und insonderheit durch die von dem Concilium vorgeschlagenen Reformations-Artikel derjenige Zweck werde erreichet werden, den man sich bey der abermaligen Zusammenberufung desselben vorgesetzt. Solches fiel aber dahin aus: „die gelehrtesten und in den Deutschen Angelegenheiten erfahrensten Männer seyen bis daher stets der Meinung gewesen, daß vor allem eine genaue Verbesserung der Sitten bey der Geistlichkeit und dem Volk müsse hergestellt, die Mißbräuche gehoben, und dadurch die Ueberbleibsel der katholischen Religion erhalten werden; diesem müßte auf dem Fuß eine gründliche Erläuterung derjenigen Glaubenssätze folgen, die bis daher in Zweifel gezogen worden. Einige würden zwar der Meinung seyn, daß man von letzterem anfangen müsse, allein es werde niemand läugnen können, daß das schändliche Leben der Geistlichkeit zu diesem grossen Uebel viele Gelegenheit gegeben, da jedermann, besonders fromme und aufrichtige Männer darüber Klage führeten, und es an dem Tag liege, daß dieses hauptsächlich dazu

*) Schreiben vom 6. May.

dazu gedient, das Volk von der Geiſtlichkeit abwendig zu machen. Wenn ſie demnach bey demſelben wieder in einige Achtung kommen, wenn ſie von demſelben wolle gehöret werden, ſo ſey gänzlich nothwendig, daß ſie ihr Anſehen, das ſie durch ein ausgelaſſenes Leben verloren, wieder durch ein ordentliches und eingezogenes zu erhalten ſuche. Bis daher habe man noch nichts dergleichen an ihr wahrgenommen, ſondern ſie beſtärke und mehre noch täglich die Widerſetzlichkeit des Volkes durch die nämlichen Sittenverderbniſſe: und dieſes zwar auf eine ſo unverſchämte und hartnäckige Weiſe, daß es ſcheine, ſie wolle lieber alle Zierde der Kirche zu Grund richten laſſen, als zulaſſen, daß dieſe Makel eines unreinen Lebens von ihr abgewiſchet werde. Wie oft und mit was wenigem Nutzen derſelben Vorſchriften zur Beſſerung des Lebens von dem Papſte Paulus III. und dem Kaiſer Karl V. ſeyen gegeben worden, und was für eine Frucht daraus erfolgt ſey, als daß die letzteren Dinge ſchlimmer geworden, als die erſten? Dieſes ſähe das Volk, merketen die Fürſten, und würden dadurch ſo erbittet, daß die Wahrheit der Glaubensſätze nie ſo viel zur Vereinigung des chriſtlichen Volks werde beytragen können, als die ſchändlichen Sitten der Geiſtlichkeit zur Trennung."

„Man werde zwar dagegen einwenden, was es für ein Concilium ſeyn werde, wo man nur die Sitten zu verbeſſern ſuche, da doch die Glaubenslehre immer der Maßſtab der Sitten geweſen. Allein katholiſcher Seits hege man ohnehin kleine Zweifel über die Lehre; und die Proteſtanten würden ſich keine Lehre als Vorſchrift ihrer Sitten aufbürden laſſen, welche die Geiſtlichkeit nicht ſelbſt zuvor durch ihr Beyſpiel bewähret. Sie hoffetrn daher, daß die

verſammelten Väter keine gröſſere Angelegenheit haben würden, als die Hand mit Nachdruck an das Werk zu legen. Ihrerſeits glaubeten ſie zugleich, daß auf folgende Puncte vorzüglich müſſe geſehen werden:

I.

„Zuerſt müſſe das Concilium den Pabſt mahnen und erſuchen, wenn er etwan an ſeiner Perſon, ſeinem Stand und Hof etwas wahrnehmen werde, das einer Verbeſſerung zu bedürfen ſcheine, daß er geſtatte, daß dieſelbe vorgenommen werde. Denn alsdann erſt werde er mit Anſehen über die Gebrechen anderer richten können, wenn er ſich ſelbſt davon werde frey gemacht haben.“

II.

„Es ſey eine ſchwere Klage von langen Zeiten her, daß die gar zu groſſe Menge der Cardinäle der Kirche zur Laſt, und dabey wenig zur Zierde ſey; denn durch die zu groſſe Zahl derſelben würden die Kirchengüter erſchöpft, und nicht ſelten Leute unter ſie aufgenommen, die vielmehr zum Aergernißgeben, als zu den nöthigen Kirchenverrichtungen tauglich ſeyen. Man ſolle demnach den heiligen Vater erſuchen, daß, wofern er ſie nicht auf die Zahl der Apoſtel, dennoch auf jene von 24 nach der Verordnung des Conciliums von Baſel herabſetzen wolle.“

III.

„Obſchon der Pabſt die ausgebreiteteſte Macht zu diſpenſiren habe, beſonders in Dingen, die das willkührliche Recht beträfen, ſo würden doch zu Zeiten ſolche Diſpenſationen von Rom zu den auswär-

tigen

tigen Nationen überbracht, die voll der öffentlichen Aergerniſſe ſeyen, und die nicht nur allein das Anſehen des apoſtoliſchen Stuhls verringerte, ſondern auch verunſtalteten, und macheten, daß alle übrige Diſpenſationen, wenn ſie auch auf eine rechtmäßige Weiſe gegeben worden, in Verachtung kämen. Der Pabſt ſowohl als die Väter des Conciliums möchten ſich demnach angelegen ſeyn laſſen, dieſes Aergerniß zu heben."

IV.

„Die nämliche Beſchaffenheit habe es mit den Exemtionen, die gegen die gemeine Rechte ſo vielfältig ertheilt worden, und nun billig durch das Concilium ſollten widerrufen werden, ſo daß alle Kirchen und Klöſter beyderley Geſchlechtes unter der Gewalt desjenigen Biſchoffes ſtünden, in deſſen Sprengel ſie gelegen, wie es die heiligen Kirchenſatzungen vorſchreiben."

V.

„Von dem vorigen Concilium von Trient ſeyen zwar die heilſamſten Satzungen verkündiget worden, wegen der Mehrheit der geiſtlichen Würden und Beneficien, wegen der perſönlichen Reſidenz, wegen der Einverleibung und Anweiſung der gebührenden Portion und dergleichen; ſie hätten aber bis jezt keine Wirkung gehabt, ſondern wären ganz verrachläßiget worden; noch dermalen beſäße eine Perſon mehrere Biſthümer, Probſteyen, Canonicata, ja ſogar Beneficien, die mit der Seelſorge verbunden, wo nicht gerade zu, doch durch Schleich- und Umwege. Da ſie nun auf ſolche Art nicht ſelbſt im Stande ſey ihre Schuldigkeit zu erfüllen,

ſondern dieſelbe ihren Miethlingen überlaſſe, ſo geſchehe es, daß dieſe bloß ihren Lohn zur Abſicht haben; und nicht allein der Heerde ſich nicht annehmen, ſondern auch gemeine Sache mit den Wölfen machen. Manche von ihnen, die noch redlicher dächten, würden aus Noth gezwungen, entweder die Heerde zu verlaſſen, oder zu den Proteſtanten überzugehen, da indeſſen dieſe fette und ſimoniſche Pfründenjäger ſich nicht bekümmerten, ob die Heerde geſund ſey, oder zu Grund gehe, wenn ſie nur Milch und Wolle für ſich bekämen, damit ſie ſich nur an keiner Art von Lüſten etwas brauchten abgehen zu laſſen. Daher entſtehe der groſſe Abgang frommer Kirchendiener, die Vernachläßigung und Verringerung des Predigamts, die Unterbleibung des Gottesdienſtes; daher ſey auch die ſo groſſe Verachtung der Wiſſenſchaften und Sprachen gekommen, indem man ſich nicht durch Gelehrſamkeit, ſondern blos durch ſimoniſche Künſte den Weg zu Beneficien bahnen könne. Bey den meiſten Domkirchen ſey es ſogar ein Geſetz, daß kein Doctor einen Zutritt in das Capitel haben ſolle,* anſtatt daß man gelehrte Männer, wo ein Abgang davon iſt, durch Belohnungen dazu rufen ſollte. Wenn nicht hinfür alles dieſes hinweg geräumt, jedes Beneficium oder Pfarrey mit ſeinem eigenen Beneficiaten oder Seelſorger, und zwar ohne andere Rückſicht als auf Tugend, Frömmigkeit und Gelehrſamkeit, beſetzt werde, ſo ſey keine Hoffnung die katholiſche Religion zu erhalten, oder wieder herzuſtellen.“

VI.

„Inſonderheit ſollte ſich das Concilium Mühe geben, daß die Biſchöfe ihre bleibende Reſidenz bey ihren Domkirchen hätten, und ihr Amt durch ſich

ſelbſt

ſelbſt verrichteten, und, wenn es Alters oder anderer Umſtände wegen nicht möglich wäre, daß ſie es wenigſtens tauglichen Perſonen, und zwar nach Beſchaffenheit ihrer Bisthümer mehreren auftrügen, das theologiſche Fach bewährten Theologen, das canoniſche eben ſolchen Canoniſten."

VII.

„Da die Kirchen insgemein ſo reichlich begabt ſeyen, daß ſie ihre nöthigen Auslagen beſtreiten können, und von der Kirche ſelbſt verordnet ſey, daß die Sakramente umſonſt ſollen ausgetheilt werden, ſo ſcheine es ungemein erwünſchlich, daß man dieſem nachkomme, und weder für die Tauf noch die Firmung und das Abendmahl, noch für die Ertheilung der Weihen, noch die Einweihung der Kirchen, noch die Einſegnung der angehenden Eheleute, noch die Begräbniſſe und Exequien für die Todten etwas verlange. Dieſes erfordere theils die Beſchaffenheit der Dinge, indem der heil. Geiſt nicht um Geld feil ſeyn könne, theils die Würde und das Anſehen der Kirche. Wenn einige Kirchen ſo dürftig ſeyen, daß ſie dergleichen Beyträge nicht leicht entbehren können, ſollen ihnen andere, die reicher ſind, beyſpringen, oder andere Beneficien, mit denen keine Seelſorge verbunden, ihnen einverleibet werden."

VIII.

„Da die ſimoniſche Ketzerey den ganzen Körper der Kirche ſo ſehr angeſteckt, daß dieſe Krankheit gleichſam unheilbar zu ſeyn ſcheine, ſo müſſe ſich das Concilium um ſo mehr angelegen ſeyn laſſen, dieſe Peſt zu vertreiben, je gefährlicher ſie ſey."

IX.

„Es sey eine alte Klage, daß die menschlichen Satzungen der Päbste und Kirchenvorsteher zu ihr angewachsen, und noch dazu so beschaffen, daß, wer sie auf irgend eine Weise überschreite, sich einer Todsünd schuldig mache. Es hätten sich daher viele verlauten lassen, aus dem leichten Joch Christi und aus dem Gesetz der Freiheit sey ein eisernes Joch, und eine Last, welche die Schultern der Christen überaus drücke, geworden, so daß selbst das Schikſal der Juden erträglicher sey. Die Bischöffe sollen demnach erwägen, ob es nicht nützlich sey, viele davon aufzuheben.“

X.

„Obschon es durch Kirchensatzungen verbothen werde, jemand aus einer geringen unerheblichen Ursache mit der Excommunication zu belegen, so geschehe doch insgeheim das Gegentheil, und noch dazu aus blos zeitlichen Ursachen, z. B. weil einer den Zehenten nicht gegeben, oder den Zins von seinen Schulden nicht gezahlt.“

XI.

„Es scheine ein grosser Mißbrauch zu seyn, daß der ganze Gottesdienst auf eine lächerliche und nachläßige Weise ohne Andacht und Ehrerbietigkeit vollbracht, und alle Gebethe so eilfertig daher gesagt werden, daß die Bethenden und Psallirenden nicht einmal sich selbst verstehen, viel weniger, was sie sagen, überlegen können, auch keine andere Sorge haben, als nur schnell zum Ende zu gelangen; woraus entstehe, daß auch andere gegen alle Kirchengebräuche eine Abneigung bekämen.“

XII.

XII.

„Da man nicht läugnen könnte, daß durch die Länge der Zeit viel unnützes, erdichtetes und wenig zu einem ächten Gottesdienſt taugendes in die Geſänge und Gebethe der Kirche eingeſchlichen, ſo möge man die Meßbücher, Gradualien, Agenden genau durchgehen, und ſie von dergleichen Dingen reinigen. Und da hauptſächlich an dieſer Nachläßig- und Eilfertigkeit die Vielheit der Geſänge und Gebethe, womit die Geiſtlichkeit überladen, Schuld ſey, ſo würde es gewiß nutzen, dieſe langweilige Weitſchweifigkeit abzukürzen, indem es beſſer ſey fünf Pſalmen mit Andacht zu bethen oder zu ſingen, als noch ſo viele ohne dieſelbe.“

XIII.

„Da das Volk den Gebrauch der Mutterſprache bey dem Gottesdienſt und der Ausſpendung der Sacramente ſehnlich verlange, und aus der Geſchichte bekannt ſey, daß man ſich wirklich derſelben bedienet, ſo ſtehe zu erwägen, ob man nicht unter die Lateiniſchen Geſänge und Gebethe an Ort und Stelle auch ſolche, die in der Mutterſprache verfaßt, einmiſchen ſolle.“

XIV.

„Es ſey zu bedauern, daß die ganze Geiſtlichkeit ſo ſehr aus den Fußtapfen ihrer Forfahren getreten, daß ihr Leben gerade das Gegentheil der Kirchenvorſchriften ſey, da indeſſen das Volk dadurch aufgebracht, die ganze katholiſche Religion nach ihrem Leben, gleichſam als den Baum nach den Früchten, ſchätze; das Concilium müſſe daher bedacht ſeyn, wie ein reineres Leben unter derſelben einzuführen.“

XV.

„Nicht minder ſey der ganze Mönchsſtand beyderley Geſchlechts ſehr ausgeartet. Ihre Vorgeſetzten hätten ſich ſonſt mit Andachtsübungen und Studiren abgegeben, und dabey ſich demüthig, nüchtern und eingezogen betragen; nun aber geſchehe gerade das Gegentheil, man bekümmere ſich nichts um den Gottesdienſt, noch um die Kloſterzucht. Die Prälaten bekenneten ſich zwar äuſſerlich zur katholiſchen Religion, im Herzen aber wären ſie der Ketzerei geneigt; die Kloſtereinkünfte und Güter zögen ſie an ſich, und ſorgeten nicht Conventualen zu haben; und wenn ſie auch deren hätten, giengen ſie ſo mit ihnen um, daß ſie entweder in aller Art von Ausgelaſſenheit ihnen bald ähnlich werden, oder das Kloſter verlaſſen müßten, ſo daß man auch in reicheren Klöſtern, theils wegen der Unwiſſenheit, theils wegen der Seltenheit der Mönche keinen ordentlichen Gottesdienſt halten könne. Solche Hausväter wären hauptſächlich diejenigen Prälaten, die groß damit thäten, daß ſie von der biſchöflichen Gerichtsbarkeit befreyet ſeyen. Dieſe unterhielten anſtatt der Mönche vielmehr eine Zahl unnützer Bedienter und Pferde, mehr zur Pracht und Ueppigkeit, als Nothwendigkeit; das Einkommen des Kloſters verſchwendeten ſie entweder durch unnöthigen Aufwand, oder durch Bereicherung ihrer Verwandten. Da nun alles dieſes ſo wahr ſey, daß es auf keine Weiſe könne verborgen bleiben, ſo überlaſſe man es dem Concilium zu erwägen, wie entweder dieſer Stand auf ſeine urſprüngliche Zucht, oder eine gelindere Regel könne gebracht werden, oder wie ſonſt Vorſehung zu thun, daß ſo groſſe Güter und Reichthümer der Klöſter nicht ſo laſterhaft durchgebracht.

bracht, sondern zu einem andern der Kirche eben so nützlichen Gebrauch bestimmet werden."

„Diese Beschaffenheit habe es hauptsächlich mit Deutschland und den Oesterreichischen Staaten insonderheit; wenn man die katholische Religion nicht gänzlich in denselben wolle zu Grunde gehen lassen, müsse man vor allem bey den angeführten Puncten Rath schaffen, zugleich aber auch in einigen, die bloß menschlicher Einsetzung seyen, Nachsicht brauchen.

„Eine zweyfache Gattung von Menschen befinde sich in diesen Provinzen, denen man beyspringen müsse, ungelehrte und unkeusche Priester, und das zur Ketzerey sehr geneigte Volk. Vernünftige und fromme Männer seyen der Meinung, man könne dieses noch bey der katholischen Religion erhalten, wenn das Concilium dasjenige zugeben wolle, was es von Rechts wegen könne. Dasselbe verstehe die feineren Religions-Disputen nicht, eben weil es unwissend sey; hingegen seyen ihm drey Dinge um so anstößiger, nämlich die Communion unter einer Gestalt, das Verboth des Fleischessens und der Priesterehe. Die Worte der Schrift: Nehmet hin, und trinket alle daraus, däuchten ihm so klar zu seyn, und lägen ihm so tief im Herzen, daß die meisten lieber zehnmal sterben, als sich den Kelch entziehen lassen wollten; man habe eine Menge Leute gesehen, und sehe sie noch, die sonst ganz katholisch wären, und bloß sich zu den Protestanten hielten, um nur der Communion unter beyden Gestalten theilhaftig zu werden."

„Von dem Fasten glaube das Volk, daß es nicht gebothen, sondern etwas von den Juden Her-

kommendes, und ein wahres Joch der Dienſtbarkeit ſey; wolle jemand faſten, ſo ſolle man es ihm in Anſehung der Zeit und Speiſen ganz frey laſſen."

„Was die Ehe der Prieſter angehe, ſey es gewiß, daß die meiſten aus Jugendhitze ſich eher auf Irrwege verleiten laſſen, als ſie im Stande ſeyen, das zu unterſcheiden, was für ſie das nützlichſte ſey. Manche gelehrte Jünglinge heuratheten zum Beyſpiel, und wurden hernach aus Abgang der Nahrung gezwungen, ſich um Kirchendienſte bey den Proteſtanten umzuſehen, auch dabey auszuharren, wenn ſie auch bey weitem mit ihrer Lehre nicht einſtimmig dachten. Auch habe die Lateiniſche Kirche in manchen Stücken allerdings höhere und heiligere Abſichten gehabt, als die Griechiſche, als welche ihrer Geiſtlichkeit freywillig den Genuß der Ehe angebothen; allein, wie jezt die Zeiten beſchaffen, hielten viele dafür, man müſſe ſich mit dem begnügen, was auch minder gut. Die Begierde nach der Ehe ſey einmal bey der noch übrigen katholiſchen Geiſtlichkeit in Deutſchland ſo ſtark angewachſen, daß man unter hundert Pfarrern kaum einen antreffen werde, der nicht entweder öffentlich, oder doch heimlich verehlichet ſey. Man habe erſt neulich bey einer Viſitation in Ungarn viele Prieſter angetroffen, die ſonſt katholiſch geweſen, nur daß ſie dem Volk den Kelch gereichet, und Weiber gehabt. Man habe ſich lange berathſchlaget, ob man ſie fortſchaffen ſolle oder nicht. In dem leztern Falle habe man ein Schisma beſorget, in dem erſten drey andere unvermeidliche Uebel: das erſte, daß die Pfarreyen hätten leer und öde ſtehen müſſen, weil man keine andere katholiſche Geiſtliche bekommen konnte; das andere, daß eben dieſe Geiſtliche aus Abgang der Nahrung wären

gezwun-

gezwungen worden, zu den Proteſtanten überzugehen, und mit ihnen gemeinſame Sache gegen die katholiſche Kirche zu machen; das dritte, daß endlich die Biſchöfe ſelbſt aus Abgang der nöthigen Seelſorger und ſolcher Leute, die ihre Stelle vertreten wollten, wären gezwungen worden ihre Heerde zu verlaſſen. Ob es aber nicht beſſer ſey, auch Verehlichte, wenn auch die Sache neu ſey, zu dem Prieſterthum befördern, als die Pfarreyen ganz ledig ohne Hirten, ohne Verwaltung der Sacramente, ohne Predigten ſtehen laſſen, und das Volk dem Gegentheil Preis geben, der nicht ſäumen werde, ſich derſelben ſowohl als der Bisthümer zu bemächtigen, und auf ſeine Seite zu ziehen."

„Wenn auch dieſe Puncte nicht von allen Nationen verlangt würden, ſo hätte es eine ganz andere Beſchaffenheit mit den Mitternächtigen, deren beſondere Gebrechen auch beſondere Hülfsmittel verlangeten."

„Wenn die Kirche als eine gütige Mutter in dieſen Stücken Nachſicht gebrauchet, ſo hoffeten die meiſten, daß die noch übrigen Katholiſchen von der Ketzerey könnten bewahret werden; dazu ſey aber auch nöthig, einen deutlichen Inbegriff (Summam) der katholiſchen Lehre, und hauptſächlich derjenigen Artikel, worüber nun diſputirt werde, abzufaſſen, und zwar in einer auch den ungelehrten Pfarrern faßlichen Schreibart, und mit Weglaſſung aller unnöthigen Spitzfindigkeiten. Auch wäre es nützlich, wenn das Concilium eine nicht zu weitläuftige, dabey aber gründliche Poſtill von einigen Theologen aufſetzen lieſſe, welche nebſt der Erklärung des jedesmaligen Evangeliums auch allemal die Erörterung eines ſtreitigen

tigen Glaubensartikels enthielte; wozu endlich eine neue Agende, in welcher die alten Kirchengebräuche und Ceremonien beybehalten, andere unnöthige aber weggelaſſen wären, kommen müßte. Von allen Dreyen, der Summe nämlich, Poſtill und Agende dürfte ſich kein Pfarrer unterſtehen nur im geringſten abzuweichen; derjenige aber, der es thäte, wäre ſofort ſeines Dienſtes zu entlaſſen. Damit es aber indeſſen nicht an Seelſorgern mangeln möchte, könnten einem katholiſchen Pfarrer, bis ein hinlänglicher Nachwuchs vorhanden, manchmal mehrere Pfarreyen anvertraut werden. Man müſſe ſich auch Mühe geben, proteſtantiſche Pfarrer zu gewinnen. Zugleich müßten mehrere Gymnaſien errichtet werden, und die Biſchöfe, die keine Akademien hätten, auf den benachbarten Univerſitäten beſondere Collegien und Stipendien errichten. Weil auch manche Pfarrer aus Unwiſſenheit ſchädliche Bücher läſen, müßte man ein Verzeichniß der guten aufſetzen laſſen."

„Die Vollendung des ganzen Werkes würde darinn beſtehen, daß in weitſchichtigeren Provinzen katholiſcher Fürſten mehrere Bisthümer errichtet würden, wie es König Philipp von Spanien in den Niederlanden gemacht habe. Es gäbe mehrere Bisthümer, die auf eine Weite von 40, 50, ja bis 60 Deutſche Meilen ſich erſtrecketen. Wie es aber möglich ſey, daß ein ſolcher Biſchof genau wiſſen könne, wie ſich die Geiſtlichkeit und das Volk betragen? Man habe ſogar die Erfahrung, daß in einigen ſo groſſen Sprengeln innerhalb 60 Jahren weder einige Viſitationen, noch einige Diöceſan-Concilien ſeyen gehalten worden. Was aber auch indeſſen für Secten in dieſelben eingeſchlichen, und was dieſe für Schaden geſtiftet, könne man mit Augen ſehen.

Wenn

Wenn das Concilium dieſes erwägete, ſo würde es gewiß auf dieſe Errichtung mehrerer Bisthümer bedacht ſeyn. Es gäbe mehrere reiche Klöſter, die theils durch den Mangel an Perſonen, theils durch Sorgloſigkeit und Betrug ihrer Obern zu Grunde giengen; dieſe würden gewiß mit Nutzen zu einem ſo guten Werke können verwendet werden."

Zuletzt ertheilten ſie noch den Rath, daß das Concilium in Anſehung derjenigen Güter, welche die Proteſtanten an ſich gezogen, Nachſicht brauchen möge; indem nie eine Vereinigung derſelben mit der katholiſchen Kirche werde zu hoffen ſeyn, wenn man auf die Wiedergabe derſelbe dringe.

Eilftes Kapitel.

Unterhandlungen wegen des Vortrags derſelben Communion unter beyden Geſtalten. Betreibung der Reformation.

Dieſes ganze Gutachten ſchickte Ferdinand ſeinen Geſandten zu, damit es eheſtens 20. May 1562. auf dem Concilium zum Vortrage käme; von welchem er nicht zweifelte, daß es auf ſein ſo billiges und gerechtes Verlangen, wie er es nennt, Rückſicht nehmen würde. Nur war ihm ſehr unangenehm, daß die Spanier auf das neue ſo ſehr darauf drangen, daß das jetzige Concilium als eine Fortſetzung des vorigen zu Trient ſolle erklärt werden, indem doch keine Hoffnung vorhanden wäre, daß die Proteſtanten auf demſelben erſcheinen würden. Ferdinand, der einerſeits groſſe

groſſe Achtung gegen ſeinen Neffen, den König Philipp von Spanien, hegete, und nicht gern ihm zum Unwillen Anlaß geben wollte, anderſeits aber überzeugt war, daß es beſſer ſeyn würde, wenn man nun ein ganz neues hielte, theilte ſeine Gründe weitläufig ſeinen Geſandten mit, um ſowohl ſchriftlichen als mündlichen Gebrauch bey den Legaten und den Spaniſchen Biſchöffen davon zu machen: „zu einem allgemeinen Concilium würde vor allem erfordert, daß entweder alle oder die meiſten chriſtlichen Fürſten und Nationen Theil daran nähmen: bey dem vorigen ſey aber dieſes bey weitem nicht geſchehen, einige hätten ſogar Proteſtationen dagegen eingeleget. Nun glaube er, daß diejenigen, die ſich zuvor geweigert zu erſcheinen, es nun um ſo ehender thun würden, wenn nicht ein ganz neues Concilium gehalten würde. Dabey halte er dafür, daß man vorzüglich auf die Franzöſiſche Nation Rückſicht machen müſſe, weil doch der Pabſt ſelbſt am Anfange erklärt, daß er hauptſächlich wegen derſelben bewogen worden, das Concilium zu berufen. Es ſey auch gar nicht zu hoffen, daß die proteſtantiſchen Reichsfürſten ſich auf demſelben einfinden werden, wenn es als eine Fortſetzung desjenigen erklärt werde, welches bereits mehrere ihrer Lehrſätze verdammt, ohne ſie hinlänglich gehört zu haben. Daß aber der Pabſt ſelbſt ihre Gegenwart gewünſchet, habe er daraus geſchloſſen, weil er ſie durch eigene Nuntien ſammt und ſonders einlaſſen laſſen. Wolle man ſie für das künftige noch dahin bringen, Theil daran zu nehmen, ſo müſſe man gewiß die Sache auf eine andere Weiſe angreifen, als daß man das jezige als eine Fortſetzung des vorigen anſehe.“

„Man müſſe dagegen nicht einwenden, daß ohnehin an ihre Erſcheinung gar nicht mehr zu den-

ken

kei ſey; denn, ob er ſich zwar nicht getraue, eine feſte Zuſicherung zu geben, ſo müſſe man doch auch nicht ganz verzweifeln, beſonders da nächſtens Geſandte und mehrere Biſchöffe des Königs von Frankreich eintreffen würden, welcher mit den proteſtantiſchen Fürſten von Deutſchland ſchon vor einiger Zeit Unterhandlungen wegen des Conciliums habe pflegen laſſen.“

„Ferdinand habe auch erfahren, die Königinn (Eliſabeth) von England, als ſie gehöret, der König von Frankreich werde Geſandte nach Trient ſchicken, habe ſich nicht undeutlich vernehmen laſſen, daß ſie nach ſeinem Beyſpiel ebenfalls einen dahin abordnen werde. Sollte dieſes geſchehen, ſo könnte er nicht einſehen, warum man nicht auch ein gleiches von den proteſtantiſchen Reichsfürſten zu gewarten, beſonders wenn die Väter diejenigen Punkte, die er ihnen zugefertiget, mit Sorgfalt erwägen würden.“

„Sollten die Geſandten durch dergleichen Vorſtellungen es nicht dahin bringen können, daß die Frage ganz aufgehoben würde, ſo möchten ſie wenigſtens ſo viel zu erhalten ſuchen, daß ſie entweder bis an das Ende des Conciliums, oder doch ſo lange verſchoben bliebe, bis man wiſſe, ob die proteſtantiſchen Deutſchen und andere auswärtige Fürſten daſſelbe beſuchen werden oder nicht. In dem Fall aber, wo die Legaten weder auf dieſen, noch auf die ihnen vorgelegten Reformations-Punkte Rückſicht nehmen würden, ſollten ihnen die Geſandten erklären, daß ſie von nun an keiner Seßion, Congregation, oder ſonſt einer Handlung des Conciliums beywohnen würden.“

Der Ernſt, womit Ferdinand in dieſem Stücke zu Werke gieng, machte, daß die Legaten, nachdem ſie ihrem Gebrauche nach zu Rom angefraget, ungeachtet ihrer den Spaniern gethanen Zuſage, nun den kaiſerlichen Geſandten verſprachen, auch in der vierten und fünften Seſſion keine Meldung von der Fortſetzung zu machen; welches auch in den darauf folgenden um ſo weniger geſchah, da indeſſen König Philipp ſelbſt ſeine Einwilligung dazu gegeben, die Sache noch eine Zeit lang auf ſich beruhen zu laſſen. Hingegen brachten die Reformations-Artikel, von denen ſich Ferdinand ſo viel verſprochen, lange nicht die gehofte Wirkung hervor. Anfangs getrauten ſich ſeine Geſandten nicht einmal ſie den Legaten, geſchweige erſt den übrigen Vätern vorzuzeigen, theils um ſich nicht in ihrem Geſuch, daß das jezige Concilium nicht als eine Fortſetzung des vorigen ſolle erkläret werden, im Wege zu ſtehen, theils um nicht gar eine Trennung des Conciliums, von dem ſie wußten, wie unerwartet ihm die meiſten Punkte ſeyn würden, zu veranlaſſen.

Nachdem ſie endlich einen günſtigen Augenblick glaubten wahrgenommen zu haben, legten ſie dieſelbe den Legaten vor. Aber wie groß war ihre Verwunderung, als ihnen dieſe, ob ſie gleich bis daher alle mögliche Achtung gegen den Kaiſer zu hegen geſchienen, auf einmal mit harten und trockenen Worten erklärten, „es könne nicht zugegeben werden, daß ſich jeder Fürſt die Freyheit herausnehme, auf dem Concilium, was er wolle, vortragen zu laſſen; auch könne nicht geſchehen, daß die Biſchöfe den Pabſt, als das allgemeine Oberhaupt der Kirche, reformireten. Da ſie auch gewiß wüßten, daß der Kaiſer in vielen Artikeln eine abſchlägige Antwort erhalten

würde,

würde, ſo könnten ſie nicht geſtatten, daß etwas zum Vortrag käme, was nicht könnte bewilliget werden, weil ſie nicht wollten, daß bey dieſer Gelegenheit das kaiſerliche Anſehen leiden ſollte. Zu dem, wenn die Geſandten das Concilium nicht zwar aus der Schuld der Legaten, ſondern jener des Kaiſers getrennt ſehen wollten, ſo möchten ſie gleichwohl die Artikel, jedoch in des Kaiſers Namen, vortragen; ſie wünſchten aber, daß ſie zuvor dem Kaiſer hiervon Nachricht ertheilen möchten."

Nun ſchien alſo des Kaiſers ganze Abſicht, die er bey dem Concilium hatte, vereitelt zu ſeyn; indem er veſt überzeuget war, daß ohne Reformation und zwar eine ſolche, wie ſie in ſeinen Artikeln enthalten war, nicht viel erſprießliches beſonders für ſeine Staaten zu hoffen ſey. Die Geſandten ſelbſt kamen dadurch in eine ſolche Verlegenheit, daß der eine davon, nämlich der Erzbiſchof Mugliz von Prag, eilends nach Prag, wo ſich Ferdinand aufhielt, gehen mußte, um ihm mündlich einen umſtändlichen Bericht über die ganze Lage des Conciliums und die Geſinnungen der Legaten ſo wohl als übrigen Biſchöfe abzuſtatten, indeſſen lieſſen aber auch die Legaten, um allem übeln Eindrucke zuvor zu kommen, durch den Nuntius Delphinus dem Kaiſer eine Entſchuldigungsſchrift übergeben, in welcher ſie ſeinen Eifer für die Herſtellung der Kirchenzucht lobten, dabey aber zu verſtehen gaben, "daß, wenn fromme und heilſame Sachen unter ſeinen Artikeln ſich befänden, die Väter vielleicht ſelbſt ſie in Berathſchlagung ziehen würden; und da auch andere darinn begriffen, die eben nicht ſchienen den glücklichen Fortgang des Conciliums, der vor allem zu wünſchen ſey, zu befördern, auch ſolche, deren Er-

kenntniß vor daſſelbe gar nicht gehöre, ſo habe ihnen gedäucht, ſolches alles dem Urtheil des Stuhls des heil. Peter heim zu ſtellen.“

Schon der weit beſcheidenere Ton, der in dieſer Schrift herrſchet, mußte bey dem Ferdinand ungleich mehr Eingang finden. Man hatte aber auch noch dasjenige berühret, wo ihm am leichteſten beyzukommen war; indem er es ſich ſeinerſeits zu einem unabänderlichen Grundſatz gemacht hatte, nur nicht den geringſten Anlaß zur Trennung des Conciliums zu geben, als von welchem er noch immer, wenn es ſeine redlichen Abſichten, und den Zuſtand ſeiner Länder ſollte genauer kennen lernen, ſich viel Gutes verſprach. Er beſtand daher nicht mehr auf dem unbedingten öffentlichen Vortrag ſeiner Artikeln, ſondern erſuchte nur die Legaten, daß, wenn ſie, nachdem ſie ſeine Entſchuldigung vernommen, dafür hielten, ſie könnten den Vätern noch vorgetragen werden, ſie kein Hinderniß in den Weg legen möchten. Dabey konnte er ſich nicht enthalten, in ſeiner den Legaten ertheilten ſchriftlichen Antwort mit einflieſſen zu laſſen, „daß es ihm etwas wunderlich vorkomme, daß weder er, noch ein anderer chriſtlicher Fürſt die Pflicht und die Macht haben ſollte, etwas auf dem Concilium vorzutragen; wenn er es endlich auf eine ſolche Art zu thun gedächte, daß er gleichſam das Amt eines Präſidenten, oder die unumſchränkte Direction der Geſchäfte ſich anmaßete, oder die Perſon eines Richters und eines, der die Entſcheidung giebt, annehmen, oder die Väter alle Tag mit leeren und nichtswürdigen Kleinigkeiten beläſtigen wollte, ſo könnte das Vorgeben der Legaten noch einigen Anſtrich haben.“

„Auch

„Auch wünschte er sehr, daß man ihm die Puncte besonders angezeigt hätte, die den Legaten so anstößig geschienen, daß sie so gar zur Trennung des Conciliums hätten Gelegenheit geben können. Was den Pabst angehe, sey ihm nie eingefallen, denselben anzuklagen oder zu tadeln; ja von der Person desselben habe er es mehrmals öffentlich gesagt, und wiederhole es, daß lange Zeit her kein besserer, und der sich die öffentliche Ruhe mehr angelegen seyn lasse, auf dem päbstlichen Stuhl gesessen. Von dem römischen Hof sey zwar etwas in den Artikeln berührt worden, aber nur bedingnißweise und so kurz und bescheiden, daß er eher geglaubt, der Himmel würde zusammen fallen, als daß sich ein Mensch darüber aufhalten würden.„

Dieses Schreiben mußten die kaiser- 29. Jun. lichen Gesandten den Legaten einhändigen; 1562. wobey sie noch für sich die Weisung bekamen, daß, weil Ferdinand dieselben noch einmal in diesem Schreiben ersucht, seine Artikel vortragen zu lassen, sie ja auf alles aufmerksam seyn sollten, damit seinem frommen und gerechten Verlangen Genüge geleistet werde; insonderheit aber, weil die Legaten selbst die Erklärung gethan, daß, wenn fromme und heilsame Sachen in dieser Schrift begriffen, die Väter vielleicht aus eigenem Antiebe davon handeln und darüber berathschlagen würden, sollten sie sich alle Mühe geben, daß solches nicht unterbliebe, sondern diejenigen Artikel, von denen es nicht scheine, daß sie sollten verworfen werden, wenigstens einzeln vorgetragen würden.

Und in der That hatte er bald das Vergnügen, daß eben einer der wichtigsten, nämlich die Communion unter beyden Gestalten, zum Vortrag und

zur Berathſchlagung kam. Da nämlich die Frage wollte entſchieden werden, ob die Communion unter beyden Geſtalten von Chriſto ſelbſt gebothen ſey oder nicht, ſtellte ſich auch natürlicher Weiſe jene dar, ob man bey der bisherigen Gewohnheit ſo beharren ſollte, daß wegen keiner Urſache der Gebrauch des Kelches jemanden zu geſtatten. Die Theologen diſputirten ihrer Art nach dagegen und dafür. Da aber die kaiſerlichen Geſandten wollten bemerkt haben, daß der gröſßte Theil derſelben und ſelbſt der Biſchöfe weder wiſſe, was, noch warum es verlangt werde, übergaben ſie dem Concilium eine Schrift, in welcher ſie ſagten: „Die Theologen hätten zwar über dieſe Materie viel und vortrefflich geſprochen, jedoch nicht auf eine Art, die der Lage und Beſchaffenheit auswärtiger Reiche genugſam angemeſſen. Was Böhmen inſonderheit angehe, ſo hätte von des Jacobell und Hußß Zeiten die Gewohnheit unter beyden Geſtalten zu communiciren durch keine Rathſchläge, Gründe, oder Gewalt, und nicht einmal durch die Waffen und Krieg können gehoben werden. Die Kirche habe es zwar geſtattet; allein, da die dabey geſetzten Bedingniſſe nicht genau beobachtet worden, hätten die Päbſte dieſe Erlaubniß wieder zurück genommen. Wenn aber je eine Gelegenheit geweſen, diejenigen, die ſich nicht davon abbringen laſſen, wieder mit der Kirche zu vereinigen, ſo ſey es jezt, da ſie ſelbſt, nachdem Ferdinand nach hundert und 40 Jahren das Erzbisthum Prag wieder errichtet, ſich erbothen, ihre Prieſter von niemand als von dem neu aufgeſtellten Erzbiſchof weihen zu laſſen. Man möchte daher eine ſo bequeme Gelegenheit, dieſes ganze Königreich bey dem katholiſchen Glauben zu erhalten, oder zu demſelben zurück zu bringen, nur nicht aus den Händen laſſen,

wels

welches bloß geſchehen könne, wenn man den Gebrauch des Kelches von neuem geſtatte.“

„Auch in den übrigen Provinzen, als: Ungarn, Oeſterreich, Schleſien, Kärnthen, Krain, Steyermark, Baiern, Schwaben, und vielen Orten Deutſchlands gäbe es Leute, die den Kelch mit groſſer Begierde verlangeten; bey allen ſey gleiche Gefahr, daß ſie zu den Proteſtanten übergehen werdtn, wenn man ihnen nicht willfahre, hingegen Hoffnung, daß viele von den Proteſtanten wieder zurück kehren, wenn man es thue. In Ungarn ſey es bereits ſo weit gekommen, daß man die Prieſter mit Gewalt zur Darreichung des Kelches zwinge. Einige Biſchöfe, beſonders der von Gran, habe zwar diejenigen von dem Prieſterſtand, die ſich dazu verleiten laſſen, mit der Verweiſung oder ſonſt geſtrafet; allein, hievon ſey die Folge geweſen, daß man jezt gar keine Prieſter mehr dort antreffe, ſo daß nun, welches ohne Thränen nicht köne ausgeſprochen werden, die Kinder ohne Taufe dahin ſtürben, oder groß würden, und Männer und Weiber von allen Ständen und jedem Alter gleich dem Viehe in der gröſten Unwißenheit von Gott und Religionsſachen aufwüchſen. Dieß möchten nun die Väter zu Herzen nehmen und fleißig erwegen.“

Den nämlichen Tag, als die kaiſerlichen Geſandten dieſe Schrift übergaben, berührte auch der Bairiſche Geſandte Albrecht Baumgartner in einer Rede, die er in einer öffentlichen Verſammlung hielt, eben dieſe Materie; mit der Bedeutung, daß Hohe und Niedere ſeinen Herrn deswegen ſtark tadelten, als wenn er ſeinen Unterthanen eine Sache, die göttlicher Einſetzung wäre, mißgönnete. Wenn man

27. Jun. 1562.

demſelben in dieſem Stücke nicht Genüge leiſte, getraue er ſich kaum mehr die Seinigen in der Ordnung zu erhalten. Auch die Franzöſiſchen Geſandten, obſchon ſie nichts ausdrückliches in ihrer Inſtruction hätten, vereinigten ſich doch mit dem kaiſerlichen und dem Bairiſchen, und empfahlen dieſe Sache in einer beſondern Schrift, die ſie mit folgendem beſchlieſſen: „Dieſes können wir mit guter Treue und Glauben verſprechen, auch beſt möglich betheuern, daß zu dieſer Zeit nichts dienlicher ſey, die Gemüther der Chriſten mit einander auszuſöhnen, die Religionsunruhen zu ſtillen, und die Unſrigen bey ihrem Glauben zu erhalten, diejenigen aber, die bereits von uns abgefallen ſind, zurükzuführen, als wenn die gerechte und chriſtliche Bitte dieſer Geſandten gewähret wird.“

Allein dergleichen Dinge waren den Spaniſchen, Portugieſiſchen und Italieniſchen Biſchöfen ſo neu, daß ſie ſich kaum überzeugen konnten, jemand anderer als entweder ein offenbarer Ketzer, oder einer, der durch dieſe Erlaubniß ſeine Ketzerey deſto beſſer zu verſtecken ſuche, könne etwas dergleichen verlangen. Mehrere ſogar, die ſich bereits für die Communion unter beyden Geſtalten erklärt hatten, nahmen ihr Wort wieder zurück, nachdem der Bairiſche und die Franzöſiſchen Geſandten das Geſuch des Kaiſers unterſtützt; indem es einerſeits gefährlich ſeyn würde, ſie ſo vielen Nationen zu geſtatten, andrerſeits aber, da der Bairiſche auch die Prieſterehe verlangt, die Monarchen ihr Begehren immer weiter treiben würden, nachdem man einmal in einer ſo wichtigen Sache nachgegeben. „Nun ſehen wir es freylich ein, (ſchrieben hierüber die kaiſerlichen Geſandten ihrem Herrn,)

Herrn,) und wir greiffen es gleichſam mit Händen, ob wir es gleich ohne groſſen Schmerzen nicht ſagen können, daß dahier ohne groſſe Praktiken nichts auszurichten ſey. Die Spanier wollen von der Vorſchrift ihres Königs nicht einen Finger breit weichen. Die Italiener hangen ganz von dem Wink des Pabſtes und der Cardinäle ab. Der auswärtigen Biſchöfe, die vielleicht den Zuſtand der jetzigen Zeiten beſſer kennen, ſind die wenigſten, und können eben daher nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen in allem entſcheidet. Von den Deutſchen iſt der einzige Biſchof von Lavant im Namen des Erzbiſchofs von Salzburg zugegen; vorgeſtern iſt auch der Weihbiſchof des Biſchofs von Eichſtädt angekommen. Und obgleich die auswärtigen Biſchöfe und diejenigen, welche die Sachen des Conciliums mit Ernſt behandelt zu ſehen wünſchten, ohnehin täglich an Kräften und Anſehen verlieren, ſo kommen noch dazu ſchwarmweiſe die Italieniſchen Erz- und Biſchöfe an, beſonders ſolche, die aus reicheren und vornehmeren Familien entſproſſen ſind.“

„Unter den Legaten iſt der einzige Simonetta, von deſſen Willen dieſe mit Praktiken umgehenden Biſchöfe gänzlich abhangen; und zwar deßwegen, weil ihnen bewußt iſt, daß er die eigentliche Geſinnung des Pabſtes und der zu Rom ſich aufhaltenden Cardinäle kennt. Sie haben auch vernommen, wie übel einige gute und fromme Biſchöfe, die gewohnt waren, ihre Meinungen dahier freymüthig von der Reformation und andern dergleichen Dingen heraus zu ſagen, zu Rom angekommen. Sollten aber dieſe Praktiken und menſchlichen Affecten nicht gehoben werden, ſo wiſſen wir in der That nicht, was wir Gu-

tes gewarten ſollen.“*) Indeſſen blieb dem Kaiſer ſowohl als ſeinen Geſandten wenigſtens noch einiger Troſt übrig, weil die Legaten ſich anheiſchig machten, dieſe Materie in der folgenden Seßion noch einmal vornehmen zu laſſen.

Da dieſes zu Trient vorgieng, war Ferdinand ſeinerſeits hauptſächlich begierig, was ſein leztes Schreiben für eine Wirkung bey den Legaten hervorgebracht. Endlich erhielt er eine Antwort, die aber im Grunde wenig von demjenigen verſchieden war, was ſie bereits durch den Delphinus erklären laſſen: „es ſey zwar niemanden verbothen, dasjenige an das Concilium gelangen zu laſſen, was der Kirche zuträglich ſcheine; dabey müſſe aber die Weiſe und Ordnung beobachtet werden, die von den Vorfahren höchſt vernünftig eingeführet worden. Da vermöge derſelben die Legaten auf dem Concilium den Vorſitz hätten, ſo wäre es auch recht und geſäzmäßig, daß ſie zuvor über dasjenige, was jemand den Vätern vortragen wollte, ſich berathſchlageten, und beſchlöſſen, was ſie für nüzlich achteten. Wenn

28 Jul. 1562.

*) *Illud tamen intelligimus, et jam etiam quaſi manibus contrectamus, quod ſine magno dolore dicere non poſſumus; nihil hic effici poſſe, niſi magnis quibusdam practicis. Hiſpani a Regis ſui præſcripto ne latum quidem vnguem diſcedere nolunt. Itali toti a ſummi Pontificis & Cardinalium nutu pendent. Exterarum nationum Epiſcopi, qui fortaſſis melius præſentium temporum ſtatum norunt, pauciſſimi ſunt, neque quidquam propter paucitatem efficere poſſunt, quia plurium ſententia vincit in omnibus, quæ hic proponuntur. Ex Germania vnus adeſt Epiſcopus Lavantinus nomine Domini Archiepiſcopi Salisburgenſis. Nudius tertius venit Saffraganeus nomine domini Epiſcopi Eyſtetenſis. Vtut indies minus virium habent exteri*

Wenn allen Geſandten erlaubt ſeyn ſollte, ohne die Legaten darüber zu fragen, dasjenige vorzutragen, was ihnen in den Sinn käme, werde der Kaiſer ſelbſt ſchlieſſen können, was für eine Unordnung alsdann folgen müſſe."

„Was die Reformation angehe, erkenneten ſie zwar ſelbſt, daß keine tauglichere Arzney für die jetzigen Uebel der Kirche zu finden ſey, als wenn alle Glieder derſelben zu einer beſſeren Lebensart könnten gebracht werden. Allein man müſſe dabey wohl Sorge tragen, daß man nicht über die Schranken gehe, da man ſich zu ſehr darauf befleiſſe: denn es ſey gewiß, daß das Concilium kein Recht in Anſehung des Pabſtes habe; und ſo oft die Sitten deſſelben zu verbeſſern ſeyen, ſo könne die Erlaubniß darüber niedem Concilium zuſtehen, ſondern müſſe dem Urtheil Gottes bloß heimgeſtellt bleiben; dieſe Wahrheit hätten die Väter nicht nur allein durch Geſetze beſtäret, indem ſie erklärt, daß der erſte Stuhl von niemand könne gerichtet werden, ſondern auch durch die That ſelbſt, da ſie vor Zeiten den Römiſchen Pabſt

exteri Epiſcopi, & qui res conciliares ſerio agi cuperent, nunc turmatim huc convolant Itali Archiepiſcopi & Epiſcopi, ditiores & ex primariis familiis oriundi.

Eſt hic inter Cardinales Legatos unus Simonetta, a cuius nutu pendent omnes iſti Epiſcopi practicantes. Idque ob id maxime quod ipſi S. D. noſtri ſenſum, & Cardinalium in Urbe degentium mentem probe cognitam eſſe perſuaſum habeant. Intellexerunt etiam, quam infeliciter Romæ quibusdam bonis & piis Epiſcopis, qui hic libere antea ſententias ſuas de Reformatione deque aliis ejusmodi rebus dicere ſoliti erant, ceſſiſſet. Iam vero niſi iſtae practicae & humani affectus tollantur, neſcimus, quid hinc boni expectare debeamus. Schreiben vom 7ten Jul.

seinem eigenen Urtheil entweder zur Verdammung oder zur Lossprechung überlassen. Wenn jezt diese Ordnung wolle verkehrt werden, da die Schaafe dem Hirten befehlen, und die Glieder über das Haupt herrschen wollen, so könne man kein anderes Ende dieses Conciliums erwarten, als daß es nächstens unverrichteter Dingen werde zertrennt werden, woraus nur noch grössere Streitigkeiten in der Kirche entstehen dürften." Zum Beschlusse wiederholten sie ihr bereits gethanes Versprechen, daß, so oft sich eine Gelegenheit darbiethen würde, sie einen Theil der von dem Kaiser überreichten Artikel zum Vortrage bringen, und die Reformation der Deutschen Kirche und jener der Oesterreichischen Erbländer sich besonders angelegen seyn lassen wollten.

Ferdinand, der alles ertragen konnte, nur die Trennung des Conciliums nicht, besonders wenn es heissen sollte, sie sey auf seine Veranlassung erfolgt, erließ da-
1562. gegen wieder ein Schreiben an die Legaten,
12. Aug. mit den ausgesuchtesten Betheurungen, „daß, was er immer während des Conciliums gethan, keinen andern Zweck, als die Ehre Gottes und die Wiederherstellung der Einigkeit der Kirche gehabt. Die Legaten würden bereits aus seinem lezten Schreiben gesehen haben, daß er ihnen seine Artikel über die Verbesserung der Kirche blos aus besonderem Eifer, der Kirche beyzuspringen, habe überreichen lassen. Hiermit aber versichere er noch einmal, daß er es nicht allein nicht übel aufgenommen, daß sie die Artikel den Vätern nicht vorgetragen, ehe sie die Gesinnungen derselben vernommen, sondern daß auch sein Wille nie gewesen, daß etwas auf dem Concilium sollte vorgetragen oder verhandelt werden gegen die Weise und Ordnung, die von den Vorfahrern ein-

eingeführt, und nun auch von den Legaten heilig beobachtet würde. Er habe daher ſelbſt die Einleitung getroffen, daß ſeine Artikel ihnen vorgezeiget würden, ſodann aber an das Concilium gelangeten. Er hoffe nun dagegen, daß, wenn der Inhalt davon nichts gegen die Billigkeit und Ehrbarkeit in ſich faſſe, die Legaten ſie entweder ſelbſt an das Concilium bringen, oder es doch nicht hindern, ſondern vielmehr wohl aufnehmen werden, wenn ſeine Geſandten ſie dahin gelangen laſſen, damit die ihm und jedem chriſtlichen König und Fürſten von alten Zeiten her gebührende Freiheit und Macht, ſeine und des Römiſchen Reichs, wie auch ſeiner Erblande Bedürfniſſe dem Concilium frey und aufrichtig vorzutragen, unverletzt erhalten werde, beſonders da man ſogar den Glaubensgegnern ſelbſt die Hoffnung gemacht, vortragen zu können, was ihnen beliebete."

„Wegen der Reformation ſey ſein Wille keinesweges, daß die Schafe dem Hirten befehlen, und die Glieder dem Haupt Geſetze vorſchreiben ſollen, oder daß das Leben, die Sitten und Handlungen des Papſtes ſollten einer Unterſuchung unterworfen werden; in ſeinen Artikeln ſey nur die Rede von der Verbeſſerung des Römiſchen Hofes, und dieſes ſey mit geziemender Beſcheidenheit vorgetragen. Ueberhaupt aber habe er in dieſem ganzen Geſchäfte in der That ſelbſt und vor allem die gewünſchte Einigkeit der Kirche, das allgemeine Heil der chriſtlichen Welt, und die äuſſerſte Noth derſelben vor Augen gehabt, als welche jeder faſt für verloren halte, wenn nicht dieſe heilſame Arney der Verbeſſerung der Sitten und Abſchaffung der Mißbräuche auf der Stelle gebrauchet werde."

„Das

„Das Verſprechen der Legaten, ſeine Artikel wenigſtens einzeln, nachdem es die Gelegenheit an Handen geben werde, vorzutragen, und auf die Bedürfniſſe von Deutſchland und ſeinen Erbſtaaten Rückſicht zu nehmen, ſey ihm zwar ſehr angenehm; nur falle ihm dabey ungemein beſchwerlich, daß es ſich damit länger verziehe, als die augenſcheinliche und äuſſerſte Noth des chriſtlichen gemeinen Weſens, hauptſächlich aber des Römiſchen Reichs und ſeiner eigenen Staaten erforderte.“

„Endlich ſey er auch noch immer der Meinung, daß die Väter anſtatt mit Entſcheidung der Glaubensſätze ſich abzugeben, ſo wie ſie jezt in Anſehung der Meſſe thäten, beſſer handeln würden, wenn ſie ſich mit Hindanſetzung derſelben angelegen ſeyn lieſſen, die Reinigkeit der Sitten herzuſtellen; indem diejenigen, die ſich von der Kirche abgeſondert, dadurch nur von dem Concilium, von welchem ſie bereits verdammt worden, abgehalten, und immer erbitterter würden, da hingegen die in ſeiner Schrift enthaltenen Artikel gewiß weit mehr Nutzen ſchaffen würden.

Eben war die Materie von der Communion unter beyden Geſtalten, der gethanen Zuſage der Legaten gemäß, wieder in gröſter Bewegung, als dieſes Schreiben bey den kaiſerlichen Geſandten, die es den Legaten übergeben ſollten, zu Trient angelangt. Man konnte ſich aber eben ſo wenig als das erſtemal vereinigen. Bis 45 der gelehrteſten und vornehmſten Biſchöfe ſtimmten für die Meinung des Kaiſers; ein anderer Theil, worunter faſt alle Spanier waren, dagegen, und der dritte ſtellte die Sache dem Pabſte heim, indem ſie die wahre Beſchaffenheit der Länder, für welche ſie verlangt würde, nicht genugſam kenn-

kenneten. Auch unter dieſen verſchiedenen Parteyen ſelbſt gab es wieder mehrere, die in Nebendingen, z. B. wie die Art und Bedingungen beſchaffen ſeyn ſollten, unter welchen ſie zu geſtatten, nicht mit einander überein kamen. Da man es zu Rom nicht nur allein gern ſah, daß die Sache dem Pabſte heim geſtellt ward, ſondern auch, nach dem Berichte der kaiſerlichen Geſandten es unter der Hand den Biſchöfen ſelbſt beygebracht hatte, um das Anſehen des Pabſtes über das Concilium ſelbſt veſt zu ſetzen: ſo ward auch wiklich durch ein von den Vätern abgefaßtes Decret das Ganze ihm übertragen.

Die Geſandten, die dieſen Entſchluß wenigſtens für beſſer hielten, als eine gänzliche Verſagung, hatten ſich bis daher nicht getraut das von dem Kaiſer ihnen zugeſchickte letzte Schreiben den Legaten einzuhändigen; eine für den Ferdinand unbegreifliche Sache, theils weil er ſich nicht vorſtellen konnte, daß was anſtößiges darinn könnte enthalten ſeyn, theils weil er bereits Abſchriften davon den an ſeinem Hof ſich aufhaltenden katholiſchen Geſandten, beſonders dem Spaniſchen und Franzöſiſchen, ja auch ſeinen Geſandten zu Rom ertheilt hatte, und eben daher auch an deſſen Bekanntwerdung, die ihm eben nicht zuwider war, im geringſten nicht zweifelte, dabey aber auch den Schluß machte, daß die Legaten die Sache nicht gut aufnehmen dürften, wenn ſie den Inhalt des Schreibens durch andere erfahren ſollten, ehe ihnen daſſelbe zu Geſicht käme.

Die Geſandten ſuchten ſich aber dadurch zu entſchuldigen: „ſie wären veſt überzeugt geweſen, daß durch Ueberreichung des Schreibens die Geſtattung des Kelches gehindert würde, welches auch der Erfolg

folg bestätiget habe. Wenn sie noch zuvor so grosse Schwierigkeiten in dieser Sache angetroffen, was erst alsdann würde geschehen seyn, wenn die Legaten, noch ehe sie zur Sammlung der Stimmen geschritten, das Schreiben gelesen hätten? Sie zweifelten keineswegs, daß sie nicht einmal ein solches Decret, nämlich daß die Sache dem Pabst überlassen seyn solle, obschon es ihnen nicht sonderlich gefalle, würden erhalten haben; selbst dadurch wäre sie erschwert worden, daß einige Bischöfe nur von weitem etwas von dem Inhalt des Schreibens erfahren. Wenn erst alle gewußt hätten, daß Ferdinand ein so grosses Verlangen nach Reformation trage, und noch dazu die Entscheidung der Glaubenssätze wolle unterlassen haben, so würde ohne Zweifel kein einziger gewesen seyn, der dahin gestimmt hätte, daß das Concilium den Kelch gestatten solle; alle würden dagegen sich bestrebet haben, auch sogar den Pabst davon abwendig zu machen; denn auch in den jetzigen Umständen seyen einige gewesen, die blos deswegen dafür gehalten, man dürfe den Kelch nicht frey geben, weil sonst Ferdinand kein Ende seiner Forderung machen werde, indem, wie sie sagten, seine Artikel schon öffentlich in den Congregationen herum getragen würden."

„Der gröβte Theil der Bischöfe, wie sie bereits mehrmals gemeldet, bestehe aus Italienern, und zwar solchen, von denen die meisten zu Rom wären erzogen worden, und die nach der Cardinals-Würde strebeten; allein diesen sey nichts gehässigeres als blos der Name der Reformation, geschweige erst die Sache. Diese hätten nur vernommen, daß Ferdinand die Zahl der Cardinäle auf 24 wolle herabgesetzt haben, und da lasse sich nichts erdenken, was

ihnen

ihnen mehr Verdruß erwecken könne. Wenn ſie erſt den ganzen Inhalt der Artikel erfahren, und zugleich verſtanden hätten, daß Ferdinand die Reformation ſo ſtark betreibe, was ſie alsdann nicht würden gethan haben, um alles zu hindern? Da ſie auch jetzt nicht einmal ſich ruhig gehalten, würden ſie gewiß alsdann alles verſucht und zu ihren gewöhnlichen Praktiken und Nebenwegen ihre Zuflucht genommen haben, um auch dieſes Decret zu hintertreiben. Von den Legaten ſelbſt wollten ſie nichts ſagen, unter denen ebenfalls einige ſeyen, welche die Reformation ſo ſehr ſcheueten, als die Biſchöffe."

„Was die Materie des Kelches ſelbſt angehe, ſo ſey bis daher nichts auf dem Concilium mit mehr Anſtrengung und Geſchrey verhandelt worden; alle Spanier, den Erzbiſchof von Grenada ausgenommen, hätten ſich ſo ſtark dagegen geſetzt, daß nicht ſo wohl ein chriſtlicher Eifer als eine Zuſammenverſchwörung die Triebfeder zu ſeyn geſchienen, indem es kaum möglich ſey, daß ſie eben in dieſer Sache alle ſo einſtimmig zu Werke gegangen, da ſie doch ſonſt nicht ſelten in ihren Meynungen ſehr getheilt geweſen, ſelbſt aus der Ablegung ihrer Stimmen habe man abnehmen können, daß ſie nach einem gewiſſen Einverſtändniß gehandelt." (vielmehr nach geheimen Befehlen ihres Königes, der durchaus in dergleichen Materien nichts wollte nachgegeben haben.)

„Der General der Jeſuiten D. Laynez, welchem der Pabſt aus beſonderer Gnade erlaubt habe öffentlich in dem Concilium zu ſprechen, ſey nicht zufrieden geweſen, in einer langen Rede, obgleich aus den ſchwächſten Gründen, den Geſandten auch mit anzüglichen Worten ſich entgegen zu ſetzen, ſondern habe

auch

auch zuvor ſich Mühe gegeben, viele Biſchöffe zu bereden, das nämliche zu thun; welchen Vorſatz er noch dazu in der Seſſion in der Kirche ſelbſt nicht ohne Aergerniß und mit gröſßter Hitze an den Tag geleget habe, da zuvor Caniſius aus der nämlichen Geſellſchaft in einer öffentlichen Rede ganz einer andern Meinung geweſen."

„Endlich ſey das Decret ſelbſt den Vätern gleichſam durch Gewalt abgedrungen worden, welches, obſchon es nicht ganz den Geſinnungen der Geſandten zuſage, doch ihnen eine Sache von der gröſßten Wichtigkeit zu ſeyn ſcheine, weil es ſo abgefaßt, daß von keinen Bedingungen die Rede ſey, unter denen der Kelch könne geſtattet werden, ſo daß jezt Ferdinand nach den Bedürfniſſen von Böhmen und ſeiner übrigen Erblande über ſolche bey dem Pabſt handeln könne, die ihnen am meiſten angemeſſen ſeyen."

In der Hoffnung, Ferdinand werde ſich durch dieſe Vorſtellung beruhigen laſſen, und da ohnehin die Gründe der Zurückhaltung des Schreibens nun gänzlich wegfielen, überreichten es die Geſandten nicht nur allein den Legaten, ſondern auch da ſie nur deswegen die Entſcheidung der Glaubenslehre in Anſehung des Abendmahls und der Meſſe ruhig angeſehen, weil ſolche den Anlaß gegeben, daß des Kaiſers Geſuch wegen der Communion unter beyden Geſtalten zugleich zum Vortrag gekommen: ſo glaubten ſie nun deſto mehr darauf bedacht ſeyn zu müſſen, daß ſich das Concilium von jezt an bloß mit einer ernſtlichen Reformation beſchäftige, und die Lehrſätze unberührt laſſe. Um deſto ſicherer zu ihrem Zwecke zu gelangen, beriefen ſie die übrigen Geſandten zuſammen,

damit ſie gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machten. Die Franzöſiſchen erklärten ſich ſogleich, daß ſie nichts ſehnlicher wünſchten als eben dieſes; die Venetianiſchen hingegen und der Florentiniſche bekümmerten ſich wenig um Reformation und Concilium. Die erſten inſonderheit gaben vor, ſie hätten von ihrem Senat noch keine Inſtruction hierüber; der Stellvertreter des eben abweſenden Spaniſchen gab zur Antwort, er wolle lieber für ſich darüber mit den Legaten handeln, als gemeinſchaftlich mit den kaiſerlichen. Der Portugieſe verſprach zwar, daß er auch ſeinerſeits die Sache befördern werde, aber auf eine Art, daß man nicht ſonderlich auf ihn zählen könnte.

Deſſen ungeachtet begaben ſich die Franzöſiſchen, der genommenen Abrede zu Folge, zu den Legaten, und erſuchten ſie, nun mit Uebergehung der Glaubensſätze ernſtlich die Hände an die Reformation zu legen: „alle diejenigen, die bis daher Theil an dem Concilium genommen, ſeyen der katholiſchen Religion zugethan, und dächten gar nicht daran, etwas davon in Zweifel zu ziehen; in Anſehung ihrer ſey demnach eine ſolche Unterſuchung und Veſtſetzung der Glaubenslehre ganz überflüßig. Was die Proteſtanten angehe, würde man ſich ſehr irren, daß dieſes das Mittel ſey, ſie wieder zur katholiſchen Religion zurück zu bringen, oder wenn man dafür halte, ſie würden Dinge gut heiſſen, die beſchloſſen worden ohne ihre geringſte Dazwiſchenkunft; eben dadurch werde ihnen nun der Weg gleichſam für immer verleget, und ihre Abneigung gegen die katholiſche Kirche ſtäts vergröſſert. Hingegen würden ihre Gemüther weit eher gewonnen werden, wenn ſie ſähen, daß man

ernſtlich an der Abſtellung aller Mißbräuche und Wiederherſtellung der Kirchenzucht arbeitete.

Die Antwort fiel kurz dahin aus, es ſey der Brauch nicht, blos die Reformation ohne Glaubenslehre vorzunehmen. So möchte man doch wenigſtens, fuhren die Geſandten fort, mit beyden abwechſeln, und einen Tag von der Lehre, den andern von der Reformation handeln, damit es nicht gehe wie zuvor, daß die ganze Zeit mit den Glaubenslehren zugebracht werde, für die Reformation aber eine ſo kurze übrig bleibe, die unmöglich hinreiche eine ſo wichtige Sache hinlänglich zu erwägen. Auch möchte man ſich nicht mit ganz geringen Sachen abgeben, ſondern vielmehr wichtigere, den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſene in den Vortrag bringen. Dieſes verſprachen die Legaten zu überlegen, und verlangten dabey, die Geſandten möchten ſelbſt einige Puncte der Reformation, die ſie gemäß ihrer Inſtruction zu betreiben hätten, vorſchlagen.

Die kaiſerlichen Geſandten folgten dem Beyſpiele der franzöſiſchen; bekamen aber auch faſt eben die Antwort. Da ihnen zuletzt die Legaten ebenfalls bedeuteten, daß ſie ſelbſt einige Puncte der Reformation in Vorſchlag bringen möchten, antworteten ſie: die Legaten hätten diejenigen Artikel ſchon lange in Händen, die der Kaiſer reformirt haben wolle; ſie dürften ſie nur ganz, oder doch einzeln vortragen. Allein, ſagten dieſe, es wären gar zu harte Dinge darunter, die nie ohne groſſes Aergerniß und Beleidigung der Väter könnten vorgenommen werden, als zum Beyſpiel der von der Zahl der Cardinäle, von der Prieſterehe, und von den Kirchengütern, die man den Ketzern laſſen ſolle. Die übrigen wä-

ren

ren ſo beſchaffen, daß zwey Jahre nicht hinreichen würden, ſie zu unterſuchen. Man antwortete ihnen, daß eben deswegen die Concilien verſammelt würden, um ſich über wichtige Dinge, die Zeit und Fleiß forderten, und auf eine andere Weiſe nicht leicht abzuthun ſeyen, zu berathſchlagen. Worauf die Legaten verſprochen, über die Sache ferner nachzudenken.

So viel ſagten ſie auch zu, daß bey der Verkündigung der nächſten Seſſion keine Meldung von Glaubensſachen geſchehen ſolle. Allein umſonſt; indem das Decret, in welchem der Tag zur folgenden Seſſion veſt geſetzt ward, kaum verleſen war, als die Biſchöfe insgeſammt mit einem großen Geſchrey verlangten, daß dazu geſetzt werde, man würde von den noch übrigen Glaubensſätzen, welche die Prieſterweihe und Ehe angiengen, handeln, ſo daß die Legaten, anſtatt daß ſie der Meinung waren nur die von der Prieſterweihe berühren zu laſſen, nun auch jene von der Ehe den Theologen zur Unterſuchung übergeben mußten. Die Biſchöfe wußten nämlich, daß der Pabſt nichts ſehnlicher wünſchte, als das Concilium geendigt zu ſehen; und da ſie auch ihrerſeits des Aufenthaltes zu Trient müde waren, ſo thaten ſie alles, was zur Beſchleunigung deſſelben etwas beytragen konnte.

In ihren Berichten hierüber ſagen die kaiſerlichen Geſandten unter andern, „Ferdinand möge nur nicht glauben, als wenn ſie ihrerſeits nicht alles gethan, was treuen Dienern und ehrlichen Männern zukomme; auch ſey man zu Trient ſo wenig der Meinung, daß ſie das Geſchäft der Reformation ſchläfrig und froſtig betrieben, daß ſie vielmehr eben deßwegen, weil man dafür halte, ſie giengen zu eifrig zu

Werke, den Neid und den Haß der meiſten ſich zugezogen. Daß ſie aber bis daher noch wenig ausgerichtet, und auch für das künftige wenig Hoffnung hätten, ſey vielleicht der Beſchaffenheit der Zeit, oder vielmehr den vielen Sünden zuzuſchreiben. Dazu komme aber auch noch, daß ihnen Ferdinand in ſeinen Briefen ſtäts die Beſcheidenheit vorpredige, und, wenn er wahrnehme, daß ſich die Legaten in etwas beleidiget fänden, er ſie ſogleich durch ſeine Schreiben in ihrem Vorſatz beſtärke, indem er ſich entſchuldige, und ſie erſuche, es nicht übel zu nehmen, daß man ſo oft von der Reformation Meldung mache, weil ſolches alles aus einem guten Eifer geſchehe; und dieſe Güte des Kaiſers mißbraucheten die Legaten ſo ſehr, daß ſie wenig Sorge für eine ernſtliche (rigoroſe) Reformation nöthig zu haben glaubeten.“

Zwölftes Kapitel.

Römiſche Königswahl Maximilians II.

1562.

In dieſer Lage befand ſich das Concilium, als Ferdinand die Reiſe nach Frankfurt antrat, um die mit den Churfürſten bereits verabredete Römiſche Königswahl vollends in das Werk zu ſetzen. Bey den damaligen Umſtänden, wo wechſelſeitiges Mißtrauen und Furcht ſich auf eine ſo wunderbare Weiſe durchkreuzten, war es allerdings für Ferdinands eigenes Haus ſowohl als die Wohlfahrt von ganz Deutſchland äuſſerſt wichtig, daß noch bey ſeinen Lebzeiten die Nachfolge im Reich beſtimmt ward.

Da

Da nun das erſtemal drey proteſtantiſche Stimmen dabey mitwirkten, ſo gab es eine Menge Politiker, die weiß nicht was für Veränderungen in den bisherigen Staatsmaximen und überhaupt in der Denkungsart des ganzen Collegiums ſowohl als einzelner Mitglieder weiſſagen wollten.

Ferdinand ſelbſt ſtellte ſich die Sache als mit ungemeinen Schwierigkeiten umgeben vor, die er nicht anders, als durch eine perſönliche Unterredung mit ſämmtlichen Churfürſten würde heben können; die Gelegenheit dazu ſollte ein Reichstag ſeyn, der ohnehin aus verſchiedenen Gründen nothwendig ſchien. Das Verhalten des deutſchen Reiches bey dem wieder ausgeſchriebenen Concilium, die Liefländiſchen Angelegenheiten, der noch nicht erfolgte Stillſtand mit den Türken, die noch nicht berichtigten Reichsanſchläge, worüber die Klagen beſonders von Seiten der minder mächtigen ſich ſtäts häuften, ſollten den Stoff dazu hergeben.

Da Ferdinand vermöge ſeiner Capitulation ohne der Churfürſten Einwilligung keinen Reichstag ausſchreiben durfte, ſchickte er Geſandte an ſie, die ihnen die Sache vortragen, und ſie zugleich erſuchen ſollten, perſönlich auf dem Reichstage zu erſcheinen, weil die Erfahrung gelehret, daß ohne dieſes wenig Fruchtbarliches könne ausgerichtet werden. Die drey geiſtlichen Churfürſten zeigten ſich bereitwillig zur Erſcheinung, mißriethen es jedoch dem Kaiſer, einen Reichstag blos oder hauptſächlich des Conciliums wegen auszuſchreiben, welches aber ohnehin der Hauptzweck deſſelben nicht war. Brandenburg ſagte ebenfalls die perſönliche Erſcheinung zu; der von Sachſen aber ſchlug ſie ab, weil er dabey unerträgliche

Kosten würde aufwenden müssen; Pfalz machte nicht minder Schwierigkeiten.

Auf solche Art schien zwar die Absicht wegen der persönlichen Unterredung nicht ganz erreichet zu seyn; dagegen aber hatten die Gesandten in dem vertraulichen Umgange mit den Churfürsten, besonders den drey geistlichen weit mehr Neigung zu einer vorzunehmenden Römischen Königswahl entdecket, als man sich an dem kaiserlichen Hofe vorgestellt hatte, indem sie von selbst diese Materie rege machten, und Ferdinanden riethen sie zu betreiben. Um diese gute Gesinnung zu benutzen, schickte Ferdinand sogleich den Grafen Georg von Helfenstein nebst dem Zasius an die drey geistlichen Churfürsten, und ließ nun förmliche Werbung wegen dieses Geschäftes thun. Seinen Sohn Maximilian empfahl er mit folgenden Ausdrücken: „er sey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten treflich begabet, von gerechtem, ehr- und friede liebendem Gemüth, und trage gegen das H. R. Deutscher Nation und alle dessen Stände und Glieder grosse Liebe und Zuneigung, dessen Ehre, Aufnehmen, Wohlfart möglichst zu befördern er zum höchsten begierig sey. Endlich sey er auch der sechs vornehmsten in der Christenheit gebräuchlichen Sprachen kündig, also daß er alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln seyn würde, selbst würde verstehen, reden und expediren können.

Diese Eigenschaften Maximilians waren ohnehin im Reich so allgemein bekannt, daß ein Vater sich kein Bedenken machen durfte, sie aus seinem eigenen Mund und Feder fliessen zu lassen; allein es war

war noch eine andere Sache zurück, die den geiſtlichen Churfürſten etwas anſtöſſig ſchien. Maximilian hatte bey verſchiedenen Gelegenheiten ſich auf eine Art betragen, daß man an ihm eine Neigung zu dem Proteſtantismus wollte wahrgenommen haben. Um dieſen Stein zu heben, mußte der wegen ſeiner Beredſamkeit und Eifers für die katholiſche Religion im ganzen Reich bekannte Wienerprediger P. Zithardus an die drey geiſtlichen Churfürſten ſchreiben, daß ſie in dieſem Stücke nichts zu beſorgen hätten.

Auch bey den proteſtantiſchen Churfurſten übertraf der Erfolg faſt alle Erwartung. Noch ehe an Sachſen wegen der römiſchen Königswahl etwas gelangte, ſchikte der Churfürſt ſchon einen Geſandten nach Prag, wo ſich eben damals Ferdinand aufhielt, der nebſt einer wiederholten Entſchuldigung wegen des perſönlichen Beſuchs des Reichstags dem R. Vicekanzler Seld die Eröffnung machen mußte, daß er die Römiſche Königswahl nicht hindern, ſondern vielmehr auf kaiſerlicher Seite ſeyn werde. Faſt eben dieſes ward den eigends in dieſer Sache abgeſchickten Geſandten, dem Böhmiſchen oberſten Kanzler Joachim von Neuhaus und dem R. Vicekanzler Seld, wiederholet; nur mit dem Beyſatz, daß, weil dieſe Sache *collegialiſch* müſſe behandelt werden, ſich nicht gebühren wolle, daß er ſich auſſer der übrigen Churfürſten Beyſeyn in etwas entſcheidendes einlaſſe.

Noch günſtiger erklärte ſich das Churhaus Brandenburg, indem der Churprinz Johann Georg ſogar ſich erboth, nicht nur allein eine Reiſe zu dem Churfürſten von Sachſen zu machen, um demſelben vollends alle Bedenklichkeiten zu heben, ſondern auch zu dem Churfürſten von der Pfalz, auf den man zur

Zeit noch das wenigſte Vertrauen hatte. Das erſtere erfüllte er wirklich, fand auch ſo vielen Eingang, daß der Churfürſt ſich vernehmen ließ, er habe nur deßwegen etwas zurück gehalten, weil er nicht gewußt, was Ferdinand für eine Perſon vorſchlagen werde; da er nun erfahren, daß es auf den Maximilian angeſehen ſey, ſo müſſe er geſtehen, daß er ſelbſt keine tauglichere kenne; für ſeine Perſon vermöge er nicht die Bothen ein Jahr lang zu unterhalten, die ihm als Kaiſer nöthig wären. Nun war der Pfalzgraf allein noch übrig, der auch wirklich die Sache am meiſten erſchwerte. Den an ihn geſchickten Geſandten gab er zur Antwort, die Zeit ſey noch nicht vorhanden, den Fall müſſe man erſt abwarten, oder doch alles collegialiter tractiren. Auch der Herzog Chriſtoph von Würtemberg, der ſonſt in vertrauter Freundſchaft mit ihm ſtand, und jezt aus Neigung gegen den Erzherzog Maximilian von freyen Stücken ihn auf andere Gedanken zu bringen ſuchte, konnte nichts bey ihm ausrichten. Doch erfuhr man ſo viel durch ihn, daß der Churfürſt deßwegen mit ſeiner Erklärung zurück hielt, weil er fürchtete, man werde hernach den Unterhalt für den römiſchen König vom Reich fordern, und der Türkenſteuer werde vollends kein Ende ſeyn.

Worauf Ferdinand ſeinen Geſandten zurück ſchrieb, dem Herzoge die Vorſtellung zu machen, „daß, wenn er ſeine und ſeiner Kinder Unterhaltung nirgends anders woher, dann von dem Reich haben ſollte, er unterweilen, welches er doch mit aller Beſcheidenheit angeregt haben wolle, wohl ſchmale Bißlein eſſen müßte. Was die Türkenhilf betreffe, habe er während der ganzen Zeit ſeiner königlichen und kaiſerlichen Regierung den allerwenigſten Pfenning von dem Reich nicht eingenommen, davon er nicht ehrbare, laufreichtige

tige Rechenſchaft geben könnte, auch im Fall der Noth-durft zu geben erbiethig ſey, daraus ſich erfinden würde, daß er das allerwenigſt anderer Geſtalt nie angewendet, denn darauf es ihm bewilligt worden. Er wolle geſchweigen, wie langſam nnd unrichtig ihm die zu Zeiten bewilligte Reichsſteuer, womit er jedoch niemand als allein die Säumigen beſchuldigt haben wolle, wäre gereicht worden, ja wohl daß eine groſſe Anzahl davon noch auf heutigen Tag auſſen ſtünde; derowegen dann nicht nur allein alle gute Gelegenheit gegen den Feind verſäumt, ſondern auch er ſammt ſeinen betrübten bekümmerten Landen und Leuten mehr dann einſt in groſſe Noth und Angſt verſetzt ſey worden."

„Er könne auch in beſtändiger Wahrheit wohl ſagen, daß er nicht nur allein nichts zu ſeinem ſonderbaren Nutzen verwendet, ſondern noch dazu den Ständen groſſe Summen vorgeſtreckt, bis diejenigen, die bewilligt waren, eingekommen; die Beveſtigung und Bewahrung der Gränzorten koſte ihm allein jährlich über die zehnmal hunderttauſend Gulden; daß er zu Zeiten die Reichsſtände um Hülf und Mitleiden anrufen müſſe, ſey ihm nicht lieb, und würde ſie gewiß damit verſchonen, wenn es in ſeiner und ſeiner erſchöpften erſaigerten Erbkönigreiche und Landen Macht ſtünde. Die Türken ſeyen nicht allein Ferdinandens, ſondern ein gemeiner Feind, der, ſo viel an ihm, die ganze Welt gern unter ſein viehiſches Joch und Dienſtbarkeit brächte. Es ſey immer beſſer, des Nachbarn Haus vor dem Feuer zu retten, als es an ſein eigenes kommen zu laſſen; wenn auch das Kaiſerthum nicht bey ſeinem Hauſe wäre, würde man ihn nicht als einen Nachbarn von Ungarn und Erzherzogen von Oeſterreich, und alſo ein Glied

und Stand des Reiches mit Hülf und Rettung gänzlich verlaſſen, und dem Feind im Rachen dürfen ſtecken laſſen.“

„Alles dieſes möge der Herzog entweder durch ſich oder auf eine andere Weiſe an den Churfürſten von der Pfalz gelangen laſſen, um demſelben ſeine Beſorgniſſe zu benehmen.“ Ehe aber noch die kaiſerlichen Geſandten wieder zu dem Herzoge kommen konnten, hatte er bereits ſelbſt auf das neue in den Churfürſten bey Gelegenheit einer mit demſelben zu Bruchſal gehaltenen Zuſammenkunft gedrungen, und ihm die Nothwendigkeit einer Römiſchen Königswahl vorgeſtellt; wobey er ihm zu verſtehen gab, „daß die gemeine Sage im Reiche ſey, daß hauptſächlich er ſolche zu verhinderen ſuchete, welches man auch von dem Churfürſten von Sachſen behaupten wolle, und zwar bloß, ihres eigenen Vortheils wegen, damit ſie bey der Erledigung des Reiches unter dem Schein des Vicariats ein Duumvirat errichten möchten. Allein die obliegende Noth des Reichs erfordere ein anderes; wegen ihrer beyden werde man dem bevorſtehenden Uebel und Verderben nicht gleichgültig zuſehen, ſondern vielmehr er ſowohl als andere Fürſten den Churfürſten ernſtlich zuſprechen, ihr Amt zu gebrauchen, welches, wenn es nicht geſchehen ſollte, ſie auf andere Wege gedenken müßten.“ Worauf ſich endlich der Churfürſt nach mehreren Unterredungen dahin erklärte, „daß ihm eine Zuſammenkunft der Churfürſten, in welcher von dieſer Sache gehandelt würde, nicht entgegen ſey, wie ſie dann ohnehin anderer Geſchäfte halber ſich bald verſammeln müßten. Wenn nun aldann auch dieſe Sache vorfiele, und alle Churfürſten für gut und nützlich befänden, daß ein Nachfolger im Reich ſollte

te gewählet, und dazu Maximilian genommen werden, ſo bezeuge er mit Gott, daß er denſelben ſolche Ehre wohl gönnen möchte. Daß er aber ſeine Stimme noch vorher jemand eröffnen ſollte, würde nun und nimmer geſchehen, weil es wider ſeine churfürſtliche Pflicht laufe.“

Mit dieſem mußte man ſich indeſſen begnügen, da hingegen Sachſen und Brandenburg gegen die neuerdings an ſie abgefertigten Geſandtſchaften ſich um ſo freundſchaftlicher äuſſerten, nur daß ſie wegen des Ausſchreibens des Wahl- oder Churfürſtentages einige Schwierigkeiten machten; Sachſen zwar daß Mainz nicht citationsweiſe wie zu einem Wahltag mit den gewöhnlichen Pönal-Klauſeln die Churfürſten berufen, ſondern vielmehr, dem letzten unter ihnen geſchloſſenen Verein gemäß, wie zu einem ordentlichen Churfürſtentag beſcheiden, dabey ihnen aber zu verſtehen geben ſolle, was der Kaiſer aus gnädiger Fürſorge gemeiner Wohlfahrt wegen der Nachfolge im Reich bedacht habe. Zu gleicher Zeit möchte dieſer an einen jeden Churfürſten ins beſondere ſchreiben, ſein voriges und jetziges Begehren kurz wiederholen, und die Churfürſten erſuchen, auf dem von dem Churfürſten von Maynz angeſetzten Tag zu erſcheinen. Man beſorgte nämlich von Sächſiſcher Seite, wenn das Ausſchreiben auf einen förmlichen Wahltag gerichtet wäre, daß Pfalz, das ſich ohne hin ſchon verlauten laſſen, der Fall einer Wahl ſey nicht vorhanden, ſich dagegen ſetzen möchte.

Brandenburg war eben der Meinung, daß das Ausſchreiben eines Wahltages dem Churfürſten von Mainz nur zur Zeit eines Interregnums zukomme. Hingegen bezog ſich Mainz auf Ferdinands eigene Römiſche

miſche Königswahl, zu welcher ein Wahltag von den damaligen Churfürſten Albrecht ausgeſchrieben worden. Sein Bruder Karl habe zwar als Kaiſer das Mitausſchreiben verlangt, welches ihm auch geſtattet worden, jedoch ſo, daß er nicht ein einziges Wörtlein von der Wahlhandlung einmengen dürfen. Auch habe bey Maximilians I. Römiſcher Königswahl der Kaiſer zwar allein die Zuſammenkunft der Churfürſten nach Frankfurt ausgeſchrieben, der Erzbiſchof Berchthold aber erſt, nachdem dieſelbe erfolgt, die Citation zur Wahl an die Churfürſten ergehen laſſen. Ganz beſonders iſt noch, daß auch Mainz hauptſächlich darauf drang, daß man ihm das Ausſchreiben überlaſſen müſſe, damit, wenn jemand aus dem Churfürſtlichen Collegium zu der Wahl keine Luſt habe, derſelbe nicht daher Anlaß nehmen möchte ſich ihr aus dem Grund zu widerſetzen, weil das Ausſchreiben nicht dem Kaiſer ſondern Mainz gebühre, oder weil es der goldenen Bulle und dem alten Herkommen nicht durchgehends gleichförmig.

Der Churfürſt ſelbſt warnte zugleich die Geſandten, der Kaiſer möchte ſich vor den Franzöſiſchen Praktiken hüten, die ſich bereits weitlaufig zeigten; auch möchte er es dahin einleiten, daß der Pabſt in einem geheimen Schreiben den drey geiſtlichen Churfürſten Maximilians Wahl empfähle. Worauf die Geſandten antworteten: „das erſtere ſey ihnen ohnehin bekannt, indem der in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Rheingraf bereits herum gereiſet ſey, und den Churfürſten von Sachſen in allem Ernſt dahin ermahnet habe, dem Erzherzog Maximilian nicht zu trauen, indem er im Grund mehr papiſtiſch als proteſtantiſch geſinnt ſey, und was er bis daher gethan, nur ein Spiegelfechten geweſen, um die Proteſtan-

ſtanten zu täuſchen. Sie zweifelten auch gar nicht, den Cardinal von Lothringen, der nächſtens nach Deutſchland kommen wolle, werde die Sache gerade umkehren, und den Maximilian bey den geiſtlichen Churfürſten des Lutheraniſmus anklagen; ihres Verhoffens aber werde ihm wenig Gehör und Glauben gegeben werden. Was den Pabſt betreffe, möge der Churfürſt ſelbſt erwägen, wie gefährlich dieſes ſeyn könnte, da derſelbe ohnehin ſich gern in dieſe Wahl miſchen und ſich viel Gewalts darunter, wenn es nur ſeyn könnte, anmaßen möchte. Auch könnte dieſes zu der größten Weiterung bey den Churfürſten von der Augſpurgiſchen Confeſſion Anlaß geben, wenn ſie erführen, daß man wegen der Wahl nur das geringſte Anſuchen um des Papſtes Einwilligung gethan.“ Worauf es der Churfürſt dabey bewenden laſſen.

Trier ſetzte ſeinem insgemein wiederholten Erbiethen, alles das zu thun, was dem Kaiſer und ſeinem Hauſe zum Guten gereichen könnte, nichts anders bey, als daß es, wenn die Sachen zur Ausſchreibung eines Churfürſtentages gelangen, und ihm „dem alten Gebrauch nach und Herkommen“ verkündet würden, dabey erſcheinen wollte. Man zweifelte an dem kaiſerlichen Hofe nicht, dadurch wolle geſagt werden, der Churfürſt von Mainz müſſe das Ausſchreiben thun. Man ſah auch, daß dieſe Sache bedenklicher ſey, als man anfangs geglaubt, und daß, wenn nicht behutſam zu Werke gegangen werde, an dieſer Formalität ſich leicht das ganze Geſchäft ſtoſſen könne. Ferdinand ertheilte demnach den Geſandten auf das eilfertigſte eine neue Inſtruction, welche dahin gieng, ſich noch einmal zu dem Churfürſten von Mainz zu begeben, um die Sache wegen des Ausſchrei-

ſchreibens in Richtigkeit zu bringen; „zuvor habe er zwar geglaubt, es käme Mainz nicht zu; da er aber die goldene Bulle fleißiger erwogen, ſo hielt er nun ſelbſt dafür, daß deſſen Recht gegründet ſey. Sachſen habe ohnehin nicht ſowohl das Ausſchreiben ſelbſt als die Form deſſelben ſtreitig gemacht; von Brandenburg, der es in Anſehung des Ausſchreibens ſelbſt gethan, wiſſe man, was er ſonſt für ein ſanftmüthiger gutherziger Mann ſey. Trier habe ſich ohnehin für Mainz bereits erklärt, und Cöln werde es ohne Zweifel auch thun. Wegen Pfalz müſſe man erſt ſehen, wie es mit der Hauptſache ſtehe. In Anſehung der Form des Ausſchreibens verſtünde Ferdinand die Sache ſo, daß eigentlich zwey Ausſchreiben ergehen müßten: das erſte zu der Collegial-Berathſchlagung deſſen, was jezt der Kaiſer an jeden Churfürſten ins beſondere gelangen laſſen, welches von Mainz ſogleich, ſo bald man wegen der Zeit und Wahlſtatt ſich vereinigt, könne erlaſſen werden; das andere aber, nämlich die Citation und Erforderung zur Wahl, erſt, nachdem die Churfürſten ſich verſammelt, und des Kaiſers Vorſchlag genehmiget haben. Was das andere belange, daß der Kaiſer in dem Fall, da der von Mainz das erſte Ausſchreiben thun werde, ſammt und neben ihm auch ſchreiben ſolle, da habe er bis daher niemand gehört, der es widerſprochen; darum laſſe er es auch zu ſeiner Sicherheit dabey bleiben. Weil es auch Mainz für gut anſehe, daß der Kaiſer in ſeinem Nebenſchreiben keine Meldung von der Wahlhandlung thun ſolle, ſey er ſonderlich auf Erſehung Kaiſer Karls Nebenſchreiben, das er bey Ferdinands Wahl ergehen laſſen, nicht darwider.“

Indeſſen hatten die Geſandten bereits ihre Auftrage bey dem Herzoge von Cleve, der die Sache ſeinen benachbarten Churfürſten empfehlen ſollte, ſo wie auch bey dem Churfürſten von Cöln ausgerichtet, welche ſich allerſeits nach Wunſch erklärten; nur daß erſterer den vertraulichen Rath ertheilte, man ſolle des Pabſtes bey dem ganzen Geſchäfte im mindeſten nicht gedenken, oder geſtatten, daß er ſich darein menge, der andere aber juſt das Gegentheil anrieth, daß man ſich nämlich zuvor ſchon wegen der päbſtlichen Confirmation in Sicherheit ſetzen müſſe, „indem man wüßte, wie es ein Ding zu Rom wäre, und wie bald man darauf käme, dem Kaiſer ſo wohl als den geiſtlichen Churfürſten zuzuſetzen. Jedermann ſey bekannt, was Paulus IV. moviret, um die ehemalige Frankfurtiſche Handlung, durch welche Ferdinand das Kaiſerthum übernommen, zu zernichten und daneben die geiſtlichen Churfürſten zu verfolgen; wie dann ſolches unter ihnen niemand mehr als eben er befunden und erfahren. Auch langte es dem Churfürſten glaublich an, als ob man an dem Römiſchen Hof dafür halten wollte, daß zu der Zeit, da ein erwählter römiſcher Kaiſer vorhanden, der aber nicht gekrönt ſey, kein Römiſcher König gewählt, viel weniger confirmirt, oder gekrönt werden könnte. Dieſes hatte wirklich der Nuntius Commendon dem Herzoge Albrecht von Baiern zu verſtehen gegeben, der es dem Kaiſer gemeldet.

„Wiewohl nun, fuhr der Churfürſt fort, er für ſich gar nichts darauf hielte, auch wohl wüßte, daß ſolches, wie ſie es zu Rom vorhätten, in der goldenen Bull gar nicht zu finden, ſo hätte er nichts deſto weniger es den Geſandten zu fernerer Ueberlegung nicht unangezeigt laſſen wollen. Er beſorge

nebſt

nebſt dem nicht wenig, es würden auf künftigen Churfürſtentag von Seiten der weltlichen Churfürſten viel groſſe Dinge fürfallen, darinn etwa merkliche und den Geiſtlichen unleidliche Neuerungen, auch ſolche Aenderungen geſucht werden möchten, deren keines ſie ohne Verletzung ihres Glaubens und Gewiſſens einraumen könnten.“ Worauf die Geſandten antworteten: „was den Pabſt betreffe, ſtehe wirklich der Kaiſer mit ihm in gutem Vernehmen, und hoffe, es werde wegen der Confirmation keinen Streit abſetzen, indem der jezige viel ein anderer Herr, als Paulus IV., ſey. Was den Punct betreffe, daß der Kaiſer nicht gekrönt ſey, darauf hielten ſie weniger dann nichts, wüßten auch, welcher Mann (nämlich Commendon) ſich deſſen an mehreren Orten hören laſſen, ihres Ermeſſens aber mehr um ſich ſelbſt ein Gewicht zu geben, als daß er Befehl dazu von dem Pabſt gehabt. Sollten aber dem Pabſt etwan die nämlichen Gedanken beywohnen, ſo hofften ſie doch er werde ſich weiſen laſſen. Auch wegen der Neuerungen der weltlichen Churfürſter wären ſie nicht ſonderlich bekümmert. Dem Churfürſten ſelbſt ſey es unverborgen, was etwa einer aus ihrem Mittel (der von der Pfalz auf dem Reichstag zu Augſpurg 1559. wegen des geiſtlichen Vorbehalts hauptſächlich) unterſtanden; was aber derſelbe nicht allein bey dem Kaiſer und den geiſtlichen ſondern ſogar den übrigen weltlichen Churfürſten für Folge erlangt, könnte dem Churfürſten eben ſo wenig unbekannt ſeyn.“

Um ihm vollends alle Beſorgniß zu nehmen, wiederholten ſie zuletzt noch einmal ihre Gründe, warum der Pabſt in dieſe Sache weder mit wenig noch mit viel, wie ſie ſich ausdrückten, einzuflicken, und zu was Verhinderung dieſes dienen könnte. Worauf

auf ſich der Churfürſt nicht nur allein ganz beruhigte, ſondern ſich noch durch ſeinen Kanzler entſchuldigen ließ, „daß alles bloß zur Vermeidung künftiger Weiterung von ihm vorgebracht worden; inſonderheit habe er es gar nicht dahin gemeint, dem Pabſt etwas bey dieſem Tractat einzuräumen, indem er ſich ſelbſt wohl zu erinnern wiſſe, daß es ſich nicht wohl werde thun laſſen. Indeſſen gieng es ihm und den andern geiſtlichen Churfürſten, wie Kindern, die einmal gebrannt wären worden, und hernach allezeit das Feuer fürchteten. Paulus IV. ſey ſo gar auf dem Gedanken geſtanden, ſie und ihn von Cöln inſonderheit zu excommuniciren und ihrer geiſtlichen Würde zu entſetzen. Wo dieſes geſchehen, wüßten ſie wohl, was ſie für Hände im Haar, und ſonderlich ſich zu den benachbarten Confeßions-Verwandten, ſie ſeyen ſonſt ſo böſe auf den Pabſt geſinnt, als ſie wollten, zu verſehen gehabt haben würden; wie dann etliche unter ihnen damals ſo vermeſſen geweſt, daß ſie auch demſelbigen Pabſt das ungereimt und widerwärtig unbillig Beginnen gegen den Kaiſer billigen dürfen.“ Von dieſem letztern Umſtand, woraus man ſieht, wie wenig oft die Religion bey den Groſſen dasjenige in der That iſt, was ſie ſcheinen ſoll, thut auch der ſchon oft angeführte Vicekanzler Waldersdorf in ſeinem Schreiben Meldung mit dem Beyſatz, daß mehrere ſchon bereit geſtanden, mit dem Pabſte gegen das Haus Oeſterreich gemeine Sache zu machen.

Da hierauf die Geſandten, dem kaiſerlichen Befehl gemäß, ſich wieder zu dem Churfürſten von Mainz begaben, ließ er ſich nicht nur allein den Vorſchlag des Kaiſers wegen des Ausſchreibens gefallen, ſondern theilte auch den Geſandten das Concept deſſel-

ben mit, um es dem Kaiſer zur Einſicht zu überſchicken. Nichts war demnach übrig, als vollends den Churfürſten von der Pfalz zu gewinnen. Mittlerweil hatte der Herzog Chriſtoph von Würtemberg noch einmal ſchriftlich demſelben ſeine Bedenklichkeiten zu heben geſucht. Die Antwort gieng aber wieder nicht weiter, als daß er den Sachen nachdenken, und ſich ſo verhalten wolle, daß er es gegen Gott und gegen die Welt zu verantworten wiſſe. Eben ſo unbeſtimmt fiel auch diejenige aus, die er den bald hernach zu ihm gekommenen kaiſerlichen Geſandten ertheilte, „daß, wenn die Wahl ordentlich vorgenommen, und durch Chur-Mainz eine Zuſammenkunft der Churfürſten ausgeſchrieben würde, auch dieſe perſönlich kämen, er der Churfürſt nicht ungeneigt ſey, gleichfalls in Perſon zu erſcheinen, und alles zu überlegen, was zu des Reichs Wohlfahrt gereiche.“ Da man jedoch bereits ſo entſcheidende Zuſicherungen von Seiten aller übrigen Churfürſten hatte, ward nicht ſonderlich darauf geachtet.

Noch eine Frage war wegen des Termins des Churfürſtentages, den Mainz auf den 1. Julius anſetzen wollte, Brandenburg aber und Sachſen auf die Hälfte des Octobers verſchoben zu ſeyn wünſchten; welches letztere auch, ungeachtet des bereits ergangenen churfürſtlichen Ausſchreibens und kaiſerlichen Nebenausſchreibens, beliebt, und der 20. October dafür angenommen ward. Wegen der nahen Verwandtſchaft lud der Kaiſer auch die Herzoge von Baiern, Cleve und Würtenberg nach Frankfurt ein. Zuvor noch ließ er den bereits zum Könige von Böhmen ernannten Erzherzog Maximilian als ſolchen zu
20. Sept. Prag krönen; worauf er ſich mit demſelben
1562. nach Frankfurt begab, um das ganze Werk vol-

vollends zu Stande zu bringen, welches auch mit der größten Eintracht vor ſich gieng.

Alle Churfürſten erſchienen perſönlich, auſſer dem von Cöln, der indeſſen von einer gefährlichen Krankheit befallen worden. Ungeachtet der bereits gegebenen Zuſagen ward dennoch die Frage ob die Wahl vorzunehmen, noch einmal in Erwägung gezogen, aber bald einſtimmig dahin entſchieden, „daß ſie der goldenen Bulle nicht zu wider, noch den Churfürſten an ihrer Präeminenz, Rechten, Gewohnheiten und Gerechtigkeiten abbrüchlich, ſondern vielmehr, den jezigen Zeitläuften nach, dem heiligen Reich und allen deſſen Gliedern verträglich und gut ſeyn würde.“

Bey der Frage, wie? fanden die Churfürſten nöthig anzumerken, daß weil wider den Inhalt der goldenen Bulle eben jezt viele Fürſten und Stände, die mit der Wahl nichts zu ſchaffen hätten, wie auch fremder Potentaten Bothſchafter zu Frankfurt ſich aufhielten, ſolches für künftige Fälle unnachtheilig ſeyn möchte. Es waren nämlich von denjenigen, die Ferdinand einladen laſſen, um die Handlung deſto feyerlicher zu machen, der Herzog Albrecht von Baiern, Wilhelm von Cleve und Chriſtoph von Würtemberg nebſt einigen andern würklich zu Frankfurt eingetroffen.

Als auch wegen der Wahl-Capitulation ſich keine beſondern Schwierigkeiten hervor thaten, ſo wäre das ganze Geſchäft bald zu Ende gebracht geweſen; allein, der dazwiſchen gekommene Todesfall des Churfürſten von Cöln machte einige Verzögerung. Um jedoch dadurch nicht zu lange aufgehalten zu werden, lieſſen die übrigen Churfürſten mit Einwilligung des

Kaiſers dem Capitel bedeuten, daß es binnen 14 Tagen einen neuen Erzbiſchof wählen möchte, indem ſie ſo lange noch die Römiſche Königswahl verſchieben würden. Sollte es ſich aber in dieſer Zeit nicht vereinigen können, würden ſie ihrerſeits fortfahren; in welchem Falle das Capitel ſeinen Gewählten dahin verbinden möchte, alles, was zu Frankfurt vorgegangen, gut zu heißen. Von nun an wohnten die Cölniſchen Geſandten den Berathſchlagungen nicht mehr bei. Nachdem aber zu Frankfurt die Nachricht eingetroffen, daß das Capitel mit ſeiner Wahl ſo viel, als möglich, eilen werde, und ſich dazu den 19. November auserſehen habe, ſetzten die Churfürſten die ihrige auf den 24. veſt, ſo daß der neu gewählte Churfürſt Friderich, ein gebohrner Graf von Wied, derſelben noch beywohnen konnte, in deſſen und der übrigen Namen der kaiſerliche erſtgebohrne Prinz und König von Böhmen einhellig zum Römiſchen König gewählt ward.

Derſelbe fand ſich als König von Böhmen ſelbſt mit bey derſelben ein, man brauchte daher nicht, ſie ihm auf eine eigene Art bekannt zu machen. Da er ſich aber verlauten ließ, daß es ihm als einem gehorſamen Sohn bedenklich ſey, dieſe Wahl ohne Rath, Vorwiſſen und Bewilligung ſeines Herrn Vaters anzunehmen, wurden einige Fürſten an den Kaiſer abgeordnet, die ihn erſuchen mußten, ſich nach dem Wahlort zu begeben, welches auch von ihm und zwar im kaiſerlichen Ornate und mit einem groſſen Gefolge von Fürſten, Grafen und Herren geſchah. Der Churfürſt von Mainz gab ihm hierauf von der vollbrachten Wahl Nachricht, und bat ihn ſie nicht nur allein für ſich gut zu heiſſen, ſondern auch ſeinen Sohn Maximilian zu ermahnen,

daß

daß er dem heiligen Reich zu Ehren, und nach dem Vertrauen der Churfürſten ſich endlich darüber möge vernehmen laſſen; worauf der Kaiſer in eigener Perſon antwortete, daß er ſeinerſeits gern alles beytragen wolle, was zur Wohlfahrt und Aufnehmen des Reichs dienen möge; was aber beſonders die Anzeige betroffen, daß ſein Sohn Maximilian zur Würde eines Römiſchen Königs erhoben worden, ſie aber ohne ſeinen Conſens nicht annehmen wolle, habe er ſelbſt die Erfahrung, was für beſchwerliche Mühe, Sorg und Angſt dieſes Amt auf ſich trage. Er habe bey ſeines Bruders Kaiſer Karl V. Lebzeiten anfangs als Statthalter, hernach als Römiſcher König, und endlich nach deſſen Abdankung als Kaiſer nunmehr faſt 41 Jahr dieſe Würde getragen, und wüßte daher wohl, was für Fleiß und Müheſeligkeit dazu gehöre; hoffe aber nicht anders, als ſich jederzeit ſo erwieſen zu haben, wie es ſich gebühre, und er vor Gott und der Welt verantworten könne, gedächte auch ſolches künftig nicht weniger zu thun, ſo lange ihm Gott Leben und Kräfte verleihen werde. Weil nun die Churfürſten ſeinen Sohn Maximilian ihm zu einem Gehülfen und Nachfolger zu Verhütung künftiger Beſchwerung beſonders bey den jetzigen gefährlichen Zeiten gegeben, und dieſes demſelben und dem Haus Oeſterreich vor andern Potentaten, die es gern haben wollen, gegönnt, und zwar aus keiner Schuldigkeit und Gerechtigkeit, ſondern aus guten Willen, ſo ſollte Maximilian wiſſen, daß ſolches von Gott dem Allmächtigen, von dem wir alles Gute haben, verordnet worden, welchen er ſich nicht widerſetzen ſolle, ſondern ihm vielmehr und den Churfürſten dankbar ſeyn, die Laſt, Bürde und Sorge nicht anſehen, Gott ſeinen Herrn, die Kirchen, Religion und Gerechtigkeitspflege vor Augen haben

in der Verwaltung derſelben niemand ſcheuen, ſondern ſie allen und jeden, Reichen und Armen, Groſſen und Kleinen, aufrichtig und tapfer erheilen, wie er es vor Gott und der Welt zu verantworten gedächte. Wenn auch demnächſt Gott ihn, den Kaiſer, zu ſich fordern, und Maximilian das Kaiſerthum antreten werde, ſolle er alsdann das heilige Reich, die deutſche Nation und die Churfürſten nebſt andern Fürſten und Ständen ſich beſtens empfohlen ſeyn laſſen. Sofern er nun dieſes thäte, würde ihn Gott nicht verlaſſen, ſondern ihm ſeine Gnade mittheilen. Würde er es aber nicht thun, deſſen ſich Ferdinand nicht vorſehe, ſo wolle er ihn lieber todt als lebendig ſehen." Das letztere brachte Ferdinand mit ſolchem Affekt vor, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Maximilian antwortetete ebenfalls in eigener Perſon, daß er ſich zwar die Sache zu Gemüthe gezogen, beſonders wegen des ſchweren Feindes, von welchem die Chriſtenheit angefochten ſey, und weil man in Religionsſachen ſo ſpaltig und getrennt ſey, daß das Mißtrauen täglich gröſſer werde, und dergeſtalt zunehme, daß künftig allerhand Weiterungen, wenn es Gott nicht verhüte, zu befahren, doch wolle er ſich dem Rath ſeines Vaters und dem freundlichen Erſuchen der Churfürſten fügen, welche er bitte ihn mit väterlichen Rath und Beyſtand nicht zu verlaſſen, um die väterliche Ermahnung, die er nie vergeſſen werde, in allem erfüllen zu können." Der Churfürſt von Mainz in ſeinem und der übrigen Churfürſten Namen verkündigte ihn hierauf als Römiſchen König, welches auch bald darauf in der Kirche vor dem verſammelten Volk durch den Mainzer Domdechant geſchah.

So groſſes Bedenken man auch überhaupt damals noch hatte, nur im geringſten von der goldenen Bulle abzuweichen, ſo ward doch die Krönung dieſesmal zu Frankfurt mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten vorgenommen, indem es den Churfürſten theils zu beſchwerlich war, bey bereits eingetretenem Winter die Reiſe nach Achen zu machen, theils der neue Churfürſt von Kölln weder das Pallium hatte, noch conſecrirt war. Den Achnern, die ſich hierüber beſchwerten, ward jedoch die Verſicherung gegeben, daß ſolches ihnen an ihren hergebrachten Rechten nicht nachtheilig ſeyn ſolle. 30 Nov. 1562.

Bey der Wahlcapitulation, die, wie gewöhnlich einige Zuſätze bekam, fiel eine Streitigkeit zwiſchen den geiſtlichen und weltlichen Churfürſten vor, in wie weit dem neuen Römiſchen König das Amt eines Vogten und Beſchützers der Römiſchen Kirche und des Pabſtes zu übertragen, indem es die Geiſtlichen bey dem Alten wollten gelaſſen haben, die Weltlichen hingegen nichts davon hören wollten. Man machte demnach aus einem zwey Artikel, vermöge des erſten mußte Maximilian verſprechen, den Stuhl zu Rom, die Päbſtliche Heiligkeit und die chriſtliche Kirchen als derſelben Advokat zu beſchützen, und in dem heiligen Reich Fried, Recht und Einigkeit zu pflanzen. Auf Betrieb der Weltlichen mußte in dem zweyten folgendes zugeſetzt werden: „doch was dieſen Artikel auch den nachfolgenden Artikel (den ſechzehnten) belangt, haben unſere liebe Oheime die weltlichen Churfürſten ſich ausdrücklich gegen uns erkläret, was daſelbſt von dem Stuhl zu Rom auch der päbſtlichen Heiligkeit für Meldung geſchieht, daß ihre Liebden darinn nicht wollten bewilliget noch uns damit verbunden haben.

Ferdinand hatte nebſt di
gang einer ihm ſehr angelegene
gnügen, daß er noch zu Frankfurt durch einen von dem Türkiſchen Kaiſer Solyman eigends an ihn geſchickten Geſandten endlich einmal einen Friedbrief über einen obgleich nur achtjährigen Stillſtand erhielt. Die Bedingungen waren folgende: Ferdinand ſollte alle Jahr während demſelben 30000 Ducaten zahlen, in dem Stillſtand ſollte auch Johann Sigismund aus Siebenbürgen begriffen ſeyn, an dem Niclas Bathori und Melchior Balaſſa ſollte es nicht geahndet werden, daß ſie ſich auf die Seite Ferdinands geſchlagen, diejenige Bauern, die beyden Theilen geſchworen, ſollten nicht durch zu ſtarke Erpreſſungen zu Grunde gerichtet werden.“ Daß Ferdinand als der erſte unter allen Hungariſchen Königen ſich zu einem Tribut, oder einem Ehrengeſchenk, wie man es lieber nannte, verſtehen mußte, konnte ihm zwar nicht angenehm ſeyn. Allein nur zu wahr iſt, was ein Ungariſcher Geſchichtſchreiber *) ſagt, daß wenn man die Macht der Türken, ihre bisherigen Siege, ihren Vorrath an Geld, mit dem des Ferdinand vergleiche, man es leicht demſelben vergeben werde.

*) Ithuenſſi. Hiſt. l. 21. p. 422.

Dreyzehntes Kapitel.

Unterhandlungen mit den geiſtlichen Churfürſten wegen des Conciliums. Ankunft des Cardinals von Lothringen zu Trient.

1563.

Jezt hatte Ferdinand eine groſſe Sorge vom Herzen; allein noch eine andere grub ſich um ſo tiefer in daſſelbe ein, die von dem Religionszuſtande in ſeinen Erbländern herrührte. Aller Orten Hang zu dem Proteſtantismus, zu welchem er ſelbſt ſo wenig Neigung hatte; faſt keine Schulen, oder doch nur ſolche, die kein Zutrauen des Publikums für ſich hatten, ſo daß diejenigen, die ihren Kindern eine etwas beſſere Erziehung geben wollten, beſonders der Adel, gezwungen war ſie auf fremde zu ſchicken, wobey der wiederholten Verbothe ungeachtet faſt immer die Wahl auf das ſeiner Gelehrſamkeit wegen berühmte Wittenberg fiel; an vielen Orten keine Seelſorger, und, was noch ſchlimmer war, keine darzu tauglichen Leute, wenn auch die Patronen dergleichen aufſtellen wollten, überhaupt aber wenig oder gar keine Hoffnung zum Nachwuchs, oder doch keine Anſtalten dazu, und nebſt dieſem noch eine faſt unglaubliche Sorgloſigkeit derjenigen, die ihm vor allen hätten unter die Arme greifen ſollen, nämlich der Biſchöffe, deren Eifer, wenn ſie auch einen bezeugten, ſich blos auf die bey dem Landesherrn betriebene Abſchaffung der proteſtantiſchen Prediger beſchränkte, wodurch derſelbe Adel und Volk, die er wegen der politiſchen Lage ſeiner Länder ſo ſehr zu ſchonen hatte, aufbringen,

und zugleich wagen mußte. Unterweiſung des Volkes unterblieben.

So wenig auch bis daher das Concilium ſeiner Erwartung zugeſaget, und obgleich alle, die um ihn herum waren, ſich von demſelben auch für das künftige wenig Gedeihliches verſprachen: ſo wollte er doch wigſtens für ſeine Perſon nicht alle Hoffnung aufgeben;*) indem er noch immer glaubte, daß es nach genommener näheren Einſicht der Dinge endlich doch ernſtlicher zur Sache ſchreiten werde, beſonders wenn die geiſtlichen Churfürſten ihn in ſeinen Anträgen bey demſelben unterſtützeten. Zu Frankfurt hätte er noch gern mit ihnen darüber nähere Abrede genommen; allein Zeit und andere Rückſichten, die er damals in Betrachtung ziehen mußte, geſtatteten es nicht wohl. Jezt aber ſchrieb er ihnen von Freyburg aus, und ſtellte ihnen die täglich ſich vergröſſernde Gefahr des Abfalls vor Augen; welches, wie er theils glaubwürdig berichtet ſey, theils aus guter Erfahrung habe, ſeinen Urſprung aus zweyen Urſachen her habe: „erſtlich, daß der gemeine unverſtändige Lai ſich faſt durchaus der Communion unter beyden Geſtalten, von der er glaube, daß ſie

*) „Seine Majeſtät," ſchrieb um dieſe Zeit der in ſeinem Gefolge ſich aufhaltende Vicekanzler Walderdorf an einen ſeiner Freunde, „ſind für ſich ſelbſt in der Meinung, daß ſie auf das bevorſtehend Concilium viel bauen wollen, und ſo zu ſagen contra ſpem in ſpem ſperare. Aber ſonſt männiglich hält gar wenig, und ſchier je länger je minder davon; denn die päbſtliche Heiligkeit iſt deſſen ſchon müde, et quaerit diſſolutionem per maria et montes. Die Italiener meynen, ſie bedürften ſeiner nicht, die Spanier wollen den Pabſt nicht erzürnen,

ſie von der Einſetzung Chriſti ſey, nicht begeben wolle; zum andern, daß die Geiſtlichen, beſonders die Pfarrer in prieſterlicher Zucht und Keuſchheit nicht mehr leben wollten, oder könnten, ſondern entweder ſich mit dem ärgerlichen Concubinat und Fornication beflecketen, oder aber, wo ſie ſähen, daß ſie deßhalb bey dem gemeinen Mann beſchreyt und verhaßt, alsdann in einen vermeintlichen Eheſtand einträten, und, weil ſie aber wohl wüßten, daß ſie deshalben, bey der geiſtlichen Obrigkeit nicht geduldet würden, ehe ſie dann ihrem Anhang bey dem gemeinen Mann ſammt dem zeitlichen Genuß entſageten, ſich lieber ſelbſt auf die andere Seite ſchlügen, lehreten und predigten, was ſie vermeinten, daß man von ihnen gern hörete, verführten alſo nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch viel tauſend chriſtlicher armen Seelen, gäben auch Urſach, daß man ſich täglich allerhand Beſchwerungen, Aufruhr und Empörungen beſorgen müßte.

Aus welchem weiter erfolge, daß nicht nur allein dergleichen Pfarreyen zum übelſten verſehen, ſondern auch, wo man dort oder da dieſen oder jenen austreiben wollt, daß man alsdann ihre Plätze mit chriſtlichen Seelſorgern aus Mangel der Perſonen gar nicht er-

nen, die Franzoſen, weil ſie noch inter ſpem et metum ſtehen, wollten gern allen Unluſt auf andere Leute legen, und dieſelben laſſen ihre Verfechter ſeyn. Die Proteſtirenden trieben ihr Geſpötte damit, und verknüpfen ſich deſto mehr mit einander, welche doch ſonſt von wegen ihrer ſelbſt unter einander offenbar ſchwebenden Uneinigkeit wohl hätten zertheilt gehalten werden mögen. Darum beſorge ich, wir werden unſere Wunden mit dem Pflaſter eines ſolchen Conciliums, wie dieſes iſt, nicht heilen können, ſondern wir müſſen anderſt dazu thun, wollen wir ein wenig mit Frieden leben.“

ersetzen könnte. Ja, es erfolge weiter, daß solches Gift nachmals nicht nur allein in die Schulen, sondern auch in die ansehnliche hohe und niedere Stift, ja auch in die Klöster selbst sich einschleiche, wie er erst neulich mit nicht geringer Beschwerung durch gebührlich angestellte Visitationes und Reformationes erfahren." *)

„Er habe zwar neulicher Zeit, als der Pabst das jezt vorseyend Concilium von Trient ohne Zweifel aus heiligem Eifer ausgeschrieben, nicht wenig Trost und Hoffnung auf dasselbe gesetzt, befände aber leider von Tag zu Tag und je länger je mehr, daß die Fruchtbarkeit, deren er sich sammt andern christlichen gutherzigen Potentaten und Ständen aus demselben versehen solle, noch zur Zeit nicht erfolgen, oder doch etwas länger verzogen werden wolle, als es seines Erachtens die höchste Nothdurft der Sachen erforderte. Dann obwohl auf demselben bisher von allerhand stattlichen ansehnlichen Artikeln, die heilig christliche Religion betreffend, etwas stattlich tractirt und gehandelt, und etlich viel und mancherley Decreta darüber gemacht worden, welche er gleichwohl gar nicht verachte, noch viel weniger schelten könnte, jedoch und nachdem der Gegentheil bisher auf solchem Concilio nicht erschienen, so könnte er nicht gedenken, was grosse Furcht solche Tractation dieser Zeit gebähren möcht, die Katholischen aber würden sich ohnehin erin-

*) In einer dieser 1563 gehaltenen Visitationen wurden in 122 Klöstern, die sich in Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain befanden, in allem angetroffen 436 Mönche, 160 Nonnen, 199 Concubinen, 55 Eheweiber, 443 Kinder.

erinnern, was dieſer Artikel halben wohl vor tauſend und noch mehr Jahren in der chriſtlichen Kirchen einhelliglich gelehrt und gehalten worden.

„Er hätte aber aus getreuer gutherzigen Meinung bedacht, es ſollte nach Geſtalt und Gelegenheit der jezigen Zeiten, „dieweil man öffentlich ſehe, daß dem gemeinen unverſtändigen Mann durch Nachlaſſung und Relaxirung einiger Puncte, die unwiderſprechlich nicht Juris divini ſondern positivi, geholfen, und dann er, der gemeine Mann, durch Reformation und Abſtellung etlicher offenbaren unläugbaren Mißbräuche im Geiſtlichen und Weltlichen deſto beſſer in officio gehalten, die Geiſtlichkeit in Liebe und Ehren zu halten und der Kirche gehorſam zu ſeyn, angetrieben werden möcht, „am rathſamſten ſeyn dieſe zwey Stück fürnämlich an die Hand zu nehmen, und zu erledigen. Er habe zwar ſolches dem Concilio bereits angezeiget, und nicht unterlaſſen, Bitt- und Ermahnungen zu thun, auch wäre nicht ohne, daß wegen der Communion unter beyden Geſtalten viel und lang gehandelt, aber doch endlich nichts geſchloſſen werden, als daß dem Pabſt die ganze Sache heim zu ſtellen ſey. Es wären auch mehrere Artikel, die Reformation berührend, auf demſelben zum Theil bereits erlediget, und zum Theil noch zu erledigen; welche aber alle oder doch der meiſte Theil aus ihnen ſich zu der Gelegenheit Deutſcher Nation wenig reimeten, und alſo die Arzney nicht ſeyn werden, dadurch der Deutſchen Kirchen obliegenden Mängeln und Krankheiten zu helfen.“

„Es ſey dem allem
Nothdurft, daß er ſammt
ſchen Ständen Deutſcher [illegible] mit hochſtem Ernſt
auf ſolches alles bedacht ſey, und, wo man ſonſt nichts
Namhaftes ausrichten könne, wenigſtens die Pfar-
ren, Kanzeln, und Schulen als die fürnehmſten
Stücke der chriſtlichen Kirchen der Nothdurft nach
beſetzen, chriſtliche Vorſteher dahin befördern, frem-
de und verführeriſche Wölfe davon abtreiben, und
alſo die Seminarien der heil. Religion zügeln und
erhalten könnte. Sein Begehren gienge demnach dahin,
es möge ein jeder der drey geiſtlichen Churfürſten auf
dieſe hochwichtige Sache, wie etwan dieſen Dingen
zu helfen, mit höchſtem Fleiß bedacht ſeyn, und ihr
räthliches Gutachten darüber entweder insgeſammt
oder ſonders zu eröffnen unbeſchwert ſeyn; inſon-
derheit aber, wenn Ferdinand in ein ſtät Hoflager
kommen werde, ſo möchte vielleicht nicht ein Umweg
ſeyn, wenn ein jeder von ihnen ſeine ſtattliche an-
ſehnliche, gelehrte, und zum Theil der heil. Schrift
und geiſtlicher Rechte erfahrne Räthe zu ihm ſchickte,
über dieſen hochwichtigen Punct zu reden und zu rath-
ſchlagen, und ſich mit einander chriſtlich zu vergli-
chen.“

Obgleich dieſer Antrag den geiſtlichen Chur-
fürſten nicht ganz unerwartet war, ſo wußten ſie ſich
doch in denſelben kaum zu finden. Ja, die Furcht
entweder dem Pabſt oder dem Kaiſer zu mißfallen
machte ſie ſo unſchlüſſig, daß ſich keiner getraute ein
Gutachten zu geben, ſondern alle insgeſammt viel-
mehr den zweyten Weg wählten, daß ſie nämlich,
ſo bald der Kaiſer in einem ſtäten Hoflager werde
angelangt ſeyn, ihre Räthe, jedoch nur in dem Fall,
wenn

wenn das Concilium indessen noch fortdaueen würde, schicken wollten, um über die Sache ferner zu rathschlagen.

Auf dem Concilium, welchem zu Gefallen sich Ferdinand nach dem Beyspiele seines Bruders nach Inspruck begeben, war bis daher nichts Erhebliches vorgefallen, als die Ankunft des Cardinals von Lothringen sammt mehreren Französischen Bischöfen. Dieß war nun der grosse Stand-Punct, worauf alle Augen in und ausser dem Concilium gerichtet waren. Sein und seiner Verwandten grosses Ansehen in Frankreich, seine persönliche Geschicklichkeit, die besondere ungemein kritische Lage der Französischen Kirchenangelegenheiten, die um so schleuniger Hülfe forderten, da der darüber indessen ausgebrochene innerliche Krieg noch wirklich fortdauerte, hatte eine allgemeine Erwartung wichtiger Dinge rege gemacht.

Nirgends aber war man aufmerksamer auf sein ganzes Betragen, als zu Rom. Der Pabst sagte zwar im Scherz dem Französischen Gesandten, was für eine Reformation von dem Cardinal zu gewarten sey, der so viele Bisthümer und Beneficien besitze, daß sie bis 300000 Thaler eintrügen, und der selbst ein anderer Pabst sey, nur mit dem Unterschied, daß er als der wahre nur ein einziges Bisthum inne habe. Allein in der That selbst war seine Anwesenheit zu Trient den Römern gewiß nicht die angenehmste. Man erinnerte sich zu wohl, was die Franzosen ehemals für Grundsätze zur Zeit der Costanzer und Basler Kirchenversammlungen geheget. Ja viele wollten schon wissen, daß er sich hauptsächlich

lich dadurch ſuchen werde
ſich als das Haupt aller
ſtellen, und mit ihnen ge
nach ihrem Sinne ſuchen werde zu Stande zu bringen; welche unter andern auch die Pabſtwahl zum Gegenſtand haben werde. Daß die Kaiſerlichen ſich mit ihm vereinigen würden, ſchien um ſo mehr Glauben zu verdienen, da ihr Reformationsplan nicht nur allein in Frankreich ungemeinen Beyfall gefunden, ſondern auch mit denjenigen Artikeln, die die Franzöſiſchen Geſandten gleich anfangs mit auf das Concilium gebracht, meiſtens überein ſtimmte; wozu noch kam, daß der Cardinal durch die vorgeſchlagene Heurath ſeiner Nichte, der Königinn Maria Stuard von Schottland, mit einem der kaiſerlichen Prinzen ſich groſſe Achtung und Zutrauen bey dem Kaiſer erworben hatte.

Man fürchtete ſogar, er werde vor allem auf dasjenige antragen, wovon bereits der kaiſerliche Geſandte und Biſchof Draſcowitz von Fünfkirchen Meldung gemacht, daß man nämlich nichts durch einzelne Stimmen, ſondern nationenweiſe, wie es zu Coſtanz beobachtet worden, entſcheiden ſollte; welches auch das einzige Mittel geweſen wäre, der Mehrheit der Stimmen der Italieniſchen Biſchöfe, durch die der Pabſt allemal Meiſter über das Concilium blieb, vorzubeugen. Auch war die Lage deſſelben nach der fünften Seßion bedenklicher für die Römer geworden, als ſie vorher noch nie war. Da man nämlich für die folgende die Materie von der Weihe der Biſchöfe und Prieſter ausgeſetzt, kam nicht nur allein die Materie von der Reſidenz auf das neue zur Sprache, und ward von den Spaniern ſelbſt auch ge-

gen

gen den Willen ihres Königs eifrig betrieben; ſondern über noch eine andere von der Einſetzung der Biſchöfe, und der Quelle ihrer Gewalt, ob ſie unmittelbar von Chriſto oder von dem Pabſte herrühre, ward mit ungemein vieler Theilnehmung von den Biſchöfen aller Parteyen diſputirt. Nichts hätte leichter ſich zutragen können, als daß beyde Fragen auch zu derjenigen bey den Römern ſo verhaßten, ob das Concilium über den Pabſt ſey, geführet.

Auf der andern Seite tröſtete man ſich aber zu Rom wieder einiger Maaßen dadurch, daß weil der Cardinal verſchuldet ſey, auch ſein Einkommen durch die innerlichen Kriege in Frankreich ſo ſehr gelitten habe, er nicht im Stande ſeyn werde, viele Biſchöfe in Penſion zu haben, ohne welches er doch niemals ſie in einer beſtändigen Abhängigkeit von ſeinem Willen erhalten werde. Von dem Kaiſer wußte man, daß er nach ſeiner Denkungsart alle gewaltſame Wege verabſcheue; von Seiten der Spanier zählte man auf ihren National-Haß gegen die Franzoſen, welcher allemal ein genaues Einverſtändniß hindern würde. Man wußte auch, daß ihr Reformations-Plan mit jenem des Kaiſers und der Franzoſen wenig gemein hatte, und daß ſie überhaupt dahin angewieſen waren, dem Pabſt durch die Deutſchen und Franzoſen an ſeinem Anſehen nichts entziehen zu laſſen. Wenn eine Veränderung in der Art, die Stimmen abzulegen, vor ſich gehen ſollte, ſo könnte ſolches nie geſchehen ohne Einwilligung des Conciliums; nun aber würden die Italieniſchen Biſchöfe nie ſo thöricht ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt um ihre Ueberlegenheit, die ſie in Anſehung der übrigen Nationen hätten, bringen helfen würden.

Indeſſen verſäumte mar
ner etwaigen Gegenwehr n
Vor allem aber ſuchte man die ohnehin ſchon uber-
groſſe Zahl der Italieniſchen Biſchöffe zu Trient zu
verſtärken. Alles, was noch in Italien beſonders
dem Kirchenſtaaate zurück war, und nicht durch eine
unvermeidliche Nothdurft, oder augenſcheinliche Un-
möglichkeit gehindert ward, ſogar reſignirte oder
bloſſe Coadjutoren oder gar nur Titularen mußten
aufbrechen, und weil der Cardinal in dem Rufe ei-
ner vorzüglichen Beredſamkeit ſtand, ſo mußte der
Biſchof von Bitonto, den man für einen der größten
Redner Italiens hielt, ſeiner kränklichen Umſtände
ungeachtet, wegen deren er bis daher von der Be-
ſuchung des Concilliums diſpenſirt geblieben, nun ſich
dahin begeben, um in öffentlichen Congregationen,
wo ſich der Cardinal würde hören laſſen, demſelben
das Gleichgewicht zu halten. Auch ward der Biſchof
von Viterbo nach Trient beordert, zwar unter dem
Vorwande, dem Cardinal zur Geſellſchaft zu dienen,
und daszenige, was er etwa den Legaten werde zu
hinterbringen haben, auf ſich zu nehmen; allein, in
der That ſelbſt, um ihn genau zu beobachten und ſein
Innerſtes auszuforſchen. Beyde verſprachen dem Pab-
ſte überaus wichtige Dinge, erſterer zwar den Sieg
über das Concilium, der letztere aber über den Car-
dinal, als dem er, ſo oft er eine dem Römiſchen Hof
unangenehme Meinung äuſſern werde, eine Anzahl
diſputirſüchtiger und eigenſinniger Theologen auf den
Hals hetzen wolle, die ihn gewiß müd machen würden,
da er ſich für ſeine Perſon vielmehr ſtill halten, und
demſelben ſein Beyleid bezeugen werde. Man machte
von nun an auch kein Geheimniß mehr zu Rom dar-
aus, daß man das Concilium ſo bald, als immer

möglich

möglich, zu Ende gebracht zu ſehen wünſche, ſo zwar, daß der Pabſt dem Franzöſiſchen Geſandten erklärte, er könne die dem Könige in dem bisherigen Krieg gezahlten Hülfsgelder nicht mehr geben, wenn man ihn das Concilium nicht bald endigen laſſe. Ja man wollte ſogar bemerkt haben, daß mehrere Römer wünſchten, daß die Hugenotten nicht ſo bald möchten gedemüthiget werden, weil ſie glaubten, daß durch die längere Dauer des Krieges der Cardinal und die Franzöſiſchen Biſchöffe zur baldigen Heimreiſe würden genöthigt werden.

Allein man hatte bei weitem nicht Urſache, wegen des Cardinals und der Franzoſen überhaupt ſo ſehr beſorgt zu ſeyn. Verſtellung war es zwar eben nicht, wie man ſich zum Theil an dem kaiſerlichen Hofe einbildete, daß ſie ſo viel von der Reformation ſprachen, und dennoch die Sache nicht mit gehörigem Ernſt anzugreiffen ſchienen; ſo viel iſt jedoch aus ihrem wiederholten den kaiſerlichen Geſandten ſelbſt gethanen Bekenntniß offenbar, daß ſie ſich wegen der mißlichen Lage ihres Reiches, die ihnen den Beyſtand anderer Fürſten, und hauptſächlich des Pabſtes nothwendig machten, nicht getrauten, dasjenige, was ſie wünſchten, mit beſonderem Nachdruck zu betreiben. Was der Cardinal hauptſächlich in dieſer Sache vornahm, beſtand darinn, daß er auch ſeinerſeits nach dem Beyſpiele der Kaiſerlichen die ihm mitgegebenen Reformations-Puncte den Legaten überreichte, welches Gelegenheit gab, daß die Kaiſerlichen den Vortrag der ihrigen in einer mit den Legaten gehaltenen Conferenz auf das neue zu bewirken ſuchten, aber auch mit der gewöhnlichen Antwort ſich begnügen müßten,

daß Puncte darinn enthalten wären, die nicht für das Concilium gehöreten, als die Reformation des Päbstes und seines Hofes, andere, ohne der Würde des Kaisers zu nahe zu treten, nicht könnten vorgetragen werden, als die Priesterehe, andere aber ohnehin von dem Concilium würden in Bedacht genommen werden.

So wenig Vergnügendes diese Antwort für den Kaiser enthielt, so hatte er noch das Mißfallen zu sehen, daß sich die Spanischen und Italienischen Bischöfe je länger je mehr in die hitzigsten Dispute über die Residenz der Bischöfe und den Ursprung ihrer Gerichtsbarkeit vertieften. Dem Kaiser kam es unbegreiflich vor, daß man sich so viele Mühe geben konnte, um nicht ausdrücklich von dem Concilium erklären zu lassen, daß Christus den Oberhirten seiner Heerde befohlen, bey derselben zu wohnen, und sie selbst zu weiden, und daß die Bischöfe nicht aus eben dem Grunde ihre Gewalt her haben sollten, als der Pabst. Allein, alles dieses würde ihn nicht so sehr betroffen haben, wenn nur nicht seine Reformations-Artikel ganz darüber wären aus der Acht gelassen worden. Er sowohl, als seine Gesandten waren der Meinung, daß man das Streiten aufgeben, und vielmehr auf Mittel denken solle, wodurch die Bischöfe sowohl zum Verbleiben bey ihrer Heerde, als zur Verrichtung ihres Amtes gebracht würden, hauptsächlich aber, daß Vorsehung geschehe, daß nicht ohne die wichtigsten und ganz offenkündigen Ursachen in dieser Sache dispensirt werde. Allein die Spanier sahen es durchaus als den Grundpfeiler aller Kirchen-Verbesserung an, daß erklärt werde, die Bischöfe seyen ver-

vermöge göttlichen Rechtens verbunden bey ihren Kirchen zu reſidiren. Hingegen vereinigte ſich der Cardinal von Lothringen in ſo weit mit den Kaiſerlichen, daß er auch ſeinerſeits ſich alle Mühe gab beyde Parteyen zu vereinigen, damit an wichtigern Sachen könnte gearbeitet werden. Man hatte auch um ſo eher Hoffnung eines guten Erfolges, da die Legaten ſelbſt ihm nebſt dem Cardinal Madruzzi und einigen andern aus allen Vätern gewählten Prälaten den Auftrag machten, ein Decret aufzuſetzen, wodurch beyde könnten zufrieden geſtellt werden. Allein, nachdem ſolches geſchehen, mißfiel das Decret den Legaten und Italienern, und gefiel auch den Spaniern nicht, ſo zwar, daß die erſteren nicht einmal zu bewegen waren, es ohne Zuſatz und Veränderung zum Vortrage zu bringen. Wodurch der Cardinal ſo ſehr aufgebracht ward, daß er den kaiſerlichen Geſandten ſagte, „er hätte Briefe von dem König, der Königin und ſeinem Bruder, wodurch er gemahnt werde, weil doch auf dem Concilium nichts Gutes geſchehe, nach Frankreich zurück zu kehren; denn man werde nächſtens eine Zuſammenkunft der Biſchöfe in Frankreich ſelbſt veranſtalten, zu welcher auch die Engländer und Deutſchen kommen würden, damit man endlich einen Weg zur Einigkeit in der Religion finde; wenn man dieſen von Trient aus erwarten wolle, könne man ſich, wie bis daher der Gang der Dinge geweſen, nichts Gutes verſprechen, welches er auch bereits den Legaten angedeutet habe.“

Kaum hatte Ferdinand von dieſer Aeuſſerung des Cardinals Nachricht erhalten, als er ſeinen Geſandten zurück ſchrieb, „daß auch ihm die täglich

1563 7. Febr. v. Inſpruk.

zu Trient ſich häufenden Streitigkeiten, und die daraus entſtehende Verwirrung der Geſchäfte ſo ſehr mißfalle, daß er den Gebrauch, den der Cardinal von ſeiner Inſtruction bey den Legaten gemacht, im geringſten nicht tadeln könne. Wenn das Concilium nicht in beſſere Ordnung gebracht, wenn ihm die gebührende Freyheit nicht gelaſſen, wenn auf demſelben nicht die gewünſchte und gänzlich nothwendige Reformation angeſtellt werde, ſo ſey auch er gezwungen in Deutſchland das nämliche zu thun; indem er, ſeinem kaiſerlichen Amte gemäß, keineswegs zugeben könne, daß wegen dieſer Verwirrung der Sachen des Conciliums die ganze katholiſche Religion zu Grunde gehe; dieſe Geſinnungen ſollten ſie zwar noch geheim halten, ſonſt aber von dem Cardinal und den Franzöſiſchen Geſandten in dieſem Stücke ſich nicht trennen.“

Vierzehntes Kapitel.

Der Cardinal von Lothringen zu Inſpruck. Ferdinands Ermahnungen an den Papſt wegen des Conciliums und der Reformation.

1563.

Was Ferdinand mit dem Cardinal, der bald darauf nach Inſpruck gekommen, für mündliche Abrede genommen, iſt nicht bekannt; ſo viel weiß man nur, daß er ſich bey demſelben ſtark beſchweret, „daß die päbſtlichen Legaten bis daher nicht mehr Rückſicht auf ihn, als auf einen Privat-Mann genommen. Ob ſie gleich ſelbſt das Geſtändniß abgeleget

leget hätten, daß unter den von ihm überreichten Artikeln mehrere wären, die verdieneten erwogen zu werden, ſo hätten ſie doch bereits zu ſeiner und ſeiner Geſandten Verachtung ſo viele Monathe verſtreichen laſſen, ohne ſie zum Vortrage zu bringen. Von den übrigen hätten ſie vorgegeben, daß ſie es unanſtändig gefunden, in ſeinem Namen den Vätern dergleichen Dinge vorzulegen, die die Ketzer ſelbſt ſich kaum würden getraut haben zu verlangen, da er doch keine andere Abſicht gehabt, als den Wünſchen der ihm untergebenen Nationen genug zu thun, denen er nicht habe entgegen ſeyn können. Man geſtatte auch nicht, daß diejenigen, die nur von weitem das Anſehen des Pabſtes berührten, in Erwägung kämen, oder entſchieden würden." Wozu er noch, etwas aufgebracht, ſetzte: „bis daher ſey noch nichts von einiger Wichtigkeit auf dieſer Verſammlung ausgemacht worden; der Pabſt werde entweder von dem Concilium zu Trient ſelbſt irre geführt, oder von ſeinem Concilium zu Rom, da man vermöge einer ſehr ſchädlichen Zweydeutigkeit Misbräuche mit dem Anſehen des apoſtoliſchen Stuhls vermiſche."*)

Ferdinand war von demjenigen, was er dem Cardinal geſagt, ſo ſehr überzeugt, daß er ſchon vor deſſen Ankunft zu Inſpruck ſeinen Theologen den Auftrag gemacht, zu überlegen, ob und auf was Art etwa die Sachen in einen andern Gang könnten gebracht werden. Die Fragen, die er ihnen vorlegte, beſtanden hauptſächlich darinn: „ob ſich der Kaiſer wegen Fortſetzung des Conciliums Mühe geben, oder deſſen Abbrechung und Aufſchub geſtatten ſolle; ob, wenn man das erſtere für räthlich halte, durch Dro-

*) Ap. PALLAVIC. L. XX. c. 5.

hungen oder andere Mittel die Abbrechung zu verhindern ſey; ob die Macht, etwas in Vortrag zu bringen, bloß allein den Legaten zuſtehe, oder den Biſchöfen und Geſandten gemein ſey; was man thun ſolle, wenn man wahrnehme, daß nur ein einziger Prälat den Secretär des Conciliums mache, und daß eben dieſer nicht am treueſten und ſchicklichſten zu Werke gehe; ob es nicht räthlich ſey, daß die Väter in zwey Claſſen getheilt würden, wovon die eine von der Lehre, die andere von der Reformation handle; ob man auf die Reformation des Pabſtes und des Römiſchen Hofes ſtark dringen ſolle, da zu befürchten ſey, daß das Gemüth des Pabſtes und derjenigen, auf die ſie zurück falle, ſo aufgebracht würden, daß ſie auf die Trennung des Conciliums bedacht ſeyn möchten: ob, und in was man den geiſtlichen Stand verbeſſern ſolle; ob es zuträglich ſey, auf das neue die Communion unter beyden Geſtalten, die Prieſterehe und den freyen Gebrauch des Fleiſcheſſens auf alle Tage zu verlangen; wie man es angehen könnte, die Deutſchen Biſchöfe zur Beſuchung des Conciliums zu vermögen; ob es nicht nützlich ſeyn möchte, daß ſich der Kaiſer ſelbſt auf das Concilium begäbe; was für ein Mittel zu treffen ſey in der Materie der Reſidenz der Biſchöfe und ſolchen Dingen, die bereits durch Kirchengeſetze beſtimmt ſeyen; ob es den Legaten zu geſtatten, daß ſie alles in der Ordnung, die ihnen ſelbſt beliebete, vortragen könnten.“ *)

Die Meinungen waren zwar ſehr verſchieden. Indeſſen ſchrieb doch Ferdinand dem Papſte, nachdem

*) Zu Trient wurden noch 12 andere Puncte herumgetragen, die ſelbſt Pallavicin als ächt erkennt; allein Ferdinand

dem er ſie vernommen: „es gehe zwar das Gerücht, daß der Pabſt das Concilium zu trennen oder aufzuſchieben gedenke, wozu ihm vielleicht die bisherigen Uneinigkeiten deſſelben Anlaß geben möchten; allein Ferdinand mache ihm nach ſeiner kindlichen Ehrerbiethigkeit zu wiſſen, daß er einer ganz andern Meinung ſey. Bey vielen würde dadurch eine Verzweiflung, bey andern eine Verachtung, und bey manchen ein Aergerniß entſtehen, als wenn es blos deswegen geſchehe, weil man die Verbeſſerung der Sitten verabſcheue, woraus eine nicht geringe Gefahr erwachſen könne, indem es zu beſorgen, daß verſchiedene Nationen ihre Zuflucht zu National-Concilien, die der Pabſt für ſo ſchädlich hielte, nehmen dürften. Damit aber etwas Nützliches könne ausgerichtet werden, müſſe man dem Concilium vollkommene Freyheit geſtatten, vermöge deren es auch den Geſandten der Fürſten und den Biſchöfen erlaubt ſey vorzutragen, was ſie glaubeten, daß zur Erhaltung der Religion und des dem Pabſte ſchuldigen Gehorſams wie auch einzelnen Reichen erſprießlich ſey; nicht minder müſſe auch eine ſolche Freyheit in dem Vortrag einzelner Meinungen herrſchen, damit ein Schluß könne gefaßt werden, ohne daß man nöthig habe ſich anderwärts hin zu wenden; auf ſolche Art ſey es in den vorigen Zeiten gehalten worden, und jezt, da die Gemüther ſo ſchwierig ſeyen, müſſe man ſie nicht durch Neuerungen noch mehr aufbringen."

Ferdinand empfahl auch noch auf das dringendſte die nöthige Verbeſſerung der Sitten, und machte endlich den Vorſchlag: „da es oft in den Concilien den beſten Erfolg gehabt, wenn der Kaiſer und

nand ſchreibt ſeinen Geſandten, die ſie ihm überſchickt, zurück, diejenigen, die ſie unter das Publikum gebracht, hätten die Sache nicht getroffen.

Pabſt in Perſon zugegen geweſen, ſo ſey er ſeinerſeits bereit, alle Ungemächlichkeiten zu ertragen, und alle übrigen Geſchäfte, einem ſo heiligen Werk zu Gefallen, hintan zu ſetzen, und erſuche auch den Pabſt ein ähnliches zu thun.“ Dieſes Schreiben ward auch den Legaten communicirt. In einem andern, das dem Pabſte allein eingehändiget ward, führte er ihm die menſchliche Sterblichkeit in das Gedächtniß, und daß man daher „mit der Reformation ungeſäumt zu Werke gehen müſſe, ehe dieſelbe durch ein Unglück gehemmt werde, beſonders da die Zuſammenberufung eines Concilium ohnehin zu lange verſchoben worden. Vor allem aber, glaube er, müſſe man auf eine Form denken, vermöge welcher die Pabſtwahl heilig und ordentlich und ohne allen Argwohn einer Simonie vor ſich gienge; indem von einem geſunden Haupt die Geſundheit auch auf den übrigen Körper geleitet werde. Der nämliche Bedacht müſſe auf die Auswahl der Cardinäle und Biſchöfe genommen werden, indem, ungeachtet daß von ihrer Verwendung, ihrem Beyſpiele und guten Namen das Wohl der Kirche abhange, es dennoch mehrere unter ihnen gebe, die der Kirche weder Ehre noch Nutzen brächten.“

„Von den Biſchöfen inſonderheit würden einige von dem Pabſt, andere von den Fürſten ernannt, andere aber von den Domſtiften erwählet; die von der erſtern und zweyten Claſſe würden gemeiniglich für beſſer gehalten, als die Gewählten, woraus man mit Grund an der Aechtheit, und guten Beſchaffenheit dieſer Wahlen zweifeln könne, in welchem Stücke man alſo Vorſehung thun müſſe.“ Sonſt ahndete er auch in dieſem Schreiben, „daß alles erſt zu Rom in Berathſchlagung genommen werde,

de, ehe etwas zu Trient zum Vortrag komme, ſo daß es ſcheine, es ſeyen zwey Concilien. Es würde im Gegentheil viel beſſer ſeyn, wenn der Pabſt ſich vielmehr von dem Concilium, als ſeinem beſonderen Rath leiten lieſſe, und dasjenige, was die Verbeſſerung ſeines Hofes angieng, mit Zuziehung und Gutheiſſung des Conciliums anordnete."

„Endlich ſey es höchſt nöthig, daß ſich die Biſchöfe bey ihren Sitzen aufhielten. Aus der bereits ſo lange herum getriebenen Frage, ob die Reſidenz göttlichen oder menſchlichen Rechtens ſey, laſſe ſich ſchlieſſen, daß die meiſten Biſchöfe auf jenen Theil hiengen, von dem ſie glaubeten, daß er dem Pabſt der angenehmſte ſey; einige von ihnen trügen Verlangen nach dem Purpur, andere ſeyen arm, andere aber reich und mit ihren Bisthümern zufrieden. Von den letzten lieſſe ſich ſchon glauben, daß ſie ihre Meinung frey heraus ſageten; allein, die beyden erſtern gäben zu verſtehen, daß ihnen die Reſidenz zur Laſt falle; kurz, wenn der Pabſt keinen Anſtand in ſeinem Gewiſſen habe, ſolle er der Entſcheidung der Frage freyen Lauf laſſen."

Von dieſem letztern Schreiben hatte Ferdinand auch ſeinen eigenen Räthen keine Eröffnung gemacht, ſondern bloß es durch ſeinen vertrauteſten Secretär, dem er überhaupt ſeine geheimſten Aufträge befahl, ausfertigen laſſen; welches, wie er ſelbſt ſagt, nicht einmal geſchehen wäre, wenn nicht ſeine eigene Handſchrift dem Pabſt zu unangenehm und ſchwer zu leſen dürfte gefallen ſeyn. Auf beyde Schreiben antwortete dieſer ganz kalt, lobte Ferdinands gute Geſinnungen für das Beſte des päbſtlichen Stuhls ſo wohl als der Kirche, und deutete ihm an, daß nächſtens

ſtens der Cardinal Moron ihm mündliche Antwort auf alle beſondere Puncte ſeiner Schreiben ertheilen werde; indeſſen ſolle Ferdinand ſicher glauben, daß er weder einen Aufſchub noch Trennung des mit ſo vieler Mühe endlich zuſammen gebrachten, und bis daher erhaltenen Conciliums verlange, ſondern vielmehr einen ſolchen Ausgang, welcher der von ihm geſchöpften Hoffnung entſpreche.

Fünfzehntes Kapitel.

Unterhandlungen zu Innſpruck zwiſchen dem Kaiſer und dem Cardinal Moron. Urtheile darüber.

1563.

Es waren nämlich indeſſen zween Legaten des Conciliums, der Cardinal von Mantua, der dieſen Namen führte, weil er aus dem herzoglich Mantuaniſchen Hauſe war, und Seripandus mit Tode abgegangen, welche beyde wegen ihrer Redlichkeit, letzterer auch wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Frömmigkeit allgemein geſchätzt waren, ſo daß zum Unglück die beyden andern übrig geblieben, auf die man juſt das wenigſte Vertrauen hatte. Von dem Hoſius ſagten mehrere, daß er als ein Mann, der aus einem geringen Stand von dem päbſtlichen Hofe zur Cardinalswürde erhoben worden, nun demſelben zu viel ſchmeichle. Gegen den Simonetta aber, an den eigentlich die geheimen päbſtlichen Aufträge gerichtet wurden, war alles aufgebracht, als denjenigen, der bis daher durch ſeine unzeitigen Einfälle das Concilium ſowohl als den Pabſt mit ſeinen Cardinälen zu Rom regieren wollen, und ſeine Collegen nur zu

ſtürzen

ſtürzen getrachtet, *) welches um ſo unerträglicher ſchien, da er vor dem Concilium ſo ein unbedeutender Mann geweſen, daß man auſſer Rom kaum ſeinen Namen wußte, die übrigen aber ſchon lange berühmte Männer waren.

Es wurden demnach Moron und Novagero dazu auserſehen. Erſterer, als einer der größten Staatsmänner ſeiner Zeit mußte zugleich nach Inſpruck gehen, um dem Kaiſer diejenigen Bedenken, die er in ſeinem Schreiben an den Pabſt geäuſſert, zu benehmen; wobey er den geheimen Auftrag hatte, den Kaiſer, ſo viel thunlich, dahin zu vermögen, daß er ſeine Einwilligung zur baldigen Endigung des Conciliums gäbe. Um den Angriff abzuwenden oder doch zu ſchwächen, führte der Cardinal ſelbſt Klagen gegen das Verhalten vieler Biſchöfe auf dem Concilium, ſo wie auch gegen jenes der weltlichen Monarchen in Anſehung deſſelben, obgleich im letzteren Stücke auf eine feinere und verdecktere Art. In manchen Dingen verlangte er auch Ferdinands Rath, um denſelben deſto mehr von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu überzeugen. Aus den von dem Kaiſer ſchriftlich ihm gegebenen Antworten ſieht man, daß ſeine erſte Beſchwerde gegen die Weitläufigkeit gerichtet war, womit die Biſchöfe und Theologen theils ihre Stimmen ablegeten, theils ihre Meinungen vorbrächten, als wodurch hauptſächlich das Concilium ſo ſehr in die Länge gezogen würde.

Ferdinand glaubte, man würde dieſem Mißbrauche begegnen können, wenn man über Dinge, die von den Proteſtanten nicht beſtritten würden, gar keine

*) Schreiben Walderdorfs an Granvelle vom 1 April 1563.

nie Unterſuchungen anſtellete, auch wenn man Deputationen aus allen Nationen zuſammenſetzete, die erſt alles genau erwägen ſollten, ehe etwas zum allgemeinen Vortrag käme. Nichts war für den Cardinal unerwarteter als dieſer letzte Vorſchlag. Schon ſchwebte ihm das Concilium von Coſtnitz vor Augen, und daß man durch dieſe Deputationen nichts anders ſuche, als den Weg dahin zu bahnen, daß nach dem Beyſpiele deſſelben auch die Stimmen überhaupt nationenweiſe abgelegt würden, um der Italieniſchen das Uebergewicht, welches ſie wegen der Mehrheit ihrer Biſchöfe hatte, zu benehmen. Er machte daher ſchriftliche und mündliche Vorſtellungen dagegen, und noch, als er bereits abgereiſet war, ſchickte er dem Nuntius an dem kaiſerlichen Hof einen Aufſatz, den er dem Kaiſer einhändigen ſollte, in welchem er unter anderm ſagt: „es ſey unmöglich, daß zwey bis drey Engländiſche oder Irländiſche Biſchöfe ſo viel Anſehen auf dem Concilium haben ſollten, als z. B. 30 Spaniſche; ſo etwas könne der Pabſt nicht einmal zugeben, wenn nicht der gröſſere Theil der Biſchöfe ſelbſt damit zufrieden ſey. Das Coſtnitzer Concilium ſey eben damals ohne Haupt geweſen, als es auf dieſe Art verfahren, und das Basler ſey nicht als rechtmäßig anerkannt worden.“ In der ebenfalls ſchriftlichen Antwort, die Ferdinand dem Cardinal nachſchickte, ſagt er: „eben die geringe 1563. 13. Mai. Anzahl der Biſchöfe von manchen Nationen habe ihn auf die Gedanken geführet, ob es nicht beſſer wäre, aus jeglicher eine Deputation niederzuſetzen, indem ſie gewiß um ſo lieber alles Verordnete vollſtrecken würden, wenn ſie wahrnehmen, daß man eine ſolche Rückſicht gegen ſie gebraucht; auch würden ſie den Argwohn fahren laſſen, als wenn es nur dahin angelegt ſey, daß die Italieniſche über die andere durch

die

die Mehrheit der Stimmen ſiegen ſolle, da doch die übrigen ihre Wunden und Bedürfniſſe bey weitem beſſer kennen müßten."

Der andere Punct betraf die Clauſel: Proponentibus Legatis (vermöge des Vortrags der Legaten,) wobey Ferdinand erklärte, „daß er ihr nie den Sinn zugeſtehen könne, als wenn nicht auch das Anſehen eines Römiſchen Kaiſers, ob er gleich ein Lai und weltlicher Fürſt ſey, in den Sachen des Conciliums von Gewicht ſeyn ſollte, beſonders in dem Fall, wo Pabſt und Cardinäle ſich nachlaßig bezeugeten. Man behaupte ſogar, daß auch auſſer dieſer Nachläßigkeit nicht nur allein er, ſondern auch andere Könige und Fürſten, denen gewiß am meiſten daran gelegen die katholiſche Religion in ihren Ländern aufrecht zu erhalten, die Freyheit hätten dasjenige vorzutragen, was ſie zu dieſem Zweck dienlich zu ſeyn glaubeten: ja man könnte dieſes Recht nach dem uralten Gebrauch der Concilien nicht einmal Leuten von niederem Rang ſtreitig machen." Der Cardinal wich in ſeiner Antwort der Hauptfrage aus, und erklärte nur, der Kaiſer ſollte nicht zweifeln, daß die Legaten dasjenige, was die Fürſten, beſonders aber ihn ſelbſt gut däuchte, vortragen würden. In der letzten ſchriftlichen Antwort ſetzte er noch dazu: „wenn es die Legaten verſäumeten zu thun, würde ſich der Kaiſer ſo, wie die übrigen Fürſten, billig beſchweren können; dadurch, daß den Legaten das Recht des Vortrags eingeräumt ſey, wäre den Fürſten und ihren Geſandten daſſelbe nicht benommen. Eine ausdrückliche Erklärung jedoch über den Sinn der Clauſel vorzuſchlagen, würde nicht ohne groſſe Streitigkeiten der Väter, und Verwirrung abgehen.

gehen.“ Ferdinand beharrete zwar in seiner ersten Antwort auf der Nothwendigkeit einer besondern Erklärung hierüber; in der letzten aber begnügte er sich damit, wenn nur durch die That selbst ihm und den übrigen Fürsten das Recht des Vortrags ungekränkt bliebe.

Der dritte Punct gieng die Freyheit der Väter an, die der Cardinal für billig, und zum Theil für nothwendig ansah, besonders daß ihre Stimmen nicht an die Willkühr der Fürsten gebunden seyn dürften. Worauf Ferdinand antwortete, „daß ihm seinerseits nicht das geringste bekannt sey, wodurch er dieser Freyheit zu nahe getreten wäre; und wenn es andere Fürsten thäten, so könnte er es nicht gut heissen. Dabey aber könnte er auch nicht unberührt lassen, daß es Leute gegeben, die es dem Pabst zur Last haben legen wollen, als wenn er theils in eigener Person, theils durch seine Legaten einige von den Vätern, besonders solche, die von ihm im Geistlichen und Weltlichen abhiengen, vielleicht mehr bey Ablegung ihrer Stimmen eingeschränkt, als es die Freyheit des Conciliums ertragen zu können scheine; welches die meisten daher glaubeten schliessen zu können, weil diese Bischöfe zu Zeiten schienen das Ansehen der Römischen Kirche zu sehr zu erheben, obschon solches ohne Verhehlung gewisser Mißbräuche nicht geschehen könne. Doch seinerseits glaube er es nicht so leicht, daß der Pabst sich etwas herausnehmen werde, was mit dem Recht und der Vernunft streite.“ Für diesen guten Willen bedankte sich der Cardinal in seiner Antwort.

Bey Gelegenheit des fünften machte Ferdinand dieſe Materie wieder rege, und führte beſonders die Klage an, „daß die Legaten über alles ſich erſt von Rom aus belehren lieſſen; dadurch entſtünde nicht allein ein Zeitverluſt, ſondern diejenigen, die dem Concilium nicht gewogen, ſchrieen, daſſelbe würde nicht zu Trient ſondern zu Rom gehalten, und deſſen Geſchäfte würde nicht ſowohl durch die Väter, die mit ſo vieler Unbequemlichkeit und Koſten ſich zu Trient aufhielten, als durch die hin und wieder gehengen Poſtillions beſorget. Doch geſtünde er gern zu, daß, wenn etwas Neues auf demſelben vorfiele, woran man zuvor nicht gedacht, beſonders ſolche Sachen, von denen die Anſagungs-Bulle keine Meldung thue, man es den Legaten nicht übel ausdeuten könne, wenn ſie ohne Wiſſen und Befehl nichts unternähmen.“ Worauf der Cardinal mit Vorbeygehung der Hauptſache antwortete, „man habe bis daher den Vätern die Freyheit nicht benommen über dasjenige, was einmal zum Vortrag gekommen, einen Schluß zu faſſen, und werde es für das künftige um ſo weniger thun. Wenn auch über einige von den vorgetragenen Dingen, als das Decret wegen der Reſidenz und der göttlichen Einſetzung der Biſchöfe, kein Schluß gefaßt worden, ſo ſey weder die Schuld an dem Pabſt noch den Legaten gelegen, ſondern an den Biſchöfen ſelbſt, die ſich nicht vereinigen könnten.“

Da auch der Artikel wegen der Reformation zu Sprache gekommen, ertheilte Ferdinand ſeine Gedanken darüber dem Cardinal auf folgende Art mit: „der Artikel, der die allgemeine Reformation der Kirche betreffe, ſey ohne Zweifel der wichtigſte unter allen; in dieſem Stücke aber ſeyen alle ein-

ſtimmig, daß ſie nicht allein in Anſehung der Glieder der Kirche, wegen deren wirklich das Concilium angefangen habe, einige Dinge abzuhalten, ſondern auch wegen des Hauptes, welches die Römiſche Kirche und der Pabſt ſey, „wobey jedoch Ferdinand erklärte, daß er gegen die Perſon des jetzigen alle Hochachtung habe, und an derſelben nichts auszuſetzen finde,“ höchſt nothwendig ſey, hauptſächlich wegen jener offenkündigen Mißbräuche, die lange Zeit her, wie es niemand läugnen, in dieſelbe ſich eingeſchlichen, und aus denen ohne allen Zweifel alle jene Uebel, welche jezt im Schwung giengen, erwachſen ſeyen. Denn erſtens wegen der Mißbräuche der geiſtlichen Gerichtsbarkeit und Gewalt, welche beſonders in unbeſcheidenen Diſpenſationen, ungerechten Verordnungen (Conſtitutionibus), unrechtmäßigen Citationen, vernunftwidrigen Befreyungen (Exemtionibus), leichtfertigen Excommunicationen, unwürdigen Vergebungen der Beneficien, und der alle Schranken überſteigenden Mehrheit derſelben, wie auch tauſend andern dergleichen Dingen an dem Römiſchen Hof und zwar meiſtens aus Gewinnſucht ausgeübt worden, ſey es gekommen, daß bey den Ketzern die geiſtliche Gerichtsbarkeit und Gewalt nicht allein ihre ganze Achtung verlohren, ſondern daß ſie ſich auch ganz davon ledig gemacht, und ſich beſondere Richterſtühle, Verſammlungen der Gottloſen, und Sitze der Peſtilenz erbaut.“

„Hernach weil diejenigen, welche ſich die Erbauung der Kirche, und die Aufrechthaltung der Religion beſonders hätten ſollen angelegen ſeyn laſſen, von einer auſſerordentlichen Nachläßigkeit, ja Schlafſucht wären befallen worden, ſo hätten die Ketzer durch ihre Thätigkeit faſt die Grundfeſten der Kir-

che erſchüttert. Zuletzt, da man bey dem ganzen geiſtlichen Stand beynahe alle Laſter ungeſtraft erblicke, ſo daß Unzucht, Schwelgen und Saufen, Geiz und Simonie und die damit verwandten Laſter gleichſam demſelben zur Gewohnheit geworden, ſey faſt die ganze Geiſtlichkeit bey dem gemeinen Volk in einen ſolchen Haß verfallen, daß, was ſie immer rede oder thue, wenn es auch heilſame Dinge ſeyen, man es für Gift anſehe. Ferdinand zweifle nicht, daß der Pabſt, ſeiner Frömmigkeit und Aufrichtigkeit nach, dieſe Dinge nicht läugnen werde. Die Frage ſey demnach nur, wo und durch wen die Verbeſſerung geſchehen könne oder ſolle. Was deſſen Perſon und den zeitlichen Zuſtand von Rom betreffe, habe es keine Schwierigkeit; nur diejenigen Dinge an dem Römiſchen Hof, die einiger Maſſen auch die ganze chriſtliche Welt angiengen, wie die zuvor erwähnten, verdieneten eine beſondere Betrachtung. Ferdinand ſey zwar in Anſehung derſelben belehret worden, daß die Verbeſſerung davon von gemeinen Rechts wegen dem Pabſt als dem Haupt und dem Concilium als dem Körper, in ſo weit es mit dem Pabſt vereiniget ſey, zugehöre, welches auch aus den vorigen Concilien erhelle; er wolle ſich aber in keinen Diſput darüber einlaſſen. Dieſes könne er aber gewiß ſeiner kindlichen Ehrerbietigkeit und Liebe gegen den Pabſt nicht verſchweigen, daß wenn auch derſelbe von ſtrengen Rechts wegen nicht verbunden wäre, das Concilium an dieſem Geſchäfte Theil nehmen zu laſſen, er dennoch, wenn er bloß den Nutzen und die Bedürfniſſe dieſer ſo gefährlichen Zeit zu Rath zöge, ſich keines Weges deſſen weigern ſollte."

„Auf dieſe Art würde er ſich viel leichter des ganzen Geſchäfts entledigen, da auf dem Concilium

wegen der Menge ſo vieler gelehrten und frommen Männer faſt aller Verdacht der Nachläßigkeit und Untreue bey der Behandlung deſſelben wegfalle, der nie könne verhütet werden, wenn die Sache zu Rom ſolle abgethan werden, theils wegen menſchlicher Schwäche derjenigen, die dem Pabſt Beyſtand leiſten ſollten, und vielleicht auch wegen des Vortheils und Schadens, den einige davon haben würden. Wenn ſich der Pabſt nach dem Beyſpiel desjenigen, deſſen Bild er an ſich trage, auf eine ſolche Art demüthige, werde er ſich bey der ganzen jezigen, ja auch der Nachwelt eine unermeſſene Ehre zuwege bringen, beſonders da er ähnliche Handlungen einiger ſeiner Vorfahren bereits vor ſich habe."

„Man wiſſe, daß viele eine fremde Sache beſſer beſorgten, als wenige ihre eigene: auf der Mehrheit der Weiſen hafte das Wohl des Erdbodens. Eine ſolche allgemeine Reformation, die auf dem Concilium angeſtellt würde, wo alle Könige und Fürſten ihre Geſandten hätten, würde, auch von denſelben weit lieber angenommen und zum Vollzug gebracht werden; wozu noch komme, daß, „weil doch der Pabſt, wie Ferdinand von dem Cardinal vernommen, ſchon vieles in Anſehung des Conclave, welches nicht den geringſten Theil dieſes Geſchäftes ausmachen würde, auf das klugeſte und heiligſte verordnet, „gewiß denjenigen Unternehmungen, wodurch ſonſt die Sachen des Conclave ſo ſehr pflegten verwirrt zu werden, um ſo nachdruckſamer würde begegnet werden, wenn es der Pabſt an das Concilium gelangen lieſſe, beſonders da in dieſem Stücke gegen die Könige ſelbſt und ihre Geſandten Beſchwerden geführt würden. Aus dieſen Gründen hätten viele rechtſchaffene und der katholiſchen Religion äuſſerſt erge-

ergebene Männer gewünſcht, daß der Pabſt nicht ſo wohl auf ſein Anſehen, als den bedaurenswürdigen Zuſtand der Kirche Rückſicht nehmen möchte."

„Weil auch der Pabſt nach Ausſage des Cardinals beſchloſſen, daß die Wahl und Ernennung der Biſchöfe in gute Wege eingeleitet werde, dieſes Stück aber, beſonders was Deutſchland angehe, eine groſſe Sorgfalt erfordere, ſo wolle er ihm einen Aufſatz hierüber, wie er ihm überreichet worden, mittheilen. Vermöge deſſelber wären die Hauptmängel der Deutſchen Capitel in folgendem beſtanden: daß man Knaben auf die Stifte nehme, und noch dazu ſolche, die in proteſtantiſchen Schulen erzogen worden; daß blos Adelige zu Präbenden gelangen könnten; daß keine Schulen auf denſelben anzutreffen, und der Scholaſticus blos den Namen trage; daß, wenn auch keine zu einem Bisthum taugliche Perſon in dem Capitel vorhanden, man dennoch, anſtatt eine fremde zu poſtuliren, eine aus dem Capitel wähle; daß ſich weltliche Fürſten in die Wahlen miſcheten, und durch Empfehlungen oder Geld die Freyheit davon ſtöreten. Noch ein Hauptmangel ſey, daß die Capitel entweder ganz von der Gerichtsbarkeit des Biſchofes befreyt, oder dieſe zu ſehr eingeſchränkt ſey, woraus die ſo groſſe Ausgelaſſenheit, die Verachtung göttlicher und menſchlicher Rechte, und alle Laſter gefloſſen."

Der Cardinal antwortete: „die Verbeſſerung dieſer Puncte, nur die wenigſten ausgenommen, welche die Perſonen der Cardinäle und des Pabſtes und deſſen Wahl angiengen, hätte der Pabſt ohnehin ſchon dem Concilium überlaſſen, oder würde es noch thun. Er wünſchete nur, daß aus der kaiſerlichen

Schrift das Wort „Verbeſſerung im Haupt" möchte ausgelaſſen werden; nicht, daß er die redlichen Abſichten deß Kaiſers nicht gut hieſſe, ſondern weil ſie in ſolche Hände kommen dürfte, welche die Verbeſſerung „in dem Haupt" nach einem ganz andern Sinn, als wenn nämlich der Kaiſer ſelbſt an der Perſon und den Sitten des Pabſtes etwas auszuſtellen habe, deuteten, und damit nicht etwan die gehäßige Frage, ob der Pabſt über das Concilium ſey, dadurch rege gemacht würde. Sollte der Kaiſer demjenigen noch etwas beyzuſetzen finden, was der Pabſt bereits in Anſehung des Conclave verordnet, ſo würde es dieſer gewiß mit einem väterlichen Gemüth aufnehmen. Auch ſeine Bulle wegen des Conclave, würde der Pabſt gern dem Concilium vorlegen, wenn er nicht die ſo verſchiedenen Geſinnungen der Väter, derſelben Unerfahrenheit in dergleichen Dingen, den daraus entſpringenden Zeitverluſt, oder gar eine Trennung fürchtete. Was übrigens das Concilium in Anſehung der von dem Kaiſer erwähnten Puncte und inſonderheit der Wahlen der Biſchöfe, und Befreyung der Capitel von der biſchöflichen Jurisdiction bereits beſchloſſen, oder noch beſchlieſſen werde, wolle man alles dem Kaiſer vorlegen."

Ferdinand erwiederte, „er habe nur einige Dinge, die zu den Mißbräuchen des Römiſchen Hofes gehörten, angeführt; der Cardinal werde ſeiner Vernunft nach wohl einſehen, daß er ſich bey denſelben nicht habe einſchränken wollen. Wenn es demnach noch andere gebe, die weder auf dem vorigen noch dem jetzigen Concilium von Trient hinlänglich verbeſſert worden, ſo hoffe er, der Cardinal werde mit ſeinen Collegen ſelbſt Hand daran legen. Und weil Ferdinand in ſeiner vorigen Antwort auch Meldung

dung von dem Conclave, wiewohl nur mit einigen Worten, gemacht, ſo hielte er, wie mehr er der Sache nachdenke, deſto mehr dafür, daß weder dieſe noch die Art, wie die Cardinäle gemacht würden, zu verſäumen, beſonders da dem Pabſt ſelbſt dadurch kein Eingriff geſchehe, ſondern es nur darum zu thun ſey, daß die Nachfolger deſſelben ſich den Zügel dabey nicht ſo weit ſchieſſen lieſſen, als es im vorigen Jahrhundert nicht einmal, und nicht ohne groſſes Aergerniß von einigen geſchehen. Daß dergleichen Dinge auf Concilien abgehandelt worden, ſey nichts Neues."

„Sollte auch ein Diſput auf dem Concilium darüber entſtehen, ſo ſey derſelbe, wenn er nicht aus Prahlerey oder dem Geiſt des Widerſpruchs herrühre, ſondern nahin ziele, die Wahrheit zu finden, eben nicht ſchädlich. Daß aber der Cardinal verlange, man ſolle die Worte, wo Meldung von der Verbeſſerung des Hauptes geſchieht, wegſtreichen, ſo ſehe er, wenn er aufrichtig ſagen ſolle, was er gedenke, eben keine dringende Nothwendigkeit davon; indem ſie in den vorigen Zeiten ſo oft ſelbſt von Concilien gebraucht worden. Eben ſo wenig könne er wahrnehmen, daß dadurch die ſo gehäßige Frage, ob der Pabſt über das Concilium ſey, werde auf die Bahn gebracht werden; daraus wenigſtens, daß der Römiſche Hof, wenn er auch mit dem Pabſt als ſeinem Haupt in Verbindung ſtehe, reformirt werde, folge keineswegs, daß das Concilium über den Pabſt ſey, indem ja der Pabſt ſelbſt mit in das Concilium eingeſchloſſen, und gar nicht die Rede von einem mit dem Pabſt im Widerſpruch ſtehenden Concilium ſey."

Dieß war aber bey weitem noch nicht hinreichend, den Cardinal von dem Gegentheil zu überzeugen, als welcher ein für allemal darauf beharrte, daß es sich nicht gezieme, daß man dasjenige, was der Pabst angehe, und was von ihm mit vielem Vorbedacht, und Zurathziehung der in der Sache erfahrensten Männer sey beschlossen worden, dem Urtheil derjenigen unterwerfen solle, die niemals mit dergleichen Sachen zu thun gehabt. Wenn auch von der Wahl des Pabstes auf einem Concilium gehandelt worden, so sey solches nie geschehen, als wenn die Päbste selbst gegenwärtig gewesen, die dasjenige verordnet hätten, was das jetzige erneuert.

An der Bulle wegen des Conclave, versetzte Ferdinand, habe er nichts auszustellen; er wünsche vielmehr nichts, als daß nur der Pabst sich alle Mühe gebe, daß sie eine sichere und feste Vollstreckung erhalte; hauptsächlich aber, daß die Cardinäle, Conclavisten, Gesandten der Könige nebst denen, welchen die Bewachung des Conclave obliege, und endlich das Römische Volk durch ernsthafte Strafen von allem, was dagegen seyn könne, abgehalten werde, von welchem er geglaubt, daß es am besten auf dem Concilium durch den Rath und die Mitwirkung der dortigen Gesandten der weltlichen Souverains könnte vorgenommen werden.

Das übrige, was Ferdinand dem Cardinal schriftlich vortrug, gieng kürzlich dahin, „daß man der Entscheidung von der Frage, welches Rechtens die Residenz der Bischöfe sey, die so ärgerliche Zänkereyen erreget, zwar freyen Lauf lasse, jedoch, sie möge ausfallen wie sie wolle, wenigstens den Bischö-

fen

ſen eingepräget werde, daß ſie zu einer perſönlichen Reſidenz verpflichtet ſeyen.“

„Man habe es auch bis daher als etwas Ungereimtes angeſehen, daß nur ein einziger Secretarius zur Aufzeichnung deſſen, was auf dem Concilium vorgegangen, ſey gebraucht worden. Dieſes ſtreite nicht nur allein mit dem Brauch der vorigen Concilien, ſondern auch mit der geſunden Vernunft, indem ein einziger Menſch unmöglich hinreichen könne, ſo viele Sachen aufzuzeichnen. Wenn es ihrer wenigſtens zwey wären, könnte man durch die Gegeneinanderhaltung ihrer Protokolle um ſo eher die Entſcheidungen und Decrete nach dem Sinn der Väter abfaſſen. Die Legaten möchten in dieſem Stücke keinen Verdacht auf ſich laden, oder zum Tadel Anlaß geben.“ Ueber dieſen Punct hatten beſonders die kaiſerlichen Geſandten zu wiederholten Malen ungemein ſtarke Klagen geführet, und nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß man dem bisherigen Protokoll nicht vollkommen trauen dürfe.

Ferdinand habe auch vernommen, daß es der Pabſt gern ſähe, wenn er ſich nach Bononien begeben würde, um ſich dort als Kaiſer krönen zu laſſen, bey welcher Gelegenheit man es überlegen könne, ob es nicht räthlicher wäre, das Concilium ebenfalls dahin zu verlegen. So geneigt er aber auch ſey, in dieſem Stücke in die Fußſtapfen ſeiner Vorfahren zu treten, ſo ſähe er doch die vielen Schwierigkeiten vor, die ſich äuſſern würden, wenn auch das Concilium nach Bononien ſollte verſetzt werden. Ein ſolches Unternehmen werde, nach demjenigen zu urtheilen, was ſich bis daher zugetragen, noch lange Zeit fordern, während der er unmöglich von Deutſchland abweſend

seyn könne, indem grosse Bewegungen daselbst unter der Hand gemacht, ja Kriegsrüstungen hie und da vorgenommen würden, die er vor allem müsse suchen noch bey Zeiten hinzulegen. Ohne Gegenwart der Deutschen Bischöfe liesse sich ohnehin wenig ausrichten, die aber kaum würden zu bereden seyn, bey solchen Umständen ihre Kirchen zu verlassen, um sich nach Bononien zu begeben; er könne sie auch um so weniger dazu zwingen, da man ihnen bis daher stäts Hoffnung gemacht, daß ein Concilium in Deutschland selbst sollte gehalten werden. Die grosse Anzahl der Väter nebst den Gesandten der weltlichen Fürsten würde ebenfalls nur mit grosser Mühe ihren Sitz ändern können. Hingegen sey er noch immer der Meinung, daß es für die Christenheit sehr heilsam seyn werde, wenn sich der Pabst nach Trient begäbe, in welchem Fall er sich auch dort einzufinden gedächte."

Auf diese letztern Puncte erklärte sich der Cardinal sehr willfährig: „er hielte zwar einen Secretär für hinreichend, doch, wenn der Kaiser auf dem Gegentheil bestehe, wolle er sich darüber mit den übrigen Legaten über die Weise, auf welche eine Aenderung zu treffen, berathschlagen. Auch zweifle er nicht, daß der Pabst alles gut heissen werde, was Ferdinand wegen der Reise nach Bononien vorgebracht; nur ersuche er denselben, daß er diejenige Sorge, die er wegen der Krönung zu tragen versprochen, in der That selbst anwenden möge."

Damit endigte sich die ganze Unterhandlung, auf deren Ausgang man äusserst begierig gewesen. Gleichwie die Denkungsart derjenigen, welche sie betraf, so sehr verschieden war, so mußten auch die Urtheile

äusserst

äuſſerſt von einander abweichen. Auch konnte ſich Ferdinand kein anderes Schickſal verſprechen, als nur zu oft diejenigen trifft, die ſich in die Mitte ſtellen, und es mit keinem Theil verderben wollen, das iſt, ſeine Vorſchläge gefielen weder den Römern, und Italienern, noch den übrigen Katholiſchen; den erſteren kamen ſie zu hart, den andern zu gelind vor. Da Ferdinand einen Auszug der Unterhandlung ſeinen Geſandten nach Trient ſchickte, um eine Abſchrift davon dem Cardinal von Lothringen und dem Spaniſchen Geſandten Grafen von Luna mitzutheilen, äuſſerte ſich erſterer gleich dahin: „Ferdinand habe ſich zu wenig um die Freyheit des Vortrages auf dem Concilium angenommen, die doch eine Sache von äuſſerſter Wichtigkeit ſey. Wenn die Worte: Proponentibus Legatis, in den Decreten ſtehen bleiben ſollten, ohne daß durch eine feyerliche Auslegung beſtimmt werde, was man darunter wolle verſtanden haben, ſo halte er dafür, daß der Freyheit und Würde des Conciliums auſſerordentlich viel entzogen und demſelben das gröſte Denkmal der Schande aufgeheftet worden; welches ihm um ſo mehr zu Gemüth gehe, da er ſichere Nachrichten habe, daß der Pabſt bereits entſchloſſen geweſen, daß eine förmliche Erklärung darüber ſolle abgefaſſet werden, welches jezt unterbleiben werde, nicht ohne höchſten Verluſt des Anſehens des Conciliums. Auch däuchte ihn, Ferdinand habe wegen des Secretärs des Conciliums mit zu wenig Nachdruck geſprochen.“

Als die Geſandten ſolches berichtet, ließ Ferdinand dem Cardinal zurück ſagen: „Wenn derſelbe denen Geſprächen beygewohnt hätte, die er mit dem Moron geführet, ſo würde er wohl anders urtheilen, indem er nichts übergangen, was er geglaubt, daß

an dem Concilium ſollte verbeſſert werden, ſo zwar, daß ein Katholiſcher ſtärker und nachdrucksamer (acrius & vehementius) ſich nicht herauslaſſen könne; daß er aber von ſolchen Diſputen nichts in den ſchriftlichen Aufſatz habe einflieſſen laſſen, ſey aus Beſcheidenheit und dem Moron zu Gefallen geſchehen."

Sechzehntes Kapitel.

Ferdinands Aeuſſerungen wegen des Schluſſes des Conciliums. Reformation der weltlichen Fürſten.

1563.

Nicht lange hernach ſah ſich Ferdinand einem andern Verdachte ausgeſetzt, als wenn er nämlich dem Moron ſeine Einwilligung zum baldigen Schluß des Conciliums gegeben, indem die Legaten nach der Zurückkunft deſſelben mit weit weniger Zurückhaltung, als jemals, darauf drangen. Um den Cardinal von Lothringen, auf den es nach Ferdinanden hauptſächlich anzukommen ſchien, zu gewinnnen, trugen ſie ihm im Namen des Pabſtes die Legation über ganz Frankreich an, mit der Vollmacht, in Dingen, die nur menſchlichen Rechtens wären, nach ſeinem Gewiſſen zu diſpenſiren. Kaum erhielt Ferdinand von dem Gerüchte ſowohl, das man wegen ſeiner verbreitete, als von demjenigen, was mit dem Cardinale vorgieng, einige Nachricht, als er es für nöthig hielt ſeine Geſinnungen deutlich zu erklären. „Ihm falle es äuſſerſt betrübt, ſchrieb er ſeinen Geſandten zurück, den Pabſt und auch andere ſich ſo viele Mühe geben zu ſehen, daß das Concilium auf das eilfertigſte beſchloſſen werde,

be, ſo zwar daß man auch durch Nebenwege und weiß nicht was vor Künſte dahin zu gelangen trachte. Ihm ſchmerze dabey hauptſächlich, daß in göttlichen Dingen nur menſchliche Rathſchläge, und Privat-Intereſſe gelten ſollen, durch welche man dasjenige, was zur Ehre Gottes und dem allgemeinen Beſten gehöre, zu hindern und zu ſtören ſuche; wie mehr man ſich beſtrebe durch ſolche Wege, die von dem rechten abführen, dergleichen menſchliche Vorhaben durchzuſetzen, deſto weniger Gnade habe man von Gott in geiſtlichen Dingen zu gewarten. Er habe zwar ſelbſt es bis daher zu ſeinem Hauptgeſchäfte ſich gemacht, die Sache dahin einzuleiten, daß das Concilium nicht durch unnöthige Weitſchweifigkeiten und Verſchube in die Länge gezogen würde, indem dieſes ein groſſes Aergerniß erwecke, und den Kirchen wegen der langen Abweſenheit der Biſchöfe groſſen Schaden zuziehe. Allein ſeine Meinung ſey nie geweſen den Fortgang derſelben alſo zu befördern, daß es im geſtreckten Lauf (curſu præcipiti) zu ſeinem Ende hingeriſſen werde, ſondern vielmehr, daß es auf die geziemende Art und Weiſe geſchehe, nicht eher, als bis alles, warum es berufen worden, verhandelt und beſchloſſen worden, ohne daß nur eine einzige Sache im Zweifel gelaſſen, oder mit Stillſchweigen übergangen werde, die eine Erklä- 1563.
rung und Entſcheidung fordere, indem es ſonſt 30. Jul.
beſſer geweſen, es gar nicht zuſammen zu berufen.

Dadurch lieſſen ſich aber die Legaten keineswegs von ihrem Vorſatze abbringen. Damit man ſich um ſo weniger demſelben zu widerſetzen Urſache hätte, und um auch ihrerſeits zu zeigen, daß ſie eine ernſtliche Verbeſſerung der Kirche im Sinne hätten, waren von ihnen mit Zuziehung einiger Väter mehrere

Arti-

Artikel darüber aufgesetzt worden, nach deren Berichtigung nichts mehr zu thun übrig seyn würde, da man ohnehin mit denjenigen, die den Glauben betrafen, fast zu Ende war. Man hieß sie die General-Reformation, indem sie auf die Kirche überhaupt, ohne Bezug auf gewisse Länder, gerichtet seyn sollte, dagegen die andere weit schicklicher dadurch besorget würde, wenn sich jede Nation an den Pabst wendete, und dasjenige, was sie für sich eigends verlangte, von ihm zu erhalten suchte. Um desto sicherer zu Werke zu gehen, communicirten die Legaten diese sogenannte Artikel der General-Reformation, noch ehe sie den Vätern vorgeleget wurden, den Gesandten der weltlichen Mächte, um zu vernehmen, was sie beyzusetzen oder zu ändern fänden. Damit auch diese um so eher zurück geschreckt würden, ihre eigenen Reformations-Artikel anstatt der ihnen nun vorgelegten zu betreiben, so machte man Miene sie selbst reformiren zu wollen. Bereits im Junius hatte der Cardinal Borromäo, des Pabstes Neffe, den Legaten geschrieben: „weil doch ein jeder wegen dieser Reformation den Römischen Hof angehe, und der Streich blos dahin zu zielen scheine, um dem heiligen Stuhl und den Cardinälen, die dessen Glieder seyen, eine Wunde zu versetzen, so pflege der Pabst oft zu sagen, sie sollten doch um Gottes Willen entweder von ihrem Beginnen ablassen, oder zugeben, daß auch die weltlichen Fürsten ohne alle Rücksicht auf die Person reformirt würden, welches jedoch von rechtmäßigen und ehrbaren Sachen zu verstehen sey; wobey aber die Legaten, wenn sie Gebrauch hievon machten, besonders darauf Obacht zu geben hätten, daß es nicht scheine, die Sache käme von dem Pabst her.“ *) Man

*) Ap. PALLAV. l. 22. c. 9.

Man glaubte nämlich dadurch zu erhalten, daß die Fürſten, indem ſie bedacht ſeyn müßten ſich ſelbſt zu ſchützen, um ſo weniger auf die Reformation des Römiſchen Hofes dringen möchten; auch damit ſie ſähen, daß es aller Orten Mißbräuche gebe, und daß, wenn den Fürſten vieles von Rom hinterbracht werde, das ordnungswidrig ſey, der Pabſt auch viele dergleichen Dinge von ihnen hören müſſe. Die Legaten merkten ſich dieſes, und brachten nun unter den Puncten der ſogenannten General-Reformation verſchiedene mit an, die die Fürſten angiengen. Um ihren Zweck deſto ſicherer zu erreichen, wählten ſie diejenigen, die eine gröſſere Erbitterung unter den Katholiſchen ſelbſt hätten ſtiften können, als jene zwiſchen ihnen und den Proteſtanten war, z. B. „daß ein jeder, der nach Rom citirt werde, ohne Anſtand erſcheinen ſolle, und die gegenwärtigen Gewohnheiten durch die ſchwerſten Strafen abzuthun ſeyen; daß die päbſtlichen Excommunicationen in den Landen ſollen bekannt gemacht werden, ohne erſt die Erlaubniß darzu bey den Landesherren nachzuſuchen; daß kein Kaiſer, König oder irgend ein Fürſt Edicte könne ergehen laſſen, oder Statuten machen in Sachen, die die Geiſtlichen auf irgend eine Art angiengen; daß man die Gerichtsbarkeit, die den Geiſtlichen auch in zeitlichen Dingen zuſtünde, auf keine Weiſe hindern, und ihre Unterthanen auch nicht wegen ſolcher vor die Richterſtühle der Weltlichen ziehen ſolle; daß in geiſtlichen Dingen, als Eheſachen, wegen der Ketzerey, der Zehnten, des Patronat-Rechts, in Beneficial-, bürgerlichen, Criminal-, und vermiſchten Sachen, die auf irgend eine Art vor das geiſtliche Gericht gehöreten, die weltlichen Richter ſich auf keine Art einmiſchen, und die Fürſten die Geiſtlichen nicht anhalten ſollen, Zinſen, Zölle, Zehnten, Beyſteuer

ſteuer auch unter dem Namen einer Gabe oder eines Darleihens ſowohl von den Kirchen, als ihren eigenen Gütern zu zahlen, ausgenommen in jenen Provinzen, wo nach uraltem Brauch die Geiſtlichen den öffentlichen Reichstagen beywohnten, und die Beyſteuer, welche Geiſtliche und Weltliche gegen die Ungläubigen und wegen anderer ſehr dringenden Bedürfniſſe zu entrichten hätten, mit verwilligten; daß die Schreiben, Sentenzen und Citationen der geiſtlichen Richter beſonders des Römiſchen Hofes, ſo bald ſie vorgezeigt würden, ſogleich auch, ohne von jemand die Erlaubniß einzuholen, zur Vollſtreckung gebracht würden; daß ſich endlich kein Fürſt unterſtehen ſolle, die Hände an die Früchte erledigter Beneficien zu legen, und dergleichen mehr.“ *)

Ohne noch den Inhalt dieſer ſogenannten General-Reformation zu wiſſen, war ſchon in und auſſer Trient groſſes Mißvergnügen darüber entſtanden, weil nicht Biſchöfe von allen Nationen zu ihrer Abfaſſung, ſondern nur einige Canoniſten und vielleicht dieſe nur zum Schein waren gebraucht worden. Wenigſtens gab es viele, die es feſt glaubeten, ſie wären, ſo wie ſie lägen, von Rom aus geſchickt worden. Um ſo mehr Aufſehen und zum Theil Widerwillen erregten ſie, als ſie nach und nach bekannt wurden. Den Ferdinand beſonders däuchte es, †) „daß die Abſicht derjenigen, die ſie zu Rom zuſammen getragen, dahin gezielet, ihm dergleichen Dinge vorzulegen, die er unmöglich annehmen, oder auch, wenn er wolle, vollſtrecken könne, damit er endlich, dadurch ermüdet, ſeine vielen Inſtan-

*) Apud RAYNALD. ad a. 1563. IV.

†) Schreiben vom 23. Auguſt.

ſtanzen wegen der Verbeſſerung der Kirche in Haupt und Gliedern, gegen die ganze Geiſtlichkeit und beſonders der Römiſche Hof ſo groſſen Abſcheu trage, aufgeben möchte, und damit ſie auf ſolche Art nicht allein ſeine bisherige Mühe und Arbeit ganz vereiteln, ſondern auch alle Schuld der nicht zu Stande gebrachten Verbeſſerung auf ihn legen könnten, welche Rathſchläge auf keine Sache weniger, als auf die Erhaltung der Katholiſchen Religion und der Ruhe der Chriſtenheit beſonders in Deutſchland gerichtet wären. Es hätte ſich gewiß geziemet, von dem Haupt, nämlich dem Pabſt, den Cardinälen und dem Römiſchen Hof anzufangen, die ſowohl dem übrigen Clerus als auch dem weltlichen Stand mit dem Beyſpiel eines verbeſſerten Lebens vorleuchten ſollten. Allein anſtatt deſſen habe man es auf eine ganz andere Weiſe angreifen wollen, worüber er ſich nicht getraute ſtill zu ſchweigen, um ſeinem Gewiſſen, ſeiner Ehre und Würde nichts zu vergeben.“

„Was die Artikel ins beſondere angehe, ſo beträfen viele die Geiſtlichkeit, die er ſeinerſeits allerdings für heilig, fromm und gerecht halte. Weil er aber nicht wiſſe, ob und wie ſie in dem deutſchen Reich zur Ausübung könnten gebracht werden, ſo hätte er gewünſcht, daß die Erz- und Biſchöfe von Deutſchland, oder doch ihre Procuratoren zugegen geweſen wären, als man ſie in Erwägung gezogen; denn dieſe würden am beſten haben rathen können, was nach der Beſchaffenheit der deutſchen Kirchen nützlich ſey. Weil dieſes aber nicht geſchehen, ſo hoffe er, ſie werden ſich als gute und fromme Seelenhirten betragen, und wenigſtens alsdan ihr Amt thun, wenn ſie an ſie gelangen werden; wobey er

auch seinerseits alles thun werde, was in seinen Kräften stehe."

„Es seyen aber auch einige andere Artikel, die die weltlichen Fürsten angiengen, besonders ihre Gerichtsbarkeit über geistliche Personen und Sachen, die geistliche Freyheit, Immunität und Befreyung von Abgaben, jeden Auflagen, Steuern und andern Lasten; solche Dinge wären viel zu beschwerlich, als daß sie von ihm oder vielleicht auch den übrigen christlichen Fürsten könnten geduldet oder angenommen werden, diese müsse man vor allem hören, was sie dagegen einzuwenden. Wollten die Legaten ungeachtet dessen fortfahren und ein öffentliches Decret darüber abzufassen trachten, sollten es die Gesandten auf alle Weise hindern, besonders aber ihnen vorstellen, daß sowohl die geistlichen Reichsstände als die Geistlichkeit seiner Erblande unmöglich von Abgaben, die das gemeine Beste, die Erhaltung des Justiz-Wesens, oder andere Nothwendigkeiten zum Zweck hätten, könnten freygelassen werden, indem sie unter dieser Besorgniß ihre Güter bekommen."

„Dergleichen Dinge, die weder zur Herstellung des Gottesdienst noch der Kirchenzucht, sondern bloß die Geistlichen zu bereichern dieneten, möchte man beyseits lassen. Wenn diese Beweggründe nichts fruchteten, sollten sie, nachdem sie sich zuvor mit den Spanischen und Französischen Gesandten verabredet, eine feyerliche Protestation dagegen einlegen, indem sie gegen die uralten Gewohnheiten und Rechte des Reichs und seiner Erbstaaten liefen, welche er Amts halber schützen und handhaben müsse. Wegen des Uebels, das daraus erfolgen könnte, wollte er vor Gott und der ganzen Christenheit kei-

ne Schuld tragen, indem er die Legaten gewarnet.“ Die Anmerkungen über die andern Artikel würde zu weitſchichtig ſeyn anzuführen.

Die Geſandten brauchten dießmal nicht die geringſte Zurückhaltung, ſondern richteten ſogleich nach erhaltenem Schreiben ihren Auftrag bey den Legaten aus; die anfangs ſehr betrübt zu ſeyn ſchienen, und ein tiefes Stillſchweigen beobachteten, bis endlich Moron mit vieler Heftigkeit in die Worte ausbrach: „ob denn der Kaiſer die Freyheit des Conciliums hindern wolle? Er habe es übel aufgenommen, daß die Legaten ſich zu Zeiten nach Rom gewendet, um ſich dort Raths zu erholen, nun ſollten ſie nur nach des Kaiſers Vorſchrift ſo wichtige Artikel vortragen. Wenn der Kaiſer die Sache noch nicht genugſam überleget, (man hätte ihm nämlich nur 10 Tage Bedenkzeit gelaſſen, worüber er ſich beſchweret), ſo hätten ſie doch ihrerſeits alles lange und auf das fleißigſte erwogen: man ſolle demnach auch den Artikel, der die weltliche Fürſten angehe, oder gar nichts zum Vortrag kommen laſſen.“ Man habe nicht auf ſeine Perſon bey Abfaſſung deſſelben das Augenmerk gerichtet, ſondern vielmehr auf den traurigen Zuſtand der Biſchöfe und Geiſtlichkeit in Neapel und Sicilien. Die Prälaten, die von dorther auf dem Concilium ſich befänden, ſchrieen in den Himmel: Sie könnten wegen der vielen Bedrückungen ſich nicht bey ihren Kirchen aufhalten, ſie würden auch auf dem Concilium keine Stimme mehr über irgend eine Sache ablegen, als bis man ihren unerträglichen Beſchwerden durch dieſen Artikel abgeholfen.“ Die Collegen des Moron ſetzten dazu, ſie hielten es für gewiß, daß mehrere Väter, wenn ſie dieſen Artikel ausgelaſſen finden ſollten, alsdann verlangen würden,

daß er zuerſt und vor allen andern zum Vortrag kömme, und daß ſie ſich auch, ehe ſolches geſchehen, in nichts anders einlaſſen würden."

Dem Erzbiſchofe von Prag ſagte man ins beſondere: „wenn die kaiſerlichen Geſandten alles ſtöhren, und umkehren wollten, daß alsdann die Legaten von Trident ſich wegbegeben, und ihnen die Haltung des Conciliums überlaſſen würden; ihrerſeits müßten ſie ſehr wundern, daß der Kaiſer, der die Reformation ſo ſtark betrieben, ſie jezt hindern wolle, und ſich mit andern vereinigen, die, nur die Reformation des apoſtoliſchen Stuhls ausgenommen, jede andere Unförmlichkeit (deformationem) ertragen könnten."

Durch alle ihre Gegenvorſtellungen konnten die Geſandten nichts anders zuwege bringen, als eine Erklärung, daß ſie noch 10 Tage warten, und während derſelben weder von dieſem noch den übrigen Reformations-Artikeln einige Meldung thun würden. Dabey iſt noch merkwürdig, daß auch der Cardinal Hoſius mit Händen und Füſſen, wie ſich die Geſandten ausdrückten, dem Geſuche des Kaiſers entgegen geſtrebt, und das deutſche Reich ſowohl als alle übrige Königreiche auf einen gewiſſen Pohlniſchen Fuß (ad quandam polonicam formam) geſetzt haben wollte. *)

Moron entſchuldigte ſich bald darauf mündlich bey dem Erzbiſchofe von Prag, daß er nicht gegen den Kaiſer ſelbſt aufgebracht geweſen, ſondern nur gegen jene, welche ihm ſo üble Begriffe von dem Conci-

*) Schreiben vom 29. Aug.

Concilium beybrächten. Da er ſolches auch in einem eigenen Schreiben an den Kaiſer that, antwortete ihm derſelbe: „Ueber dieſe Puncte wären ſchon 1563.
vor mehr als hundert Jahren, zur Zeit, wo 12. Sept.
noch alles katholiſch geweſen, zwiſchen den Geiſtlichen und Weltlichen groſſe Streitigkeiten entſtanden, die auf dem heutigen Tage noch nicht entſchieden wären, wie man aus unendlichen Büchern und Schriften, die noch vorhanden ſeyen, abnehmen könne; woraus auch erhelle, daß die Weltlichen nicht minder als die Geiſtlichen darauf bedacht geweſen, zu zeigen, daß ihre Behauptungen eben ſo gut in den Rechten und der Vernunft, als jene der Geiſtlichen, gegründet ſeyen. Daß nun alles dieſes auf einmal in einem einzigen Monat ſo ſchnell weg und, ohne einmal die Weltlichen zu hören, ſollte entſchieden werden, würde ihm allemal ſehr hart vorkommen, wenn er auch nicht ſelbſt mit intereſſirt wäre, beſonders da auf ſolche Art die Geiſtlichen allein in ihrer eigenen Sache Richter ſeyn würden.“

„Was ihn ins beſondere angienge, ſo müßte er erinnern, daß die Prälaten des Römiſchen Reiches von undenklichen Zeiten nicht allein gegen die Ungläubigen, ſondern auch gegen die übrigen Feinde des Reiches, auch zu andern Reichsbedürfniſſen als zur Unterhaltung des Landfriedens, Juſtiz-Weſens und dergleichen, ihre Beyträge geleiſtet, ſo wie es die mittelbaren Prälaten in den Reichsprovinzen, und inſonderheit jenen des Kaiſers ebenfalls gethan, und dieſes nicht auf eine willkührige Art, ſondern gemäß demjenigen, was nach der Mehrheit der Stimmen, die ſie ſich müßten gefallen laſſen, beſchloſſen worden. Was die Gerichtsbarkeit betreffe, ſo ſey es offenbar, daß die Prälaten des Römiſchen Reichs nicht

nur allein vermöge einer Gewohnheit, die alles Menschengedenken überschreite, sondern auch der öffentlichen Reichsgesetze, zu denen sie selbst mitgewirket hätten, in gewissen Fällen entweder vor dem Kaiser, oder dem Kammergericht oder andern gesetzmäßigen Richterstühlen zu erscheinen hätten; das nämliche werde auch in Ansehung der Prälaten in den Provinzen beobachtet; die sich im mindesten nicht weigerten vor den Landgerichten zu Recht zu stehen. Alles dieses sey so klar, daß, wer nur einige Kenntniß von deutschen Sachen habe, es bekräftigen müsse. Worüber sich der Cardinal nicht wundern werde, wenn er betrachte, was für wichtige Regalien, Lehen, Gerichtsbarkeiten und dergleichen sie von dem Kaiser und Reich hätten, zu geschweigen, wie viele Fälle es gebe, in welchen auch nach den gemeinen Rechten den weltlichen Obrigkeiten eine nicht geringe Gewalt über geistliche Güter und Personen zustehe. Er könne demnach die vorgeschlagenen Puncte, wenn sie so allgemein und nicht mit Einschränkungen, die der Sache genug thäten, gesetzt würden, nicht so wohl wegen seines als andern weltlichen Fürsten, besonders denjenigen, die ihm unterworfen seyen, daraus erwachsenden Nachtheils nicht annehmen; indem nichts gewisser als eine äusserste Verwirrung aller Dinge in Deutschland entstehen werde, und daß bey den Weltlichen der Haß, den sie ohnehin schon mehr als zu viel gegen die Geistlichen hegeten, sich so sehr vergrössern werde, daß sie jede Gelegenheit zu dem gänzlichen Umsturz des geistlichen Standes mit Recht oder Unrecht ergreiffen würden. *)

Fer-

*) Apud RAYNALD. ad a. 1563. N. 163.

Ferdinand ließ es übrigens bey Privat-Vorſtellungen, die den Legaten gemacht wurden, bewenden: hingegen trat der Franzöſiſche Geſandte Ferrier in einer Verſammlung der Väter auf, und hielt eine öffentliche Rede, die mit bittern Vorwürfen wegen der bis daher in ihren eigenen Perſonen nicht vollzogenen und jezt den Fürſten angedrohten Reformation angefüllt war. Am Schluſſe derſelben erklärte er, „daß er hiermit im Namen ſeines Königs verlange, nichts gegen die Geſetze ſeiner Vorfahren, nichts gegen die Freyheit der Gallicaniſchen Kirche zu unternehmen; ſollte aber dieſes dennoch geſchehen, ſo hätte er den Befehl, dagegen feyerlich zu proteſtiren, wie er es auch hiermit in das Werk ſetze. Wenn es aber den Vätern gefällig ſeyn ſollte, mit Weglaſſung der Könige, über dasjenige ernſthaft zu rathſchlagen, wegen deſſen ſie zuſammen gekommen, und was die ganze chriſtliche Welt von ihnen verlange, ſo würde es ihm überaus angenehm ſeyn, und er würde ſich alle Mühe geben, ihnen dabey an die Hand zu gehen.“

Der Spaniſche Geſandte Graf von Luna, der überhaupt die Weiſung von ſeinem Hof hatte, ſich mit dem Pabſt und den Legaten zu halten, ſo viel möglich, bey der ganzen Sache aber um ſo weniger gleichgültig bleiben konnte, weil ſie beſonders auf ſeinen König angeſehen war, ſchlug einen andern Weg ein. Er verlangte nämlich, daß nun die Clauſel: Proponentibus Legatis, vor allem ſolle erkläret werden, damit auch er, wie er es den kaiſerlichen Geſandten zu verſtehen gab, Puncte in Vor-

trag bringen könne, die gerade das Gegentheil, als jene der Legaten, enthalten ſollten.

Moron ſowohl als ſeine Collegen wollten aber, ungeachtet aller dieſer Bewegungen, anfangs nicht das mindeſte von der Abänderung der Artikel wiſſen; indem ſie von den Biſchöfen dem Hundert nach angegangen würden, in der Sache nicht nachzugeben; die groſſe Sclaverey, in der ſie ſich in Anſehung der Fürſten und ihrer Beamten befänden, wäre eine der Haupturſachen, warum ſie nicht bey ihren Kirchen reſidiren könnten; ſie würden auch keine Stimme über irgend einen andern Artikel der Reformation ablegen, wenn nicht die Puncte, die die Fürſten beträfen, vor allen berichtiget würden. Die Geſinnungen der Biſchöfe waren zwar wirklich ſo beſchaffen; allein ſolches war eben nicht dasjenige, was den Grund zu dem Betragen der Legaten enthielt. Dieſe wollten vielmehr ihrerſeits Zeit gewinnen, um abzuwarten, welche Wirkung dieſe Gährung bey den Fürſten hervor bringen würde, ob ſie ihrerſeits noch eben ſo ſtark ihre beſondern Reformations-Artikel, und hauptſächlich diejenigen, die den Römiſchen Hof angiengen, betreiben würden oder nicht.

Sie-

Siebzehntes Kapitel.

Ferdinands Einwilligung in den Schluß des Conciliums. Berathschlagung zu Wien wegen der Communion unter beyden Gestalten und der Priesterehe.

1563.

Als man einige Nachgiebigkeit, ja bey manchen auch Kaltsinn glaubte wahrgenommen zu haben, rückte man endlich mit der Sprache deutlicher heraus, und suchte nun von dem Kaiser eine förmliche Einwilligung in den baldigen Schluß des Conciliums zu erhalten. Damit solches um so eher geschehen möchte, dachte Moron darauf, ihn durch ein eigenes Schreiben wegen der Reformation der weltlichen Fürsten zu beruhigen: „Ferdinand sollte sich nur nicht fürchten, daß ihm etwas dadurch zu Leid geschehen möchte, indem man nichts vest setzen werde, als was ohnehin schon durch mehrere alte Canons, ja selbst kaiserliche Gesetze verordnet sey, besonders solche, durch deren Vernachläßigung es geschehe, daß die Bischöfe entweder gar nicht, oder doch ohne Nutzen bey ihren Kirchen sich aufhielten; weswegen auch Moron auf das inständigste verlange, der Kaiser möge doch mit jener Frömmigkeit, mit welcher es sich gezieme, dieses Unternehmen des Pabstes und der Legaten begünstigen, und ihnen helfen den gewünschten Ausgang des Conciliums zu befördern."

Ferdinand ließ sich hierauf, besonders, was den Schluß des Conciliums angeht, williger finden, als man vielleicht selbst von päbstlicher Seite sich vor-

geſtellt hatte. In dem Schreiben an ſeine Geſandten ſagt er, „es ſey nicht ſowohl dem Pabſte zu Gefallen geſchehen, als aus andern ſehr dringenden Urſachen, die dem Papier nicht wohl anzuvertrauen wären; beſonders aber habe ſich nun die Meinung ſeiner bemeiſtert, daß, wenn das Concilium auch hundert Jahr auf die Art, als es angefangen und fortgeſetzt worden, dauern ſollte, er doch entweder gar keinen, oder doch nur einen ſehr geringen Nutzen ſich davon verſprechen könne; ja es wäre vielmehr zu fürchten, daß noch weit gröſſere Aergerniſſe zum Leidweſen der ganzen chriſtlichen Welt daraus entſtehen möchten, als bis daher Gutes daraus erfolget. Da nun ohnehin der Pabſt daſſelbe auf alle Weiſe zu endigen trachte, die Biſchöfe, die ſich noch zu Trient aufhielten, deſſelben im höchſten Grad überdrüßig, ein groſſer Theil aber, der ſich dabey hätte einfinden ſollen, gar nicht erſchienen, ſo ſehe er nicht, warum er ſeinerſeits allein ſich dagegen ſetzen, und einen ſo groſſen Haß auf ſich nehmen ſolle.“*)

Noch ein Hauptbeweggrund war ohne Zweifel, weil ihm nicht nur allein der Cardinal Moron bey ſeinem Aufenthalte zu Inſpruck Hoffnung gemacht, daß er von dem Pabſt alles erhalten werde, was er verlange, ſondern ihm um eben dieſe Zeit das nämliche durch den Biſchof von Eſanad zuſichern ließ,

ja

*) Faſt um eben dieſe Zeit ſchrieb Walderdorf dem Spaniſchen Geſandten Grafen von Luna nach Trient: Ego id tantum in conſidentia affirmare poſſum ſalvetim nomen iſtius concilii apud homines noſtros tam odioſum eſſe reditum, ut Ciceroniana eloquentia opus haberet, quicunque illis vellet vel minimum aliquid perſuadere, quid ad ulteriorem ipſius concilii promotionem conduceret.

ja auch von freyen Stücken den Geſandten zu Trient die Eröffnung machte, daß der Pabſt alles zu thun bereit ſey, was er immer für ſeine Königreiche und Lande von ihm verlangen werde, und was Moron nur erſt durch den Biſchof von Eſanad ihm verſprochen habe. Nur könne es aber alsdann geſchehen, wenn das Concilium geendigt ſey. Er werde es zwar ſelbſt auch dem Kaiſer ſchreiben; indeſſen habe er doch auch die Geſandten erſucht, demſelben ebenfalls davon Nachricht zu ertheilen. *) Da nun ohnehin in der indeſſen zu Wien gehaltenen Unterredung zwiſchen den kaiſerlichen Räthen und jenen der drey geiſtlichen Churfürſten, des Erzbiſchofs von Salzburg und des Herzogs Albrecht von Baiern der Schluß bereits war gefaſſet worden, ſich wegen der Communion unter beyden Geſtalten und der Prieſterehe, die dem Kaiſer am meiſten an dem Herzen lagen, nicht mehr an das Concilium, ſondern an den Pabſt zu wenden: ſo läſſet ſich leicht erklären, warum Ferdinand auch mit einigem Mißfallen ſeines Neffen, des Königs Philipp, ſo willig ſeine Hände zum Schluß des Conciliums gebothen.

Was dieſe merkwürdige Unterredung und Zuſammenkunft ins beſondere betrifft, iſt zu bemerken, daß bey derſelben der Reichs-Vicekanzler Dr. Seld den

*) Primum eſt, quod ſummus Pontifex ſit omnia facturus, quae Majeſtas V. S. pro regnis & dominiis ſuis a ſua Sanctitate petere voluerit, & quae ipſe Moronus Majeſtati V. S. medio Epiſcopi Chiadienſis promiſit. Hoc tamen nonniſi finito Concilio fieri poſſe affirmavit. Ac quamvis ipſemet haec ad M. V. S. erat perſcripturus, rogauit tamen nos ut eadem de re M. V. certiorem faceremus. Schreiben der Geſandten von dem 2. Nov.

den Vortrag im Namen des Kaiſers, der ſich von Inſpruck nach Wien begeben, um derſelben näher zu ſeyn, bereits den 30. Jul. dahin gemacht, „daß Ferdinand nicht allein wegen der in ſeinem Schreiben an die Churfürſten erwähnten Gründe, ſondern auch auf hernach folgende vielfältige, ſtattliche und ausführliche Berichte, ſo ihm von etlichen chriſtlichen gelehrten, ſcheidlichen und der deutſchen Nation Weſens erfahrnen Männern fürkommen, von ſeiner Meinung in Anſehung der Communion unter beyden Geſtalten, es ſey dann, daß man ihn mit Grund eines andern belehre, nicht weichen könne; nur komme es jezt auf die Fragen an, bey wem man darum anhalten ſolle, bey dem noch beſtehenden Concilium oder dem Pabſt, ob man es ſimpliciter und mit ſchlechten Worten oder mit und was für einer Ausführung thun ſolle, ob es für alle ſowohl des Kaiſers als anderer chriſtlich-katholiſcher Fürſten Unterthanen geſchehen ſolle, ferner ob es rathſam ſey, die Sache durch beſondere Geſandte oder nur ſchriftlich zu betreiben, und letztlich, wenn ſolche Communion anderſt nicht, dann auf ſchwere unfürträgliche Bedingungen zu erhalten ſey, wie man alsdann dieſem begegnen könne.“

„In Anſehung der Prieſterehe erfordere ebenfalls die höchſt unumgängliche Nothdurft wegen des offenbar erſcheinenden Mangels und Abgangs der chriſtlichen Prieſter und Kirchendiener, dieſen Artikel nicht auf die Seite zu ſetzen, ſondern zu bedenken, ob etwas Hoffnung zu haben, daß vermöge göttlicher oder menſchlicher Rechte den Prieſtern zu der Ehe zu greiffen zugelaſſen, oder aber doch im Fall, da ſolches nicht zu erhalten, ob alsdann, wie man davon reden wolle, daß es in der orientaliſchen Kirche bisher alſo herkomme, geſchickte ehrbare Ehemänner

männer ad ſacros ordines und beſonders auch zu dem Prieſterthum befördert werden mögen oder ſollen; ferner und im Fall, wo ſolches gleichergeſtalt nicht für rathſam angeſehen, oder auch nicht erhalten würde, ob doch zum wenigſten die verehlichſten Prieſter allein in Bedenkung des obgehörten Mangels der Kirchendiener, jedoch mit der Bedingung, daß ſie ſich in allen Dingen chriſtlich und katholiſch erzeigen, ſowohl eine Zeit lang, und bis Gott der allmächtig etwa Beſſerung ſchicke, zu toleriren, als man bisher leider die offenbare fornicatores und concubinarios tolerirt habe, oder ob man dieſelbe verehlichte Prieſter ohne weitern ihres Amtes entſetzen, und es auch bey demſelben ſolle beruhen laſſen."

„Zum dritten, die chriſtliche und hoch nothwendige Reformation belangend, wiſſe der Kaiſer wohl, was, und wie viel zu Erhaltung der alten heiligen chriſtlichen Religion an ihr gelegen, habe auch bisher nicht unterlaſſen, dieſelbe ſowohl bey dem Pabſt ſelbſt, als bey deſſen Legaten auf dem Concilium ſammt und ſonders ſeines beſten Fleiſſes und Ernſtes zu betreiben; und da er nur erſt vor kurzem die endliche und gewiſſe Vertröſtung erhalten, daß der Pabſt faſt alle der Reformation nothwendige Artikel, die bis daher noch nicht entſchieden worden, dem Concilium wolle vorlegen laſſen, ſo wolle er, wenn ſolches geſchehen ſollte, nicht unterlaſſen den Geſandten Nachricht davon zu ertheilen. Im Fall aber, wo jetzt etwas Mangel daran erſcheinen ſollt, welches der Kaiſer nicht gern ſehe, ſo ſey deſſen gnädigſtes Begehren, die Geſandten wollten nichts deſto weniger und in omnem eventum dahin bedacht ſeyn, ob und auf was Weg die Reformation aufs wenigſt an dem

katho-

katholiſchen Orten deutſcher Nation auch des Kaiſers Erblanden, es gehe gleich anderſtwo dießfalls zu, wie der liebe Gott wolle, durch Hülf und Beförderung deſſelben und andrer katholiſchen Fürſten nicht allein zu verordnen, ſondern auch wirklich zu vollziehen ſeyn möchte, welches gleichwohl bisher nicht ohne ſondern merklichen Nachtheil und Schaden, wie männiglich wohl wiſſe, unterblieben ſey.“

„Auch hätte der Kaiſer bemerkt, daß viel gutherziger Leut zum höchſten gewünſcht, daß, wo die geiſtlichen Chur- und Fürſten je nicht in eigener Perſon auf dem Concilium erſcheinen wollten, ſie doch ihre Geſandten und Gewalthaber dahin abfertigen möchten, indem in mehreren Sachen, die dort fürfielen, beſonders welche die deutſche Nation angiengen, niemand ſonſt ſtattlichern Bericht geben könnte. Solches alles möchten demnach die Geſandten reiflich erwägen.“

Der Mainziſche Geſandte legte hierauf ſeine Stimme dahin ab: „Sein Herr erkenne ſich verpflichtet, dem Kaiſer für ſeine guten Geſinnungen dankbar zu ſeyn. Er habe auch ſeinerſeits den Sachen nachgedacht, finde es aber beſchwerlich, inſonderheit bey noch währendem Concilium, ſich in einige Handlung einzulaſſen, indem es ihm bey einem oder dem andern Theil verweislich ſeyn könne. Vor allem aber, glaube er, müſſe überleget werden, ob aus dieſen beyden Puncten, der Communion unter beyden Geſtalten und der Prieſterehe, der Abfall ſeinen Urſprung genommen, und ob durch die Erhaltung derſelben ein gröſſerer verhütet werden könne. Wenigſtens ſey derſelbe nicht principaliter daher entſtanden. Luther habe anfangs der Communion wegen keinen

Streit

Streit erreget; vielmehr affectus carnalis und Hoffart ſey die Urſach geweſen. Es ſey auch wenig Frucht aus der Erhaltung zu hoffen; bey denjenigen, die bereits in Unglauben verfallen, werde noch gröſſerer Irrthum gepflanzet werden; der ritus communicandi ſey zwar juris poſitivi, jedoch die res ſacramenti ſey res perpetua und alſo juris divini; der Irrthum müſſe zuvor ausgerottet, und die Irrigen unterrichtet werden, daß nicht weniger unter einer enthalten ſey als unter beyden. Einer, der im Irrthum ſich befinde, könne die Sacramenten mit Frucht keineswegs empfangen, ſolchem könne man auch die Communion nicht zulaſſen; es ſey auch Gefahr, daß man glauben dürfte, die Kirche habe bis daher geirrt, und die Prälaten könnten in den Ruf der Unbeſtändigkeit kommen, da ſie gelehret, die Communion unter beyden Geſtalten ſey nicht nothwendig; endlich würde auch die Einigkeit der Glaubigen darunter leiden, und viele Unehrerbietigkeiten durch Ausſchütten und dergleichen begangen werden. Seine Meinung in Anſehung der übrigen Puncte werde er zu ſeiner Zeit äuſſern."

Cöln: Sein Herr habe die Sache ebenfalls überlegen laſſen; ob der Gebrauch des Kelchs zu geſtatten, ſtünde nicht bey ihm, ſondern dem Pabſt. Ob man aber denſelben verlangen ſolle, habe er allerley Beſchwerung; daraus würden Diſpute entſtehen, ob Chriſtus totus & integer ſub una ſpecie, und ob auch die Kirche diſpenſiren könne. Er ſehe auch weder Nothwendigkeit noch Nutzen; diejenigen, die ſich würden belehren laſſen, würden ſich auch mit einer Geſtalt begnügen; ob man aber wegen der bereits Verſtockten etwas ſuchen ſolle, überlaſſe er Vernünftigeren, er glaube nicht, daß dieſe das Sacrament

mit

mit Frucht nehmen können, und diejenigen, die dazu Hülf leisteten, dürften sich ihrer Sünd theilhaftig machen."

Trier: „Wenn auch die Communion unter beyden Gestalten und die Priesterehe nicht der Ursprung des Abfalls gewesen, so seyen sie doch die fürnehmsten Stücke, wodurch die Einfältigen verführt würden; denn diese könnten nicht verstehen, wie unter einer Gestalt so viel enthalten als sub utraque, so wie es auch die grosse Doctores wohl nicht verstehen möchten; sie glaubten daher, die Communion sey anderst nicht recht genommen als unter beyden. Wenn nun die Frage sey, ob ein Nutzen aus der Zulassung entstehen würde, so halte es sein Herr allerdings dafür, daß viele alsdann nicht abfallen, und viele, die abgefallen, sich wieder mit der Kirche vereinigen werden. Ob nun die Zulassung privata oder publica authoritate geschehen solle, glaube er, daß es am schicklichsten sey durch letztere. Sein Herr werde auch das Seinige dazu beytragen, wenn der Kaiser es bey dem Pabst suchen werde. Er sey auch der Meinung, daß die von dem Kaiser vorgeschlagene Mittel nützlich seyen. Sonst halte er dafür, daß die Sache nicht schlechthin sondern mit Ausführung der Ursachen zu begehren, und daß es besser seyn werde, wenn es der Kaiser durch seine Gesandte als bloß durch Schreiben verlange. In Ansehung der Bedingungen würde es am besten seyn, diejenigen zum Grund zu legen, deren sich das Concilium von Basel gegen die Böhmen bedient hat."

Salzburg: „Weil jezt ein Concilium vorhanden, und sein Herr sich demselben untergeben, so wisse er sich sonst nicht weiter einzulassen, als daß

man

man die Determination des letztern abwarte; doch wolle er nebst dem Kaiser gern bey demselben anhalten lassen mit Anführung des beschwerlichen Standes der Deutschen Nation.“

Baiern: „es befinde, daß wegen dieser Puncte nicht nur allein der Abfall, sondern auch mehrere Ketzereyen erfolgt; darum sey rathsam, daß die Communion zu begehren, doch unter gewissen Bedingungen, und so, daß die unter einer Gestalt nicht verachtet werden.“

Vicekanzler Seld im Namen der kaiserlichen Commissarien: „Was der Kaiser bis daher in dieser Sache gethan, sey nicht wegen seiner Person geschehen, indem er als ein katholischer Fürst nicht viel nach der Gestattung des Kelches frage; sey auch Zweifel, da es gleich erhalten sollte werden, ob er sich dessen bedienen werde, nur sey es ihm um diejenigen zu thun, welche die Communion unter beyden Gestalten heftig begehren. Man habe von den Ursachen des Abfalls geredet; diese möchten aber bestehen, worinn sie wollten, so sey doch gewiß die Communion eine grosse Gelegenheit zu demselben gewesen; die Erfahrung gebe wenigstens, daß diejenigen, die abfallen, keine andere Ursache fürzuwenden gewohnt seyn, als damit sie des ganzen Sacraments theilhaftig würden; man finde ja sogar auch bey den Gottesgelehrten, daß die Communion unter beyden Gestalten verdienstlicher sey, als die unter einer.“

„Ob eine gute oder schlimme Wirkung daraus erfolgen werde, stehe in der Hand Gottes. Wenn man die Beyspiele zu Rath ziehe, könne keine schlimme erwartet werden. Das Königreich Böhmen sey

irrig in der Lehre, und sehr zwiespaltig in der Religion gewesen, und bloß durch die Gestattung der Communion unter beyden Gestalten habe sich die alte Religion in demselben erhalten. An andern Orten sey das nämliche zu hoffen. Auf dreyerley Personen müsse man hauptsächlich Rücksicht nehmen: auf diejenigen, die bereits abgefallen; auf die, welche noch im Zweifel stünden, und auf die, welche noch fest wären. Wenn auch die erstern nicht alle zurück zu bringen wären, so befänden sich doch unter ihnen Leute, die der Sekten, wie auch des ärgerlichen Wandels, und der Uneinigkeit derselben müde wären, und nicht wüßten, an welche sie sich halten sollten; man habe Beyspiele vor Augen, daß manche derselben gern zurück treten würden. Auf die andere Classe müsse man vorzüglich sehen, daß sie nicht auf die Seite der Gegner sich schlage; die erste Kirche habe sich allezeit der Schwachen angenommen, und Paulus sey allen alles geworden. In Ansehung derjenigen endlich, die noch gut gesinnt wären, sey zu bedenken, daß, wer heut stehe, morgen fallen möge, wenn die katholische seit 40 Jahren nicht so streng gewesen, würde es vielleicht besser seyn; jezt sehe es ärger um die Religion aus, als vor 20 Jahren, und sey zu besorgen, daß es täglich ärger werde. Die Commissarien könnten demnach von des Kaisers Meinung nicht weichen, es sey dann, daß sie eines bessern belehrt würden." Und hiermit endigte sich die erste Sitzung.

Des andern Tags geschah eine neue Umfrage; wobey sich Mainz dahin äusserte: „Nachdem es des Kaisers Beweggründe überleget, fände es nicht unrathsam, den Pabst um die Gestattung des Kelches zu ersuchen; überhaupt hätten die Gesandten Befehl, sich zu erklären, daß, wenn der Pabst die Sache de-

1563. 31. Jul.

citiren oder inhibiren werde, ihr Herr es nicht gedächte zu widerfechten. Wie die Suchung geſchehen ſolle, wäre ihrem Herrn nicht fürgekommen, ſie hätten auch keine Befehle darüber.“ Cöln: „es werde ſich ebenfalls alles gefallen laſſen, was von dem Concilium oder Pabſt werde decitirt werden; auf das Uebrige ſey der Geſandte nicht unſtruirt.“ Trier, Salzburg und Baiern blieben bey ihrer vorigen Meinung.

Als hierauf die Commiſſarien vorbrachten, daß wohl kein anderer Weg ſeyn dürfte, als bey dem Pabſt die Sache zu betreiben, indem das Concilium ſie bereits demſelben heim geſtellt, auch daß es geziemender ſeyn würde, es durch eigene Geſandten, als nur ſchriftlich zu thun: fanden die übrigen nichts dagegen einzuwenden, nur daß die Geſandten der drey geiſtlichen Churfürſten ſich verlauten lieſſen, „ihren Herren würde es bedenklich ſeyn, jemand mitzuſchicken, beſonders ſo lange das Concilium noch währete. Da ſie dieſes weder durch ſich noch durch Abgeordnete beſucht, dürfte es ihnen nun übel ausgedeutet werden, wenn ſie dergleichen nach Rom wollten abgehen laſſen; auch ſey die Sache ſo wichtig, daß ſie ſich kaum in dieſelbe einlaſſen könnten, ohne ihre Suffragan-Biſchöfe darüber zu Rath gezogen zu haben.“ Der Cölner inſonderheit fürchtete, weil er noch nicht von dem Pabſt confirmirt ſey, dürfte ihm die Mitſchickung vielleicht daran hinderlich ſeyn.

Den 2. Aug. kam die Prieſterehe zur Sprache, wobey Mainz erklärte, „ſein Herr wiſſe ſich zu erinnern, daß der Cölibat aus wichtigen Gründen verordnet worden, und ſonderlich ratione voti; ſey auch der Meinung, daß man ihn nicht ſo leicht ſolle fallen laſſen, indem eine gänzliche Veränderung des

geiſtlichen Standes daraus erfolgen, und die Kirchengüter würden verzogen werden; es ſey rathſamer, die Sache durch gebührliche Diſciplin zu beſſern."

Cöln: „es finde groſſe Schwierigkeit und Ungewißheit in der Sache, ob etwas Gutes daraus erfolgen werde. An ſich ſey zwar der Cölibat juris positivi, allein mediante voto werde er juris divini, und ſey wenigſtens per conſequentiam in der Schrift nach der Auslegung des heil. Auguſtin und Hieronymus gegründet. Der Apoſtel Petrus lehre, daß auch ein Ehemann des Gebeths wegen von dem Gebrauch des Eheſtandes ſich enthalten ſolle, wie mehr ſolches den Prieſtern, die beſtändig bethen ſollten, zukomme? Gehe man auf die Concilien und Obſervanz zurück, ſo ſey nie erhört worden, daß die Prieſter Weiber gehabt, wenigſtens diejenigen, die nicht ſchon verehlicht geweſen, als ſie die Weihen empfangen. Ob man aber auch noch heut zu Tage Verehlichte zu den Weihen laſſen ſollte, darinn, glaubten die Geſandten, könnte leichter nachgeſehen werden; diejenigen aber, die als Prieſter ſich verehlichet, wären nicht zu toleriren. Sollte aber der Pabſt und das Concilium eine andere Meinung haben, werde ihr Herr nicht dawider ſeyn."

Trier: „es bleibe bei ſeinem erſten Votum, daß die Communion unter beyden Geſtalten n
ſterehe zur Verhütung weitern Abfalls
inſonderheit da in Anſehung des zweyten
beſorgen, die Pfarreyen, an denen Seel
keit gelegen, dürften ſonſt deſolirt werd
ſtehen. Es ſey auch die Frage nicht von
ſtern, die durch ein Gelübd zur Keuſchhei

würden, nämlich den Kloſterleuten. Uebrigens hal-
te er ebenfalls dafür, daß man lieber Prieſter aus
dem Eheſtand nehmen, als die Abgefallenen toleriren
ſolle.“

Der zweite Trieriſche Geſandte: „ſein Herr
habe dieſen Artikel mit höchſtem Fleiß überdacht, und
auch von ſeinen Räthen überlegen laſſen; habe ge-
funden, daß dieſer Punct eines weit beſchwerlicheren
Anſehens ſey, als jener von der Comunion; die Prie-
ſterehe ſey zwar in der erſten Kirche geweſen, und
ſey nur juris positivi; allein aus den prophetiſchen
und apoſtoliſchen Schriften laſſe ſich doch darthun,
daß der unverehlichte Stand vollkommener ſey als
der verehlichte; derſelbe ſey nun bis 1400 Jahren in
der Kirche gehalten worden, und anfangs nur die
Ehe den Prieſtern aus Abgang der Kirchendiener er-
laubt geweſen. Dieß ſey die Urſach, warum ſein
Herr dieſen Artikel hoch nothwendig achte, und ſich
darüber nicht habe reſolviren dürfen oder können.“

„Die Prieſterehe dürfte auch groſſe Unrichtig-
keit in den geiſtlichen Stand bringen; denn daß eini-
ge ſollten Weiber haben, andere nicht, würde eine
Ungleichheit ſeyn. Es werde endlich Nachrede bey
den Widerwärtigen ſowohl als Katholiſchen gebäh-
ren, indem die erſteren ſagen würden, die katholiſche
Kirche habe bis daher geirret. Aus dieſen Gründen
habe ſich ſein Herr nicht entſchlieſſen können; doch ha-
be er dabey erklärt, ſo fern dieſe Freyſtellung erhal-
ten werden möchte, daß er ſich nicht widerſetzen,
ſondern willfährig erzeigen wolle, beſonders da er
ſich zu erinnern wiſſe, daß die Sache wohl geſchehen
könne, indem die Kirche, was ſie einmal geordnet,
auch wieder aufheben könne. Der Kaiſer möge ſie

nun von dem Pabſt oder dem Concilium erhalten, werde es von Seiten ſeines Herrn auch keinen Mangel haben.

Salzburg: „ſie ſeyn auf dieſen Punct nicht inſtruirt; doch hielten ſie für rathſam wegen der Inconvenienzen und Unrichtigkeiten, die daraus erfolgen möchten, die Sache zu laſſen, wie bisher.“

Baiern: „es befinde, daß dieſer Artikel ſowohl vonnöthen als die Communion unter beyden Geſtalten; ſey wiſſentlich, wie ſich der Clerus bisher gehalten. Wenn man weiter ſo continuiren ſollte, würde es zugehen, daß zum erbarmen. Weil man nun dieſem durch die Prieſterehe fürkommen könne, wäre darauf zu denken, ſonderlich da die Prieſter in dem alten Teſtament und der erſten Kirche Weiber gehabt. Er halte auch dafür, daß Ehemänner zu den Weihen gelaſſen werden können, indem geſchrieben ſtehe: Epiſcopus ſit unius uxoris vir, wie es auch noch wirklich in der Griechiſchen und Moſcowitiſchen Kirche geſchehe. Wegen der Nothwendigkeit, die vorhanden ſey, könne man auch die Abgefallenen lerieren. Wenn ſolches geſchehe, daß das gemeine Volk wieder zu [illegible] ſey, auch mehr Liebe zu ſeinen Pfarrern fürs künftige tragen werde.“

Kaiſerliche Commiſſarien: „daß auch die occidentaliſche Kirche die Prieſterehe für eine Sache, die nur juris poſitivi ſey, gehalten, erhelle darus, daß, ob ſie gleich eine gröſſere Enthaltſamkeit gefordert als die orientaliſche, ſie doch mit dieſ[illegible] nigkeit gelebt, die bey der orientaliſchen he[illegible] Prieſterehe nicht verworfen, die Kinder [illegible]

gehalten, und ſelbſt auch die verehlichte orientaliſche Prieſter ad divina gelaſſen. Von den Mönchen, die ex voto verbunden würden, ſey hier die Frage nicht, ſondern von Weltgeiſtlichen, die ein bloſſes Verſprechen und kein Gelübd der Keuſchheit abgeleget, und mit denen der Pabſt ohne Zweifel diſpenſiren könne, beſonders da viele nothwendige Urſachen vorhanden, und zwar

„Erſtens der offenbare Abgang der Kirchendiener; indem, wenn der Kaiſer alle verehlichte Geiſtliche und fornicatores aus ſeinen Landen vertreiben ſollte, alle Kirchen öde ſtehen müßten; unter hundert ſey nicht einer, der caſtitatem halte. Alsdann werde ein paganiſmus erfolgen, die Ketzer werden ſich erweitern, das Volk auslaufen, und ſich Prädicanten ſuchen ſeines Gefallens.“

„Die zweyte Urſache ſey ſcandalum ex impuro coelibatu; denn dieſelbe ſeyen ſo verhaßt, daß nicht zu ſagen. Wenn die caſtitas wie vor Alters vorhanden wäre, wollte man auf die Prieſterehe nicht ſo ſtark dringen. Solle nun der Kaiſer die Verehlichte austreiben und die fornicatores dagegen leiden, ſey ſolches abſurdiſſimum; die fornicatores ſeyen magis abominabiles, auch nach den Kirchengeſetzen, als die conjugati. Die letztern ſündigten nur contra jus poſitivum, die erſteren gegen menſchliches und göttliches Recht. Wolle man doch in die Sache nicht eingehen, ſo möge man Mittel anzeigen, wie man Prieſter haben, und die ſcandala verhütet werden können.“

Bey der nochmaligen Umfrage blieb es in der Hauptſache bey den vorigen Meinungen. Da wegen der Reformation und der Erſcheinung der Churfürſten auf dem Concilium die Geſandten den Mangel an Inſtruction vorgewendet, ſo lieſſen auch die Commiſſarien die Sache auf ſich beruhen.

Ferdinand hatte ſich indeſſen auch ſchriftliche Gutachten über beyde Materien von dem Biſchof Michael Helding von Merſeburg, Julius Pflug von Naumburg, Friderich Nauſea von Wien, Chriſtoph zu Wigneriſch-Neuſtadt, und dem Georg Wicelius geben laſſen, die er für die einſichtigſten Männer von dem ganzen katholiſchen Deutſchland hielt. Die beyden erſten ſtellten ein Gemeinſames von ſich, in welchem, nachdem ſie zu erweiſen geſucht, daß die Communion unter beyden Geſtalten nicht von Chriſto befohlen ſey, ſie ſich dahin äuſſern, „daß ſie den Rath derjenigen, die wegen des Kirchenfriedens wünſchten, daß der Canon des Conciliums von Coſtanz, in welchem die Communion unter beyden Geſtalten unterſaget wird, möchte aufgehoben werden, nicht mißbilligen könnten. Wenn aber die Gegner ſolches werden erhalten haben, ſollen ſie bedenken, daß es nun auch ihrerſeits billig und gut ſey, die Katholiſchen auf ihrem Weg fortwandeln zu laſſen, damit die Sache, die an ſich gut ſey, nicht durch eine Ketzerei oder Schisma verdorben werde; welches wie ſchädlich es ſey, aus dem Beyſpiel der Korinther erhelle, die zwar alle der Tauf ſich bedient, wie es recht und löblich geweſen, aber darinn ſich verſündigt hätten, daß einer von dem andern wegen desjenigen, von dem er getauft worden, einen Vorzug verlangt.“

Ihre Meinung über den Cölibat beſchlieſſen ſie damit: „aus demjenigen, was ſie bereits vorgebracht, werde erhellen, daß derſelbe eine an ſich gute und nicht zu tadelnde Sache ſey; ſie wünſchten aber nur, daß er auch ihren Zeiten angemeſſen ſeyn möchte. Weil nun alle Zucht ſo ſehr nachgelaſſen, daß, obgleich die Geiſtlichen ſich insgemein von dem Eheſtand enthielten, dennoch wenige, denn man müſſe es geſtehen, rein und enthaltſam lebten, ſo ſey die Gefahr vorhanden, daß das an ſich zwar gute und heilſame Geſetz den Geiſtlichen mehr Schaden als Nutzen bringe. Wenn ſie demnach der Kirche wohl rathen wollten, wie ſie es verpflichtet ſeyen, ſo müſſe man entweder auch alles übrige wieder auf den Fuß der erſten Kirche zurük bringen, oder dieſes Geſetz abſchaffen. Sie wünſchten zwar, daß die alte Kirchenzucht alsbald wieder herzuſtellen wäre, damit vermöge derſelben auch, was wegen des Cölibats angeordnet worden, zum Vollzug käme. Allein, da dieſelbe bey der deutſchen Nation ſo ſehr zerrüttet ſey, daß man es kaum hoffen könne, ſo müßte man bedenken, ob es beſſer wäre, dem unreinen Cölibat der Geiſtlichen Vorſchub leiſten, als die reine Ehe derſelben gut heiſſen.“

„Man müſſe ſich dabey nur in Obacht nehmen, daß man dem Apoſtel Paulus nicht widerſpreche, oder in den Irrthum des Jovinian falle, welcher der Jungfrauſchaft und der Ehe gleichen Werth beygeleget, oder gar einiger, die die letztere der erſteren vorzögen. Ihr Verlangen wäre nur, eine ſolche Mäßigung treffen zu können, daß, weil eben nicht viele Geiſtliche in Deutſchland ſich befänden, welche die Keuſchheit liebeten, und vom Herzen zu halten befliſſen wären, denjenigen, die ſich nicht enthalten

halten wollten, der Eheſtand erlaubt würde, jedoch unter der Bedingung, daß ſie ihr Prieſterthum und geiſtliche Aemter von ſich aufgäben; denn auf ſolche Art könnte man ihrem Gewiſſen helfen, und die Enthaltſamkeit ihren alten Vorzug erhalten. Hätte ſich aber einer zuvor verehlichet, als er die Weihen empfangen, dem müßte auch geſtattet ſeyn, mit ſeinem Weib zu leben, und ſein Amt zu verſehen. Und dieſes ſey die Meinung des Paphnutius geweſen, die von den Vätern des Nicäniſchen Conciliums mit vieler Einigkeit angenommen worden. Dieſe Mäßigung, glaubten ſie, ſey ſo beſchaffen, daß es ſcheine, die alte Kirche habe keine gröſſere zugegeben. Allein, da nun die Zeiten ſo beſchaffen, daß, wenn man alle die auch nach den Weihen zur Ehe geſchritten, von ihrem Platz und Amt entfernen wolle, man an vielen Orten keine Seelſorger haben werde: ſo hielten ſie dafür, ſo wie es die Sache ſelbſt und Nothwendigkeit erforderten, daß man das Geſetz des Cölibats dergeſtalt nachlaſſen ſollte, daß auch diejenigen, Seelſorger nämlich, welche die Weihen ſchon empfangen, heurathen dürften, und zugleich ihr prieſterliches Amt verrichten, beſonders, wenn ſie kein Gelübd der Keuſchheit abgeleget, ſo wie die Prieſter überhaupt nicht durch ein Gelübd ſondern das Geſetz gebunden würden; diejenigen aber, die noch nicht geweiht, ſollte man ſich f[illegible] künftige auf keine Weiſe (weder durch Gelübd [illegible] Geſetz) verbinden. Damit aber aus dieſer [illegible]nderung nicht eine gröſſere Verwirrung folgen möge, ſolle man Vorſorge tragen, damit kein Biſ[illegible]f, oder [illegible]nur der jenigen Geiſtlichen, die auf den Stifter [illegible]leben, ſo bald ſie heurathen werden, ihr Amt und [illegible]ſerthum beybehalten. Auch müſſe das öffentliche [illegible] Conciliums oder Pabſtes dazu kommen; [illegible]n nige Provinzen wären, in welchen die [illegible]nicht

beſſer beſchaffen, und die die Aenderung des Geſetzes gar nicht verlangeten, ſo ſolle man es dabey laſſen.“

Auch der Biſchof von Wien Friederich Nauſea ſtimmte dahin, daß die Communion unter beyden Geſtalten um ſo eher könne zugelaſſen werden, da die Urſachen des Verbothes zu den jetzigen Zeiten wegfielen, auch nie Platz haben würden, wenn eine gewiſſe Vorſorge, die man durch fleißiges Lehren und Predigen den Leuten einflöſſen müſſe, beobachtet werde. Ueber die Prieſterehe drückt ſich Nauſea noch weit ſtärker aus, als Helding und Pflug: „die Katholiſchen bekennten, die ſtäte Keuſchheit auſſer der Ehe ſey eine ſo vorzügliche, verdienſtliche und beſchwerliche Tugend, daß einige Auserwählte männlichen und weiblichen Geſchlechtes, beſonders aber Geiſtliche bey dem Entſtehen der Kirche ſie mit ſo brennender Liebe ausgeübet, daß ſogar ein Geſetz daraus geworden, welches Pabſt Calixtus auf Prieſter, Diaconen und Subdiaconen ausgedehnt. Wenn aber derſelbe bey dieſen Zeiten im Leben ſich befände, und die heimliche und offenbare Keuſchheit vieler Geiſtlichen ſehen, und dagegen wahrnehmen würde, was für eine entſetzliche ſündhafte und erſtaunliche Unkeuſchheit und Unreinigkeit faſt an allen Orten und Zeiten von vielen Geiſtlichen, beſonders jenen, die wegen der Vielheit ihrer Beneficien und Einkünfte übermüthig würden, und täglich ſich mit vielen und köſtlichen Getränken anfülleten, ihre Zeit aber mit Müßiggehen, und Nichtsthun zubrächten, Tag und Nacht ohne alle Scham zur Aergerniß faſt aller Menſchen und zur Verachtung des Gottesdienſtes und des ganzen geiſtlichen Standes und nicht ohne groſſen Schaden der Gutgeſinnten getrieben würde: ſo lieſſe ſich nicht

nicht zweifeln, daß er das Geſetz, das er wegen Haltung des Cölibats aus einem vielleicht nicht ungottſeligen Eifer gemacht, ohne allen Zeitverluſt wieder abſchaffen, und den Cölibat nebſt der Prieſterehe, wie es zuvor war, mit Beyſetzung einiger Bedingungen wieder frey laſſen werde, gleichwie nicht allein er, ſondern auch die Kirche zu unſern Zeiten zu thun die Macht habe.“

Der ernannte Biſchof von Wieneriſch-Neuſtadt war gleichfalls der Meinung, daß man die Communion unter beyden Geſtalten jedem frey laſſen, und keinen, der hinfür die Weihen empfangen werde, zum Cölibat verbinden ſolle, damit man ihren Seelen keinen Strick lege; welchem auch Wicelius beypflichtete und zwar aus dem Grund, weil eine reine Ehe dem öffentlichen ſowohl als heimlichen Concubinat, welche bey einem ſo groſſen Haufen von Geiſtlichen nie zu vermeiden, weit vorzuziehen ſey.

Achtzehentes Kapitel.

Schluß des Concilliums. Unterhandlungen zu Rom wegen beyder Puncte.

1563.

So verſchieden dieſe Gutachten von jenem der drey geiſtlichen Churfürſten ſind, ſo ſehr war es doch vorher zu ſehen, daß bey dieſen die Verfaſſung ihrer Capitel und das damit ſo genau verbundene Familien-Syſtem des Deutſchen Adels mit in den Anſchlag kommen werde. Indeſſen kon[illegible]

nichts anders thun, als daß er ihren Geſandten den Auftrag machte, von demjenigen, was zu Wien vorgegangen, ihren Herrn genauen Bericht zu erſtatten, und ſie wenigſtens dahin zu vermögen, daß ſie ihn in ſeinem Geſuch zu Rom unterſtützen, und daher auch in ihrem Namen ſeinen Geſandten jemand zugeſellen möchten. Eben das wiederholte er in einem eigenen, vom 5. an ſie erlaſſenen Schreiben. Allein die nämliche Unentſchloſſenheit und zum Theil aus politiſchen Gründen herrührende Zaghaftigkeit dauerte noch fort, und keine andere Antwort erfolgte, als daß ſie in einer ſo wichtigen Sache auch ihre Suffraganen zu Rathe ziehen, und ſich darüber mit ihnen vergleichen müßten, welches, da es noch längere Zeit fordern dürfte, Ferdinand wohl daran thun würde, wenn er ſie indeſſen für ſich betriebe. Nov. 1563.

Der einzige Herzog Albrecht von Baiern zeigte ſich zu allem bereit; und Ferdinand war ſchon daran, ſeine Geſandten nebſt den Bairiſchen nach Rom abgehen zu laſſen, als der päbſtliche Nuntius an ſeinem Hof ganz unerwarter ihm durch eine dritte Perſon die Eröffnung thun ließ, daß er ihm Wege und Vorſchläge anzeigen könnte, wodurch er mit geringerer Mühe und Koſten bey dem Papſt ſeinen Zweck erreichen würde, als durch eine eigene Geſandtſchaft. Als ſich Ferdinand näher deßwegen erkundigen laſſen, erklärte er ſich dahin, „daß er für gewiß wiſſe, auch ſeinen Leib zu Pfand ſetzen wolle, wenn Ferdinand bloß durch ein Schreiben um die begehrte Dispenſation in beyden bewußten Puncten anhalten werde, daß er dieſelbe ohne alle Schwierigkeit und harte Bedingungen erhalten werde, dagegen aber durch den Weg der Geſandſchaft nichts auszurichten ſeyn werde. Obwohl der Pabſt in dieſen und andern Sachen

denn

dem Kaiſer zu willfahren ganz geneigt ſey, ſo werde er ſie doch nicht gern weitläufig, ſondern in der Enge und mit etlichen wenigen vertrauten Cardinälen tractiren und handeln laſſen wollen, da hingegen zu beſorgen ſey, daß, wenn man ſie durch eine feyerliche Geſandſchaft begehre, der Pabſt ſie auch gegen ſeinen Willen an das ganze Cardinals-Collegium werde müſſen gelangen laſſen. Da aber die Glieder davon ſehr ungleiche Geſinnungen hegeten, und einige mehr, andere weniger derſelben gewogen, dabey aber nicht nur allein dieſe, ſondern auch die Jeſuiten und andere dergleichen ſcrupuloſi & rigidi Doctores, welche ſich bisher der begehrten Conceßion heftig widerſetzt, zu Rath gezogen und darüber würden wollen gehöret werden: ſo könnte nichts als allerley Diſpute ſowohl gegen die angeführten Gründe, als auch die Bedingungen, die der Diſpenſation anzuhängen, erfolgen, und dadurch die ganze Sache in das Stecken gerathen.“ Man merkte bald, daß der Nuntius dergleichen Dinge nicht für ſich konnte geredet haben, ſondern daß es einer geheimen Anweiſung zu Folge mußte geſchehen ſeyn. Um ſo bereitswilliger nahm auch Ferdinand dieſen Rath auf, beſonders da ihm der Weg der Geſandſchaft daneben immer offen blieb, und die geiſtlichen Churfürſten ohnehin noch zur Zeit ſich damit nicht einlaſſen wollten.

Nur mußte aber noch der Schluß des Concilium abgewartet werden, welcher um ſo eher zu hoffen war, da die Legaten indeſſen ihre Bemühungen verdoppelt, alles vollends dahin zu bringen. Und weil zu beſorgen war, der verhaßte Artikel wegen der Reformation der Fürſten dürfte denſelben hauptſächlich hindern, und dagegen zu weit ausſehenden und lan-

ge dauernden Streitigkeiten Anlaß geben, wieſen ſie ihm, anſtatt daß er zuvor den erſten Platz unter den Artikeln der ſo genannten General-Reform einnahm, nun den letzten an, und faßten ihn noch dazu, anſtatt ſich in eine Zergliederung der einzelnen Beſchwerden gegen die Fürſten einzulaſſen, in ganz allgemeinen Ausdrücken ab, daß man nämlich die Kirchen bey ihren Rechten, wie ſie durch die canoniſchen Verordnungen feſt geſetzt ſeyen, ungekränkt laſſen ſolle; gegen welches keiner der Geſandten der weltlichen Fürſten etwas einzuwenden hatte. Man gab nun auch von Seiten des Legaten den Biſchöfen, die zuvor ſo ſtark auf die Abſchaffung dieſer vermeintlichen Beſchwerden gedrungen, den viel vermögenden Wink, daß ſie *ſich mit dieſer allgemeinen Erklärung begnügen ſollten; welche als des Aufenthalts* zu Trient ohnehin äuſſerſt müd, nun auch ſich gern fügeten.

Dadurch wuchs den Legaten der Muth dergeſtalt, daß, nachdem den 11. Nov. die achte Seßion gehalten, und auf derſelben dasjenige, was das Concilium über die Ehe geſchloſſen, promulgirt worden, ſie den 15. in einer Congregation den Biſchöfen ankündigten, daß man in der nächſten Seßion zum wirklichen Beſchluß ſchreiten ſolle. Es waren zwar noch überaus häkelige Materien übrig, als die vom Fegefeuer, von der Verehrung der Bilder und der Heiligen, hauptſächlich aber diejenige, von welcher alle dieſe Bewegungen hergekommen, nämlich die von den Ablässen. Deſſen ungeachtet aber hätte der Pabſt gewünſchet, daß den 9. December, welcher zur Haltung der letzten Seßion beſtimmt war, alles geendigt würde. So kurz auch dieſe Zeit gegen diejenige war, die man z. B. mit der Reſidenz der Biſchöfe

ſchöfe zugebracht, ſo ward doch auch dieſe nicht ausgehalten, indem die unvermuthete Nachricht nach Trient kam, daß der Pabſt mit einer tödtlichen Krankheit befallen worden, welches ſogleich die alte Furcht bey den Legaten rege machte, daß das Concilium ſuchen dürfte, die Pabſtwahl an ſich zu ziehen; woraus ſich der Schluß von ſelbſt ergab, daß man es endigen müſſe, ſo bald als es möglich ſey. Den 2. December trugen ſie dieſes einem Ausſchuß von Geſandten und Biſchöfen vor; und als dieſe faſt durchgehends damit zufrieden waren, ward an dem nämlichen Tag eine Congregation gehalten, in welcher der Cardinal Moron in einer öffentlichen Rede den Vätern vorſtellte: „daß dasjenige, was man für das nothwendigſte angeſehen, nun wirklich abgehandelt ſey; die Materien von der Rechtfertigung und den Sacramenten ſeyen beſchloſſen, und die neuen Ketzereyen verdammt worden; auf die Ketzer aber hätte man umſonſt gewartet, weil ſie auf keine Weiſe dahin zu bringen geweſen, das Concilium zu beſuchen. Auch wären in Abſicht auf die Reformation ſo heilſame Decrete gemacht worden, daß, wenn man ſie halten würde, die alte Kirchenzucht ſoviel als hergeſtellt könne angeſehen werden. Man könne zwar noch gröſſere Dinge wünſchen; die Väter wären aber Menſchen und keine Engel, man müſſe nach den Umſtänden der Zeiten indeſſen dasjenige annehmen, was möglich geweſen. Wenn all dieſes zum Vollzug gebracht, werde vielleicht Gott auch noch das Beſſere geben; die noch übrigen Puncte könnten ganz gemächlich in einer einzigen Seßion abgethan werden. Dieß ſey der Wunſch nicht allein des Pabſtes, ſondern auch des Kaiſers und des Königs von Frankreich, deren Unterthanen zu Gefallen das Concilium hauptſächlich berufen worden. Alles ſehne ſich nach

dem

dem Schluß deſſelben, alles ſey reif dazu; man müſſe demnach die Früchte davon ſammeln, und keineswegs damit ſäumen.“ Auch dieſer Vortrag fand keinen Widerſpruch, ſo daß gleich den folgenden Tag die Seßion gehalten ward.

Ueber die Materie von dem Fegfeuer und der Verehrung der Heiligen und Bilder war nur Tags vorher diſputirt worden, weil ſie ohnehin bey dem ganzen bisherigen Streit über die Religion ſchon genau von den Theologen ſey unterſucht und erwieſen worden; jezt ward über beyde ein Decret promulgirt. Wegen der Abläſſe, worüber die gewöhnlichen Diſputationen der Theologen gar nicht gehalten worden, konnte man ſich nicht ſo leicht vereinigen, weil der Cardinal Moron der Meinung war, man ſollte gar nicht davon handeln, damit keine neue in Streitigkeiten entſtünden, und das Concilium dadurch nicht noch länger aufgehalten werden möchte, auch weil es überhaupt beſſer ſey, eine von ſo vielen Seiten her ſtreitige Sache ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, als ſie nur obenhin berühren. Allein der Cardinal von Lohringen, dem die meiſten Biſchöfe beyſtimmten, betrieb es ſehr ſtark, daß man wenigſtens einige Meldung davon machen müſſe, damit nicht der Irrthum der Proteſtanten dadurch um ſo mehr beſtärket würde, wenn ſie ſähen, daß man gänzlich von einer ſo wichtigen Materie geſchwiegen, die allein, wenn gar nichts davon geſagt würde, bald wieder Anlaß zur Berufung eines neuen Conciliums geben könnte. Man ſetzte daher noch in der Nacht ein Decret darüber auf, in welchem, ohne zu beſtimmen, was ein Ablaß eingentlich ſey, nur ausgedruckt ward, „daß er Gebrauch der Abläſſe dem chriſtlichen Volk höchſt heilſam, und, da er von den

Concilien ſelbſt gut geheiſſen worden, auch noch ferner in der Kirche beyzubehalten ſey. Doch wünſchete das Concilium, daß derſelbe nach der alten Gewohnheit der Kirche eingerichtet werde. Vor allem aber ſollte kein Wucher damit getrieben werden, als aus welchem die Haupturſache derjenigen Mißbräuche, die den Ketzern Anlaß gegeben, auf die Abläſſe zu ſchmähen, hergefloſſen; die übrigen, die aus Aberglauben und Unwiſſenheit des Volkes ſich eingeſchlichen, ſollten die Biſchöfe in den Provincial-Concilien nach und nach abſtellen.“ Allein, konnte man wohl darauf zählen, daß dieſe Mißbräuche je auszutilgen wären, wenn nicht genau beſtimmt wird, was eigentlich ein Ablaß ſey? Am meiſten iſt dabey zu bewundern, daß auf ſolche Art gerade die in Luthers erſten gegen den Ablaß heraus gegebenen Sätzen herrſchende Behauptung, daß der Ablaß nichts als die Nachlaſſung der canoniſchen Kirchenbuſſe ſey, ganz unberührt gelaſſen ward; eine mit der Hitze derjenigen Theologen, die zuerſt auf Luthern losgiengen, ungemein abſtechende Sache. Das übrige, was ſich auf dem Concilium zugetragen, beſteht bloß in gewiſſen Feyerlichkeiten, womit zum Beſchluß derſelben gegriffen ward.

Neunzehntes Kapitel.

Unterhandlungen zu Rom wegen der Communion unter beyden Gestalten und der Priesterehe. Bewilligung jener, und Versagung dieser. Des Kaisers Tod.

1564.

Nicht so bald war dieses geschehen, als sich Ferdinand wegen seiner bewußten Angelegenheiten sogleich an den Pabst wendete, in voller Zuversicht, derselbe werde seinem nur erst durch den Nuntius auf das neue gethanen Versprechen gemäß alsbald die Communion unter beyden Gestalten, und die Priesterehe für seine Erbkönigreiche und Länder zusagen. Allein gegen alle Erwartung ward ihm zwar die erstere bewilliget, ja sogar den Erzbischöfen von Mainz, Trier, und andern, obschon sie es noch nicht verlanget, ein gleiches gestattet,*) die andere aber auf weitere Berathschlagung verschoben. Um wenigstens das Erhaltene zu benutzen, ließ er, nach genommener Abrede mit den Bischöfen seiner Lande, die Erlaubniß unter beyden Gestalten zu communiciren durch den von Gurk zu Wien in der St. Stephanskirche feyerlich verkündigen. den 18. Jun.

Dem Pabst aber und seinem Gesandten, dem Grafen von Arco, schrieb er nach Rom, „daß, weil der Pabst das eine zugestanden, das andere nicht, er

*) Man sehe z. B. GUDENUS Cod. Mod. diplom. T. IV. N. 321. und HONTHEIM. Hist. Trevir. dipl. T. II. N. 1077. p. 882. seq.

um die höchste Noth darzuthun, daß auch dieses bewilligt werde, die Sache etwas weiter ausführen müsse. Fromme, katholische und gelehrte Männer hätten nicht undeutlich gemerket, und durch die That selbst erfahren, daß bei einer solchen Verschiedenheit der Meinungen und Sekten, die bey diesen betrübten Zeiten fast in ganz Europa besonders aber in Deutschland und seinen Erblanden eingerissen, eigentlich zwei Sachen denselben Vorschub leisteten, und die Kirche von Tag zu Tag grösseren Gefahren aussetzeten; das ausserordentliche und heftige Verlangen der Weltlichen nach der Communion unter beyden Gestalten, und das unzüchtige Leben der Geistlichen. Sie wären daher auf die Gedanken verfallen, ob es nicht nützlich sey, daß entweder durch das Ansehen des Conciliums oder des päbstlichen Stuhls in beyden Puncten eine Mäßigung und Nachsicht eingeführt werde."

„Da nun diejenigen, die der Deutschen Sachen genau kundig wären, ungeachtet der Hindernisse, die einige bis daher in den Weg gelegt hätten, welche von denselben sowohl als auch der ganzen Denkungsart der deutschen Nation keine Kenntniß hätten, stets der Meinung gewesen, daß man in beyden Stücken Fürsehung thun müsse: so sey daraus erfolget, daß bereits Ferdinands Bruder der Kaiser Karl V. zur Zeit, als er ganz und gar bedacht gewesen, die wegen der Religion entstandenen Uneinigkeiten beyzulegen, auch auf diese beyde Stücke seine Aufmerksamkeit gerichtet, wie man aus seiner zu Augspurg im Jahr 1548. heraus gegebenen Declaration, die den Namen Interim bekommen, sehen könne."

„Es

„Es ſey auch nicht ohne die wichtigſten Gründe geſchehen, daß man bis daher allemal beyde zugleich verlanget; denn man habe dafür gehalten, daß, wenn man die Kranken heilen wolle, auf die Glieder und Theile des leidenden Körpers Rückſicht zu nehmen, und die Urſachen und Materie der Krankheit aufzuſuchen ſeyen. Und weil man wahrgenommen, daß der gröſßte Theil von Deutſchland eine gar zu groſſe Begierde nach dem Kelch hege, und ſich über deſſen Verweigerung betrübe; und daß zur Unterhaltung dieſer Schwachheit und Betrübniſſe viele Prieſter das meiſte beytrügen, die entweder von Leichtſinn oder der Unenthaltſamkeit getrieben, oder auch gar durch Betrug und Nachſtellungen verführt ſo weit gekommen, daß ſie ohne Rückſicht auf das Kirchengeboth oder ihre abgelegte Gelübde ſich verehlichet, alsdann aber aus Furcht der Kirchenſtrafen und aus Verzweiflung ſich befliſſen gegen die katholiſche Kirche und ihre Vorſteher zu predigen, und ihnen alles Leid anzuthun: ſo habe man nicht anders ſchlieſſen können, als daß es eben ſo nothwendig als nützlich ſey, in beyden Artikeln als zweyen mit einander vereinigten Uebeln ſich nach einer taugli chen Arzney umzuſehen.“

„Wer dieſes mit geſundem Verſtand erwäge, und, was dabey in Betrachtung komme, genugſam überlege, werde auf das deutlichſte einſehen, daß diejenigen, die glauben, man müſſe nur in einem dieſer Artikel zu helfen ſuchen, nichts anders im Sinne haben, als ſtillſchweigend alle beyde zu hindern, ſo daß man weder von dem einen noch dem andern den gehofften Frucht erwarten könne; indem es nicht genug ſey, den Durſt des Kelches bey dem Volk zu löſchen, wenn nicht auch eine hinlängliche Anzahl von

Seelsorgern und Predigern vorhanden sey, die sich bestrebeten, das Volk in der reinen Lehre zu unterweisen, und dasselbe bey seinen Pflichten zu erhalten, welches sie vielmehr bis jezt in der Hartnäckigkeit zu steifen, und gegen die katholische Kirche, und geistliche Personen aufzuhitzen im Gebrauch gehabt, indem sie dafür gehalten, daß sie auf keine andere Art leichter zur Ehe gelangen könnten."

„Damit aber auch der Pabst insbesondere von diesem zweyten Artikel genau unterwiesen seyn möchte, solle ihm der Gesandte in des Kaisers Namen als die wahrhaftigste Sache berichten, daß es viele Orte in Deutschland, besonders aber in seinen Erblanden gebe, wo nicht ein einziger lediger Mensch, der entweder schon geweiht sey, oder die Weihen empfangen könne, anzutreffen. Und da diesem Abgang die Bischöfe kaum in ihren eigenen Residenzen abhelfen könnten, so seyen sie gezwungen das Volk auch gegen ihren Willen ohne Priester zu lassen; woraus folge, daß dasselbe, indem es doch wenigstens einige Predigten hören wolle, sich an die Nichtkatholischen halte, und ihre Lehre mit Verlust der Seele annehme. Dieses habe eigentlich das grosse Uebel, woran dermalen Deutschland und seine Erblande litten, hervor gebracht; worauf bald ärgere folgen würden, wenn man nicht bey Zeiten zu Hülfe komme." —

„Ferdinand bitte demnach, so viel er immer könne, daß der Pabst ohne Rücksicht auf das, was ihm etwan Leute, die von all diesem und dem Zustand von Deutschland und seiner Erblande gar nichts wüßten, beygebracht, sich würdige nach seiner Güte und seinem Eifer für das Beste der katholischen

Kirche

Kirche in dieſen unglücklichen Umſtänden Rath zu ſchaffen, und eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſein Amt zur Ehre Gottes und zur Erhaltung der wahren Religion zu brauchen, nicht zu verſäumen. Es möchte zwar denſelben Wunder nehmen, warum Ferdinand als ein katholiſcher Kaiſer dergleichen Dinge vortrage, die für viele etwas ſo ungewohntes und unerhörtes ſeyen; er könne aber nicht minder, als jeder andere, verſichern, daß er jede Neuerung, die in die Kirche wolle eingeführt werden, verabſcheue; er wünſchte auch ſelbſt, daß jene Zeiten nicht vorhanden wären, die ein gegenwärtiges und kräftiges Mittel forderten. Dabey könne er aber dem Pabſt nicht verſchweigen, daß die Sache ſo weit gekommen, daß wenn nach den Decreten des Conciliums von Trient die Geiſtlichen, die im Concubinat lebten, abgeſchafft, (wie denn derſelbe ganz gegen den Geiſt des Chriſtenthums und der Kirche äuſſerſt ſchädlich ſey,) und zugleich diejenigen, die ſich wirklich verehlicht, fortgejagt, und keine verehlichte, auch fromme und gelehrte Männer zu den Weihen angenommen, oder den beretts geweihten nicht erlaubt ſollte werden, ſich zu verehlichen, nichts anders zu erwarten ſtehe, als daß bey dem armen Volk aus Abgang der Prediger und Seelenhirten nicht allein die katholiſche Religion gänzlich vertilgt, und dagegen alle Arten von Ketzereien, ſondern endlich auch gar aus Abgang der Unterweiſung das Heidenthum eingeführt werde.“

„Auch dieſes könne er nicht verſchweigen, welches dermalen allen Leuten in dem Mund herum gehe, wie weit ſchwerer die Prieſter, die im Concubinat lebten, ſich verſündigten, als diejenigen, die ſich wirklich verehlichet, daß dieſes nur ein bloſſes Kirchengeſetz, welches der Veränderung unterworfen, über-

träten, die andern aber ein göttliches, welches weder eine Aenderung noch Dispensation leide. Ueberhaupt aber könne, so viel sich immer urtheilen lasse, die Gestattung des Kelches ohne die Priesterehe nicht wohl zum Vollzug gebracht werden, weil solche Bedingnisse dazu gesetzt wären, die dem Volk aus Abgang der Priester nicht würden vorgetragen werden, wenn man nicht die bereits Verehlichten bey ihren Stellen lasse, und andere, die es ebenfalls wären, von den Weihen nicht ausschlösse; welches alles Ferdinand dem Pabst heim stelle, daß er gemäß jener Güte, mit welcher er den Weltlichen in Ansehung des Kelches beygesprungen, auch dem so sehr notheidenden Clerus zu Hülf kommen möge. Wolle aber der Pabst seine Bitte *entweder auf eine andere Zeit verschieben, oder gar verwerfen, so werde zu besorgen seyn, daß weit grössere Uebel, als die bisherigen, folgen werden*, wenn sich Gott nicht würdige nach seiner höchsten Güte das bevorstehende Unheil auf eine wunderbare Weise (miraculose) abzuwenden."

Allein auch dieses half nichts. Die Communion unter beyden Gestalten stand in keiner Verbindung mit den hierarchisch politischen Absichten des Römischen Hofes; man konnte sich demnach entschliessen, sie zu erlauben. Allein mit dem Cölibat verhielt es sich anders. Dasjenige, was Ferdinand besorgte, ist zwar nicht ganz erfolgt; ja man hat Mittel gefunden, es dahin zu bringen, daß sich mit der Zeit wieder Leute herzu gedrängt, um die Seelsorge auf sich zu nehmen. Allein, wie viele Mühe es dabey seinen Nachfolgern gekostet, seinem Wunsche gemäß die katholische Religion aufrecht zu erhalten, durch was für gewaltsame Wege, die fast den gänzlichen Ruin

ihres Hauſes nach ſich gezogen hätten, durch wie viel Gefahren, Kriege, Verheerungen, Kränkung der bürgerlichen und geſellſchaftlichen Rechte ſolches zu Stande gebracht worden, lehrt die Geſchichte. Ob durch Ferdinands Plan dieſem wenigſtens nicht groſſen Theils wäre vorgebeuget worden, ob nicht weit wenigere zu den Proteſtanten würden übergetreten ſeyn, und von denjenigen, die bereits ſich zu ihnen geſchlagen, der gröſſere Theil nicht weit leichter als durch jene Wege, derer man ſich in der Folge bedient, wäre zurück zu bringen geweſen, und was überhaupt die deutſchen Kirchen oder auch nur die der Oeſterreichiſchen Staaten für charakteriſtiſche Eigenſchaften dadurch würden angenommen haben, in wie weit ſie jenen der übrigen katholiſchen Länder zu ihrem Vortheil oder Schaden unähnlich geworden wären, ſind Dinge, über die wir jezt eher muthmaſſen als entſcheiden können.

Indeſſen muß man doch dem Ferdinand und den von ihm zu Rath gezogenen Männern, als welche nicht nur allein eine groſſe Erfahrung in dergleichen Sachen, ſondern auch den ganzen Zuſtand der Dinge anſchauend vor Augen liegen hatten, mehr Einſichten zutrauen, als ſolchen, die nur von weitem alles betrachteten, und noch dazu durch Gründe in ihren Handlungen geleitet wurden, die mehr Bezug auf ihren eigenen Vortheil als auf das Wohl des Ganzen hatten, noch mehr aber als denjenigen, die zu einer Zeit das Urtheil abfaſſen wollen, wo ſich der ganze Standpunkt ſo himmelweit geändert, wo man gar keine Begriffe mehr hat von dem groſſen und faſt unerklärbaren Hange des Volkes das alte Syſtem zu verlaſſen, von der Gleichgültigkeit ſo vieler Geiſtlichen in dieſer Sache, und noch dazu von

der offenbaren oder heimlichen Begünſtigung, die manche derſelben widerfahren lieſſen.

Pallavicin glaubt zwar, ſich ganz kurz aus der Sache zu ziehen, wenn er ſagt, daß diejenigen, die dem Kaiſer dergleichen Dinge gerathen, ihrem eigenen Geſtändniß nach nicht gut für den Römiſchen Hof, in der That ſelbſt aber nicht gut für die Römiſche Religion geſinnt geweſen, und daher keine Gelegenheit verſäumt hätten, dem Gemüthe des Kaiſers, welches wie eine weiſſe Wolle leicht alle Farben an ſich genommen, widrige Meinungen von dem Pabſt und den ihm zugethanen Prälaten beyzubringen.*) Dieſer Sprache, die man von je her von denjenigen gebrauchet, die an dem Römiſchen Hof etwas auszuſetzen fanden, als welchen man immer gern mit der Kirche und ſelbſt der katholiſchen Religion verwechſelte, hätte ſich weder Ferdinand noch ſeine Miniſter gewärtigen ſollen, beſonders jener, da es kaum möglich iſt mehr Sorge für eine Religion zu tragen, als Ferdinand in Anſehung der katholiſchen gethan, ſo zwar daß ohne ihn gewiß wenige oder gar keine Infeln und Stäbe, Meßgewänder und Cucullen in Deutſchland mehr würden zu ſehen ſeyn. Daß er aber nicht ſowohl aus innerer Ueberzeugung, als aus Antrieb ſeiner Räthe gehandelt, widerſpricht gerade zu allen von ihm noch vorhandenen Denkmalen, Schriften und Nachrichten. Was aber die Räthe ſelbſt angeht, ſo dachten ja die größten Männer des damaligen katholiſchen Deutſchlandes, als Pflug, Helding, Nauſea, die geiſtlich und noch dazu Biſchöfe waren, in der Hauptſache wenig

*) L. 22. C. 5. N. 12.

wenig oder gar nicht anders als ſie, ohne daß es jemand einfallen könne, ihnen eine Abneigung von der katholiſchen Religion nur von weitem beyzumeſſen. Wenn man vollends die Sache des Conciliums erwäget, ſo liegt es ganz deutlich an dem Tag, daß ſie ihre Gedanken darüber nicht aus ſich, ſondern aus den Berichten der kaiſerlichen Geſandten auf demſelben, unter welchen ſich wieder vier Biſchöfe befanden, geſchöpfet. Daß dieſe letzteren, die alles mit Augen anſahen, und ſelbſt ſo groſſen Theil an dem, was vorgieng, hatten, ſo unredlich ſollten zu Werke gegangen ſeyn, und ihrem Herrn mit Fleiß falſche und ungegründete Dinge hinterbracht haben, oder daß ſie nicht wohl von demjenigen, was vorgieng, ſollten unterrichtet geweſen ſeyn, wird gewiß nicht einmal ein Pallavicin ſich getrauen zu behaupten.

Daß auch viele gute Sachen von dem Concilium ſind verordnet worden, haben wir aus Ferdinands eigenem Mund bereits vernommen; nur Schade, daß auch dieſe ſo wenig ſind zum Vollzug gekommen. Ob ſolches nicht weit eher geſchehen wäre, und ob nicht weit wichtigere, der Zeit und Ort weit angemeſſenere Dinge hätten können zu Stande gebracht werden, wenn jede Nation, oder jeder Monarch mit Zuziehung der redlichſten und vernünftigſten Männer aller Stände die offenbaren Misbräuche zu verbeſſern, und die Kirchenzucht zweckmäßig einzurichten geſucht hätte; ob dergleichen ohnehin ſchon ſo oft vorgeſchriebene, und vor wie nach ſo wenig gehaltene, zum Theil auch mit groſſer Noth heraus gebrachte Dinge eben ein ſo viel Aufſehen machendes und ſo groſſe Erwartung erregendes allgemeines Concilium erfordert hätten; und ob es überhaupt

haupt nicht beſſer geweſen, wenn man den Rath Karls V. und Ferdinands befolget, und die Entſcheidung der Glaubensſätze gänzlich unterlaſſen hätte, iſt eine Frage, die wenigſtens eben ſo viele, wo nicht mehrere Wahrſcheinlichkeit für als wider ſich hat.

Warum aber Ferdinand nicht entſchloſſener zu Werke gegangen, und, anſtatt ſo ängſtlich und hoffnungslos um Reformation anzuhalten, ſie durch ſich ſelbſt veranſtaltet hat, wird man leicht begreiffen, wenn man erwäget, welche Grundſätze damals noch herrſchend waren, die noch dazu durch die von proteſtantiſcher Seite vorgenommene Reformation noch mehr befeſtiget wurden; denn daß auch in dieſem Stücke die Katholiſchen ungemein weit und zurück geſetzt worden, iſt keinem Zweifel unterworfen. Da Luther alle Hierarchie umſtürzte, getraute man ſich von katholiſcher Seite nicht allein nicht, ihr nur im mindeſten zu nahe zu treten, ſondern man ſchonte ſie weit mehr als zuvor, und war überhaupt äuſſerſt befliſſen, dem ohnehin ſchwierigen Volk durch eine etwa entſtehende Colliſion zwiſchen dem Landesherrn und der Geiſtlichkeit kein Aergerniß zu geben. Die ſchon im Stillen wirkende und täglich mehr ſich verbreitende Philoſophie, welche gewiß bald die Menſchen auf die urſprüngliche Beſchaffenheit ihrer Geſellſchaften und Staaten, wie auch der auf ihnen gegründeten Majeſtätsrechte würde aufmerkſam gemacht haben, das ebenfalls wieder auflebende Studium der Geſchichte, welches würde gezeiget haben, was man in vorigen Zeiten für Grundſätze geheget, und was denen zu Folge Juſtinian, Karl der Groſſe und andere

*) Ferdinand ließ ihn durch den berühmten Jeſuiten Petrus Caniſius aufſetzen. Das Edict, durch welches die Einführung

dere gethan; die Uebertragung der claſſiſchen Litteratur auf die poſitiven Rechte, die bereits anfieng ſo viele ſophiſtiſche Pedantereyen und Widerſprüche zwiſchen geiſtlichen und weltlichem Rechte zu entdecken, und zum Theil zu verbannen, und endlich die durch die veränderte Art Krieg zu führen, und durch die damit verbundenen ſtehenden Armeen um ſo mehr befeſtigte Thronen der Fürſten, die nun nicht mehr ſo leicht durch Bannſtrahlen konnten wankend gemacht werden, hätten gewiß bald eine andere Art zu denken und zu handeln bey denſelben eingeführt, wenn nicht die nach ausgehaltener Erſchütterung weit feſter da ſtehende Hierarchie, das zu eben der Zeit ebenfalls feſter gegründete und mehr Einfluß gewinnende Mönchthum, und die Beſorgniß, ſich ketzeriſcher Grundſätze theilhaftig zu machen, alles auf lange Jahre zurück gehalten hätte.

Manches that auch Ferdinand wirklich, welches man in vorigen Zeiten als einen groſſen Eingriff in die geiſtlichen Rechte würde angeſehen haben. Vor allem verdienet die Einführung des Katechismus bemerkt zu werden.*) Da man gegen alles, was von Luthern, der zuerſt einen Katechismus verfertiget, und den Seinigen in die Hände gegeben, herkam, äuſſerſt eingenommen war, und ſich nicht einmal entſchlieſſen konnte, das Gute von ihm nachzuahmen, um nur nichts mit Ketzern gemein zu haben: war es überhaupt ein Schritt von Seiten Ferdinands, der nicht allein zeiget, wie ſehr er über die Vorurtheile ſeiner Zeit in vielen Stücken erhaben war, ſondern

führung in den Oeſterreichiſchen Staaten gebothen ward, iſt von dem 14. Auguſt 1554. Bey Raupach Evangeliſches Oeſterreich. Beylagen N. II.

dern auch, was er im geiſtlichen und Religions-Sache, beſonders bey ſo tief eingewurzelten Vorurtheilen und der groſſen Nachläßigkeit der Geiſtlichen, ſelbſt thun zu dürfen glaubte.

Ferdinand überlebte das Concilium nicht lange, indem er den 25. Jul. 1564. im zwei und ſechzigſten Jahr ſeines Alters den Geiſt aufgab. Da er kurz vor dem Schluſſe deſſelben mit einer gewiſſen Schwäche und einem ſchleichenden Fieber, welches von Zeit zu Zeit zunahm, und ihn auch zuletzt dem Tode überlieferte, befallen worden: war der ganze Hof der Meinung, es rührete hauptſächlich daher, weil das Concilium ſowohl als der Pabſt ſo wenig Rückſicht auf ſeine Vorſtellungen nähme, und eben daher auch die Folgen der Religionsbeſchaffenheit in ſeinen Ländern ihm zu lebhaft vor Augen ſchwebeten. Dem mag aber ſeyn, wie ihm wolle, ſo iſt gewiß, daß es ſein ſehnlichſter Wunſch war ein Mittel zu finden, wodurch denſelben könnte vorgebeuget werden. Daß er ungeachtet ſeiner Reformations-Plane dennoch eifrig katholiſch geweſen, erhellet unter andern auch aus ſeinem eigenhändigen ſchriftlichen Aufſatz, den er 1555. den 10. Aug. zu Augſpurg verfertiget, und ſeinem Teſtament verſchloſſen beygeleget hat, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß er von ſeinen Söhnen erſt nach ſeinem Tode, und zwar im Beyſeyn aller dreyen ſollte geöffnet werden. In demſelben ermahnt er ſie in der Sprache eines äuſſerſt gerührten Vaters „ganz väterlich ernſtlich und aus ganz treuem Herzen, feſt, beſtändig und beharrlich zu bleiben bey der wahren alten chriſtlichen Religion, wie ſeine Vorfahren Römiſche Kaiſer und Könige, auch löbliche Fürſten von Oeſterreich und Burgund, auch Könige von Spanien gethan, die dafür von Gott

dem

dem Allmächtigen in dieſer Welt belohnt worden mit ſo vieler Aufnehmung groſſer Königreich und Länder. — Da man entgegen ſcheinbarlich ſehe, wie leider ſeither man im heiligen Reich und deutſcher Nation und anderſtwo von Religion und Glauben gefallen, der Gottesdienſt, Kirchen, Stift und Klöſter zerſtört, die Ketzereyen überhand genommen, die Crucifixbilder geſtürmet, die Sacramenten und Heiligen verachtet, desgleichen die guten Werk und aller Gehorſam und guten Sitten von ſich gethan worden, wie Gott ſo wunderlich geſtraft habe in viel Weg und Geſtalt. — Da ſie (die Proteſtanten) gar nicht einig und einhellig ſeyen, ſondern zwiſchen ihnen ſelbſt unterſchiedlich, uneinig und zertrennt, wie es recht oder gut ſeyn könne, was ſie glauben oder halten, es könne nicht viel, ſondern nur einen einigen Glauben geben; weil ſie nun ſelbſt nicht läugnen mögen, daß ſie viel Glauben haben, ſo könne Gott der Wahrheit nicht bey ihnen ſeyn. Hochmuth, Hoffart und Fürwitz ſey es, ſeine Vorältern zu verachten, Ungehorſam ſich ſelbſt mehr zu achten. — Sie ſollten bedenken, ſeither die Ketzereien in Deutſchland aufgekommen, was ſie für Früchte gebracht haben. Am erſten ſey der Bauern Aufruhr angangen, ſo zwar, daß, wenn Gott mit ſeiner groſſen Barmherzigkeit nicht fürkommen wäre, alle geiſtlich und weltlich Obrigkeit zu Grund und zu Trümmern gangen wäre, wie er ſelbſt mit Augen geſehen habe, und ſonſt verſucht, und in der Maſſen, daß in einem Sommer, hatte es anderſt geſtillt ſollen werden, ob hundert und zwölf tauſend Bauern erſchlagen ſeyn worden und todt geblieben, nur wo ſein Kriegsvolk dabey geweſen, ohne das, was an andern Orten geblieben. Was ſeither für Ungehorſam erfolget wider Gott, ſeine liebe Mutter und Heiligen, ſeine

Sacra-

Sacramenten und Ceremonien, auch Gottesdienſt, desgleichen wider beyde Obrigkeiten geiſtlich und weltlich auch wider alle gute Ordnung und Polizey und gute Sitten, ſey ſo klar am Tag, daß es keiner Erklärung oder weitern Ausführung bedarfe ꝛc. ꝛc. ꝛc.“ In einer Nachſchrift ſtellt er ihnen noch vor, „was für ein Widerſpruch bey den Proteſtanten herrſche, da ſie behaupteten, was Glaubensſachen angiengen, ſeyen ſie niemand ſchuldig Gehorſam zu leiſten, und dennoch in eben denſelben von ihren Unterthanen auch gegen derſelben Wiſſen und Willen Gehorſam forderten, ja noch dazu fremde Unterthanen zu ihrer Religion zu dringen, und von ihrer Obrigkeit abfallen zu machen ſuchten. Sie ſagten zwar ſelbſt, der Glaub ſey eine Gab Gottes, und daß man niemand dazu oder davon dringen oder zwingen ſolle, und dennoch geſtatteten ſie ihren katholiſchen Unterthanen die Ausübung ihres Gottesdienſtes und Ceremonien nicht, zwängen Nonnen und Pfaffen ihre Ordnung und Habit zu verlaſſen, und ſich zu verheurathen wider ihre Gelübde und Eid, die ſie Gott geſchworen. ꝛc. ꝛc.“ Daß dieſer zwar manche Wiederholungen enthaltende, doch in mehr als einer Rückſicht merkwürdige Aufſatz, der zu eben der Zeit ſein Entſtehen hatte, als Ferdinand ſo viele Mühe ſich gab den Religionsfrieden zu ſtiften, Eindruck auf ſeine Söhne gemacht, iſt kaum einem Zweifel unterworfen.

Sonſt hatte ſeine Regierung zwar das Schimmernde nicht von jener ſeines Bruders; er war aber auch nicht beneidet, und noch weniger gehaßt. Im Gegentheil, die Geſchichte wird wenig Fürſten aufweiſen können, die eine ſo allgemeine, ſo wahre Achtung noch bey ihren Lebzeiten genoſſen. Selbſt der

Fran-

Franzöſiſche Hof und beſonders die Königinn Mutter Katharina von Medices ließ ihm durch Geſandte und Schreiben ſo viele Verſicherungen von der Hochſchätzung ſeiner Perſon machen, daß ſie einem verdächtig vorkommen mußten, wenn ſie nicht ſo oft und ſo weit von allem Scheine eines Intereſſe wären wiederholt worden, und wenn nicht die That ſelbſt damit übereinſtimmt hätte. So bald Karl nicht mehr war, lieſſen die Franzoſen nach, die Türken gegen den Ferdinand und ſeine Länder aufzuhetzen, und ſo gelangte er endlich zu dem ſo ſehnlich gewünſchten Frieden.

Sein Charakter zeichnete ſich durch eine auf alle ſeine Handlungen und ſogar auf ſeine Geberden ſich erſtreckende beſondere Güte des Herzens und ſanfte Stimmung aller Neigungen, *) eine vorzügliche durch viele Erfahrung geleitete Klugheit, durch eine entſchiedene Gerechtigkeitsliebe, durch unverbrüchliche Treue in Haltung ſeines Wortes, durch ununterbrochene Neigung zum Frieden, und endlich durch eine ihm eigene Unverdroſſenheit in Geſchäften aus. Letztere war ſo groß, daß, obgleich bey ſeiner zunehmenden Leibesſchwäche alles, was um ihn war, ihn zu bereden ſuchte, ſich derſelben entweder ganz oder doch meiſtens zu enthalten, doch nichts konnte ausgerichtet werden; „dem Herkules würde man eher ſeine Keule aus den Händen winden, (ſchreibt hierüber Walderdorf, der ein Augenzeug davon war,) als dem Kaiſer die Geſchäfte.“ Auch ſein inneres und häusliches

*) CHYTRAEVS drückt ſich hierüber folgendermaßen aus: Fulſit itaque in omni Imperatoris noſtri Ferdinandi vita actionibus, iudiciis, ſententiis vultu ac geſtibus etiam bonitas natiua, & Moderatio ac clementia vere regia ac divina. *In Orationē de Ferdinando Caeſare.*

ches Leben kann als Muſter der Enthaltſamkeit, Mäſſigung, Nüchternheit, des untadelhaften Lebenswandels, beſonders aber der ehelichen Liebe, Treue und Glückſeligkeit aufgeſtellt werden.*) In ſeiner Jugend las er fleißig des Erasmus Tractat de inſtitutione principis. Mit dieſem berühmten Mann unterhielt er ſich auch perſönlich bey ſeinem Aufenthalte in den Niederlanden, ſo wie er überhaupt viele Achtung gegen ihn hegete, welches auch Einfluß auf ſeine Religionsgeſinnungen mag gehabt haben. Nebſt dieſem hatte er ſich des Cicero Tractat de officiis ſo eigen gemacht, daß er Stellen davon bey vorkommender Gelegenheit wörtlich zu citiren wußte. Von ſeinen Söhnen folgte Maximilian, als der älteſte, im Reich, den Königreichen Ungarn und Böhmen, und dem Erzherzogthume Oeſterreich; Ferdinand, der ſich ohne ſein Vorwiſſen mit der Philippina Welſerin von Augſpurg vermählet, in Tirol und den Vorlanden; Karl in Steyermark, Kärnthen und Krain.

Wenn Deutſchland kein anderes Denkmal von ihm aufzuweiſen hätte, als den Religionsfrieden, würde es Urſache haben, gegen ihn dankbar zu ſeyn. Seine Regierung machte er auch dadurch merkwürdig, daß er dem noch beſtehenden Reichshofrath ſeine jezige Form und Ordnung gegeben.

Zwan-

*) Interior vero Ferdinandi vita honeſtiſſimorum exemplorum, continentiae, temperantiae et frugalitatis plena fuit. Caſti pudoris decus in conjugio, pietatis, concordiae et ſuaviſſimi amoris mutui *plena ac foecunda* ſancte ac religioſe ſeruauit. CHYTRAEVS l. c.

Zwanzigſtes Kapitel.

Schwierigkeiten des Römiſchen Hofes wegen der Anerkennung des Maximilian als Römiſchen Königs. Gefahr eines Türkenkriegs.

1563.

So ruhig es mit Maximilians Wahl zum Römiſchen König in Deutſchland zugegangen war, ſo fand ſie doch einigen Widerſpruch zu Rom. So wenig hatten auch dringende Gefahren dieſen Hof von ſeinen alten Vorurtheilen und den daraus flieſſenden Anſprüchen abbringen können. Eben derjenige Pius IV., der das, was ſein Vorfahr Paulus IV. gegen Ferdinanden gethan, als dieſer von dem Kaiſerthum Beſitz nahm, wenigſtens ſtillſchweigend gemißbilliget, machte jezt Schwierigkeiten, den Maximilian für dasjenige zu erkennen, wofür ihn die ganze Welt hielt; und was noch mehr zu verwundern iſt, auch von denjenigen Gründen, die der Paulus brauchte, wärmte er einige wieder auf: „Maximilian ſey z. B. nur von zwey Churfürſten, als dem von Mainz und Trier gewählt worden, indem die drey weltlichen als Ketzer keine Stimme hätten, der von Cöln aber von dem Pabſt noch nicht als Erzbiſchof ſey beſtätiget geweſen, als er die ſeinige abgeleget. Auch hätten die Churfürſten keine Gewalt, ohne päbſtliche Einwilligung bey Lebzeiten eines Kaiſers ſeinen Nachfolger oder einen Römiſchen König zu wählen; welches beſonders Statt habe, wenn der Kaiſer ſelbſt von dem Pabſt nicht gekrönt ſey. Endlich habe auch Maximilian ſich nicht zu Achen, wie es doch von Karls des Großen Zeiten beobachtet,

und durch die goldene Bulle feſt geſetzt ſey worden, ſondern zu Frankfurt krönen laſſen.“

Doch erboth ſich Pius die Wahl zu beſtätigen, wenn Maximilian ihn erſuchen würde, die bey derſelben mit untergelaufenen Mängel aus päbſtlicher Macht zu erſetzen, wenn er nebſt dem den Eid, welchen man ihm ſchriftlich in Anſehung des Glaubens und apoſtoliſchen Stuhls vorlegen werde, abſchwören, und endlich einen Geſandten zur Leiſtung des Gehorſams nach dem Brauch anderer Fürſten, und wie es ſein Vater Ferdinand ſelbſt beobachtet, nach Rom ſchicken werde. Allein, Maximilian weigerte ſich ſowohl um die Erſetzung der Mängel, die bey ſeiner Wahl ſich möchten eingefunden haben, als auch um die Beſtätigung derſelben zu bitten, wenn man ihm nicht darthäte, daß ein gleiches von ſeinen Vorfahren geſchehen. Auch gegen das ihm vorgelegte Jurament wendete er ein, daß es ſonſt nicht im Brauch geweſen; dagegen er ſich jedoch zu einem erboth, vermöge deſſen er ſich anheiſchig machte, den katholiſchen Glauben zu ſchützen. Allein von Römiſcher Seite war das Mißtrauen in Anſehung ſeiner Perſon ſo groß, daß der Pabſt noch eine beſondere Erklärung forderte, daß er unter dem katholiſchen Glauben keinen andern verſtehe als jenen, zu welchem ſich die Römiſchen Päbſte bekenneten.

Auch wegen des Gehorſams wollte er ſich zu nichts verſtehen, „weil man nicht wiſſe, daß ſein Oheim Karl V. und ſein Urgroßvater Maximilian I. das nämliche gethan; und wenn auch der Geſandte ſeines Vaters es ſich habe gefallen laſſen, ſey ſolches auſſer ſeiner Verhaltungsbefehle und bloß aus

Zu-

Zureden der Cardinäle Madruzzi und Moron geſchehen, als welche vorgegeben, daß Karl V. und Maximilian ein gleiches geleiſtet, wovon ſie aber noch den Erweis ſchuldig ſeyen.“ Man antwortete hierauf von Römiſcher Seite, „daß, wenn auch keine förmlichen Urkunden darüber entweder wegen der vorgegangenen Plünderung der Stadt Rom, oder auch Nachläſſigkeit derjenigen, die ſie aufzubewahren gehabt, vorhanden ſeyen, ſie doch zur Genüge aus demjenigen, was bey den vorigen Wahlen und Krönungen z. B. des Otto VI., Friderich II, Wilhelm, Rudolph, Albert I., Heinrich VII. und Karls V. vorgegangen, ſchlieſſen laſſe, daß alles dieſes beobachtet worden. Von Karln habe man auch ein ſchriftliches Zeugniß, daß er den Gehorſam verſprochen. Von dem Friedrich III. bezeuge es die Rede, die Aeneas Sylvius bey dieſer Gelegenheit gehalten, und von dem Maximilian I. ein altes Ceremonien-Buch.“

Allein, weit davon ſich dadurch beruhigen zu laſſen, widerſetzten ſich nicht nur allein Maximilian, ſondern auch der damals noch lebende Ferdinand ſelbſt nur um ſo mehr. Da ihnen äuſſerſt daran gelegen ſeyn mußte, ſich von Seiten der proteſtantiſchen Churfürſten keinen Vorwurf zuzuziehen, als hätten ſie aus Furcht oder zu groſſer Gefälligkeit gegen den Pabſt etwas von den Reichsrechten und dem kaiſerlichen Anſehen vergeben: ſo verabſcheuten ſie auch deſto mehr alle Neuerung. „Diejenigen Formuln von Juramenten, die man ihnen vorgeleget, ſtimmeten nicht überein, ſagten ſie; ſeyen auch ſchon lange abgeſchafft, und vielleicht nur den Bedürfniſſen gewiſſen Zeiten angemeſſen geweſen; zum Theil ſeyen ſie nur damals gebraucht worden, wenn der Kaiſer ſich zu Rom habe krönen laſſen; an deſſen

Stelle ſey vielleicht dasjenige gekommen, welches die Römiſchen Könige bey ihrer Krönung zu Frankfurt pflegten abzuſchwören, wie es Maximilian ſelbſt auch gethan, und zwar in Gegenwart der proteſtantiſchen Churfürſten, die ihn nur erſt gewählet. Wenn Maximilian I. oder Karl V. ein ſolches abgeleget, als man von Karln IV. vorzeige, ſo ſey um ſo unglaublicher, daß die Urkunden nicht mehr vorhanden ſeyn ſollten, da ſolche in der Engelsburg aufbewahrt würden, welche kleine Plünderung erlitten. Noch wahrſcheinlicher werde die Sache daher, weil man ſelbſt von Ferdinanden, der bald darauf als Römiſcher König gewählt worden, nichts dergleichen gefordert.“

Da ſich ſo wenig Hoffnung zeigte, beyde Theile mit einander zu vereinigen: riethen einige dem Pabſte, die ganze Sache auf ſich beruhen zu laſſen, bis ein bequemes Mittel zur Ausgleichung gefunden würde. Allein, man trug von beyden Seiten Bedenken, dieſen Vorſchlag genehm zu halten; von kaiſerlicher zwar, damit es nicht das Anſehen haben möchte, als würde Maximilian von dem Pabſt nicht als Römiſcher König erkannt, oder als wenn gar deſſen Wahl für ungültig gehalten würde; von päbſtlicher, damit nicht die Proteſtanten dieſer Gelegenheit ſich bedienen möchten, den Maximilian, der ohnehin wenigſtens eine Zeit lang nicht undeutlich eine beſondere Neigung gegen ſie hatte blicken laſſen, gänzlich von dem päbſtlichen Stuhl abwendig zu machen.

Etwas näher zum Zweck führten die Vorſchläge des Nuntius Delfinus: „man ſolle von demjenigen dem Pabſt eine Abſchrift zuſchicken, was Maximilian bey der Frankfurter Krönung bereits in Anſehung

ſehung des Pabſtes verſprochen, nämlich die gehörige Unterwerfung und Treue; zugleich ſollte er ein Schreiben an denſelben ergehen laſſen, wodurch er ſich verbindlich machte, alles das zu leiſten, was von ſeinen Vorfahren, beſonders Karln V. und ſeinem Vater Ferdinand geſchehen.“ Auf dieſe Art endigte ſich auch faſt das ganze Geſchäft. Maximilian ſchickte den Grafen Georg von Helfenſtein mit einem Schreiben nach Rom, deſſen Inhalt dahin gieng: „Der Graf ſollte nach dem Brauch der Vorfahren Maximilians ehrerbietig von dem Pabſt verlangen, daß er dasjenige nach ſeiner Wahl zum Römiſchen König thun und ertheilen ſolle, was die Päbſte zu thun und zu ertheilen gewohnt; und da er zugleich bekenne, daß er für jezt und das künftige dem Pabſt und dem apoſtoliſchen Stuhl leiſten wolle, was man finde, das von ſeinen Vorfahren, beſonders dem Maximilian, Karln V. und ſeinem Vater Ferdinand geleiſtet worden, ſo zweifle er nicht, ſeine Heiligkeit werden ihm dagegen eine Erklärung ihrer Zuneigung ertheilen.“ Von Römiſcher Seite gab man dem Schreiben die Deutung, als wenn Maximilian wirklich um die Beſtätigung ſeiner Wahl, und die Erſetzung der Mängel derſelben angeſucht hätte, und verrichtete nun beydes. Nach einigen Tagen ward der Geſandte zum öffentlichen Verhör gelaſſen in welchem er dem Pabſt in einer gehaltenen Rede Liebe, Ehrerbietung, Hochachtung und ſeine Dienſte (amorem, reuerentiam, obſeruantiam et obſequium) zuſagte, ohne ſich jedoch des Worts obedientiam (Gehorſam) zu bedienen; welches die Römer, weil das Wort obſequium, wo nicht eben das, doch etwas ähnliches bedeutet, geſchehen lieſſen. *)

den 5. Febr. 1563.

*) PALLAVICIN. L. 22. Cap. 6. RAYNALD. T. XXI. P. II. ad A. 1564. N. 27.

Eine noch weit gröſſere Sorge machte dem Kaiſer gleich nach ſeiner Thronbeſteigung die täglich ſich vermehrende Gefahr eines Bruches mit den Türken. Die erſte Veranlaſſung dazu gab Siebenbürgen. Ferdinand hatte im J. 1551. gegen gewiſſe Bedingungen von dem Sohne des Johann von Zapolia, dem Johann Siegmund und ſeiner Mutter Iſabella das Land abgetreten bekommen. Allein, mehrere Siebenbürger und inſonderheit Petrowitſch, einer der Vormünder des Prinzen, der Deutſchen Herrſchaft oder vielmehr der Bedrückungen des kaiſerlichen Generals Caſtaldo müde, riefen ſelbſt die Türken herbey, um durch ihren Beyſtand ſich davon ledig zu machen, ſodann aber ſich dem Johann und ſeiner Mutter auf das neue zu unterwerfen; welches auch erfüllt worden. Die leztere, weil ſie weder den Türken noch den Siebenbürgern hinlänglich traute, fieng zwar ſelbſt wieder Unterhandlungen mit dem Ferdinand an, wovon ſie aber das Ende nicht erlebte.

Johann, bey weitem nicht ſo friedfertig geſinnt, und überhaupt ein Herr von einem hitzigen unruhigen Gemüth, ſuchte, anſtatt Siebenbürgen herauszugeben, ſich vielmehr einen Anhang in Ungarn zu machen, nahm den Titel eines erwählten Königs von Ungarn „Electus Rex Hungariae“ an, und verlangte, daß Ferdinand auf den ganzen jenſeits der Theiß gelegenen Theil von Ungarn Verzicht thun ſollte. Ja er machte ſogar Anſprüche auf Großwardein, Caſchau, und einige andere Oerter aus dem Grund, daß ſie ſein Vormund, der berühmte Cardinal Georg Martinuzzi, ehemals in ſeinem Namen beſeſſen. Allein, bald verlieſſen ſeine meiſten Anhänger, unter denen ſich Melchior Balaſſa beſon-

ders

dors auszeichnete, ſeine Partey, und bemächtigten ſich, von Ferdinanden unterſtützt, auſſer den Schlöſſern von Tokay, Huſt und Mongatſch faſt alles deſſen, was er in Ungarn bis daher inne gehabt. Indeſſen nahmen die Friedenshandlungen wegen des bereits angeführten Stillſtandes vom J. 1562 zu Conſtantinopel ihren Anfang, wobey zwar die Geſandten Franz Zay, Anton Verantius Biſchof von Erlau, und Augerius Busbek den Auftrag hatten, es bey dem Türkiſchen Sultan Solyman dahin zu bringen, daß Ferdinand ſowohl die Gegend jenſeits der Theiß ruhig beſitzen, als auch Siebenbürgen ſelbſt wieder erhalten möchte. Allein, Solyman war zu dem letztern nicht zu bewegen, ſondern blieb dabey, daß Ferdinand wegen der Freundſchaft und Zuneigung, die Solyman gegen den Johann Siegmund hege, demſelben den ungeſtörten Beſitz von Siebenbürgen überlaſſen, dagegen aber in Ungarn alles, wie er es dermal in Beſitz habe, behalten ſolle.

Als endlich die Geſandten ihre Einwilligung dazu gegeben, glaubten ſie, daß nun alles berichtiget ſeye. Allein, Johann fand mittlerweile Gelegenheit, den Solyman und ſeine Miniſter für ſich zu gewinnen, ſo daß ſie ihm Schutz und Unterſtützung in ſeinen Anſprüchen zuſagten. Um aber ihr Wort nicht zurück zu nehmen, gaben ſie vor, die von dem Johann geforderte Bezirke und Städte wären Zugehörungen von Siebenbürgen, die er, weil der Kaiſer auf letzteres entſaget, mit Recht verlangen könne. Umſonſt gaben ſich die Geſandten alle möglichſe Mühe, zu zeigen, daß ſie in Ungarn gelegen, und je und allzeit als Theile des Königreichs angeſehen worden. Solyman wollte durchaus nichts von dieſer geographiſchen Unterſchied wiſſen, und bey ihm

mußte alles Siebenbürgen heiſſen, was Johann Sieg-mund forderte.

Ungeachtet dieſer Irrungen kann man doch zuletzt noch über gedachten Waffenſtillſtand überein, den auch ſelbſt Johann ſich gefallen ließ, jedoch ſo, daß er noch immer den Titel eines erwählten Königs von Ungarn führte, und ſich als Herrn der in Anſpruch genommenen Comitate anſah. Franz Nemethie, ſein Commendant zu Tockay, that öftere Einfälle in dieſelben, forderte den Einwohnern Tribut ab, nahm ihnen die Zehnten weg, und behandelte diejenigen, die ſich ihm widerſetzten, oder dem Johann nicht zahlen wollten, was ſie ihm als ihrem Herrn ſchuldig wären, äuſſerſt fort. Die dem Kaiſer ergebenen Magnaten und Edelleute, inſonderheit Melchior Balaſſa, thaten ihm zwar Widerſtand. Sonſt verboth ihnen aber Ferdinand, der keine gröſſere Angelegenheit hatte, als daß der mit ſo vieler Mühe zu Wege gebrachte Waffenſtillſtand nicht möchte in einen neuen Krieg ausarten, auf das ſtrengſte, ein oder die andere Feindſeligkeit gegen des Johann Gebieth auszuüben. In dieſer Lage blieben die Sachen bis 1564., wo endlich Johann durch die Befehlshaber ſeiner Schlöſſer gereitzt, die dadurch ſchon äuſſerſt aufgebracht waren, weil ſie ihre Plackereyen nicht ungeſtraft fortſetzen durften, ſelbſt einen Einfall in die dortigen Gegenden that, das erſt von dem Melchior Balaſſa 1564. beveſtigte Zathmar nebſt mehrern andern Schlöſſern wegnahm, und alles auf das grauſamſte verwüſtete.

Nun glaubte man auch von kaiſerlicher Seite nicht mehr ſo ſtill ſitzen zu dürfen, ob ſich gleich vermuthen ließ, Johann habe ſein Unternehmen mit

Ein-

Einverſtändniß der Pforte ſelbſt gewagt, indem ihn unter andern auch der Baſſa von Temeswar mit 4000 Türken unterſtützt. Man brachte nicht nur allein Beſchwerden bey dem Solyman an, ſondern Lazarus Schwendi ward auch mit einem Corps Deutſcher Truppen nach Oberungarn geſendet, der in kurzer Zeit und zwar mitten im Winter faſt alles Eroberte wieder einnahm, und ſelbſt von Tokay ſich Meiſter machte. Johann, der dem Kaiſer nicht gewachſen war, verdoppelte dagegen ſeine ohnehin ſchon bey der Pforte geführten Klagen, und verſuchte alles, ſeinem Beſchützer dem Solyman Glauben zu machen, daß es von kaiſerlicher Seite darauf angeſehen ſey, ihn nicht ſowohl aus Ungarn als ſelbſt auch aus Siebenbürgen zu vertreiben. Man legte auch ſeinem Vorgeben um ſo eher Glauben bey, da der Kaiſer bis daher die bey Schlieſſung eines jeden Stillſtandes gewohnten Präſente noch nicht geſchickt hatte; welches man von Seiten der Türkiſchen Miniſter als ein ſicheres Kennzeichen anſah, daß er nicht willens ſey den Frieden zu halten, obſchon Maximilian bloß darum mit denſelben verzögert, um bey der noch fortdauernden Ungewißheit der Dinge ſie nicht umſonſt auszugeben. Es zeigte ſich zwar bald wieder einige Hoffnung zum Frieden, da Solyman ſelbſt, wie auch der König Siegmund von Pohlen nebſt dem Johann Geſandte nach Wien ſchickten, um alle Streitigkeiten beyzulegen. Allein, da Solyman darauf beharrte, daß man dem Johann alles Abgenommene, inſonderheit Tokay wieder heraus geben ſollte; dieſes aber dem Kaiſer und noch mehr den Ungariſchen Magnaten, welche nicht auch von dieſer Seite die Gränzen ihres Reiches eingeſchränkt haben wollten, zu bedenklich fiel: kam es endlich zum offenbaren Krieg.

Jedermann war erſtaunt, als die Nachricht ein kraf, Solyman, der bereits 66 Jahre zählte, werde ſein Heer in Perſon commandiren. Noch hatte ihn weder das Alter, noch Aſiatiſcher Genuß der Wolluſt, noch auch ſeine innern Hausverdrießlichkeiten, indem ſein eigener Sohn Bajazeth, um ſich den Verfolgungen ſeiner Stiefmutter, der berühmten Roxolane, zu entziehen, ihn vor einigen Jahren verlaſſen, und ſich zu den Perſern geflüchtet hatte, ſo weit gebeuget, daß er nicht in Perſon dem Feldzug beywohnen wollte; es mag nun die Ehrbegierde, welche immer die letzte Leidenſchaft zu ſeyn pfleget, die den Menſchen verläßt, oder eine beſondere Neigung gegen den Johann Siegmund die Haupttriebfeder davon geweſen ſeyn, dem er noch als Kind gegen gegebenes Wort Ofen nebſt dem Königreich abgenommen, und nun anſtatt deſſelben vielleicht eine andere Entſchädigung auf des Kaiſers und der Ungarn Koſten zugedacht hatte.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Reichtag zu Augſpurg. Religionsbeſchwerden von beyden Theilen. Grumbachiſche Sache. Türkenhülfe.

1566.

Von Ungariſcher Seite ſah man wohl ein, daß die ohnehin ſehr geſchwächten Kräfte des Königreichs bey weitem nicht zureichend ſeyn würden, ſich eines ſo mächtigen Feindes zu erwehren. Eben ſo wenig konnte ſich Maximilian Hoffnung machen, bloß durch jene ſeiner Erblande demſelben gewachſen zu ſeyn; wel-

welches ihn bewog einen Reichstag nach Augſpurg auszuſchreiben, um von den Deutſchen Ständen ſich eine Unterſtützung zu verſchaffen. Er ſelbſt traf bereits im Jenner daſelbſt ein; der Reichstag konnte aber erſt wegen der ſpäten Ankunft der Stände und Geſandten am 23. März eröffnet werden, an welchem Tag der Herzog Albrecht von Baiern im Namen des Kaiſers die Propoſition that. Die darinn vorkommenden Puncte betrafen die Vergleichung in Religionsſachen, den Land- und Religionsfrieden, ſowohl eine eilende, als beharrliche Türkenhülfe, das Juſtiz-Weſen, die Moderation der bey ihrem Matricular-Anſchlag beſchwerten Stände, das Münzweſen, und die Abtheilung der Streitigkeiten wegen des Ranges und der Seſſion einiger Stände. Ungeachtet der Punct wegen der Türkenhülfe in der Propoſition nicht den erſten Platz einnahm, ſo wünſchte doch der Kaiſer, daß man wegen der dringenden Noth ſich zuerſt darüber berathſchlagete; welches ſich zwar die Stände gefallen lieſſen, jedoch ſo, daß man auch über die Religion und den Landfrieden zu gleicher Zeit handeln wolle. Um das Geſchäft wegen der Türkenhülfe deſto mehr zu befördern und ordentlicher einzuleiten, ward ein gemeiner Ausſchuß von Fürſten, Prälaten und Grafen niedergeſetzt. Einige verlangten, daß man mit der Religion und dem Landfrieden auf eben die Art verfahren ſollte. Allein, da ſich die Katholiſchen in keine gemeinſchaftliche Handlung mit den Proteſtanten darüber einlaſſen wollten, ward durch die Mehrheit der Stimmen ausgemacht, daß jeder Theil für ſich ſelbſt ſeine Beſchwerden, Anliegen und Bedenken in Schriften verfaſſe, und dem Kaiſer übergebe, welcher ſie dem andern Theil zuſtellen, deſſen Antwort darauf anhören, und zwiſchen

ihnen

ihnen nach Gelegenheit des Sachen Unterhandlung pflegen möge.

Ob die Katholiſchen durch den päbſtlichen Legaten Commendon zu dieſem Schritte verleitet worden, oder weil ſie ohnehin jeden Vergleich der ſtreitigen Religions-Puncte für unmöglich hielten, iſt nicht leicht zu entſcheiden. Genug, daß dieſer Commendon in der That einen merklichen Einfluß auf ihr Denk- und Handlungsart gehabt. Derſelbe war durch den Pabſt Pius IV. als Nuntius nach Pohlen geſchickt worden, und hatte von eben demſelben als ſeine Verrichtungen zu Ende giengen, den Auftrag erhalten, als Legat dem Reichstage zu Augſpurg beyzuwohnen. Als er aber nach Prag kam, erfuhr er, daß Pius, der ihn unlängſt zum Cardinal gemacht, mit Tode abgegangen.*) Jeder andere würde nach Rom geeilt haben, um den neuen Pabſt mit wählen zu helfen, und Commendon würde es um ſo eher haben thun können, da nicht nur allein ſeine Legation nun ein Ende hatte, ſondern auch des verſtorbenen Pabſtes Neffe, der Cardinal Borromäo, ſelbſt ihn nach Rom rief. Allein, da er beſorgte, auf dem Reichstag dürfte man eben deswegen um ſo mehr Nachtheiliges gegen die katholiſche Religion verhängen, weil der päbſtliche Stuhl erledigt ſey, wollte er wenigſtens zuvor noch den Kaiſer ſprechen, ehe er nach Rom gieng; und weil er wußte, daß dieſer bereits von Wien aufgebrochen ſey, ſuchte er, ſo bald als möglich, München zu erreichen, um ihn daſelbſt anzutreffen, welches auch geſchah. Nachdem er alles mögliche gethan, um demſelben das Intereſſe

*) Den 8. Dec. 1565.

tereſſe der katholiſchen Religion und ſeines Hofes zu empfehlen, wollte er zwar die Reiſe fortſetzen; allein eben bekam der Kaiſer durch einen Eilbothen die Nachricht, daß bereits ein neuer Pabſt in der Perſon des Pius V gewählt ſey. Da Commendon deſſen ungeachtet nach Rom aufbrach, bekam er zu Inſpruck von eben dieſem Pabſt Befehl ſogleich nach Augſpurg in der Eigenſchaft eines päbſtlichen Legaten, wie es bereits auch Pius IV. haben wollte, zu gehen. Dort ermahnte er die katholiſchen Fürſten, ſehr nachdrücklich, die Ehre ihrer Religion zu behaupten, und ſich den Ketzern zu widerſetzen; dieß würde nicht ſchwer ſeyn, wenn ſie nur einig unter ſich wären; ihre Gegner wären bis daher nur mächtig geweſen durch die Feigheit und Uneinigkeiten der Katholiſchen; ein genaues Einverſtändniß und die Sorge, einander beyzuſtehen, würden das einzige Mittel ſeyn, die gegenwärtigen Gefahren abzuwenden. Nebſt dieſem empahl er ihnen auch, die Decrete des Conciliums von Trient anzunehmen und in ihren Ländern einzuführen. Beydes verſprachen ſie durch den Churfürſten von Mainz, nur daß im letztern einige Puncte in Anſehung der Kirchenzucht wären, von denen ſie wünſchten enthoben zu ſeyn; indem es weder räthlich noch ſicher ſey, gewiſſe bey ihnen herrſchende Gebräuche zur Zeit einer ſolchen Entzweyhung und Ausgelaſſenheit abzuſchaffen. *) Da Commendon von zwey andern Cardinälen, die zugleich Reichsfürſten waren, als dem Otto Truchſes Biſchof von Augſpurg, und dem von Hohenems Biſchof zu Coſtanz nachdrücklich unterſtützt ward: ſo iſt es um ſo wahrſcheinlicher, daß ſeine Ermahnung

nicht

*) La Vie du Cardinal Commendon p. m. 286.

nicht ohne Wirkung geblieben. Wenigstens that sich Commendon selbst viel auf dieselbe zu gut, und Maximilian soll sich ebenfalls haben vernehmen lassen, er habe die Katholischen nie so entschlossen und so einig unter einander auf einem Reichstag gesehen.

Die Protestanten waren ihrerseits indessen auch nicht müssig gewesen. Nie hatten sie einen Reichstag mit grösserer Hoffnung, als den jezigen besucht. Maximilian, dachten sie, könnte und würde sich nun erklären, wie er ihrer Meinung nach immer gesinnt gewesen; eine Sache, die für sie die wichtigsten Folgen hätte nach sich ziehen konnen. Die enthusiastische Hitze, womit man anfangs ihre Partey ergriffen, war zwar meistens verrauchet; allein, noch immer traten viele zu ihnen über, oder waren geneigt es zu thun. Nun verbreiteten sich erst ihre Lehren in Frankreich und den Niederlanden. In Deutschland selbst auch, ungeachtet der katholische Theil indessen Zeit gehabt hatte sich zu erholen, und durch Erziehung entgegen zu arbeiten, und nebst dem die Jesuiten nichts unversucht liessen, um Haß und Abscheu gegen sie zu erregen, waren Volk und Adel entweder offentlich auf ihrer Seite, oder ungemein leicht dahin zu ziehen. Ein Wort des Kaisers, die Aufhebung des geistlichen Reservats, die Aufnahme protestantischer Grafen und Edelleute auf die Stifte würden in kurzer Zeit eine gänzliche Revolution in diesem Stücke zuwege gebracht haben.

Um ihren Zweck desto eher zu erreichen, redeten sie dem Kaiser mündlich auf alle Weise zu, sich öffentlich für ihre Partey zu erklären. Auch in ihrer weitläufigen, den 25. April überreichten Schrift

liessen

lieſſen ſie es nicht undeutlich merken, daß ſie Rechnung darauf gemacht; indem ſie ſagen: „ſie hätten nun viele Jahre her Sr. Majeſtät ſelbſt gutherzigen Eifer gegen ihre wahre chriſtliche Religion in vielen fürgeloffenen Handlungen auf ſeiner ſelbſt beſchehene Erklärung und Werbung vielfältiglich geſpüret, und jezt ſey allenthalben nicht allein in Deutſchland, ſondern auch in den benachbarten Königreichen der Chriſtenheit bey frommen gottesfürchtigen gutherzigen Leuten groſſe Hoffnung und Vertrauen zu ihm und dem gegenwärtigen Reichstag, es werde in der ſpaltigen Religion ein Weg zu Ausbreitung göttlichen Worts getroffen werden.“*)

Sonderbar war es, daß gegen alle Erwartung und Gewohnheit der vorigen Zeiten dieſer Schrift, die nur die Beſchwerden der Proteſtanten gegen die Katholiſchen enthalten ſollte, im Eingange ein ganz polemiſches Anſehen gegeben ward; indem man nicht nur allein hererzählte, wie die Päbſte nach und nach ſich den Primat über alle Kirchen angemaßet, ſich ein weltliches Reich geſtiftet, und die Gewalt der Kaiſer geſchwächt und dergleichen, ſondern auch ganze Stücke aus dem Concilium von Trient, inſonderheit von deſſen Erklärungen und Entſcheidungen über die Rechtfertigung, die Buße, Meßopfer und das Abendmahl wörtlich einrückte, und mit widerlegenden Anmerkungen begleitete. Dieſe Stellen wurden nicht ohne Abſicht gewählt, indem Maximilian eben ſeinen Hauptanſtand wegen des Abendmahls unter einerley Geſtalt gehabt.

Den

*) Apud LEHMANN. de pace Relig. 2. B. 4 Kapit.

Den Schluß machten die Beſchwerden ſelbſt, die meiſtens mit den ſchon auf den vorigen Reichstägen geführten übereinſtimmen, nur daß jezt mehr gegen das Betragen katholiſcher Landesherren in Anſehung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen geklagt ward, als welche „von ihnen mit Gefängniß und andern Strafen beleget, ja gar zum Tode verdammt würden, wobey man immer zur Entſchuldigung den Schein einer Aufruhr beybringe. Manche würden auch gedrungen aus dem Lande zu ziehen; eine Sache, die dem klaren hellen Buchſtaben des Religionsfriedens zuwider ſey, welcher ausdrücklich vermöge, daß es in der Unterthanen Macht und Willkühr ſtehen ſolle, abzuziehen, oder ihre Güter zu behalten und zu bleiben.“ Man affectirte zwar dabey viel Mäſſigung, allein in keiner öffentlichen, dem andern Theil nothwendig mitzutheilenden Schrift war ſo viel von Abgötterey geſprochen worden.

So künſtlich übrigens der Plan derſelben angelegt war, ſo wenig entſprach doch die Wirkung ihrem Wunſch; indem an einen Uebertritt Maximilians zu ihrer Partey gar nicht zu denken war, er mochte nun ſeinen Sinn geändert haben, welches ſehr wahrſcheinlich iſt, beſonders nach dem ſtarken Zureden ſeines Vaters im Leben ſowohl als in deſſen ſchriftlich hinterlaſſener eindringenden Ermahnung, oder er mochte zum Theil auch aus politiſchen Urſachen zurück gehalten haben, hauptſächlich um nicht mit dem Könige Philipp in Spanien zu brechen, und ſich die Ausſicht auf die dortige Thronfolge zu benehmen, oder auch um nicht ſeine eifrig katholiſchen Brüder Ferdinand und Karl, wie auch ſeine gottſelige Gemahlinn, König Philipps Schweſter, zu betrüben. Sein ganzes Betragen richtete er jedoch dahin ein,

um es mit keinem Theile zu verderben, und, ſo viel möglich, ſich ohne Begünſtigung des einen oder des andern in der Mitte zu halten; welches ſein Lieblings-Plan bis an ſein Ende war. Die von den Proteſtanten überreichte Schrift übergab er den Katholiſchen zu ihrer Verantwortung, wie es ohnehin der von beyden Theilen genommenen Verabredung gemäß war.

Da ſich der Kaiſer ſelbſt gegen jedermann ſo beſcheiden betrug, ſo kam es dieſen um ſo fremder vor, daß ſie, wie ſie ſich in ihrer Gegenſchrift ausdrücken, „wider alles Herkommen und Uebung im heil. Reich, auch dem Religionsfrieden, aller chriſtlichen Liebe, Zucht und Beſcheidenheit zuwider mit einem ſo atroci und ehrverletzlichen Schreiben gegen ihre von der Apoſtel Zeiten her bis auf ſie erwachſene katholiſche Religion, gegen des Kaiſers Majeſtät ſelbſt und ſie, auch die römiſch-apoſtoliſche Kirchen, gegen ihre, des Kaiſers, und des andern Theils ſelbſt, aus dieſer Welt abgeſchiedene Vorfahren, ſo in derſelben katholiſchen Religion beſtändig verharret, der Kaiſer und ſie auf dieſem ſeinem erſten Reichstag ſo ungeſtümm empfangen werden ſollten.“ Auch ſagen ſie, „ſie könnten nicht glauben, daß es von den Churfürſten und Fürſten des Gegentheil ſelbſt, oder doch von allen herkommen ſollte, indem ſich dieſe perſönlich alles brüderlichen, freundlichen, väterlichen, ſchwägerlichen und gnädigen guten Willen gegen ſie ſammt und ſonders erwieſen; es müſſe demnach von denjenigen expracticirt ſeyn worden, welche wenig Luſt hätten, daß die im Reich zwiſchen den Ständen beyder Religion in höchſten Nöthen und Anfechtungen nöthige Ruhe, Friede und Einigkeit gepflanzt und erhalten werden möge. Eine

gröſſere Schmach, Verachtung und Injurie könne ihnen nicht zugefüget werden, als daß ſie öffentlich anhören ſollten, daß ihre Religion eine Blindheit, ärgerlicher Greuel, eine heidniſche dem Wort Gottes widrige Abgötterey, und der ordentliche Gewalt der Kirche und Concilien eine Tranney genennt, ſie und andere Katholiſche endlich diejenige ſeyn ſollten, die ſich dem heil. Evangelio widerſetzten, alle Unordnungen und Sekten in der Kirche verurſachten, und die Wohlfahrt der Deutſchen Nation ſich nicht angelegen ſeyn lieſſen."

„Wenn dafür gehalten werden wolle, daß der allmächtige Gott erſt zu dieſer letzten Zeit ſich ſeiner armen Kirchen erbarmt, und vor etlichen und 40 Jahren das allein ſeligmachende Licht ſeines unwandelbaren Worts im heil. Reich Deutſcher Nation wunderbarlicher Weiſe angezündet, und der Chriſtenheit ſollte haben wieder ſcheinen und fürleuchten laſſen: ſo müßte es ein unglaublicher Zorn des Allmächtigen geweſen ſeyn, daß er, nach ſo theuer erlöſetem menſchlichem Geſchlecht und zugeſandtem heil. Geiſt, der heiligen allgemeinen chriſtlichen Kirchen, den heiligen Alten und unſern Voräldern ſolch Licht ſo lange entzogen, ſie in der Finſterniß und dem Schatten des Todes ſtecken, und ſo viel hundert tauſend Seelen, ſo in ſeinem Namen getauft und geglaubt, verderben und in Verdammniß ſollte haben gerathen laſſen."

„Was die Beſchwerden der Proteſtanten angehe, ſo haben es das Anſehen damit, als wenn ihnen nur um den übrigen Reſt und die Stümpf der Kirchen, Stiftungen und Klöſter, auch deren Güter zu thun, obſchon dieſe den Katholiſchen ſo theuer

durch

durch den Religionsfrieden gesichert seyen. Daß einem jeden, der gegen den Religiosfrieden bedrangt werde, von den Reichsgerichten schleunige Hülfe, Schutz und Schirm mitgetheilt werde, darinn seyen sie vollkommen mit den Protestanten einig; sie könnten aber nicht umgehen, und müßten wiederholen, daß ihren auf dem letzten Reichstag 1559. übergebenen Gravaminen durch kaiserliche und rechtliche Hülf bis daher nicht nur allein im geringsten nicht abgeholfen worden, sondern daß ihnen auch seither wohl viel beschwerlichers mit Betrübung und Abstellung ihrer Religion, gewaltthätiger und stiller Einnehmung und Abpracticirung vieler Kirchen, Güter, Stiftungen, Klöster und andern begegnet, wie zum Theil landkündig sey, zum Theil in eben dieser Schrift weiter angeführt werde."

„Von der harten Behandlung ihrer protestantischen Unterthanen wüßten sie nichts; liessen es aber, was den Abzug derselben aus ihren Landen angehe, bey dem ausdrücklichen Buchstaben (des Religionsfriedens), aber nicht bey der fürgewendeten Willkühr (als wenn es nämlich dem Unterthanen frey stehe zu bleiben oder auszuziehen) bewenden." Da die Protestanten einige besondere Fälle, in welchen gegen den Religionsfrieden sollte gehandelt seyn worden, angeführt, z. B. in Ansehung der Grafen von Ortenburg, der Reichsstädte Worms und Denkelspühel, so ward auch auf diese geantwortet.

Aus beyden Schriften sieht man übrigens, wie verschiedene Auslegung bereits dem Religionsfrieden selbst gegeben ward, und wie wenig es in solchen Umständen zu wundern ist, daß beyde Theile glaubten, sie wurden gegen denselben beschweret. Die

Proteſtanten verlangten zwar dießmal eine Erklärung der ſtreitigen Artikel des Friedens; allein die Katholiſchen ſtellten dagegen vor, „man würde darüber in unnöthigen Streit gerathen; es würde auch ein ſeltſames Anſehen bey Inländern und Ausländern gewinnen, wenn man jezt ſchon Aenderung damit vornehmen wolle, da es ſo viele Mühe gekoſtet. Wenn man nur bedacht ſey, ihn im rechten Verſtand zu vollziehen, ſo ſey er alſo lauter und klar, daß der Kammerrichter und Beyſitzer vermöge deſſelben den Parteyen wohl könnten Gerechtigkeit mittheilen; und, wenn auch ein zweifelhafter Fall vorkomme, ſo müßten ſie als Rechtsverſtändige, ehrliebende unparteyiſche Leute, die von beyder Theil Religions- und Confeſſionsverwandten geſetzt ſeyen, den gemeinen Verſtand, der den gemeinen beſchriebenen Rechten, auch aller natürlichen Ehrbarkeit, Billigkeit und menſchlicher Vernunft gemäß ſey, daraus ſchöpfen, und ſich nach demſelben in Abfaſſung ihrer Decrete verhalten.“

Auch der Kaiſer gab den Katholiſchen in dieſem Stücke Beyfall; und zwar aus eben dem Grund, weil ſonſt Streitigkeiten und Diſpute auf dem Reichstag entſtehen, und man doch zulezt nicht würde einig werden können. Da das nämliche wäre zu beſorgen geweſen, wenn der Kaiſer den fernern Schriftwechſel zwiſchen beyden Theilen hätte fortſetzen laſſen, ſo brach er auch hierinn ab; zog aber die beſondern Beſchwerungs-Puncte wegen Ortenburg, Worms ꝛc. ꝛc. deſto reifer in Erwägung, ließ Berichte darüber erſtatten, und ertheilte auch, ſo viel es die Zeit geſtattete, ſeinen Beſcheid.

Daß auch die Materie wegen des geiſtlichen Vorbehalts auf dieſem Reichstag wieder in Bewe-

gung

gung gekommen, verſteht ſich ohnehin. Maximilian brauchte aber eben den Grund, den die Proteſtanten wegen deſſen Ungültigkeit anführten, gegen ſie. Weil ſie nämlich vorgaben, ſie hätten nie in denſelben gewilligt, ſo ſagte er jezt, „daß auch die Stände der alten Religion nie in eine ſolche Freyſtellung der Religion in Anſehung ihrer Geiſtlichen gewilliget, daß dieſe mit Beybehaltung ihrer Präbenden und Beneficien ſollten können zu der neuen übertreten; und daß ſie auch noch heut zu Tage ſteif darauf beharrten, wobey ſie auch von ſeinem Vater Ferdinand jedesmal wären gelaſſen worden.“ Da demnach auch auf dieſer Seite nichts zu hoffen war, ſo verſuchten die Rheiniſchen, Wetterauiſchen und andere proteſtantiſche Grafen, die bereits anfiengen zu empfinden, was ſie durch ihre Ausſchlieſſung von den Stiften verloren, einen andern Weg, der zwar dem äuſſern Scheine nach mit dem Vorbehalt nichts gemein hatte, aber doch gerade zu eben dem Zwecke würden geführet haben. Sie verlangten nämlich, daß die Pflichten, Juramente, und Statuten der Stifte ſo möchten eingerichtet werden, daß ſie, unbeſchadet ihrer Religion, eben ſo wie die Katholiſchen könnten in dieſelben aufgenommen werden. Dieß war einiger Maßen mehr verlangen, als ſelbſt die Abſchaffung des Reſervats mit ſich brachte, als wodurch nur diejenigen, die als Katholiſche auf die Stifte gekommen, bey Verluſt ihrer Beneficien ſich nicht zur proteſtantiſchen Religion bekennen durften. Die Urſachen, die ſie beybrachten, waren, „daß nichts gewiſſers erfolgen werde, dann daß nicht nur allein die Stifter und Erzſtifter aus Mangel fürſtlichen, gräflichen und adelichen Standes der Gebühr nach ſchwerlich werden erſetzt werden mögen, wie man bereits zu Cöln und Straßburg, die inſonderheit auf

Fürsten und Grafen gestiftet, sehe; sondern auch daß der Fürsten und Grafenstand geschmälert, fürstliche und gräfliche Häuser zerrissen und getheilt, ja vieler trefflicher Geschlechter, welche sich ohne die Stift in weltlichem Stande alle in Länge schwerlich würden erhalten können, endliches Verderben nothwendig entstehen müßte, welches doch der ersten Fundatoren Willen und Meinung ganz zuwider sey.“*) Da ohnehin die Katholischen eben so wenig in diesen Antrag würden gewilliget haben, als in jenen wegen der Abschaffung des Reservats, so ließ der Kaiser die Sache auf sich beruhen, und ertheilte keine Antwort.

Sonst ereignete sich ein Auftritt, durch welchen fast die Protestanten selbst in die größte Uneinigkeit gerathen wären. Der Churfürst von der Pfalz hatte die Calvinische Lehre angenommen: und gleichwie auf dem berühmten Convent zu Naumburg bereits einige protestantische Fürsten aus dieser Ursache keine Gemeinschaft mit ihm haben wollten, also geschah es auch dießmal; und selbst auch der Kaiser ließ ihm in Gegenwart der Chur- und anderer Fürsten und mit ihrer Einverständniß durch den Dr. Zasius bedeuten, daß er die eingeführten Neuerungen in Kirchen und Schulen abstellen, und alles, was er dem Religionsfrieden zuwider von dem Calvinismus angenommen und eingeführet, vermöge eben dieses Friedens wieder ändern und abschaffen solle. Allein derselbe war zu sehr von seinen Meinungen eingenommen, als daß er so leichter Dingen sie hätte sollen fahren lassen. Er nahm daher einen kurzen Abtritt, um sich zu bedenken; ließ sich sodann von seinem

*) Ap. BVRCKARD Autonomie I. Th. 5. Kap. p. 70.

ſeinem zweyten Sohn Johann Caſimir die Bibel nachtragen, und erſchien wieder vor dem Kaiſer und den Fürſten, mit dem Bedeuten, „daß in Sachen, die die Seligkeit und das Gewiſſen angiengen, nicht der Kaiſer, ſondern Gott allein zu gebiethen habe. Die Proteſtanten ſelbſt hätten ihm zu Naumburg die Augſpurgiſche Confeſſion mit unterzeichnen laſſen. Sein Katechismus aber, zu welchem er ſich bekenne (der berühmte Heidelbergiſche), ſey mit Gründen aus der heiligen Schrift ſo bewaffnet, daß er bis jezt unumgeſtoſſen geblieben. Wenn jemand von der gegenwärtigen Verſammlung, und der Kaiſer ſelbſt ihn eines beſſern aus der Bibel belehren könnte, ſo werde er es mit Begierde vernehmen. Uebrigens getröſte er ſich, daß der Kaiſer die Sache nicht bey der Execution anfangen, und ſein Gewiſſen nicht beſchweren werde.“ *)

Mit dieſer Antwort war aber der Kaiſer wenig zufrieden, indem man zu wohl wußte, wie ſtarken Abſcheu ſelbſt viele Proteſtanten gegen die Calviniſche Lehre vom Abendmahl hatten, welcher der Churfürſt beypflichtete, ungeachtet er auch ſich zur Augſpurgiſchen Confeſſion bekannte, oder ſie vielmehr nach ſeinem Sinne drehte. Der Kaiſer ließ daher nach einigen Tagen mehrere proteſtantiſche Fürſten und Geſandte rufen, und verlangte eine Erklärung von ihnen, ob der Churfürſt der Augſp. Confeſſion mitverwandt ſey, und ob ſie ihn dafür erkenneten, oder ob er beſondern Sekten anhängig ſey; eine in mancher Rückſicht ungemein häckelige Frage. Die Calviniſten platterdinds von ihrer Gemeinſchaft ausſchlieſſen wol-

*) Ap. LEHMANN. L. III. C. 3.

len, hieß zu eben der Zeit auch aller Hülfsleiſtung, die man etwa im Falle der Noth von ihnen gewarten könnte, entſagen, und noch dazu ſich öffentlich erklären, daß man ſie ebenfalls hülflos laſſen wolle, obſchon beyde wenigſtens ſo viel unter ſich gemein haben mußten, daß ſie ſich mit geſammten Kräften einem dritten widerſetzeten, nebſt dem, daß der gröſſere Theil von ihnen ſich noch immer den Schein der Einigkeit geben wollte, welcher nun auf einmal wegfallen würde.

Sie kamen auch wirklich in Verlegenheit, wie ſie ihre Antwort an den Kaiſer abfaſſen ſollten. Churſachſen war der Meinung, man ſolle in derſelben ſagen, daß man keine Urſache zur Ausſchlieſſung und Verdammung des Churfürſten von der Pfalz habe; nächſtens werde man auch auf einem beſondern Convent ſich mit demſelben unterreden und vergleichen. Hingegen ſtimmten Mecklenburg, Würtemberg, Pfalzgraf Wolfgang von Zweybrücken und ſelbſt der Churfürſt von Brandenburg dahin, daß man dem Kaiſer nichts verhehlen, ſondern frey bekennen ſollte, worinn ihre, und dagegen auch des Churfürſten von der Pfalz Lehre vom heil. Abendmahl beſtünde. Deſſen Vetter, Pfalzgraf Wolfgang, verlangte ſogar, daß der Kaiſer ihm in einem beſondern Decret noch einmal befehlen ſolle, von ſeiner Lehre abzuſtehen, und ſeine jezigen Prädicanten auszuſchaffen, mit der Bedrohung, daß er ſonſt ſein kaiſerliches Amt gegen ihn brauchen müſſe. Endlich aber verglichen ſich dennoch beyde Theile einer gemeinſamen Antwort, des Inhalts: „In dem Artikel von der Juſtification und mehrern andern ſey der Pfalzgraf dem wahren Verſtand der Augſpurgiſchen Confeſſion anhängig; in jenem von dem heil. Abend-

mahl

mahl aber könnten ſie nicht erkennen, daß er es mit derſelben gleichförmig halte. Weil er ſich aber erböthe, daß er ſich in einer ordentlichen Zuſammenkunft durch Gottes Wort weiſen laſſen würde, ſo wollten ſie ſich über dieſelbe noch auf dem jezigen Reichstag vergleichen. Sie würden übrigens nicht geſtatten, daß einige Sekt, ſie heiſſe, wie ſie wolle, in ihren Kirchen mit ihrem Willen Platz oder Raum haben ſolle, wie ſie dann gleicher Geſtalt der Zwingliſchen und Calviniſchen Lehre halber allerdings geſinnt wären. Dabey wäre aber ihre Meinung gar nicht, den Churfürſten oder andere, die in und auſſerhalb Deutſchlands in etlichen Artikeln mit ihnen ſtreitig wären, in einige Gefahr, viel weniger aus dem Religionsfrieden zu ſetzen, oder auch die Verfolgungen des Gegentheils, die in und auſſer dem Reich vorfielen, zu billigen.“

„Es könne auch der Kaiſer leicht ermeſſen, daß es den Augſp. Confeſſionsverwandten Ständen nicht gebühren wolle, andern, ſo in der Religion mit ihnen nicht gleich ſtimmten, jezt oder künftig das Urtheil heim zu ſetzen, welchen ſie dafür halten oder achten ſollten, der dem wahren Verſtand der Augſp. Confeſſion in ſeiner Meinung gemäß ſey; dann unter dieſem Schein möchte ohne ihre Veranlaſſung vielen Leuten und inſonderheit den Schwachgläubigen Gewalt und Unrecht geſchehen, wie dergleichen Exempel bisher nicht wenige vorgekommen wären.“ *)

Dagegen ertheilte ihnen der Kaiſer zur Antwort: „ſie würden ſich erinnern, daß der Religionsfrieden

*) Ap. LEHMANN. T. I. L. III. C. 5.

frieden allein zwiſchen den Ständen der alten Religion und den Augſp. Confeſſionsverwandten errichtet worden, ſo daß alle andere, welche einer von beyden, nicht anhängig, davon ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Vor Gott und der Welt wäre es nicht zu verantworten, wenn all jene ohne allen Unterſchied, die zwar in einigen Artikeln mit der Augſp. Confeſſion oder mit der alten Religion übereinſtimmten, aber in andern, beſonders in dem vornehmſten nämlich in dem Artikel des wahren Leibs und Blutes Chriſti mit der Augſp. Confeſſion oder der alten Religion ſtreitig wären, wo nicht zu beſchützen, doch wiſſentlich zu dulden wären, zumalen ſolche der Aeußerung der Proteſtanten zu Folge von ihrem Irrthum nicht einmal jemand Rede und Antwort zu ertheilen hätten. Von der Apoſtel Zeiten her wäre keine Sekte in die chriſtliche Kirche eingeſchlichen, die nicht in etlichen, ja wohl den meiſten Artikeln des chriſtlichen Glaubens Gemeinſchaft mit der allgemeinen chriſtlichen Kirche gehabt hätte, ja auch zu jezigen Zeiten unter ſo vielen überhand nehmenden Sekten und Corruptelen, beſonders auch der verdammten Wiedertäufer wäre keine, die nicht in etlichen Artikeln mit der alten Religion und der Augſpurgiſchen Confeſſion überein ſtimmte, und ſich auf das Wort Gottes beriefe, ob ſie gleich in dem höchſten Irrthum beharreten. Sollten aber alle ſolche Sekten unter dem Schein der Gemeinſchaft etlicher Puncte mit einer oder der andern Religion geduldet werden, ſo wüßte er nicht, wie das heilige Reich lange in ſeinem Weſen beſtehen, und bleiben könnte."

Daß die Katholiſchen nicht auch ſollten mit zu ſprechen haben, wenn die Frage entſteht, ob eine Meinung der Augſp. Confeſſion gemäß ſey oder nicht, darüber

über läſſet er ſich zwar in keine weitere Erörterung ein; jedoch ſagt er gleich im Eingange, „dieſes Vorgeben ſey ihm nicht ohne Beſchwerung ſeines Gemüths zu vernehmen geweſen; inſonderheit aber liege ſeiner Perſon die Vollziehung des Religions-Friedens nicht nur allein vermöge der Reichsabſchiede, ſondern auch wegen ſeiner Wahl-Capitulation ob.“

Allein die Proteſtanten, obſchon ſie ſich alle Mühe gaben den Pfalzgrafen dahin zu bereden, daß er von ſeinen beſondern Meinungen abſtünde, wollten doch durchaus nicht darein willigen, daß er deßwegen auſſer dem Religionsfrieden zu ſetzen ſey. Nur erbothen ſie ſich noch eine Zuſammenkunft mit ihm zu halten, um ihn näher belehren zu können, alsdann aber dem Kaiſer ihr Bedenken vorzulegen. Für ſich würden ſie keine Sekten in ihren Landen einreiſſen laſſen, ſeyen auch zufrieden, daß der Religionsfriede bey ſeinem ausdrücklichen Buchſtaben zu bleiben habe.

Der zweyte Punct der kaiſerlichen Propoſition betraf den Landfrieden und deſſen beſſere Execution; wozu hauptſächlich das Betragen des unruhigen Wilhelm von Grumbach Anlaß gegeben, der im J. 1563. noch zu Ferdinands Lebzeiten die Stadt Würzburg überfallen, und dem dortigen Domcapitel wie auch der Bürgerſchaft einen harten Vertrag abgedrungen hatte. Um das ausgebrochene Feuer gleich bey ſeinem Entſtehen zu dämpfen, erklärte damals Ferdinand den Grumbach ſogleich in die Reichsacht, ehe noch der Biſchof von Würzburg einen förmlichen Bericht über Grumbachs Unternehmen erſtattet. Dieſen forderte zwar der Kaiſer ab; allein der Biſchof, ſo gern er auch geſehen hätte, daß der Vertrag zernichtet

nichtet würde, wollte doch mit der Sprache nicht recht heraus, theils weil er beſorgete, Grumbach dürfte, dadurch aufgebracht, ſein Stift noch mehr beſchädigen; theils weil dieſer die Vorſorge gebraucht hatte, in den Vertrag mit einrücken zu laſſen, daß ihn der Biſchof, wenn er der vergangenen Handlung wegen von jemand mit oder ohne Recht angefochten würde, vertreten und ſchadlos halten, ja ſelbſt bei dem Kaiſer die Beſtätigung des Vertrags auswirken wolle.

Allein andere Fürſten, die dazwiſchen kamen, halfen Würzburg aus der Sache. Ein ſo keckes Unternehmen eines Privat-Edelmanns ſetzte ſie faſt alle in Bewegung, da wenige unter ihnen ſich befanden, die nicht mit ihrer Ritterſchaft wegen ein oder anderer Sache im Streite verwickelt waren. Beſonders aber kamen ihnen Grumbachs Drohungen bedenklich vor, der immer mit weiß nicht was für Verbindungen, in denen er mit der ganzen Reichsritterſchaft, ja ſogar mit Frankreich ſtünde, und mit den Unterſtützungen, die er von beyden zu gewarten hätte, groß that, ſo daß einige Fürſten den Kaiſer ſogar warnen lieſſen, daß, wenn er nicht Ernſt in der Sache brauchte, zu beſorgen ſey, daß, gleichwie ehemals ein allgemeiner Bauernkrieg in Deutſchland, jezt ein allgemeiner Edelmannskrieg entſtehen möchte; worauf der Kaiſer nicht nur allein den Vertrag förmlich zernichtete, ſondern auch die Publication der bereits verhängten Acht befahl. Dieſer ſchlaue und durch alle mögliche Glücks- und Unglücksfälle verſuchte Mann hatte ſich aber bereits um einen Rückenhalt umgeſehen, welchen er am beſten an dem Herzog Johann Friederich von Sachſen, des unglücklichen Churfürſten Johann Friederichs Sohn, einem Fürſten, bey welchem die Wunde wegen des

ihm

ihm und ſeinen Nachkommen entzogenen Churfürſtenthums lange nicht geheilet war, oder doch durch die geringſte Veranlaſſung wieder konnte aufgerißet werden, zu finden glaubte, worinn er ſich auch nicht irrte.

Die Begierde, das Seinige wieder zu erhalten und ſich an dem jetzigen Churhauſe zu rächen, machte dieſen Prinzen eben ſo unbeſonnen als leichtgläubig, ſo daß ihm Grumbach beybringen konnte, was er immer wollte. Nicht genug, daß er ihm das Churfürſtenthum wieder verſchaffen würde, ſollte Johann Friederich auch von einem zahlreichen Heere, das er ihm durch Hülfe Franzöſiſcher Subſidien ſtellen wollte, und von der mit ihm vereinigten und gemeine Sache machenden Reichsritterſchaft im freyen Felde zum Kaiſer ausgerufen werden. Von dieſem Projekt eingenommen, gab nicht nur allein Johann Friederich dem geächteten Grumbach, ungeachtet der kaiſerlichen Abmahnungsſchreiben, in ſeiner Reſidenz Gotha Aufenthalt, ſondern ſchickte auch ſeinen Rath Huſanus nach Wien zu dem neuen Kaiſer Maximilian, um Grumbachen zu entſchuldigen. Allein derſelbe verwies die ganze Sache auf den inſtehenden Reichstag; und nun mußte auch Huſanus zu Augſpurg Grumbachs Sache zu vertheidigen ſuchen. Er fand aber ſelbſt die meiſten proteſtantiſchen Fürſten ſo ſehr gegen den Grumbach aufgebracht, daß ihm nicht nur allein für dieſen, ſondern auch ſeinen eigenen Herrn bange ward.

Inſonderheit war der auf dem Reichstage perſönlich anweſende Churfürſt, Auguſt von Sachſen, voll der Erbitterung gegen den Grumbach. Demſelben war kurz vor dem Reichstag von dem Grafen

Gün-

Günther von Schwarzburg die ſchriftliche Anzeige gemacht worden, daß Grumbach ſich gegen ihn verlauten laſſen: „weil der Churfürſt ihm, und ſeinen Geſellen unverſchuldet nach Leib und Leben trachtete, ſo ſollte man wiſſen, daß er auch ſeinerſeits dem Churfürſten nach dem Haupt, Leib und Leben trachten wolle, und ſollte ihm der Churfürſt zwiſchen der Zeit und folgende Weihnachten nicht vorgehen, (entgehen).“ Grumbach läugnete es zwar, als er darüber zur Rede geſtellt ward; allein da der Graf auf ſeiner Ausſage beharrete, ſo blieb doch bey dem Churfürſten wenigſtens ein ſtarker Verdacht zurück; und da Grumbachs und des Herzogs, Johann Friderichs, übrige Anſchläge ihm eben ſo wenig ganz unverborgen ſeyn konnten, ſo war er einiger Maßen gezwungen, gegen beyde zu arbeiten. Umſonſt ſuchte Huſanus ſeinen Herrn auf andere Gedanken zu bringen, da er ihm ein und das anderemal ſchrieb: „in dem Fürſtenrath ſey bereits die Execution der Acht gegen Grumbachen und ſeine Geſellen beſchloſſen; im Churfürſtenrathe, wo man ihm faſt noch mehr abgeneigt ſey, werde ein gleiches geſchehen. Wie es doch dem Herzog vor Gott und der Welt, ſeinen Kindern und Unterthanen verantwortlich ſeyn wolle, dem Grumbach noch fernern Aufenthalt zu geben? Derſelbe habe ſich durch nichts mehr in dem Lichte geſtanden, und ſeine Ausſöhnung ſelbſt gehindert, als daß er, ungeachtet der gegen ihn publicirten Acht, ſo trotzig und ungeſcheut im Reich geblieben. So lange Grumbach ſich nicht den Befehlen ſeiner Obrigkeit unterwerfe, und wenigſtens auf eine Zeit lang aus dem Reich weiche, werde man nie etwas Fruchtbares für ihn ausrichten können; durch ſein jeziges Betragen laufe er ſelbſt dem Unglück in die Hände, und ſchneide ſich

alle

alle Mittel ab mit der Haut davon zu kommen. Wenn der Herzog oder sonst jemand dieser Anzeige jezt, wo das Unglück noch nicht sichtbar vor der Thüre stünde, keinen Glauben geben wolle, so bäthe er, wenigstens in Zukunft dieses Schreibens ingedenk zu seyn."

In einem andern Schreiben stellte des Herzogs Gesandter von Obernitz, und Husanus demselben auf das neue vor, „daß zu Folge der vielfältigen Befehle des Kaisers an die Abänderung und Aufhaltung der Acht gar nicht zu gedenken sey, und kraft des allgemeinen und einhelligen Reichsschlusses vor allen Dingen, wenn der Herzog eine Versöhnung stiften, und nicht selbst darüber von Land und Leuten wolle gejagt werden, Grumbach und seine Mitgenossen, die namentlich in der Acht begriffen, fortgeschafft werden müßten."

Allein Johann Friderich war taub zu allem. Man hatte ihm nebst den blendenden Ansichten auch weiß gemacht, wegen eines alten gebrechlichen Mannes, wie Grumbach, werde sich das ganze Reich nicht in Bewegung setzen, besonders da der bevorstehende Türkenkrieg ohnehin den Reichsständen grosse Kosten verursachen werde; viele Fürsten würden aus Furcht vor der Ritterschaft, die weiß nicht was für Bewegungen dem Herzog zu Gefallen machen werde, nichts gegen ihn unternehmen; auch sey der Kaiser selbst dem Grumbach viel geneigter, als seine Feinde vorgäben, indem er sich mehrmals verlauten lassen, daß er die Grumbachische Sache mehr durch Vermittelung und gütliche Wege als durch Gewalt beyzulegen trachten werde.

So groſſen Schein auch alles dieſes für ſich hatte, ſo leicht hätte doch der Herzog einſehen können, wie viel er bey dieſem Handel wagete. Wenn nicht Grumbach mehrere Reichsfürſten, beſonders aber die Fränkiſchen Einigungsverwandten zu ſeinen erbittertſten perſönlichen Feinden gehabt hätte, und wenn nicht er ſelbſt und ſein Beſchützer, Johann Friderich, die Unvorſichtigkeit und Unklugheit begangen hätten, den mächtigen Churfürſten Auguſt, der allein ſchon dem Herzoge ſammt Grumbachen weit überlegen war, zu einer eben ſo groſſen perſönlichen Abneigung zu reitzen: ſo mag es wohl ſeyn, daß wenige oder gar kein Fürſt ſich der Sache mit Ernſt würde angenommen haben. In Anſehung der Ritterſchaft traute Grumbach zu viel den einzelnen Aeuſſerungen einiger ſeiner Freunde. Auch betrog er ſich, da er die Geſinnungen derſelben nach ſeinem eigenen, die mit einer ziemlichen Doſis Schwärmerey für ritterliche Freyheit und Thaten gemiſcht waren, abmaß, da vielmehr durch die nun ganz geänderte Art Krieg zu führen, und überhaupt durch die nach und nach eingeführte andere Geſtalt der deutſchen Höfe und Landesverfaſſungen ſich der Geiſt dieſes ſonſt kriegeriſchen Corps faſt ganz umgebildet hatte. Was endlich den Kaiſer angeht, ſo mag derſelbe, zuvor als er noch nicht eigentlich wußte, wie die Fürſten gegen den Herzog und Grumbachen geſinnt, ja vielleicht ihren ſtarken Haß, den ſie gegen den letztern trugen, nicht einmal vermuthete, ſelbſt die gütlichen Wege als die zuträglichſten angeſehen haben. Allein da er auf dem Reichstag bald überzeugt ward, wie gern die Stände Folge leiſten würden, ſo mußte es ihm vielmehr angenehm ſeyn, ſein und ſeines Vaters Anſehen durch die Vollſtreckung der Acht gerettet zu ſehen.

Man ließ jedoch dem Herzoge noch Zeit, ſich mit Ehren aus dieſer für ihn ſo bedenklichen Sache zu ziehen. Und überhaupt fiel das Reichsgutachten dahin aus, daß die Receptatoren der Aechter, bey welchen dieſe ihren Aufenthalt ſucheten und hätten, durch eine Schickung von wegen des Kaiſers und Reichs ernſtlich und fleißig erſucht werden ſollten, die benannten Aechter dem Kaiſer zur Strafe folgen zu laſſen. Zu dieſer Geſandtſchaft, welche inſonderheit auf den Herzog Johann Friedrich angeſehen war, wurden von Seiten der Churfürſten die von Mainz und Pfalz, von den Fürſten der Erzbiſchof von Salzburg, der Biſchof von Augſpurg, der Pfalzgraf Wolfgang von Zweybrücken, Herzog Chriſtoph von Würtemberg nebſt den Wetterauiſchen Grafen und einer Reichsſtadt gewählet. Ehe man noch ihre Inſtruction ausgefertigt, welches erſt am Ende des Reichstages geſchah, ſchickte der 1566. Kaiſer, der ſeinerſeits erſt noch das äuſſerſte 29. Mai. bey dem Herzoge verſuchen wollte, ihm wiederholte Befehle durch einen eigenen Courier zu, daß er bey dem Eid und Pflichten, womit er ihm und dem Reich verwandt wäre, auch bey Strafe des Landfriedens und beſonders der Reichsacht und Oberacht den Wilhelm von Grumbach, Wilhelm von Stein, und Ernſten von Mandelslo ſammt andern ihren Mitächtern ſo gleich gefänglich einziehen, und ſie bis auf ſeinen weiteren Beſcheid ſicher verwahren ſollte. Auch ward der Reichstagsſchluß wegen Vollziehung der Acht durch ein kaiſerliches Mandat dem ganzen Reiche bekannt gemacht. Dieſer Vorfall gab übrigens Gelegenheit, daß verſchiedenes an der bisherigen Executions-Ordnung gebeſſert ward.

Wegen der Türkenhülfe machte man dießmal um ſo wenigere Schwierigkeiten, da Maximilian ohnehin das Vertrauen beyder Theile in einem höheren Grade beſaß, als je einer ſeiner Vorfahren, und noch dazu ſichere Nachrichten bereits eingetroffen waren, daß der ſo gefürchtete Solyman, ungeachtet ſeines bereits ziemlich hohen Alters, den Zug perſönlich nach Ungarn unternehmen werde. Da ſolches allerdings mehr als gewohnte Projecte vermuthen ließ, ſo bewilligten die Stände acht dreyfache Römermonathe. „Weil es aber, ſagt der Abſchied, den Churfürſten, Fürſten und Ständen, als die vorhin merklich und kündlich beſchwert wären, ganz unmöglich fiele, dieſe Hülfe aus ihren eigenen Kammergütern und Gefällen herzugeben: ſo ſollte einer jeden Obrigkeit, wie rechtmäßig, Herkommens und Recht wäre, frey ſtehen und zugelaſſen ſeyn, ihre Unterthanen geiſtlich und weltlich, ſie ſeyen exempt oder nicht exempt, gefreyt oder nicht gefreyt, niemanden ausgenommen deshalb mit Steuern zu belegen, doch nicht höher und weiter als ſich jeder Obrigkeit gebührende Anlage erſtrecke.“ Obſchon die Unterthanen keine eigentlichen Repräſentanten auf den Reichstägen hatten, ſo wirkte doch das Andenken des alten Herkommens noch ſo viel auf die Gemüther, daß die Chur- und Fürſten wenigſtens ſtillſchweigend das Bekenntniß ablegten, daß ihnen ſelbſt von Rechts wegen obgelegen, durch ihre Kammergüter und eigene Gefälle die Reichshülfe zu beſtreiten. Wie nöthig die andere Vorſorge war, daß ſie keine weitern Steuern fordern ſollen, als ſich ihre Reichsanlage erſtrecke, haben uns ſchon die Beyſpiele von Ferdinands Zeiten gelehret.

Endlich ward auch noch in Anſehung des Kammergerichts beſchloſſen, die Anzahl der bisherigen 24 Beyſitzer mit 8 andern zu vermehren, ſo, daß für beſtändig drey Definitiv-Räthe könnten gehalten, und alles deſto ſchleuniger gefördert werden. Auch ſollte bey den jährlichen Viſitationen des Kammergerichts, anſtatt daß bis daher, wenn nur eine zur Viſitation beſtimmte Perſon nicht erſchien, die übrigen nicht fortfahren durften, ſolches nun geſchehen können, wenn auch eine, zwey, oder drey ausblieben. Das übrige betraf einige Verbeſſerungen der bisherigen Münzordnung und einige in die Polizey einſchlagende Puncte.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Krieg mit dem Türkiſchen Kaiſer Solyman. Friede mit deſſen Nachfolger Selym, und dem Siebenbürgiſchen Fürſten Johann Siegmund.

1566.

Nach geendigtem Reichstage gieng Maximilians Hauptſorge dahin, Vorkehrungen gegen die Türken zu treffen, ſo wie dagegen Churſachſen und die übrigen an den Grumbachiſchen Händeln theilnehmenden Fürſten ihr Augenmerk auf die Vollziehung der ausgeſprochenen Acht richteten. Nicht einmal Karl V, als er 1532 gegen eben dieſen Solyman zu Felde zog, brachte ein ſo zahlreiches und auserleſenes Heer zuſammen, als jezt Maximilian. Selbſt aus Italien ſchickte der Herzog von Savoyen 400 Büchſenſchützen zu Pferde, und Herzog Cosmus von Florenz 3000 wohlbewaffnete Fußknechte;

knechte; der von Ferrara hingegen, ſo wie auch der von Mantua fanden ſich in Perſon ein, jener zwar mit 400 von Adel, und dieſer mit 300 Hackenſchützen. Herzog Karl von Guiſe aus Frankreich brachte bis 100 Bewaffnete mit ſich, ſo daß ſich die Anzahl ſämmtlicher Truppen, diejenigen, die Schwendi in Oberungarn und Graf Salm in Niederungarn hatte, mit eingerechnet, auf mehr als 80000 Mann belief.

Maximilian, obgleich unter ſeinen Eigenſchaften die kriegeriſchen vielleicht den letzten Platz verdienen, und ſelbſt ſein etwas ſchwächlicher Körper nicht dazu gemacht ſchien die Beſchwerlichkeiten eines Feldzuges auszuhalten, wollte doch ebenfalls nach dem Beyſpiele des Solyman demſelben in Perſon beywohnen, theils um den Seinigen deſto mehr Muth einzuſprechen, theils um die Ungarn, welche immer gern ihre Könige an ihrer Spitze ſahen, zu einer deſto thätigern Mitwirkung zu bewegen. Von Wien begab er ſich mit der Armee nach Altenburg, wo er ſie muſterte. Zu Comorn trug er den Grafen Salm mit den Seinigen an ſich, und ſetzte ſich endlich zu Raab, um nach dem Einrathen des Grafen Salm den Krieg nur vertheidigungsweiſe zu führen; indem man kaum zweifelte, Solyman würde kommen ihn aufzuſuchen, und, um etwas Groſſes zu verrichten, ihn in dem Lager angreiffen.

1566. 15. May.

Solyman war bereits im Junius von Conſtantinopel aufgebrochen. Als er nach Belgrad kam, machte ihm Johann Siegmund ſeine Aufwartung, welchem er unter andern bedeutete, daß er, ungeachtet ſeines hohen Alters, ihm zu Gefallen noch einmal die Waffen ergriffen; und wenn er ſelbſt unter den Mauren Wiens ſein Leben laſſen müſſe,

ſo wolle er es nicht anders als im Lager und unter Zelten thun. Solyman erinnerte ſich bey deſſen Erblickung der Geſichtzüge ſeines Vaters des Johann von Zapolia, welches ihm um ſo mehr Neigung gegen den Prinzen einflößte, ſo zwar, daß er auch die Bittſchrift deſſelben, in welcher er des Solymen eigenem Verſprechen gemäß Ofen und Ungarn zurück forderte, nicht ungnädig aufnahm. Hingegen verdarb es Johann mit dem Großvezier Mehemet, und ſchnitt ſich eben dadurch auch alle Hoffnungen ab. Mehemet ließ ihn zu einem Beſuch einladen, wozu er bereits in ſeinem Gezelte all ſeinen Prunk und Koſtbarkeiten hatte aufſtellen laſſen. Allein da einige Räthe dem Johann beygebracht, es geziemete ſich nicht, daß der Sohn eines Königs und ſelbſt ein König ſich vor einem Sclaven ſo weit herab laſſe: wollte er ſich auf keinen andern Beſuch als zu Pferde an einem dritten Ort verſtehen, obgleich Mehemet ihm zurück ſagen ließ, daß er Geſchäfte halber nicht abkommen könne. Von nun arbeitete aber auch der beleidigte Stolz des Veziers allen deſſen Entwürfen entgegen, und Johann konnte nicht einmal erhalten, noch einmal vor den Solyman gelaſſen zu werden.

Dieſer hatte nichts weniger geglaubt, als den Kaiſer in einer ſolchen Verfaſſung zu finden, als er es nun erfuhr. Arslan Baſſa von Ofen mußte es mit dem Kopf büſſen, weil er ihm denſelben ſo ſchwach vorgemahlt, und noch dazu durch ſeinen noch vor der Kriegserklärung gewagten Angriff von Palotta, nach Solymanns Dafürhalten, den Maximilian hauptſächlich gereitzet hatte, es auf das äuſſerſte ankommen zu laſſen. Muſtapha, bisheriger Baſſa von Bosnien, erhielt ſeine Stelle, und jene des Muſtapha

ein andrer Mehemet Solymanns Liebling, der aber unterwegs, als er auf der Reise nach Bosnien begriffen war, von der kaiserlichen Besatzung zu Sigeth überfallen, und mit den meisten der Seinigen getödtet ward. Dieser an sich unbedeutende Umstand machte so viel Eindruck auf den Solyman, daß er seinen ganzen Plan änderte, und anstatt Erlau zu belagern, wozu er schon Anstalten getroffen hatte, jezt Sigeth überzog, dessen tapferer Commendant Graf Nicolaus Zrini einen Heldenmuth zeigte, von welchem wenige Beyspiele in der Geschichte anzutreffen sind.

Bis zwanzig wüthende Stürme wurden von ihm tapfer abgeschlagen; und als er nach und nach gezwungen ward die Stadt, wie auch das äussere Schloß zu verlassen, das innere aber noch dazu in Flammen gerieth, die er nicht mehr löschen konnte, ermahnte er seine noch übrigen Leute ungefähr 600 an der Zahl, nach seinem Beyspiele lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sich der ungewissen Treue und Glauben der Türken zu überlassen. Die Schlüssel der Pforten nahm er zu sich mit dem Bedeuten, daß sie ihm bey lebendigem Leib gewiß niemand abnehmen werde, nebst diesem aber 100 Ducaten als eine Beute für denjenigen, der ihn entweder tödten oder nach dem Tode ausziehen würde; so dann mit seines Vaters Schwert in der Hand, mit welchem er manche Heldenthaten verrichtet hatte, stürzte er sich unter die Feinde, und kämpfte so lange, bis er durch einen Schuß durch die Brust und zulezt einen an dem Kopf zu Boden gestreckt ward. Die Seinigen hatten meistens eben das Schicksal. Mehrere davon, die sich wieder in das Schloß zurück begaben, wurden nebst vielen Türken, die um Beute zu machen sich

eben-

ebenfalls in demſelben hin und wieder zerſtreuten, von einem Pulverthurm, den das Feuer indeſſen ergrief, beſchädiget, oder getödtet, einige aber gefangen. Des Zrini Kopf ward in dem Türkiſchen Lager auf einer Stange zur Schau aufgeſtellt, ſo dann aber dem Grafen Salm nach Raab geſchickt. Der Verluſt der Türken wird von den Geſchichtſchreibern auf 20000 Mann, von einigen noch höher angegeben, in welchem einige Uebertreibung liegen mag.

* * *

Weit ſicherer iſt, daß Solyman ſelbſt ſeinen Tod vor Sigeth gefunden, und zwar drey Tage vorher, als ſich die Türken der Veſtung bemeiſtert. 1566. Um die Seinigen nicht muthlos werden zu 4. Sept. laſſen, verhehlte der Großvezier die Krankheit ſowohl als den darauf erfolgten Tod, bis deſſen Prinz Selim II., dem er in Geheim Nachricht davon ertheilt, in dem Lager angekommen. Von kaiſerlicher Seite wußte man nicht eher etwas gewiſſes und beſtimmtes davon, bis Maximilian bereits das Lager verlaſſen, und nach Wien zurück gekehrt war. Uebrigens hatte man ſich von beyden Theilen wichtigere Dinge verſprochen. Die Bezwingung einer einzigen Veſtung, wie Sigeth, ſchien nicht eines Solyman und ſo groſſer Anſtrengung würdig zu ſeyn, und eine Armee, wie ſie Maximilian beyſammen hatte, weit mehr zu verdienen, als bloß von weitem den Zuſchauer deſſen abzugeben, was die Türken unternahmen. Beſonders aber ward man durch das Schickſal der hülflos gelaſſenen tapfern Beſatzung und ihres Anführers gerührt. Allein um nicht zu viel zu wagen, und Wien etwa ſelbſt durch den Verluſt eines Treffens der Gefahr auszuſetzen, wollte man lieber eine Veſtung verlohren gehen laſſen. Sonſt gieng auch noch Gyula nach einer hartnäckigen Belagerung an die Türken über,

ſo wie dagegen Maxilian dieſſeits der Donau Weſprim und Palotta wieder erhielt.

Da man kaum etwas anders vorſehen konnte, als Selim werde den Krieg fortſetzen, und zwar, weil er nun das erſtemal die kriegeriſche Laufbahne betrat, mit mehr Feuer und Ernſt als ſelbſt ſein Vater: ſo ſuchte Maximilian alle Hülfsmittel hervor, ſich zu einem neuen Feldzuge gefaßt zu machen. Das gewöhnliche, und ſo zu ſagen, das einzige waren Land- und Reichstäge, indem auch in den dringendſten Gefahren ohne Einwilligung der Stände keine Auflage von den Unterthanen zu erheben war. Mit Oeſterreich ward der Anfang gemacht; und nachdem dieſes ſowohl als die Schleſiſchen, Mähriſchen und Böhmiſchen Stände das Ihrige bewilligt hatten, ſuchte Maximilian von den Deutſchen vermittelſt eines nach Regenſpurg ausge-
9. März. ſchriebenen neuen Reichstages das nämliche zu
1567. erhalten. An ſeiner Stelle mußte Herzog Albrecht von Baiern den Vortrag machen, und ihnen die Gefahr, worinn Ungarn und ſeine Erblande ſchwebeten, vorſtellen, beſonders daß Selim nun nicht mehr brauchte ſeine Truppen erſt aus fernen Gegenden zuſammen zu ziehen, ſondern die meiſten noch an den Gränzen von Ungarn beyſammen habe, und eben daher vermögend ſey, alle Stunde, wenn es ihm gelüſtete, Ungarn anzufallen. Da ſolches auch ſeinerſeits eine auſſerordentliche Anſtrengung erfordere, ſo möchten die Stände wenigſtens die zu Augſpurg ihm zugeſagte dreyjährige Hülfe in eine etwas engere zuſammenziehen." Man gab hierauf von Seiten der Stände zu verſtehen: „ſie hätten ohnehin bey der letzten Bewilligung all ihr Aeuſſerſtes gethan; und ſowohl dadurch als wegen vieler andern zum Theil neuer, und von Alters ungewöhnlicher Reichs-

und andern Ausgaben und Beſchwerden wären ſie nicht allein an ihren Kammergütern und Einkünften erſchöpft, ſondern auch ihre Unterthanen wären dadurch, und wegen der unaufhörlichen höchſten Anlagen, geweſenen Kriege, Sterbensläufte, Mißwachſes, Theurung dergeſtalt hart ausgemergelt, daß auch dasjenige, was zu Augſpurg bewilliget worden, nicht allerdings, wie man es ſonſt gern gethan hätte, habe geleiſtet werden können. Doch wollten ſie, da die Sachen ſo gefährlich beſchaffen wären, über das vorige nach Möglichkeit dem Kaiſer ferner willfahren.“ Der Schluß fiel auch dahin aus, daß die zu Augſpurg verabſchiedete dreyjährige Hülfe in eine zweyjährige gebracht werden ſollte. *Der zweyte Punct des Vortrages betraf die Grumbachiſche Executions-Sache, von welcher bald ein mehreres.*

Der Feldzug, der hierauf ſeinen Anfang nahm, fiel weit nicht ſo fürchterlich aus, als man geglaubt, indem Selim lieber ſeine Zeit in Conſtantinopel unter Vergnügungen zubrachte. Weil man an der Pforte wußte, daß nächſtens Geſandte von dem Kaiſer kommen würden, um den Frieden zu betreiben, ſo ward auch ſonſt im Feld kein ſonderlicher Ernſt gezeiget. Im Gegentheil, der kaiſerliche Befehlshaber Schwendi konnte in Oberungarn groſſe Fortſchritte machen, wobey er unter andern das für unüberwindlich gehaltene Bergſchloß Munkath eroberte. Die bereits angefangene Belagerung von Hußt mußte er jedoch ſelbſt auf kaiſerlichen Befehl, um den Frieden nicht zu erſchweren, aufheben. Dieſen zu befördern, hatte indeſſen Maximilian den Anton Verantius Biſchof von Erlau nebſt dem Chriſtoph von Tieffenbach nach Conſtantinopel geſchickt.

ſchickt. Selim dachte, zum Glück für Ungarn, vielleicht damals ſchon an die Eroberung von Cypern, ſo, daß es wirklich zum Frieden oder vielmehr zu einem Stillſtand auf acht Jahre kam, wovon die Hauptbedingung war, daß jeder Theil dasjenige, was er in dem vergangenen Krieg erobert, behalten ſollte. Die Türken bekamen zwar auf ſolche Art Sigeth und Gyula abgetreten, indeſſen fiel auch dem Kaiſer eine ſehr beträchtliche Strecke Landes in Oberungarn, die Schwendi erobert hatte, und auf 40 Meilen lang und breit geſchätzt ward, nebſt Wesprim, und einigen andern zu.

Nur Johann Siegmund, der in den Stillſtand mit eingeſchloſſen war, wollte ſich nicht zur Ruhe begeben, ſondern trachtete nicht allein nach demjenigen, was Schwendi von dem ſeinigen erobert, ſondern nach ganz Oberungarn, um ſeinen Königstitel mit Anſtand führen zu können. Da er jedoch für ſich dem Kaiſer nicht gewachſen war, ſuchte er ſich unter den Magnaten einen heimlichen Anhang zu machen, von denen auch verſchiedene ihm Gehör gaben. Allein, bald wurden ſeine Anſchläge entdeckt, und durch die Gefangennehmung des Johann Balaſſa und Stephan Dobo vereitelt; worauf er ſich eines beſſern beſann, und vielmehr eine dauerhafte Aus-

1570. ſöhnung mit dem Kaiſer wünſchte, welche auch dahin zu Stande kam, daß er des Königstitels nur allein in ſeinen Schreiben an die Türken ſich zu bedienen, übrigens aber den Kaiſer als das Oberhaupt der Chriſtenheit, als König von Ungarn und ſeinen Herrn und Obern (pro Majore et ſuperiore ſuo), Siebenbürgen aber, und was er immer in Ungarn beſitze, als Theile und Glieder von Ungarn zu erkennen verſprach. Auch ſollte er ſelbſt, und ſammtliche

che Stände ſeines Landes ſich durch einen Eidſchwur verbinden, daß, wenn er ohne rechtmäßige Söhne abgehen, oder auf was immer für eine Art ſein Geſchlecht ausſterben werde, daſſelbe in keines andern Hände als des Kaiſers und ſeiner Nachfolger, der Könige von Ungarn, als ein wahres unzertrennliches Glied von Ungarn fallen ſolle. Der Kaiſer ſagte ihm dagegen Schutz und eine ſeiner Nichten, entweder eine Bairiſche oder Jülichiſche Prinzeſſin als Gemahlin, wie auch die Comitate Bihar und Marmaroſch nebſt Krazna und Zolnock für ihn und ſeine Nachfolger zu.

Johann Siegmund genoß aber die Früchte dieſes Friedens nicht lange. Durch eine unordentliche Lebensart, beſonders aber durch zu ſtarkes Trinken, hatte er ſeinem Körper bereits verſchiedene Schwachheiten zugezogen, die von Zeit zu Zeit in förmliche Krankheiten übergiengen. Als man ihm vollends beybrachte, daß die Bairiſche Prinzeſſinn ſich weigerte ihn zu heurathen, wenn er nicht dem Socinianismus entſagte, den er von ſeinem aus Genf entwichenen Medicus Blandrata eingeſogen hatte, die Jülichiſche aber ſich noch nicht entſchloſſen hätte, auch ſich für ihn nicht ſchickte, weil ſie von unangenehmer Geſichtsbildung, und keine andere Sprache als die Deutſche verſtünde: geſellte ſich bey ihm, als der bereits auf die kaiſerliche Verwandtſchaft ſtolz war, eine Gemüthskrankheit dazu, welche ſeinen körperlichen Zuſtand ſo ſehr verſchlimmerte, daß 1571. er bald darauf in einem Alter von 32 Jahren als der letzte Zweig des Hauſes von Zapolia den Geiſt aufgab. Die Siebenbürger wählten anſtatt ſeiner den Stephan Bathori zu ihrem Fürſten oder Waywoden, der ſich von beyden Kaiſern dem Türkiſchen und dem Maximilian, beſtätigen ließ, auch dieſem den Eid der Treue ſchwur.

15. Mär.

Drey

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Gothaischer Executions-Krieg. Ende Grumbachs und seiner Anhänger.

1566.

Indessen war man in dem Innern von Deutschland nicht weniger beschäftiget gewesen den Frieden durch die gänzliche Hinlegung der Grumbachischen Händel zu befestigen. Noch immer hatte man darauf gezählt, Herzog Johann Friderich werde wenigstens durch die im Namen des Kaisers und Reichs an ihn abgeordnete ansehnliche Gesandtschaft auf andere Gesinnungen gebracht werden, besonders da ihm dieselbe nicht allein Vorstellungen machen, sondern auch ihn freundschaftlich ersuchen, und im Weigerungsfalle mit der Execution bedrohen mußte. Allein anstatt ihr Gehör zu geben, wie in solchen Umständen kaum der mächtigste Reichsfürst anders würde gethan haben, fertigte er sie mit einer langen Apologie seines Betragens ab, in welcher er unter andern sagt: „er habe den Grumbach und die Seinigen blos deswegen aufgenommen, um das angezündete Feuer zu dämpfen, weitere Unruhe zu stillen, und allerhand Unbequemlichkeiten, die ihnen damals vorgestanden, sich an ihren Feinden ohne jemands Verhinderung vielleicht noch weiter zu versuchen, abzustricken und also Fried, Ruhe und Einigkeit im Reich nach seinem als eines armen Fürstens äusserstem Vermögen in guter Wohlmeinung erhalten zu helfen, wodurch er nicht nur dem vorigen und jetzigen Kaiser, wie er mit Grund der Wahrheit darthun könnte, einen treuen Dienst geleistet, sondern

auch

auch die gemeine Wohlfahrt und den Frieden im Reich befördert.“

Da aus der ganzen Schrift deutlich genug erhellete, daß er nicht Willens ſey den Grumbach zu entlaſſen, und noch weniger gefänglich einzuziehen; ſo ward nicht allein das ganze Reich noch mehr gegen ihn aufgebracht; ſondern Johann Friderich war auch unvernünftig genug, den Churfürſten Auguſt, den er für die Haupttriebfeder desjenigen, was auf dem Reichstag gegen den Grumbach beſchloſſen worden, anſah, durch ein mit ſo vieler Bitterkeit angefülltes an die Churfürſten und mehrere Fürſten erlaſſenes Schreiben noch mehr zum Unwillen und Zorn zu reitzen. „Seines Dafürhaltens, ſagt er, wolle ſich ſein Vetter durch allerhand Wege und aufgeraffte Urſachen zu ihm nöthigen, und hätte an demjenigen nicht genug, daß er ſeinen Vater den ehmaligen Fürſten Johann Friderich, auch ihn und ſeinen Bruder Johann Wilhelm um ihren Stand und uroäterliches Churfürſtenthum, auch um den gröſten Theil ihrer Land und Leute habe bringen helfen, und dieſelbe noch beſitze; ſondern er fahre nun weiter fort, und trachte ihm auch zum äuſſerſten nach ſeinen Ehren, Leib, Leben und den wenigen übrig gelaſſenen Bröcklein ſeiner armen Land und Leute.“ Noch nicht zufrieden damit, fieng er an in ſeinen Schriften ſich einen gebornen Churfürſten zu nennen, und ſelbſt auch das churfürſtliche Wappen auf Münzen und in Decreten zu führen.

Churfürſt Auguſt antwortete in eben dem Tone, und warf dem Johann Friderich vor, „er habe die zwiſchen ihnen aufgerichtete Verträge nicht gehalten; Leute beſtellt, welche wider den Churfürſten Moritz

und

und hernach wider ihn und deſſen Kirchen und Schulen ſchreiben, dieſelben in gedruckten Büchern für Abtrünnige von der wahren chriſtlichen Religion ausſchelten, und als Verfälſcher derſelben ausſchreyen und verbannen müſſen; welches bloß in der Abſicht geſchehen, damit Auguſt bey dem gemeinen Pöbel ſeinen Unterthanen und ſonſt im Reich bey Jedermann verhaßt gemacht, und etwa bey anderer vorfallenden Gelegenheit von ſeinen eigenen Leuten verfolgt und durch einen Aufruhr von Land und Leuten vertrieben werden möchte. Da er aber auf ſolche Art ſeinen Zweck nicht erreichet, habe er ihn durch Leute zu erhalten geſucht, die ſich zu Mord und Blutvergieſſen hätten gebrauchen laſſen, und von der höchſten Obrigkeit in Bann und Acht wären gethan geweſen, den Grumbach nämlich und ſeine Mitverwandte, die auch verſchiedene Anſchläge auf des Churfürſten Leben gemacht. Dieſe habe er in ſeinem Ausſchreiben wider die einhellig beſchloſſene und publicirte Acht nicht allein als ſeine Räthe und Diener entſchuldiget und vertheidiget, ſondern auch den Kaiſer und deſſen verſtorbenen Herrn Vater ganz ſpöttiſch, und die ganze Reichsacht verächtlich angelaſſen, den Churfürſten auf das beſchwerlichſte verläumdet, und denſelben als einen wiſſentlichen Beförderer und Handhaber der landfriedenbrüchlichen Thaten, ja ſelbſt als einen Landfriedensbrecher bezüchtiget;“ welches, wie ungegründet, wie vielmehr auf den Herzog ſelbſt zurückfallend es ſey, er weitläufig zu erweiſen ſucht.*)

Da aber alles dieſes nichts fruchtete, erſtreckte endlich der Kaiſer die zuvor ſchon beſchloſſene Acht nach-

*) Häberlins neue Reichsgeſchichte, VII. Band, S. 89. ſeqq.

namentich auf den Herzog „als einen wissentlichen, offenbaren, beharrlichen Receptatoren und sonst auf vielfältige Weise ungehorsamen Ueberfahrer und vorsetzlichen Widerstreber der kaiserlichen Mandaten, Reichs-Constitutionen und Abschiede", und trug dem Churfürsten die Execution derselben auf. Zugleich gab er dem Herzoge Johann Wilhelm, dem Bruder des Johann Friderich, Nachricht davon, und begehrte, daß er derselben mit beywohnen, und das Beste des gemeinen Vaterlandes, den Befehl des Kaisers und den Reichsschluß mehr als die brüderliche Verwandtschaft bey sich gelten lassen sollte. So sehr auch die Jahrszeit bereits verstrichen war, so sammelte doch der Churfürst sein Volk, und berennte am Christabend 1566. 24. Dec. die Stadt Gotha; wogegen nun der Herzog, der nichts weniger als einen so baldigen Besuch vermuthet hatte, alles aufboth, was zu seiner und der Stadt Vertheidigung dienen konnte. Nebst seinen geworbenen Soldaten wurden Bürger und Bauern bewafnet, und durch die Vorstellung, daß sich der Churfürst mit den Baalpfaffen zur Unterdrückung der evangelischen Religion vereiniget, und noch dazu nach seinem geringen noch übrigen Stümpflein Landes sich gelüsten lasse, zur tapfern Gegenwehr ermuntert. Grumbach trat ebenfalls auf, und suchte das Kriegsvolk und die Bürger zu bereden, daß es nicht um seine Person, sondern um den frommen Fürsten den Herzog Johann Friderich und dessen junge Söhne zu thun, welche der Churfürst von Sachsen aus lauter Neid und Haß und Durst nach ihrem Lande, unter dem Schein der kaiserlichen und Reichsbefehle, zu vertilgen gedächte. Da wegen der Jahrszeit nicht zur förmlichen Belagerung konnte geschritten werden, und man zugleich Hoffnung zu einem baldigen Entsatz machte, so liessen sich beide noch zur Zeit beruhigen. Grumbach zählte in der That

nicht allein auf denſelben, ſondern auch auf einen neuen Krieg, ungefähr auf die Weiſe, wie ihn ſein ehemaliger Herr der Markgraf Albrecht geführet, nämlich auf Unkoſten der Feinde ſelbſt, oder auch aller jener, welche in den Weg kämen. Als der nach dem Niederſächſiſchen Kreis abgeſchickte von Mandelslohe, um dort Reiter für den Herzog zu werben, Geld von dieſem verlangte: ſchrieb ihm Grumbach zurück, „man hätte aus dieſer Urſache den Herzog nicht ſtecken laſſen, und den ſo lange vertröſteten Entſatz in die
1567. ſieben Wochen der Belagerung aufziehen ſollen. Aller Mangel würde leichtlich haben können erſetzt werden, ſo bald man nur den Anzug in das Werk gerichtet, und die Haufen zuſammen geſtoſſen hätte, damit man in das freye Feld rücken, dem Feind den Kopf biethen, und ihn in ſeinen feinſten Schmalzgruben, wo er ſich keines Anfalls verſähe, angreiffen könnte; alsdann ſollten die reichen Beuten nicht mit Löffeln, ſondern mit Scheffeln ausgetheilt, und der Sammet und guldene Stücke mit langen Spieſſen ausgemeſſen werden.“

Grumbach dachte damals noch ſo wenig, daß der ganze Auftritt ein ſo tragiſches Ende, wie wirklich geſchehen, nehmen werde, daß er dieſem Mandelslohe zur nämlichen Zeit ſchrieb, „er hätte keinen Zweifel, Gott würde den frommen Fürſten nicht verlaſſen, und ihm das geben, wovon Cario und andere berühmte Aſtronomen ſchon lange geſchrieben hätten. Gott könne ganz wohl ſolche Mittel und Wege ſchicken, daß noch mancher weinen würde, der jezt lachete, wie dann ein Sprichwort wäre, daß alle Dinge einen Anfang haben müßten; es ſtünde bey Gott allein, welchem Theile er das glückliche Ende mittheilen wolle. Indeſſen zweifle er ſo wenig an Gottes Hülfe

ſe, als daß heute der Boden brechen würde; und es ſey gewiß wahr, daß Gott dem frommen Fürſten wohl wolle, wovon er ihm allerhand ſchreiben könnte, wenn es ſich nur wegen zu beſorgender Auffangung der Briefe der Feder anvertrauen lieſſe." Was dem Grumbach ahndete, geſchah wirklich, indem ſeine Briefe in der That aufgefangen, und des Herzogs Feinde nur um ſo mehr in ihrem Vorhaben geſtärkt wurden, da man den bereits ſich einfindenden Geldmangel daraus wahrnahm. Nun konnte man ſich auch einiger Maaſſen dasjenige erklären, was jedermann, beſonders des Herzogs Freunden unbegreiflich vorkam; wie es nämlich möglich ſey, daß er ſich in eine ſo gefahrvolle und weit ausſehende Unternehmung gegen alles Warnen und Abrathen ſo vieler Fürſten und Menſchen einlaſſen konnte, und noch, da bereits jedermann einſah, daß er ſich nicht in die Länge würde halten können, keinen Gedanken hatte, ſich aus derſelben heraus zu ziehen. Man hatte ihm nämlich, da er ohnehin von ziemlich eingeſchränktem Verſtande war, den Kopf vollends durch aſtrologiſche Träumereyen und die Erſcheinungen eines Geiſter- oder Engelſehers ſo ſchwindlicht gemacht, daß viele Leute glaubten: Grumbach und die Seinigen müßten ihn bezaubert haben, indem er ſonſt ſeinem Untergange nicht mit einer ſolchen Blindheit entgegen eilen könnte.

Indeſſen hatte ſich des Churfürſten Armee nicht allein durch die Truppen verſchiedener Reichskreiſe, welche die Acht mit vollſtrecken helfen ſollten, verſtärkt, ſondern des Johann Friderich eigener Bruder Johann Wilhelm hatte ſich mit ihm vereinigt. Welches die Wirkung hatte, daß nicht allein auch ſonſt niemand mehr ſich des Herzogs annahm, ſondern daß man in Gotha ſelbſt anfieng zu glauben, der Krieg

müſſe ganz andere Urſachen zum Grunde haben, als der Herzog und Grumbach angegeben; und daß Johann Wilhelm gewiß keinen ſo auffallenden Schritt würde gethan haben, wenn er nicht ſelbſt von dem Unrecht ſeines Bruders überzeugt wäre. Da nun ohnehin das Ungemach des Krieges ſich täglich mehrte, und die Stadt von Zeit zu Zeit enger eingeſchloſſen ward, nirgend aber nur von weitem ſich die Hoffnung eines Entſatzes zeigte: empörte ſich endlich die Beſatzung, drang in das herzogliche Schloß, und bemächtigte ſich, aller Vorſtellungen auch Bittens des Herzogs ungeachtet, des Grumbach und des Kanzlers Brück, welche ſie nebſt einigen andern auf das Rathhaus in Verwahrung ſetzte, ſodann aber mit Zuziehung
1567. der Bürgerſchaft dem Churfürſten ſammt der
15. April. Stadt und Feſtung überlieferte.

Johann Friderich ward hierauf nach Wien gebracht, wo er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhute auf dem Kopf, gleichſam im Triumphe eingeführt wurde. Von da ſchickte man ihn anfangs nach Preßburg, dann nach Wieneriſch-Neuſtadt und endlich nach Steuer in Oberöſterreich, wo er im Jahre 1595. geſtorben. Es wurden zwar verſchiedene Fürbitten wegen ſeiner Loslaſſung eingeleget; weil aber der Kaiſer dem Churfürſten von Sachſen verſprochen hatte, daß er und ſeine Nachfolger den gefangenen Herzog ohne des Churfürſten und deſſen Erben Vorwiſſen nicht wieder in Freyheit ſetzen wollte, ſo waren alle vergeblich. Zur genauen Noth konnte es endlich noch ſeine Gemahlinn Eliſabeth des Churfürſten Friderichs III. von der Pfalz Tochter im J. 1572. erhalten, daß ſie ihm in ſeinem Aufenthalt Geſellſchaft leiſten durfte; welches ſie auch bis an ihr 1594. den

8.

8. Febr. erfolgtes Lebensende als ein Muſter ehelicher Liebe und Treue that.

Auf den Grumbach wartete ein noch weit härteres Schickſal, indem er peinlich behandelt ward. Da man ihn unter andern fragte, ob er den Herzog nicht bezaubert: antwortete er, daß der Engelſeher, den der Herzog am Hofe gehabt, einmal einen Becher mit rothem Weine gebracht, welchen er mit dem Herzog und ſeiner Gemahlin ausgetrunken: ob nun dieſer Wein, wie man ihn beſchuldigen wolle, ſo zugerichtet geweſen, daß der Herzog und ſeine Gemahlinn nichts wider ihn hätten vornehmen können, ſtelle er dahin. Sonſt legte er die Schuld deſſen, was vorgegangen, auf den Kanzler Brück, indem dieſer, als Grumbach bereits mit ſeinen Geſellen ſich von Gotha wegbegeben, und auf der Reiſe nach Frankeich begriffen geweſen um dort Dienſte zu ſuchen, vorgegeben, daß er ihn vor dem ganzen Römiſchen Reich vertheidigen und ſeine Sache ausführen wolle, und noch dazu den Herzog beredet habe, ihn von der Reiſe wieder zurück kommen zu laſſen, wodurch er in dieſe Beſchwerung gerathen. Deſſen ungeachtet wurde er vermöge des über ihn ergangenen Spruches lebendig geviertheilt; wobey ihm der Scharfrichter zuerſt das Herz aus dem Leibe riß, und es ihm mit den Worten: ſiehe, Grumbach, dein falſches Herz! um das Maul ſchlug, auch ihm zuletzt den Kopf abhieb. In dem Urtheil hieß es: „wegen ſeiner vielen und groſſen Landfriedensbrüchigen Mißhandlungen ſey er von dem Kaiſer Ferdinand in die Acht erkläret worden; welche der jezige Kaiſer mit einhelligem Schluß der Fürſten erneuert, weil Grumbach in ſeinem verſtockten rebelliſchen Ungehorſam freventlich beharret, die friedliche Ruhe im Reich gar hart zerrüttet und betrübet

trübet, auch ſonſt vieles Blutvergieſſen, Jammer und Elend geſtiftet, wodurch dieſes jezige ſchwere Executions-Werk, worauf den Ständen des H. R. groſſe Koſten gegangen, verurſacht hätte. Ueber dieſes hätte er ſelbſt bekannt und ausgeſaget, daß er den Anſchlag gemacht habe, wie man den Biſchof von Würzburg niederwerfen und wegführen ſollte, worüber auch der Biſchof ſammt etlichen vom Adel erbärmlich erſchoſſen worden. Eben dergleichen Beſtallungen hätte er auch wider den Churfürſten Auguſt von Sachſen gemacht, und nebſt dieſem vorgehabt, einen allgemeinen Aufſtand von Grafen, Herren und denen vom Adel gegen ihre Fürſten und Lehnherren erregen zu wollen. Inſonderheit aber ſey er mit ſeinen Anhängern in heftiger Bewerbung geſtanden, 8000 Pferde und 4 Regimenter Knechte aufzubringen, und damit theils die Fränkiſchen Einigungsverwandten, theils den Churfürſten von Sachſen zu überfallen, und ſodann den Herzog Johann Friderich nicht allein zum Churfürſten, ſondern auch zum Kaiſer zu erheben; nur habe es ihm bis daher an Geld gefehlet. — Ob nun gleich Grumbach eine gar ernſtliche Strafe, als nur immer zu erdenken, verdienet, ſo wollte doch der Churfürſt aus angebohrner Güte ſie alſo mildern, daß er nur geviertheilt werde.

Auch der Kanzler Brück wurde lebendig geviertheilet. Wilhelm von Stein, ein alter Anhänger und mit ihm in die Acht erklärter Freund Grumbachs, Hieronymus von Brandenſtein, Oberſter Commendant der Feſtung Grimmenſtein, David Baumgärtner, ebenfalls einer der Geächteten, verloren den Kopf. Hans Beyer, der aus des Churfürſten Dienſten entwichen, und in jene des Herzogs getreten war, und der Engelſeher, der eher Mitleiden verdient hätte, als eine ſolche Strafe,

wurden

wurden gehenkt. Hiermit ward die Ruhe im Reich wieder hergeſtellt; zugleich verſchwand alles vollends, was von dem alten Fauſtrechtsgeiſt bey dem Deutſchen Adel noch übrig war.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die dem Oeſterreichiſchen Herrn- und Ritterſtande geſtattete öffentliche Uebung der proteſtantiſchen Religion.

1566.

Die folgenden Jahre beſchäftigte den Kaiſer der Religionszuſtand ſeiner eigenen Länder mehr, als je etwas anders. Von Natur gütig und ſanft, und tolerant aus Grundſätzen, ſchien er ſchon vorhinein alles den Proteſtanten zu gewähren, was ſie in Religionsſachen von ihm verlangen würden. Bey dieſer Ausſicht legten viele davon, die unter Ferdinanden mit der öffentlichen Erklärung ihrer Geſinnungen noch zurück gehalten, jezt die Maske ab; und beſonders unter dem Herrn- und Ritterſtande in Oeſterreich wuchs ihre Zahl ſo ſtark an, daß ſie bald bey den Landtägen das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten, und dem zu Folge die mit der Landſchaft verbundenen Stellen ganz mit ihren Creaturen beſetzten. Mit deſto gröſſerer Zuverſicht wiederholten ſie nun ihre unter Ferdinanden bereits ſo oft gethanen Anträge wegen Geſtattung der freyen ungehinderten Religionsübung. Da immer die beſte Gelegenheit dazu ſchien, wenn der Landesherr in einer Noth ſich an ſie wendete, um Steuern zu erhalten, ſo machten ſie bereits 1566. bey dem ausgebrochenen Türkenkrieg einen Verſuch

davon. Allein die Antwort fiel dahin aus, daß ſie der Kaiſer nicht wegen der Religion nach Wien berufen, ſondern damit ſie ihren Theil zum Krieg beytrügen. Da ſie zugleich die Jeſuiten ausgeſchaft wiſſen wollten, antwortete Maximilian ebenfalls, daß jezt von Vertreibung der Türken und nicht jener der Jeſuiten die Frage ſey.

Das Merkwürdigſte dabey iſt, daß Maximilian den Städten einen Verweis gab, daß ſie mit den zwey übrigen Ständen gemeine Sache gemacht, indem es ihm allein als Herrn und Landesfürſten gebühre, mit den Ständen wegen der Religion anzuordnen. Die Stadt Wien ließ ſich auch dadurch bewegen, ſich von dem Herrn- und Ritterſtande, was dieſen Punct angeht, zu trennen. Da aber die übrigen Städte und Märkte auf ihrem Vorſatze beharrten, ließ er ihnen noch einmal bedeuten, daß ſein ernſtlicher Wille und Befehle ſey, ſich mit den übrigen Ständen wegen dieſes Punctes nicht einzulaſſen, ſondern deſſelben ſich zu enthalten, damit er nicht gezwungen werde andere Handlung mit ihnen vorzunehmen.

Da man bereits hinlängliche Erfahrung hatte, wie leicht es in Ländern, wo die Religion der Unterthanen mit jener des Landesherrn nicht überein ſtimmete, zu gewaltthätigen Ausbrüchen, Empörungen und innerlichen Kriege zu kommen pflege; Maximilian aber nebſt ſeinem ganzen Hauſe den feſten Entſchluß gefaſſet hatte, bey jener der Katholiſchen zu verharren; ſo ſchien allerdings eine Vorſicht wegen des Künftigen höchſt nöthig, beſonders aber um in jedem Falle der katholiſchen Religion das Uebergewicht über jene der proteſtanten zu verſichern. Das einige Mit-

tel

tel hierzu schien, wenn der letzteren der Eingang in die Städte, so viel möglich, verwehret, und darinn nur der einzige katholische Gottesdienst wenigstens öffentlich geduldet würde. Wenn nun zu gleicher Zeit der Landesherr sowohl als die noch übrigen Katholischen aus dem Herrn- und Ritterstand, so wie auch die Bischöfe und Prälaten alle Pfarreyen, wovon ihnen das Patronats-Recht zustand, blos mit katholischen Geistlichen besetzen würden, wie es ohnehin zu vermuthen war: so glaubte man eben nicht besorgen zu dürfen, daß die Protestanten jemals gefährlich werden könnten. Dieß war der Plan, welchen Maximilian sowohl als seine Nachfolger bis auf Ferdinands II Zeiten ununterbrochen befolget.

Nachdem der Krieg geendigt war, und Maximilian eine neue Beysteuer zur Tilgung der bis auf zwey Millionen Goldgulden angeschwollenen Schulden forderte: traten nun auch die Stände auf das neue mit ihrem Gesuche auf, zu dessen Erfüllung ihnen der Kaiser selbst das vorigemal unter der Hand mag Hoffnung gemacht haben. Nun gestattete er auch in der That dem Herrn- und Ritterstand, daß die Glieder davon in ihren Häusern und Gebiethen sich ihrer Religionsübung frey und offenbar gebrauchen möchten; jedoch so, „daß nach diesem Zulassen und Nachsehen sie selbst sammt ihren Ministern, Prädicanten, Kirchendienern und Seelsorgern die alte katholische Religion und derselben Verwandte hoch und niedern Standes nicht verachten, noch mit lästerlichen Scheltworten antasten, noch auch jemand derselben geistlich oder weltlich sammt seinen Unterthanen einige Beschwerung der Religion halben zufügen, an ihren Gütern, 1568 und 1569.

Renten, Zinsen, Zehnten und allen andern Einkommen ausserordentlichen Rechtens nichts entziehen, noch sie in ihrem Besitz stören, oder auch sonst in andere Wege weder an Leib noch Gut beschweren, noch gestatten sollen, daß es von den Ihrigen geschehe; und neben dem führnehmlich auch das bishero geübt, schädlich und ärgerliche Schänden und Schimpfen in den Predigen und andern ihren Versammlungen gänzlich aufhören und fernerhin nicht geduldet werden soll."

„Endlich sollen auch die zwey Stände gleichfalls bey ihren Ministern, Seelsorgern und Kirchendienern verfügen, und darob seyn, damit sie sich des Drucks (der Bücher und Schriften) inn- und ausser Landes gänzlich enthalten, und sich keiner andern gedruckten Confeßion, als wie die a. 1530. zu Augspurg überreichet, bedienen mögen, deren der Kaiser eine gute Anzahl im gerechten, ungefälschten und gleichlautenden Inhalt werde drucken lassen."

Damit auch die Einigkeit in der äussern Kirchenzucht und den Gebräuchen beybehalten würde, setzte er noch die Bedingung dazu, daß zwölf fromse und angesehene Lehrer, und zwar sechs von ihm und sechs von den Ständen berufene, eine so genannte Kirchen-Agende, nach welcher sich jedermann zu richten habe, verfertigen sollen. Nichts war nöthiger und für das eigene Beste der Protestanten erforderlicher, als diese Vorsorge. Da sie noch keine Anstalten unter sich hatten, selbst Prediger zu bilden und aufstellen zu lassen, mußten sie sich meistens mit denjenigen begnügen, die anderwärts nicht fortkommen konnten, oder die gar wegen unruhigen Geistes oder üblen Betragens und böser Sitten fortgeschafft

geschafft wurden. Unter diesen befanden sich Männer, die von den Meinungen sowohl als der wilden Schwärmerey der Flacianer angesteckt ohne alle Rücksicht auf den noch so wenig bevestigten Zustand ihrer Kirchen auf Katholiken sowohl als Protestanten, wenn diese in einigen Stücken anders dachten als sie, auf eine Art schimpften, die sich heut zu Tage kaum mehr begreiffen lässet.

Was die Agende betrifft, ward hernach, um alles Geräusch zu vermeiden, anstatt der zwölf Theologen nur der einzige wegen seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit berühmte Rostockische Lehrer Chyträus nach Oesterreich berufen, um sie aufzusetzen; welches auch mit der ihm eigenen Mäßigung, Klugheit und Einsicht in die Lehre und Verfassung seiner Religionspartey geschah. Maximilian hatte einen Schritt gethan, von welchem er wohl vorsehen mußte, daß er ihm von mehr als einem Orte her Verdruß zuziehen konnte. Um so mehr mag er aber auf der andern Seite auf die Erkenntlichkeit und Dankbarkeit der Protestanten gezählt haben; allein, diese wollten nun durchaus auch die Städte mit in der Religionsfreyheit begriffen, und besonders zu Wien eine Kirche mit öffentlichem Gottesdienst eingeräumt haben, ungeachtet er ihnen mehrmahls erkläret, daß er den Städten und Märkten als seinem eigenen Kammergut besondere Maß und Ordnuug nach seinem christlichen Gutachten geben werde, und einen öffentlichen Gottesdienst zu Wien nicht gestatten könne.

Da sie sich auf keine Weise zufrieden stellen liessen, schrieb Maximilian dem von ihm sehr geschätzten und auch bey den Ständen viel vermögenden Richard Strein: „er werde sich wohl wissen zu

erin-

erinnern, was ſie geſtern mit einander geredt. Nun befinde er ſeinerſeits in der Wahrheit, daß es jezt nicht allein nicht de tempore, ſondern würde ſich gar nicht thun laſſen. Dieweil es dann an dem, ſo wäre das Beſte, daß man es dieſe Zeit alſo verbleiben ließ; dann Gott wiſſe, daß ers nicht anders dann gut, und ums Beſten wegen vermeyne."

Als auch dieſes noch nicht fruchten wollte, ſchrieb Maximilian noch einmal, „Strein ſollte ihm gewiß glauben, daß ihm nichts lieber wäre, dann daß er den getreuen Ständen in dieſem willfahren könnte. Dieweil ers aber im Vertrauen vermerkt, was ihn daran dieſer Zeit verhindert, und was auch leichtlich für Beſchwerungen daraus entſtehen möchten, und nichts gewiſſers ſeyn würde, ſo wolle er gewißlich glauben, gemeine Stände würden ihm ſolches und ihnen ſelbſt nicht gönnen, und alſo auf dießmal zufrieden ſeyn. Er wolle aber den Sachen treulich nachdenken, wie etwan zu einer beſſern und gelegenern Zeit dieſen Sachen möge abgeholfen werden, und die Stände nach Möglichkeit mögen zufrieden gehalten werden; dann er (Strein) wiſſe, wie treulich und gutherzig er es gegen gemeldten Ständen jederzeit und noch meyne, und je nichts anders ſuche, allein damit Fried und Einigkeit erhalten werde, zu dem daß dieſe zwey Stände ohne das nun in Religionsſachen unbetrübt ſeyn, und ihnen keine Irrung beſchehe, ſo müſſen auch ſolche Sachen alſo wohl in der Stille als die Agenda gehalten werden."

Gleichwie man aus dieſem abnehmen kann, in was für einer Verlegenheit ſich Maximilian müſſe befunden haben, ſo bezeugen es auch andere Umſtän-

de

de hinlänglich. Kaum hatte Pabst Pius V. nur von weitem gehöret, daß wegen der Zulassung einer freyen Religionsübung für die Protestanten in Oesterreich gehandelt werde, als er nicht allein ein mit vieler Härte angefülltes Breve an den Kaiser ergehen ließ, sondern auch dem in Deutschland schon bekannten Cardinal Commendon den Auftrag machte, so gleich nach Wien zu gehen, um denselben von seinem Vorhaben abwendig zu machen. Maximilian, der dieses Besuches ungemein gern enthoben gewesen wäre, schickte dem Cardinal einen Bothen entgegen, der ihm die Entschuldigung machen sollte, warum ihm für dießmal seine Ankunft nicht angenehm sey; allein, die wiederholten Befehle des Pabstes vermochten mehr bey ihm, und er kam. Der Kaiser machte ihm seine Gründe bekannt, warum er den zweyen Ständen freye Religionsübung, und zwar einzig und allein nach der Vorschrift der Augspurgischen Confession gestattet, damit er nämlich durch dieses Mittel „den vielen irrigen Meinungen, die sich unvermerkt in Oesterreich einschlichen, zuvor kommen, und auf solche Art aus so vielen Uebeln eines wählen möchte. Durch die Augspurgische Confession würde für die katholische Religion am wenigsten zu besorgen seyn, weil sie in vielen Stücken mit derselben übereinkomme, und eben dadurch auch mehr Hoffnung vorhanden sey, diejenigen, die sich dazu bekennten, selbst wieder mit der Römischen Kirche zu vereinigen. Die Furcht vor einer Empörung habe ihn übrigens zu dieser Entschlieſſung genöthigt, welche an sich nichts enthalte, was nicht bereits Karl V. und Ferdinand ebenfalls gestattet hätten.“

Commendon antwortete: „dieß ſey das Mittel nicht, die Irrenden wieder mit der Römiſchen Kirche zu vereinigen; die Ketzer würden dadurch vielmehr in ihren Meynungen geſtärkt. Der Ausgang habe bereits bewieſen, was Carl und Ferdinand durch ihre Religionsverträge bey den Ketzern ausgerichtet, indem ſich alle Rotten unter der Augſpurgiſchen Confeſſion verſteckt, und dadurch die Zerrüttung um ſo gröſſer geworden. Und wenn ja Karl und Ferdinand mit den Ketzern Verträge errichtet, ſo ſey es doch nicht mit ihren eigenen Unterthanen geſchehen, ſondern mit ſolchen, deren Macht ſie zu fürchten Urſache gehabt. Daß aber der Kaiſer den Lutheranern inſonderheit dieſe Freyheit einräumen wolle, unter dem Vorwand, als wenn dieſe beſſer wären als andere, dadurch könne die Sache an ſich noch nicht gerechtfertiget werden; indem dieß eben ſo gehandelt wäre, als wenn man an einem Patienten viele Krankheiten heilen, und gleichwohl eine Wunde, die tödtlich wäre, offen laſſen wollte. Wenn ſich ſeine Unterthanen gegen ihn als ihren Landesherrn zu empören geſinnt, ſo würde er ihnen doch ja nicht ſelbſt die Mittel dazu an Handen geben, ſondern vielmehr nach Kräften ſich ihnen widerſetzen. Es ſey aber weit unbilliger, daß man denjenigen Vorſchub leiſtete, die ſich gegen Gott empörten. Ueberdem möchte er bedenken, wie verkleinerlich es für ſein kaiſerliches Anſehen ſey, daß die Lutheraner, noch ehe ſie die förmliche Zuſage erhalten, ſich öffentlich rühmten, ſie hätten von ihm die Religionsfreyheit um zwanzigmal hundert tauſend Gulden erkauft, welche ſie innerhalb der nächſten drey Jahre zu zahlen ſich verpflichtet. Und was noch das ärgſte wäre, ſo nähme er ſich dadurch in Religionsſachen eine Macht heraus, die nicht ihm, ſondern

einzig

einzig und allein dem Pabſt zukäme; welches nicht allein in der Schrift gegründet, ſondern auch durch viel erſchreckliche Beyſpiele an jenen ſey beſtätiget worden, welche ſich gegen ihren Beruf der Religionsſachen angemaſſet.“ *)

Da von dergleichen Vorſtellungen eben nicht eine beſondere Wirkung ſich gewarten ließ, ſo nahm der Cardinal noch andere Mittel zu Hilfe. Es mußte nämlich auch der Spaniſche Geſandte dem Kaiſer zu Gemüthe führen, wie gehäßig und zum Theil nachtheilig dergleichen Begünſtigungen ſeinem König wären, und wie ſehr die Ketzer in den Niederlanden, mit denen er eben im Kriege begriffen ſey, dadurch in ihrem Vorhaben könnten geſteifet werden. Da auch Philipp, der eben ſeine Gemahlinn Iſabella verlohren, eine Tochter des Kaiſers zu heurathen gedächte, würde der Pabſt die wegen der Verwandtſchaft nöthige Diſpenſation nie ertheilen. Nebſt dieſem traten auch die Erz- und Biſchöfe, unter deren Gerichtsbarkeit die Oeſterreichiſchen Staaten zertheilt waren, auf, und drangen in den Kaiſer, daß ſie ſich dieſelben nicht könnten ſchmälern oder gar entziehen laſſen. Allein, auch dieſes konnte denſelben nicht vermögen, ſeine gethane Zuſage zurück zu nehmen, nur daß er um ſo behutſamer zu Werke gieng. Nachdem Chyträus mit der Agende fertig geworden, hätte zwar der Kaiſer ſowohl als ſeine Räthe gewünſchet, daß etwas mehr von katholiſchen Ceremonien, wie auch die Gerichtsbarkeit der katholiſchen Biſchöffe, von denen die lutheriſchen Prediger auch die Weihen hätten nehmen ſollen, wäre beybehalten worden. Da aber weder Chyträus noch die Stände

*) Gratianus in Vita Commendoni.

1570. Stände ſich dazu bequemen wollten, gab er
30 May. ihnen anfangs oder wiederholte vielmehr „aus hochbeweglichen Urſachen, ſonderlich aber damit den beſchwerlichen neben einreiſſenden Sekten, die ſich vor vielen Jahren in den Niederöſterreichiſchen Ländern in viel Weg beſchwerlich bezeugt, deſto mehr gewehrt würde", die förmliche Bewilligung und ſchriftliche Zuſicherung, „daß ſie auf ihren eigenen Schlöſſern, Häuſern und Gütern, doch auſſer ſeiner (der landesfürſtlichen) Städte und Märkte für ſich und ihre Unterthanen, und bey ihren zugehörigen Kirchen der Augſpurgiſchen Confeſſion (wie ſie 1530. dem Kaiſer Karl überreichet worden) ſich gebrauchen, und derſelben gemäß und nicht zuwider die Lehre und Ceremonien anſtellen mögen." Endlich aber ertheilte er ihnen auch die Bewilligung,
1571. „ſich der A. C. und ihm überreichter durch ſie
12. Jen. die Stände gefertigter Agende frey zu gebrauchen." Sie war nun nicht mehr ganz die nämliche, wie ſie aus des Chyträus Feder gefloſſen, ſondern durch einige ihrer Prediger mit der Stände Vorwiſſen in verſchiedenen Stücken geändert.

Nun verlangten die zwey Stände weiter, daß ihnen erlaubt werde, ein ſogenanntes Doctrinal verfertigen und publiciren zu laſſen, „damit ihre Prädicanten bey denen aller Orten einreiſſenden Sekten und mancherley Deutungen der Augſpurgiſchen Confeßion ſowohl in der Lehre als Ceremonien eine gewiſſe Regel und Nachrichtung hätten." Auch in dieſem Stücke willigte Maximilian in ihr Begehren, jedoch ſo, daß es auf die von ihnen vorgeſchlagenen Univerſitäten, als Wittemberg, Roſtock und Tübingen, zur Reviſion und Cenſur geſchickt, ſo dann aber ihm
1571. vorgeleget werde. Ein nochmaliges Ge-
14. Jen. ſuch aber, auch die übrigen Stände der

Be-

Bewilligung theilhaftig zu machen, ward zu gleicher Zeit abgewiesen. Die Agende hatte zwar wenigstens nach dem Plane, den man anfangs gehabt, sollen heimlich gehalten werden. Allein, die Stände liessen sie jezt drucken; wogegen der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Passau sogleich die dringendsten Beschwerden wegen Schmälerung ihrer Gerichtsbarkeit und der den katholischen Geistlichen dadurch entgehenden Gefälle und Güter vorbrachten, Maximilian mußte, so gut er konnte, suchen sie zu beruhigen, besonders aber durch die Erklärung einiger Maaßen zufrieden stellen, daß die protestantischen Stände bey der Ersetzung der ihnen zu Lehen gehenden Pfarreyen nicht Macht haben sollten die Ordinarien zu präteriren, noch viel weniger aber die geistlichen Güter nach ihrem Gefallen zu verwenden.

Diese auf solche Art mit Einschränkung vermischte Duldung, die damit verbundene Unzufriedenheit beyder Theile der Katholischen sowohl als Protestanten, das bey den letztern nie zu unterdrückende Bestreben auch in den landesfürstlichen Städten und Märkten ihre Religionsübung einzuführen, und dagegen das den künftigen Landesfürsten von einem duldsamen Maximilian selbst vorgezeichnete Betragen sie von den Städten auszuschliessen, ohne welches vermuthlich die Protestanten bald das gänzliche Uebergewicht in Religionssachen so wohl als politischen Dingen im Lande bekommen hätten, enthielt solchen Stoff zu Gährungen und gewaltsamen Ausbrüchen, daß ihnen kaum anders als durch eben so gewaltsame Mittel konnte vorgebeugt werden. Indessen blieb Maximilian, so lange er lebte, seinen einmal angenommenen Grundsätzen getreu: den Protestanten hielt er, was er versprochen hatte, und setzte sich

auch dagegen, wenn sie die Grenzen desselben überschritten. Im J. 1570. erschien auf einmal und zwar nicht ohne Vorwissen der Landstände, wie der Kaiser selbst muthmaßete, in der St. Salvatorskirche zu Wien ein Prädicant, der, nach dem Ausdruck des kaiserlichen Reskripts, „sich nicht nur allein öffentlich zu predigen unterstanden, und in solchen seinen Predigen des hoch verbothenen, unpriesterlichen und ärgerlichen Calumniren, Schmähen und Lästern neben Gebrauchung mannigfaltiger ungewöhnlichen Neuerungen ungeschickt und sektisch beflissen, sondern auch zu Anstiftung Unruhe und Untreue mehr sektische Priester nach seiner Confession Art und Eigenschaft an sich zu ziehen suchte.“ Maximilian verordnete von Prag aus, wo er sich eben befand, solchen in Angesicht dessen und von der Stunde an abzuschaffen, und auch im Land nirgends zur Seelsorge anzustellen.

Da die Landstände keine öffentliche Uebung ihrer Religion in den Städten erhalten konnten, suchten sie dieselbe wenigstens dadurch fortzupflanzen, daß sie in ihren Häusern in den Städten, besonders zu Wien, sich predigen und Gottesdienst halten, denselben aber auch die Inwohner der Stadt, die sich einfanden, beywohnen ließen. Maximilian unterfagte ihnen lezteres mehrmals, besonders a-
29 May. 1576. ber denen von Hofkirchen. Auch ließen die protestantischen Bürger den Pfarrer der Herren von Geyer zu Herrnals in die Stadt kommen, von ihm sich copuliren, ihre Kinder taufen ꝛc., welches er ebenfalls
30 May. 1576. verboth. Doch scheint er, als die Landstände in dem Landhause ihre Religionsübung anrichteten, die Sache nicht so [illegible] und einiger Maaßen durch die F[illegible]

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Deputations-Tag zu Frankfurt. Reichstag zu Speyer.

1571.

Nichts scheint den Kaiser mehr in diesen Gesinnungen bevestiget zu haben, als die damaligen Empörungen und Unruhen, die wegen der Religion in den Niederlanden und in Frankreich ausgebrochen waren, und jeden Fürsten, in dessen Landen getheilte Religion sich befand, ein ähnliches Schicksal fürchten ließen. Von jenen werden wir in der Folge hören, indem sie jezt noch keinen sonderlichen Einfluß auf Deutschland hatten. Hingegen nahmen an den Französischen auch einige Deutsche Fürsten merklichen Theil. Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, ob er gleich selbst ein Protestant war, führte im J. 1568, dem König 2000 Reiter zu, im folgenden aber der Pfalzgraf Wolfgang von Zweybrücken der Condeischen oder so genannten Hugenottischen Partey bis 7000 Reitern und 6000 Mann Fußvolk. Dergleichen Operationen mußten allemal in Deutschland ungemeine Gährung erregen. Da alles gegen einander mißtrauisch war, und ein Fürst, ja der Kaiser selbst nicht so viel Mannschaft für beständig auf den Beinen hatte: so stand nothwendig jeder in Sorgen, ob nicht unter einem fremden Vorwand die Sache gegen ihn angesehen wäre, und ob er nicht würde überfallen und aufgerieben werden, ehe er Zeit habe Vertheidigungsanstalten zu treffen.

Wenn aber auch alles aufrichtig zugieng, ſo waren die dabey erforderlichen Werb- und Muſterplätze, das Ab- und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge eines ſolchen an keine Zucht gewöhnten und unplötzlich zuſammen gelaufenen Volkes eine nicht genug zu beſchreibende Plage für die Länder und Orte, die es traf. Und noch war man nicht auſſer Angſt, wenn es auch wirklich an den Ort ſeiner Beſtimmung abgeführet worden; weil man keinen Augenblick ſicher war, ob es nicht würde zurück getrieben und genöthigt werden, wieder nach Deutſchland zu gehen, und dort entweder wegen rückſtändigen Soldes oder ausgebliebener Beute durch Ausſchweifungen und Plünderungen an ſeinen eigenen Landesleuten ſich würde ſuchen bezahlt zu machen, oder gar den Feind nach ſich in das Land ziehen würde. Der Kaiſer ſchrieb daher einen
14 Apr. Reichsdeputations-Tag nach Frankfurt aus,
1569. auf welchem er den Ständen vortragen ließ: „es läge genugſam an dem Tag, was für unerhörte Widerwärtigkeiten und Elend ſich eine Zeit her und beſonders in den zwey letzten Jahren im Deutſchen Reich ſo wohl wegen der benachbarten Unruhen als auch der einheimiſchen Beſchwerungen, Vergewaltigungen und gemeiner Landbeſchädigungen gegen hohe, mittlere und andere Stände, auch deren arme Unterthanen ſich zugetragen hätten; darüber wären von mehreren Kreiſen Beſchwerden eingegangen, die eine Berathſchlagung höchſt nöthig machten. Es wäre nämlich faſt dahin gerathen, daß diejenigen, welche ſich neulich einer beſondern Kriegs-Expedition unterfangen, allen heilſamen Reichs-Conſtitutionen vermeſſen widerſtrebeten, ja ſo gar unter dieſer oder jenem vorgegebenen verborgenen Sch[illegible] unter-

ſte-

ſtehen dürften, im Reiche, ohne Geld und ohne einen gewiſſen Kriegsherrn, eine Aufwiegelung von Reitern und Knechten in gewaltiger Anzahl zu machen, und nicht allein in An-, Durch- und Abzügen unleidlichen Schaden zu verurſachen, ſondern auch ſolches vergaddertes mächtiges Kriegesvolk in anderer Fürſten und Stände des Reichs Fürſtenthume, Länder und Gebiethe eigenmächtig zu führen, einzulägern, den armen Leuten alle ihre Nahrung ohne einige Bezahlung aufzuzehren, zu verwüſten, und ſie mit öffentlichem Rauben, Plündern und andern Unthaten in das äuſſerſte Verderben zu ſetzen."

„Dergleichen Dinge hätten ſich in dem Nieder- und Oberrheiniſchen Kreiſe häufig zugetragen; auch habe in dem Elſaß das wüthende Franzöſiſche Kriegsvolk (dasjenige nämlich, das dem Pfalzgrafen Wolfgang das Einrücken in Frankreich verwehren wollte) die Unterthanen vieler Stände des Reichs zum höchſten beleidiget, beraubet, geplündert, zum Theil verbrannt, geſchätzt, die armen Leute theils erſtochen und erſchoſſen, und unerhörte Grauſamkeit in dem Reich ausgeübet. Dergleichen Unthaten müßten jedem friedliebenden Reichsſtand billig zu Herzen gehen, vornämlich, weil es leider allzu ſichtbar ſey, daß das jetzige gemeine Weſen und bey dem größten Theil Deutſchen Kriegsvolkes, welches ehemals vor andern Nationen wegen ſeiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, nunmehr ein Anſehen faſt barbariſcher Art gewinnen, auch in eine ſolche Freyheit verwandelt werden wolle, daß in die Länge kein Biedermann bey Haus und Hof, und kein Herr bey Land und Leuten bleiben ſolle. Die Stände möchten daher treulich erwägen, theils wie

der bereits verursachte Schaden könne ersetzt, theils für das künftige könne verhütet werden."

Man getraute sich aber jezt in nichts anders einzulassen, als daß die sechs Churfürsten und die vier deputirten Fürsten, nämlich Oesterreich, Würzburg, Baiern und Hessen ihre Gesandten, der Kaiser aber seine Commissarien nach Straßburg schicken sollte, um alles genau zu beobachten, was in Frankreich vorgienge. Zugleich sollten sie den König von Frankreich ersuchen, das ihm dienende Deutsche Kriegsvolk, wenn etwa der Krieg ein Ende nehmen würde, noch in Frankreich selbst abzudanken. Auch sollte der Kaiser seine Mandate und Patente an die Befehlshaber und Obersten beyder Theile absenden, und ihnen ernstlich befehlen, sich, wenn es mit ihnen zum Abzug käme, außerhalb des Reichsbodens zu trennen, und einzeln oder rottenweise ohne alle Beschädigung der Reichsstände und ihrer Unterthanen abzuziehen. Da man nicht wissen konnte, ob diese Vorkehrungen etwas fruchten würden: so ward zugleich beschlossen, daß die fünf nächst gesessenen Kreise, als der Chur-Rheinische, Fränkische, Bairische, Schwäbische und Oberrheinische, sich so gleich mit Kriegsleuten und anderer Nothdurft versehen sollten, um sich nach Vorschrift der Reichs- und Kreisabschiede unterstützen zu können.

Diese Vorfälle gaben auch Gelegenheit zur Erneuerung und Verlängerung des noch bestehenden Landsbergischen Bündes. Allein, mit der Verstärkung desselben durch andere, besonders protestantische Fürsten, wie man unter den gegenwärtigen Umständen gehofft hatte, wollte es noch im

im Jun. 1569.

Der junge Herzog Ludwig von Würt

seinem Vater Christoph gefoiget war, oder vielmehr seine Vormünder brachten die alten Entschuldigungen bey.

Desto mehr trachtete nun Maximilian auf dem nach Speyer ausgeschriebenen Reichstag, welchem er in Person beywohnte, der Sache abzuhelfen. Der erste der vorgetragenen Puncte bestand darinn, „wie die jezt täglich mehr und mehr überhand nehmende Frechheit des deutschen Kriegsvolks in etwas einzuschränken, und, so viel möglich, auf der löblichen Vorfahren alte deutsche ritterliche Tapferkeit und Redlichkeit wieder zu richten, und dafür zu sorgen seyn möchte, daß die Kriegswerbungen der ausländischen Könige und Fürsten in Deutschland künftig ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers nicht weiter zugelassen, und Kriegsgesetze, denen die Reiter und Fußknechte nachleben sollten, gemacht würden.“ Es kam zwar wirklich eine sogenannte Reiterbestallung, oder vielmehr eine Verbesserung der schon vorhandenen zu Stande; allein, der übrige Theil des kaiserlichen Vortrags war ungemeinen Schwierigkeiten ausgesetzt. Inländischer so wohl als auswärtiger Krieg war von je her, besonders aber, nachdem das Lehens-System sich gebrochen, und der Sold an Geld für die Kriegsleute seinen Anfang genommen, von einem großen Theil der Nation als Gewerb und Nahrungsstand angesehen worden, so ungewiß und von kurzer Dauer auch meistens Dienst und Sold waren. Alle diese Leute, anstatt daß man ihnen das Berauben und Aussaugen ihrer eigenen Landesleute und Mitbürger wehren wollte, schrien und beklagten sich, als wenn es dahin angesehen sey, ihnen ihr Handwerk selbst niederzulegen. Noch mehr waren die

13. Jul. 1570.

weltlichen Fürsten aufgebracht, die sich durch Aufrichtung solcher Corps, welche ohnehin auf fremde Kosten geschah, bey auswärtigen Monarchen in Ansehen bringen, oder auch, welches bey manchem noch stärker wirkte, ihren Religionsverwandten Dienste leisten konnten. Die meisten gaben daher vor, daß des Kaisers Begehren gegen die deutsche Freyheit laufe, ja, daß dadurch der Militair-Stand in Deutschland werde zernichtet werden, und man, wenn die jetzigen freywilligen Züge nicht erlaubet würden, zur Noth niemand werde aufbringen können, der um Sold dienen wolle.

Im Reichstagsschluß war man daher gezwungen, den auswärtigen Diensten einiger Maaßen das Wort zu reden; nämlich, „daß es von Alters her eine löbliche Art deutscher Freyheit gewesen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Potentaten ohne alles Beleidigen des Vaterlandes und dessen Angehörigen zu dienen.“ Da jedoch die damit verbundenen Ausschweifungen zu sehr vor Augen lagen, und besonders die Stände, welche die Durchzüge und Musterplätze betroffen, nicht aufhörten, die bittersten Klagen zu führen, ward noch beschlossen: „weil solche Freyheit vor etlichen Jahren in einigen Mißbrauch gerathen sey, so hätte man durch verschiedene Reichs- und Deputations-Abschiede heilsam verordnet, auf welche Art den Obristen, Rittmeistern und Hauptleuten verstattet werden solle, Kriegsleute für fremde Potentaten in Deutschland zu werben; nämlich, daß sie zuförderst die Originalien ihrer Best[illegible] obristen und einer jeden Obrigkeit vorlegen, und hierauf genug[illegible] plen

ſten ſollen, damit ihrenthalben niemand im heiligen Reich in den An-, Durch- und Abzügen beſchädiget und beleidiget würde. Allein, man habe mehr als zu viel empfunden, daß ſolche löbliche Reichsſatzungen von vielen zu nicht geringer Verminderung des kaiſerlichen und Reichsanſehen verachtet, und damit ein Spott getrieben worden.“

„Weil nun ſolcher einreiſſenden Frechheit und dieſem Mißbrauch deutſcher Freyheit, woraus ein allgemeines Verderben, Empörung und Untergang des Vaterlandes zu erwarten, nicht länger mehr zuzuſehen wäre: ſo habe man den Entſchluß gefaſſet, daß hinfüro ein jeder fremder Potentat, der Kriegsvölker im Reich wolle werben laſſen, zuförderſt bey dem Kaiſer darum anſuchen und ausdrücklich melden ſolle, wie viel Kriegsleute er beſtellen wolle, und wer die Obriſten, Rittmeiſter und Hauptleute ſeyen. Daneben ſolle derſelben die Erklärung und Zuſage thun, daß ſolche Kriegsvölker wider den Kaiſer, die Fürſten, Stände und Unterthanen des Reichs nicht gebraucht werden, in Durch- und Abzügen niemand beſchweren, was ſie gebrauchen, bezahlen keine Muſterung, Abdanken und Trennung auf des Reichs Grund und Boden vornehmen, ſonder außerhalb deſſelben alles geſchehen ſolle. All dieſes ſollen auch die Obriſten und Rittmeiſter, die dazu gebraucht werden, thun und verſprechen, und noch darüber Bürgſchaft durch Reichsſtände darüber leiſten.“

Man bewilligte nebſt dieſem dem Kaiſer zur Beveſtigung der Ungariſchen Grundplätze den Geldvorrath, welcher von den Ständen zur beharrlichen Türkenhülfe,

die vermöge der Reichstagſchlüſſe von 1566. und 1567. in den dazu beſtimmten Legſtädten, Frankfurt, Nürnberg, Regenſpurg, Augſpurg und Leipzig, zuſammen getragen, und fort aufbehalten worden. Wozu noch eine fernere Hülfe an Geld kam, nämlich zwölf Monate auf eines jeden einfachen Anſchlag in drey Jahren, und zwar vier Monate für jede Fahrt in grober gangbarer goldener und ſilbener Münze.

Wegen des Kammergerichts ward unter andern veſt geſetzt, „daß bey demſelben alle Tag, nur die gebannte gebührliche Ferien ausgenommen, gerichtliche Audienzen des Nachmittags, im Sommer von ein bis fünf, und im Winter von ein bis vier Uhr gehalten werden ſollen. Da ſich auf ſolche Art die Arbeiten mehren würden, ſollten zu den vorigen 22 Aſſeſſoren noch 9 auf ſechs Jahre angenommen werden. Damit man von der neu aufgeſtellten Beyſitzer Redlichkeit, Geſchicklichkeit und andern Eigenſchaften deſto beſſer überzeugt wäre, ſollten ſie eine Relation in beſchloſſenen Sachen abſtatten, und, nachdem dieſe befunden würde, einer vor dem andern in die erledigten Stellen eintreten. Weil auch die vielfältige Veränderung der geübten und gelehrten Beyſitzer dem Kammergericht ſo wohl verkleinerlich als auch ſchädlich wäre, ſo verglich ſich der Kaiſer mit den Ständen, ihre Beſoldung zu erhöhen. Es ſollten daher jedem Grafen oder Freyherrn (den Präſidenten) 700 Gulden zu 18 Batzen gerechnet, und den andern Beyſitzern 700 zu 15 Batzen jährlich gegeben werden. Um den muthwilligen und unnützen Appellationen, wodurch die rechtliche Sachen bis daher ſich ſo ſehr angehäufet, und öfters mehr Unkoſten auf die Sachen getrieben worden, als ihr eigener Werth beträgt, ſo viel möglich

zu

zu begegnen, ward verordnet, keine Appellation, wo die Klage unter 150 Gulden Hauptgut wäre, weiter mehr anzunehmen. „Bey unablößlichen Zinsen aber, Gülten und Nutzungen soll die Summe jährlich wenigstens sechs Gulden betragen ꝛc. In dem so genannten Memorial oder Gedenkzettel, welchen der Kaiser mit Genehmigung des Reichs dem Kammergericht zustellte, ward unter andern auch gesagt: „die Beysitzer sollten lange, zierliche, ehrliche Kleider im Rath, Gericht und sonst tragen, weil sie neben dem Kammerrichter den Kaiser, die Churfürsten, Fürsten und alle Stände des H. R. dieß Orts tanquam perpetui togati senatores in senatu Imperii repräsentirten. Man verspühre aber hierunter an vielen eine grosse Nachlassigkeit, welches dem Kaiser und den Ständen zu keinem Gefallen gereichen könne.“

Da ein Punct der kaiserlichen Proposition die Wiederherstellung der dem Reich entzogenen Lande betraf, so gab dieses dem Deutschen Orden Gelegenheit, daß dessen Meister den Kaiser und die Stände angieng, die von dem Kammergericht erkannte Execution auf Preussen einmal in das Werk richten zu helfen; wobey er sich im öffentlichen Reichsrath persönlich erboth, „all sein Vermögen, Leib, Gut und Blut dabey aufzusetzen, auch, wenn das Land sollte erobert werden, solches dem Reich so lange als Unterpfand zu überlassen, bis die Executions-Kosten würden vergütet seyn. Wollte aber der Kaiser und Stände sich nicht damit abgeben, möchte man wenigstens dem Orden gestatten, die [illegible] erkannten Urtheile für sich selbst gebührender ohne Nachtheil und Schaden gemeiner Reichs- und deren Unterthanen vollstrecken zu lassen; in-

indem, wie der Meister dem Kaiser im Vertrauen zu verstehen gab, der Orden bereits von einem guten Theil der gemeinen Reichsritterschaft, als auf welche der Orden gestiftet, und welcher daher auch nebeñ demselben die entzogenen Lande gehörten, die Vertröstung hätte, daß jeder auf seine Kosten dem Orden dazu helfen, und einen Reiterdienst leisten wolle, wenn nur der Kaiser den freyen Paß und Durchzug im Reich vergönnete, um welchen er wolle gebethen haben. Auch hoffe er, sein Vorhaben desto glücklicher auszuführen, da die vornehmsten Stände in Preussen ihm bereits gute Anleitung gegeben, wie es in das Werk zu richten, und selbst wieder wünschten unter ihre vorige Herrschaft und das Reich zu kommen."

Allein, Maximilian wollte weder dem Hause Brandenburg, noch dem Könige von Pohlen seinem Schwager, und noch weniger der Krone Pohlen zu einigem Mißvergnügen Anlaß geben; indem er, da der König Siegmund August keine Erben hatte, unter den Großen in Pohlen so viele Freunde und Zutrauen besaß, daß man bereits allgemein glaubte, er selbst oder einer seiner Söhne werde auf den Pohlnischen Thron gelangen. Er suchte demnach, dem Orden ein gewaltsames Unternehmen gegen Preussen auf alle mögliche Art zu mißrathen; welches auch die Reichsstände, besonders die, welche Freunde des Hauses Brandenburg waren, nach Kräften thaten. Indessen konnten doch auch die anwesenden Pohlnischen Gesandten die Loszählung des nun gestorbenen Herzogs Albrecht von der Acht nicht auswirken. Sonderbar ist, daß der Orden in einer 1574. dem Kaiser überreichten Schrift, wo er diese Sache auf das neue rege machte, mit einfließen

ließ,

ließ, „daß er bereits 1547., nachdem der Kaiser Karl V. seine Widerwärtigkeiten beſieget, dieſen Sinn geheget, und dem Kaiſer zur Recuperirung der Preuſſiſchen Lande eine ſtattliche Hülf an Hand zu ſtellen zugeſaget; wozu ſich auch viele von der Ritterſchaft in dem Lager vor Wittenberg gutwillig erbothen, auch die vornehmſten Preuſſiſchen Stände die Anleitung gegeben, welches aber Maximilians Vater, der damalige Römiſche König Ferdinand, wegen ebenmäßig gehoffter Succeſſion mißrathen hätte."

In dem Reichsabſchied ward über dieſen Punct nichts, als nur insgemein beſchloſſen, „daß der Kaiſer mit allem getreulichen Eifer daran ſeyn wolle, damit eines oder mehrere von denjenigen Mitteln, die ihm die Stände vorgeſchlagen, ſeinen Fürgang erreichen, und das Reich ſo wohl an ſeinen entzogenen Gliedern, Landen und Leuten wieder ergänzt, als auch ſonſt gemehrt, und gegen alle heimliche oder gewaltthätige Thätlichkeiten beſchützt werden möge."

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Römische Königswahl Rudolphs II. und jene des Maximilian zum König von Pohlen.

1575.

So verwirrt es auch noch die folgenden Jahre in Frankreich und den Niederlanden zugieng: so genoß doch Deutschland indessen einer Ruhe, dergleichen nach der entstandenen Religionstrennung kaum noch gewesen war, und auch nach der Hand sich selten wieder einfand. Die jährlich gewohnten Kammergerichts-Visitationen, nebst mehreren Münzprobations-Tägen, waren fast das einzige, was die innere Aufmerksamkeit der Nation beschäftigte. Maximilian benutzte diese günstigen Umstände, und suchte die Römische Königswahl seines erstgebohrnen Prinzen Rudolphs zu Stande zu bringen. Die geistlichen Churfürsten befanden sich ohnehin noch in einer Lage, die es ihnen zur Nothwendigkeit machte, alles aufzubiethen, daß keine innerlichen Kriege entstehen, sondern Friede und Ruhe und das damit innigst verknüpfte dermalige Reichs-System erhalten werden möchte. Daß sich das Niederländische Feuer auch in Deutschland ausbreiten könnte, und bey erledigtem Reich um so eher würde, besorgten sie als die Nächstangränzenden mehr, als alle übrige Stände. Von den weltlichen war Churfürst August von Sachsen ein persönlicher Freund des Kaisers, welcher sich seines Rathes in den wichtigsten Angelegenheiten bediente. Johann Georg von Brandenburg, der noch

als

als Churprinz ſich ſo viele Mühe gegeben, um die Wahl Maximilian zu befördern, ließ ſich nun auch jene Rudolphs ſo gleich gefallen. Um alles deſto ſicherer und geſchwinder einzuleiten, ſtattete Maximilian von Prag aus einen Beſuch bey dem Churfürſten Auguſt zu Dresden mit ſeinen vier älteſten Prinzen und Prinzeſſinnen ab, wo ſich auch der Churfürſt von Brandenburg einfand. Alles lief zur Zufriedenheit ſämmtlicher Theile ab.

Nicht nur allein die geiſtlichen, ſondern auch die weltlichen Churfürſten ſagten nebſt dieſem die perſönliche Erſcheinung auf den nächſtens nach Regenſpurg auszuſchreibenden Churfürſten- und Wahltag zu, welches ſie auch in der That erfüllten; nur den von der Pfalz ausgenommen, der ſich durch ſein Alter und Unpäßlichkeit entſchuldigte, dagegen aber ſeinen erſtgebohrnen Prinzen Ludwig ſchickte. So wohl die Frage, ob ein Römiſcher König, als jene, wer dazu zu wählen, war faſt keinen Schwierigkeiten unterworfen. Allein, bey den Berathſchlagungen über die Capitulations-Puncte kamen hauptſächlich auf Betrieb von Chur Pfalz Dinge vor, die deutlich genug einſehen ließen, daß die äußerlich ſich ſo gut anlaſſende Ruhe von Deutſchland nichts weniger als ſicher geſtellt ſey, und daß das unter der Aſche fortglimmende Feuer einen weit näheren und gewaltſamern Ausbruch nehmen könnte, als viele glaubten. Chur-Pfalz verlangte nämlich, wie es bey der letzten Wahl zu Frankfurt bereits geſchehen, 1.) daß anſtatt des Stuhls zu Rom in die Capitulation geſetzt würde, daß der Kaiſer der Advocat und Beſchützer der chriſtlichen (nicht Römiſchen) Kirche ſeyn ſolle, als welches unſtreitig, und keinem

Theil verfänglich ſey; 2.) daß der von dem Kai. Ferdinand gegebenen Erklärung bey dem Religionfrieden mit erwähnt werden ſolle; 3.) daß der geiſtliche Vorbehalt aufgehoben werde; 4.) die Churfürſten vermöge ihrer Privilegien von dem Rothweilſchen Hofgericht gänzlich eximirt ſeyn ſoliten; 5.) daß ein jeder Churfürſt eine anſehnliche Perſon dem zu erwählenden künftigen Kaiſer zum Regiment ſolte zuordnen können; 6.) die Annaten und andere geiſtliche Gefälle für das künftige zu dem Türkenkriege ſollte verwendet werden; 7.) der Kaiſer den Wahlen für das künftige nicht mehr beywohnen ſollte, damit die Stimmen deſto freyer wären.

Die meiſten dieſer Puncte wären ſo beſchaffen, daß ſie zu den größten Weitläuftigkeiten hätten führen können; daher auch Sachſen und Brandenburg es nicht für rathſam achteten ſich weiter damit einzulaſſen, nur allein die Ferdinandiſche Erklärung ausgenommen, welche ſie mit in die Capitulation wollten eingerückt wiſſen. Es hatte ſich nämlich in den Geſinnungen der Katholiſchen indeſſen eine Veränderung zugetragen, die zwar anfangs unmerklich war, doch die wichtigſten Folgen nach ſich zog. G wie die täglich mehr Einfluß gewinnenden Jeſ den Religionsfrieden als eine von dem Pabſt gebilligte, ſondern verworfene Sache ungemein häſſig machten, ſo glaubten ſie auch gefunden haben, „daß die Katholiſchen nicht einmal der nen darinn eingeräumten Rechte ſich zu bedienen wüßt ſondern theils aus Unwiſſenheit, theils aus übel verſtandener Politik weit nachgiebiger wären, als ihnen der Friede auflegte. Das den Proteſtanten ſtets im Munde ſchwebende Recht zu reformiren komme den katholiſchen Ständen aus eben den Gründen und

mit

nämlichen Ausdehnung, als den Proteſtan-
ge des Friedens zu. Gleichwie ſich dieſe
berechtiget hielten, äußerliche Religionsü-
ottesdienſt und Ceremonien in ihren Landen
n, wie ſie wollten, inſonderheit aber die
henden Klöſter und mit ihnen den katholi-
tesdienſt vollends aufzuheben, ſo könne auch
katholiſchen das nämliche in Anſehung ihrer
proteſtantiſchen Unterthanen und ihres Gottesdienſtes
nicht verſaget werden; dieſen ſey nichts in dem
Frieden ausbedungen, als ein freyer Abzug.“ Der-
gleichen Grundſätze fanden bald Eingang, und einige
Fürſten fiengen auch an Gebrauch davon zu machen.
Unter dieſen zeichnete ſich der Abt Balthaſar von
Fuld aus, der die in ſeinem Lande und ſelbſt auch
in ſeiner Reſidenz Stadt Fuld eingeführte 1574.
öffentliche Uebung der proteſtantiſchen Reli- und
gion aufhob, und anſtatt derſelben die katho- 1575.
liſche einführte; welches auch der Churfürſt Dani-
el von Maynz an mehrern Orten des ſogenannten
Eichsfeldes that.

Da ihre proteſtantiſchen Unterthanen aller Or-
eſchwerde dagegen führten, und Hülfe ſuchten,
ſie endlich nach dem Vorgeben des Verfaſſers
berüchtigten Autonomie einen Rechtsgelehrten
ffen, *) „welcher hiebevor unter vorberührtem
tag a. 1555. zu Augſpurg den Artikel der
lung mehr als jemand anders getrieben, und
König Ferdinandum in gemeinen und
ſonderbaren Räthen auch letztlich privatim in der
Canzley ſeine Räthe vielfältig bemühet, und ſich
jezt

*) Anton pag. 129.

jezt wieder in dieſem Handel aus ſonderm Eifer nur gar gern wider die Katholiſchen habe gebrauchen laſſen. Derſelbe und kein anderer, fährt Burgkard fort, (wie die arme wider ihre ordentliche Obrigkeit verhetzte und verführte Leut ſelbſt bekennet habe neben andrer fleißigen Anweiſung wider gedachten Abt ein ſolch Decret Kaiſer Ferdinandi erſtmals unter der Bank herfür gezogen und nicht allein den ungehorſamen aufrühriſchen Fuldiſchen, desgleichen auch Maynziſchen zu Duderſtadt und andern mehr Unterthanen, die ſich dergleichen Neuerungen und Widerſpenſtigkeit gegen ihren von Gott fürgeſetzten Obrigkeiten angemaßet, mitgetheilet, ſondern auch hernacher (jedoch ohne Benennung des Authoris, Druckers, oder Druckſtatt Namens) mit einem ſtattlichen Titul und Ueberſchrift durch den Druck in das ganz Reich ſpargirt, und, das noch mehr iſt, neben andern ſeines Gleichen ihre ſonſt friedliebende, löbliche, aufrichtige Deutſche Fürſten (allein zu Verhaſſung der katholiſchen Religion und Anzündung eines neuen Feuers in Deutſchland) dahin verleitet und perſuadirt, daß ſie, als gleich darauf bey gehaltenem königlichen Wahltag zu Regenſpurg mit demſelbigen Decret auf die Bahn kommen, deſſen Confirmation ganz anhältlich begehrt, und die Wahlshandlung dadurch eine gute Zeit aufgehalten haben.“

Was von dieſer Erzählung zu halten, lehret ſchon dasjenige, was in dem erſten Theil dieſer Geſchichte bey Gelegenheit des Religionsfriedens ſelbſt von dieſer Erklärung, vermöge deren proteſtantiſche Unterthanen geiſtlicher Reichsſtände bey ihrer Religionsübung ſollten gelaſſen werden, iſt beygebracht worden. Indeſſen bleibt es immer räthſelhaft, daß die Proteſtanten ſelbſt von dieſer ihnen ſo wichtigen

Sache

Sache ſo lange Zeit keinen Gebrauch gemacht, und daß ſie nicht eher allgemein bekannt geworden. Selbſt in dem churfürſtlichen Collegium legte der von Maynz ſeine Stimme dahin ab: „er habe bisher nichts davon gewußt, außer was kürzlich durch ein gemeines Gerücht ausgebracht worden; habe aber ungeachtet alles fleißigen Nachforſchens nichts davon in ſeinem Archive gefunden, und könne daher nicht glauben, daß ſolches mit Vorwiſſen und Willen gemeiner Stände geſchehen; woraus er mit Cöln und Trier ſchließe, daß es bey der vorigen Capitulation zu laſſen ſey, und man ſich dabey nicht ferner aufhalte, als in welche ohne Zuthun andrer Stände etwas Neues einzuführen ſich nicht geziemen wollte.“ Chur-Trier ſetzte dazu, das man es *lediglich bey dem Religionsfrieden bewenden* laſſen ſolle, als der von allen Ständen angenommen worden, und alles Nöthige enthalte. Auch in ſeinem Archive finde ſich keine Spur von dieſer Declaration, und er hielte ſie daher nicht für authentiſch; es gehöre auch dieſe Sache nicht hieher, ſondern vor die gemeine Stände, welchen dißfalls zu präjudiciren ſich nicht gebührte. „Auch Chur-Cöln konnte nicht glauben,“ daß dieſe Dinge ordinarie oder legitime wären verhandelt worden; ſeine Landhofmeiſter und Kanzler, die bey der Aufrichtung des Religionsfriedens geweſen, und noch lebten, konnten ſich einer ſolchen Declaration nicht erinnern; und endlich wollte es ſich auch nicht geziemen, damit andern dabey intereſſirten Ständen etwas zu vergeben.“

In der folgenden Zuſammenkunft gaben ſich zwar die weltlichen Churfürſten alle nur erſinnliche Mühe, die geiſtlichen auf andern Sinn zu bringen,

ja man legte ihnen so gar das Original der D
ration vor. Allein diese beharrten darauf, daß i
nichts davon bekannt sey, und daß sie ohne
stimmung der übrigen Stände in einer so wich
Sache nichts vornehmen könnten, wobey sie
den Werth oder Unwerth der Declaration au
wollten beruhen lassen. So viel hat auch alle
seine Richtigkeit, daß ihre Gesandten bey dem
gionsfrieden nicht darauf instruirt gewesen; daß sie
ihre Einwilligung nur auf eben die Art und mit der
nämlichen Einschränkung, wie die Protestanten die
ihrige zu dem geistlichen Vorbehalt gegeben, daß
auch die ganze Sache in solcher Eile verhandelt
worden, daß sie nicht einmal im Stande waren, sie
nach Hause zu berichten. Daß endlich keine ordent-
liche Protokolle darüber geführt worden, indem alles
nur mündlich, und zwar in der Gegenwart Ferdi-
nands, und nicht in den ordentlichen Versammlun-
gen abgethan worden, ist auch allerdings außer
Zweifel; so wie es gewiß ist, daß, wenn auch nicht
alle Gesandten eines jeden geistlichen Churfürsten je-
derzeit zugegen waren, doch wenigstens [illegible] sich
dabey eingefunden. Indessen wäre dadu
ganze Wahlgeschäft zernichtet worden.
drey Tage lang mit den Wahl-Sessionen
während deren die weltlichen Churfürste
Kaiser begaben, und ihn ersuchten,
lichen es dahin zu richten, daß die
Erklärung bey ihren Würden, kräftig u
bliebe, und ihrem Inhalt gemäß die evangelischen
Unterthanen geistlicher Reichsstände die Uebung ihrer
Religion frey und ungehindert genießen möchten.
Wollten aber die geistlichen sich von ihrer Meynung
nicht abwendig machen lassen, und nicht an die
Erklärung gebunden seyn, so müßten zwar sie (die
welt-

chen Churfürſten es geſchehen laſſen; der Kaiſer würde ſie für entſchuldigt halten, und kein allen darüber tragen, wenn ſie und ihre Abiete ohne ferneres Verfahren in Collegial-Saich wieder nach Hauſe begäben.“

Dieſer äußerſt unerwartete Vortrag mußte, hnehin empfindſamen Monarchen um ſo tiefer zu Gemüthe dringen, je weniger Theil er an dem Betragen der geiſtlichen Churfürſten hatte, und wie mehr er voraus ſehen mußte, daß es äußerſt hart ſeyn werde, beyde Theile zur Einigkeit zu bringen. „Sie ſollten ſelbſt erwegen, ſagte er ihnen, wie es möglich ſey zwiſchen beyden das Gleichgewicht in dieſem Falle zu halten, oder eine Entſcheidung zu geben, daß die Wage gleich innſtehe. Doch wolle er ſeiner ſeits nichts unterlaſſen, die geiſtlichen zur Nachgiebigkeit zu bereden.“ Das letztere verſuchte er auch; allein ohne ſie von ihrem Sinne abbringen zu können. Er ermahnte daher die weltlichen ſchriftlich, dasjenige Geſchäft, weswegen man zuſammen gekommen, des gemeinen Beſtens willen auf das nen, den Streit aber wegen der Deheim zu ſtellen; indem er denſelben en Reichstag vortragen, und mit den ichtigkiit bringen wolle. Mit dieſer ber ließen ſie ſich nichts weniger als , ſo, daß eine gänzliche Trennung ürde erfolgt ſeyn, wenn nicht der Sachſen dem Kaiſer zu Gefallen ſich von ſeinen zweyen Collegen getrennt, und die übrigen dahin vermöget hätte, „es dem Kaiſer nicht entgelten zu laſſen, als welcher es keineswegs verſchuldet.“ Worauf ſie ſich über folgende Antwort vereiniget, die Chur-Sachſen dem

Kaiſer hinterbringen mußte: „da die geiſtlichen Churfürſten nicht bewilligen wollten, die Erklärung des Religionsfriedens der Capitulation einzurücken, ſo ließen ſie die weltlichen eben ſo, wie ſie 1562. verfaſſet worden, in dieſem Stücke unverändert bleiben. Sie wollten ſich aber dabey ausdrücklich bedungen haben, daß die Erklärung nichts deſto weniger als ein an ſich ſelbſt unverſehrter und kräftiger alter kaiſerlicher Brief in ſeinen Würden und Wirkungen undiſputirt bleiben, und den evangeliſchen Unterthanen durch dieſes friedliche Nachgeben der weltlichen Churfürſten im geringſten nichts präjudicirt und benommen werden ſollte. Dabey lebeten ſie aber der Hofnung, der Kaiſer werde auf dem nächſten Reichstag die Erörterung dieſes Streites verfügen. Sollte aber daſelbſt die Berichtigung deſſelben hintan geſetzt werden, und die Evangeliſchen das, was ſie ſuchen und begehren, nicht erhalten, oder die Unterthanen der geiſtlichen wegen zugefügter Bedrängniſſe ſich gegen ſie empören, ſo wollten die weltlichen Churfürſten daran keine Schuld haben, ſondern geſchehen laſſen, was jene ſich ſelbſt zugezogen hätten, welches der Kaiſer den geiſtlichen Churfürſten vermelden möge.“

Es langten dabey noch einzelne Beſchwerungsſchriften wegen Religionsſachen ein, (z. B. der proteſtantiſchen Bürger zu Cöln, zu Schwäbiſch-Gmünd, zu Biberach gegen ihre Magiſtrate,) welche die Churfürſten dem Kaiſer übergaben; der ihnen dagegen verſprach, daß „allerſeits der Obrigkeit Bericht ſollte gehören werden, und nach Geſtalt der Sachen an kaiſerlicher Hülfe nichts ermangeln ſollte.“ Hingegen wurden die proteſtantiſchen Grafen, die auf das neue einkamen, daß man ſie nicht von

den

den Domſtiften ausſchließen möge, auf den nächſten Reichstag verwieſen.

Alles übrige gieng faſt ohne Schwierigkeit ab. Zu der ſiebenten Sitzung ward der zum Römiſchen König beſtimmte kaiſerliche Prinz Rudolph als bereits gekrönter König von Böhmen eingeladen, um die zu Stande gebrachte Wahl-Capitulation einzuſehen, ob er nicht als König von Böhmen etwas dabey zu erinnern finde; welcher aber alles ſo beſchaffen fand, daß er es als dem Herkommen gemäß auch ſeinerſeits billigte, worauf in der zehnten Sitzung die förmliche Wahl erfolgte. Einige nachfolgende Berathſchlagungen hatten nebſt mehreren andern minder erheblichen Dingen theils die Abſchickung einer Geſandſchaft an den Czaren Ivan Baſilowiz II, nach Moskau zum Gegenſtand; indem die Wendiſchen Seeſtädte in einer den Churfürſten überreichten Supplication meldeten, daß derſelbe unlängſt die Stadt und Landſchaft Pernau weggenommen, die Gegend von Riga etliche Meilen weit verheeret, über 30000 Seelen gefangen weggeführet hätte, und ſich unterfienge ganz Liefland an ſich zu reiſſen, um ſeine Herrſchaft bis an die Oſtſee zu erſtrecken. Theils betrafen ſie einen neuen Zug Deutſcher Kriegsvölker unter der Anführung des Pfälziſchen Prinzen Johann Caſimir nach Frankreich, welchen weder der Kaiſer noch die Churfürſten gern ſahen, ohne jedoch denſelben abwenden zu können. Worauf den 1. Nov. die Krönung des Neugewählten, welche dießmal der Churfürſt Daniel von Mainz verrichtete, mit den gewöhnlichen Ceremonien vor ſich gieng. Die Städte Achen und Frankfurt am Mayn erhalten die Verſicherung, daß die in ihren Ringmaueren nicht vorgenommene Krönung und

Wahl ihnen an ihren Rechten nicht nachtheilig seyn solle.

Fast hätte Maximilian bald darauf, als er seinem Sohne Rudolph die Römisch königliche Krone verschaffet, für sich eine neue erhalten, um die er nicht für seine Person, sondern zu Gunsten seines zweyten Prinzen Ernest geworben hatte. In Pohlen war mit dem König Siegmund August der Jagello-
1572. nische Manns-Stamme verloschen; eine für
1 Jun. jedes Reich, das sich in ähnlichen Umständen befindet, kritische Epoche, die eben so gute als schlimme Früchte hervorbringen kann, je nachdem sie benutzet wird. Unter den vielen Thron-Competenten wählte sich Pohlen mit ziemlicher Eintracht zum großen Erstaunen von Europa den Bruder des Königs Carl IX. von Frankreich, den Heinrich, von Valois, in dessen Namen die Französischen Gesandten goldene Berge versprochen hatten. Da aber bald darauf
1574. König Carl selbst starb, ohne Kinder zu
20 May. hinterlassen, verließ Heinrich Pohlen, um Besitz von Frankreich zu nehmem, so, daß nun das erstere abermal erledigt ward. Maximilian hatte bereits nach Siegmunds Tode für seinen Sohn Ernest die Pohlnische Krone gesucht; dieses wiederholte er nun. Allein gegen alle Erwartung ward er selbst von dem größten Theil, besonders des vornehmern Adels und der geistlichen und weltlichen Reichs-
1575. Senatoren, zum König gewählt, und als
18 Dec. solcher von dem Primas ausgerufen In dem

*) Qui quidem Princeps cum totius christiani orbis Imperium admirabili planeque diuina sapientia gubernet, ipsiusque in imperando foelicitati sint aligatae praestantissimae quasdam animi naturaeque dotes, vt omnium, qui aliquando Imperii habenas rexerunt,

dem Wahl-Decret ſagen ſie, Maximilian ſey ein Fürſt, der das Reich mit einer bewunderungswürdigen und faſt göttlichen Weisheit regiere; und mit ſeiner Glückſeligkeit im Regieren ſeyen einige der vortrefflichſten Gemüths- und Naturgaben verbunden, ſo, daß er unter denjenigen, die jemals das Reich verwaltet, für den klügſten ſey gehalten worden, als der das chriſtliche gemeine Weſen, welches durch Empörungen erſchüttert, und durch den Zwietracht groſſer Fürſten geſchwächt worden, ſo in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch ſeinen Verſtand im Frieden, als ein anderer durch Kriege erhalten. *)

So ſchmeichelhaft auch dieſes für den Maximilian ſeyn mußte, ſo wenig war die Freude, die er darüber ſchöpfte, dauerhaft; indem ſich ſogleich eine Gegenpartey, beſonders unter dem größten Theil des niedern Adels, hervorthat, welche einen Piaſten verlangte, und, als diejenigen, welchen ſie die Krone zugedacht, ſie nicht annehmen wollten, auf Empfehlung des Türkiſchen Sultans den Woywoden von Siebenbürgen, Stephan Bathori, unter der Bedingung zum König wählten, daß er des verſtorbenen Königs jüngſte Schweſter heurathen ſollte.

In eine nicht geringe Verlegenheit ward auch Maximilian durch diejenigen Puncte verſezt, deren Unterſchrift man von ihm verlangte: z. B. „Obſchon man von Seiten der Stände von Pohlen dafür-

runt, hic prudentiſſimus merito fuerit judicatus, qui Rempublicam Chriſtianam ſeditionum fluctibus quaſſatam, magnorumque Principum diſſenſionibus attritam ita edomuit, vt plures ingenii ſui foelicitate in toga, quam quis alius unquam ſaeuo Marte triumphos ſibi comparauerit.

halte, daß das Königreich mit dem Deutſchen Reich wegen Preuſſen und Liefland in gar keinen Streit verwickelt ſey, ſo wolle man es doch aus Freundſchaft zugeben, daß der Kaiſer dieſe Sache, jedoch ohne alle Präjudiz des Königreichs, dahin einleite, daß zu keiner Zeit mehr ein Diſput darüber entſtehen möge. Weil das Haus Oeſterreich glaubte einen Anſpruch an das Herzogthum Maſovien zu haben, worein ſich doch die Stände nicht finden könnten, ſo ſollte Maximilian demſelben, zu Gunſten der Krone Pohlen feyerlich entſagen. Da die Schiffahrt nach Narwa dem Königreiche Pohlen ſehr ſchädlich ſey, und Gelegenheit gebe, daß die ihm zuſtändige Herrſchaft über das Baltiſche Meer in Abnahme komme, ſo ſolle der Kaiſer mit dem König von Dänemark und den Seeſtädten die Sache durch ſchickliche Mittel beylegen, auch den alten hanſeatiſchen Bund wieder herſtellen. Die Stände wären überzeugt, daß dem Königreich ungemeiner Vortheil aus der Freundſchaft und einer Verbindung mit Spanien zufließe; dieſe ſolle demnach der Kaiſer, ſo bald als möglich, zu Stande bringen. Da das Königreich allenthalben mit barbariſchen Feinden umgeben ſey, und an deſſen Erhaltung nicht nur allein dem Deutſchen Reich, ſondern auch der Chriſtenheit gelegen ſey, ſolle der Kaiſer daran ſeyn, daß auf dem nächſten Deutſchen Reichstag die Hülfe, die man von Seiten des Reichs in jedem Falle ihm leiſten wolle, beſtimmt und veſtgeſetzt werde. Für ſich aber ſolle der Kaiſer ſogleich ſo viel Geld in Pohlen hinterlegen, als zureichend ſey 10000 Pohlniſche Reiter anzuwerben, und noch dabey 5000 Mann Deutſche Reiter an den Gränzen bereit halten, um ſich eines oder des andern, wie es den Ständen beliebig ſeyn wird, zu bedienen. Dabey wollen ſie ſich aber vorbehalten haben, daß ſie

der

der Kaiser nicht mit in den Türkenkrieg verwickle, gleichwie er überhaupt keine Macht haben solle einen Krieg im Namen des Königreichs anzufangen ohne Einwilligung aller Stände. In einem solchen Krieg, der in Ungarn geführt würde, solle er keine andere Pohlnische und Litthauische Soldaten brauchen, als die ihm freywillig werden dienen wollen."

„Auf seine Kosten solle er vier Vestungen an den Gränzen des Reichs, wie es den Ständen gut dünken wird, so gleich bauen, und die in Verfall gekommenen, wieder herstellen. Kein Amt in Pohlen solle mit einem Ausländer besetzt werden; hingegen sollen diejenigen Pohlen und Litthauer, die dazu tauglich seyn werden, von dem Kaiser und seinen Brüdern zu Hof- Kriegs- und Civil-Diensten in ihren Ländern gebraucht werden. Alle Schulden des Königreichs, wie auch jene des verstorbenen Königs solle der Kaiser durch sein Geld in einem Jahr abtragen, desgleichen auch den rückständigen Sold der Miliz. Weil das Königreich dem Jagellonischen Stammen vieles zu danken habe, solle der Kaiser die von demselben noch übrige Prinzessinn Anna mit einem seiner ältesten Söhne vermählen, wodurch aber dem Königreich nichts an seinen Rechten und Freyheiten entgehen soll. Da viele Unordnungen in dem Königreich eingerissen, solle der Kaiser solche zu heben suchen, und daher seine beständige Residenz in demselben aufschlagen, auch in den zweyen ersten Jahren dasselbe gar nicht verlassen; werde aber nach dieser Zeit nöthig seyn, sich auf eine kurze Zeit zu verreissen, solle doch dieses nie geschehen, als bis er solches auf einem Reichstag vor alle Stände gebracht, und ihre Einwilligung dazu erhalten habe."

Nebst

Nebst diesen Puncten solle er auch alle jene beschwören, die dem Heinrich von Valois waren vorgelegt worden; unter denen der erste war, daß er bey seinen Lebszeiten von der Wahl oder Benennung eines Nachfolgers nichts handeln, oder deswegen einen Land- oder Reichstag ausschreiben wolle. Betrachtet man diese Artikel nur oben hin, so wird man leicht einsehen, daß es eben nicht aus Unentschlossenheit herrührte, daß Maximilian mit der Unterzeichnung derselben zurück hielt. Schon der einzige, daß er seine Residenz in Pohlen aufschlagen sollte, war weder mit der Eigenschaft des Kaiserthums, noch der Lage seiner Erbländer vereinbarlich. Da er nebst diesem ohnehin für seine Person nie das geringste Verlangen nach der Pohlnischen Krone gehabt, auch bereits so schwächlich war, daß er gar keine Rechnung mehr auf langes Leben machen durfte, und dennoch bey seinen Lebszeiten nicht von der Wahl und Ernennung eines Nachfolgers handeln sollte, so sah er dadurch seine ganze Absicht zernichtet.

Nicht so verhielt es sich mit dem Bathori, der vieles zu gewinnen, und wenig zu wagen hatte, daher auch bald in eigener Person nach Pohlen sich begab, sich zum König krönen und die Prinzeßinn Anna antrauen ließ. Der Kaiser ward zwar von seinem Anhange auf das inständigste gemahnt und ersucht, ebenfalls dahin zu kommen. Allein da ein Kriegsheer und Geld hierzu erforderlich gewesen wären, um sich mit Ehren zeigen zu können, des Bathori Anhang ohnehin von Tag zu Tag sich mehrte, und noch zu besorgen war, die bereits schwierigen Türken, die den Bathori empfohlen hatten, dürften in Ungarn ihm zu Gefallen eine Diversion machen;

ließ

ließ Maximilian die Gedanken auf Pohlen nach und nach fahren, oder wollte doch erſt den Rath der Churfürſten auf nächſtem Reichstag einholen, ehe er etwas Entſcheidendes unternähme.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Reichstag zu Regensburg. Wechſelsweiſe Religionsbeſchwerden. Maximilians Tod. 1576.

Dieſer Reichstag war bereits bey der Römiſchen Königswahl zu Regenſpurg verabredet worden, theils, weil die Türken unter dem Vorwand, daß der Stillſtand zu Ende gegangen, Streifereyen in Ungarn unternahmen, und man den Ausbruch eines förmlichen Kriegs beſorgte; theils weil wegen der Gegen-Reformation der Katholiſchen, und der beſtrittenen Declaration des Kaiſers Ferdinand die Religionsangelegenheiten in Deutſchland anfiengen bedenklicher zu werden, als ſie noch nie ſeit Errichtung des Religionsfriedens geweſen. Den 25. Junius geſchah die förmliche Eröffnung deſſelben. Beytrag und Hülfe gegen die Türken machten den erſten Punct der Propoſition, in welcher der Kaiſer vorſtellte, „daß er zwar mit vieler Mühe und ſchweren Koſten durch eine eigene nach Conſtantinopel abgeordnete Geſandtſchaft einen achtjährigen Stillſtand ausgewirket. Allein, man habe ſeithem mit der That erfahren, daß man ſich darauf nicht verlaſſen dürfe; indem die Türken denſelben wenig geachtet, ſondern ſich allerhand Vortheile und Gelegenheiten bedient, einen Gränzflecken nach dem andern an ſich zu ziehen. Es bezeigeten ſolches die neulichſten Beyſpiele und feind-

feindlichen Handlungen des Paſſa von Ofen mit gewaltſamer Einnehmung der Häuſer Plauenſtein, Tieben, Fennoth, und Samoszö, wie auch durch die unverſehenen Ueberfälle, Verbrennung und Verheerung vieler anderer Gränzplätze, auch Niederhauung und Hinwegführung der kaiſerlichen Befehlshaber und vieler Chriſtenſeelen. Hierdurch nähere ſich dieſer gewaltige und kriegserfahrne Feind den Deutſchen Gränzen immer mehr; und wofern nicht die noch übrigen Ungariſchen und andere chriſtliche Gränzen, Päſſe und Häuſer mehrers befeſtiget, mit guten Kriegsleuten ſtärker beſetzt, und mit andern Nothwendigkeiten zeitlich verſehen werden ſollten, ſo ſey leichtlich abzunehmen, daß dieſer mächtige Erbfeind nicht nur allein ganz Ungarn in ſeine Gewalt bringen, ſondern auch hernach ſeine Macht auf des Reichs Grund und Boden mit dem Schwert erweitern würde." Abgeordnete aus Steuermark ſtellten noch ins beſondere die Gefahr vor, in welcher ſich des Erzherzogs Karl Länder befänden.

Dagegen verlangten die Proteſtanten, hauptſächlich auf Betreiben von Chur-Pfalz, daß der Kaiſer zuerſt ihren Religionsbeſchwerden abhelfen, inſonderheit aber die Declaration des Kaiſers Ferdinand beſtätigen, und dem Reichsabſchied einverleiben, dabey auch verſchaffen ſollte, daß die Unterthanen von ihren eigenen Obrigkeiten wegen der Augſpurgiſchen Confeßion mit Verweiſung des Landes, und ſonſt nicht beſchwert würden. Auch ſollte endlich einmal den Klagen der Grafen und Ritterſchaft wegen ihrer Ausſchließung von den Stiften abgeholfen werden. Lauter Dinge, die er unmöglich für ſich in das Werk richten konnte, und die, wenn ſie dem andern Theil bekannt gemacht würden,

den, unüberſteigliche Schwierigkeiten finden mußten. Weil es nun ohne dieß am Anfange des Reichstages ſonſt zu thun genug gab, ließ es der Kaiſer mit ſeiner Reſolution darüber eine Zeit lang anſtehen. Allein, bald traten die Proteſtanten, als welche glaubten, daß man die Sache mit Fleiß zu verſchieben ſuchete, mit einer neuen Schrift auf, in welcher ſie beſonders auf die Beſtätigung der ſchon angeführten Declaration drangen, und noch dabey die Drohung mit einrückten, daß ſie ſonſt zu einigem endlichen Beſchluß in den proponirten Haupt-Puncten nicht würden ſchreiten können.

Nun mußte er wohl das Anbringen der Proteſtanten den katholiſchen Ständen communiciren, um jenen zu zeigen, wie wenig es an ihm liege, wenn ihrem Begehren nicht gewillfahret werde. Den Proteſtanten aber gab er den Beſcheid: „weil die Sache nicht allein ihn, ſondern insgemein alle katholiſche Chur- und Fürſten betreffe, welche darüber nothwendig gehört werden müßten, ſo ſey er erbietig, nachdem er ihr Gutachten vernommen, ſich darauf zeitlich und noch währendem Reichstag der Gebühr nach zu reſolviren.“ Die Katholiſchen waren bald mit ihrer Antwort gefaßt: „der Religions- den
fried ſey bis daher auf allen Reichs- und 14 Jul.
Deputations-Tägen ohne alles Diſtinguiren und Vorbehalten ganz unbedingt gelobet und beſtätiget worden; davon könnten ſie im geringſten nicht weichen, auch in einige Diſputation, Erklärung, oder was das weiters ſeyn möge, mit dem andern Theil ſich einlaſſen, ſondern ſie wollten es bey demſelben bewenden laſſen, und ihrerſeits ihm getreulich nachſetzen. Aber ſowohl das ungebührliche Suchen der Freyſtellung, Aufnahme proteſtantiſcher Grafen und

Edelleute

Edelleute auf die Stifte,) als auch die neulich fürgebrachte kaiſerliche Declaration laufe demſelben Religionsfrieden zuwider; und dann die Wahrheit, daß die katholiſchen Stände, geiſtliche und weltliche, von ſolcher Declaration zumal kein Wiſſens gehabt, ja auch ſich nicht zu erinnern wüßten, daß ſolcher hochwichtiger Punct und Vorbehalt im J. 1555. mit ihnen jemals im Rath, wie herkommlich, tractirt, beſchloſſen und referirt ſey worden; da doch etliche Stände, die derzeit bey der Regierung geweſen auch noch viel Räth und Bothſchaften, ſo demſelben Augſpurgiſchen Reichstag beygewohnet, im Leben, und aller Verlauffenheit ſich ſonſten wohl erinnerten. Man wolle geſchweigen, daß die Declaration älter als die Conſtitution, daß auch alle vorgegangene Tractaten und Declaration, ſo demſelben Religionsfrieden in etwas zuwider, in beſter Form ausdrücklich mit aller Stände Wiſſen und Bewilligung caſſirt, und dabey feſt ſey geſetzt worden, daß dagegen künftig nichts declarirt, erlangt, oder ausgebracht werden ſollte. Sie könnten demnach in die geſuchte Freyſtellung ſowohl als Declaration keineswegs willigen, noch auch in einige Diſputation oder Tractation mit dem andern Theil ſich darüber einlaſſen; der Kaiſer aber ſollte die Proteſtanten mit ihrem ungebührlichen Geſuch abweiſen."

17. Jul. 1576. Da dieſe Aeußerung den Proteſtanten unmöglich angenehm ſeyn konnte, nahm der Kaiſer auf das neue ſeine Zuflucht zum Zaudern und Zurückhalten. Dafür ward er aber auch bald wieder gemahnt, ſeine verſprochene Reſolution zu geben. Allein da er
25. Aug. auch hierauf keine Antwort ertheilte, ſtellten ſie
1576. noch einmal ſchriftlich vor, daß dem Kaiſer ſelbſt an Richtigmachung dieſer Sachen und Abthuung

der

der angebrachten Beſchwerden jezt merklich viel gelegen ſey. Zugleich führten ſie an, „daß die Bedrückung und Verjagung der evangeliſchen Unterthanen je länger je mehr, und ſelbſt während dem jezigen Reichstag zunehme; und es möchte der Kaiſer ſelbſt bedenken, wohinaus dieſe Dinge, wenn ſie nicht abgeändert würden, zulezt gelangen möchten. Sie ſucheten nichts Neues, ſondern giengen lediglich auf den klaren Buchſtaben des Religionsfrieden, deſſen ungezweifelten Verſtand und die undiſputirliche Nebendeclaration Kaiſer Ferdinands.“

An eben dem Tage erklärte ſich auch wirklich der Kaiſer ſo wohl mündlich als ſchriftlich dahin: „der Religionsfrieden ſey als das einzige Mittel, wodurch Ruhe und Frieden im Reich könne erhalten werden, aufgerichtet und publicirt, auch bey jeder Gelegenheit erneuert worden. Es wolle ſich nicht gebühren, in dieſer ſo wohlbedächtlich aufgerichteten Conſtitution wider den Willen des einen oder des andern Theils etwas zu ändern, oder auch, obgleich der Religion halber etwas vorfiele, und gehandelt werden ſollte, daſſelbe in Abweſenheit der Churfürſten und Fürſten und bey ſo geringer Anzahl der erſchienenen Stände zu handeln. So viel ferner Kaiſer Ferdinands Declaration belange, ſo lieſſe der Kaiſer dieſelbe auf ſich beruhen, und hielte aus ſchon angeführten und andern Urſachen für unnöthig, deswegen dem Reichsabſchied etwas einzurücken, oder dem Kammergericht zu inſinuiren. Auſſer dem erbiethe er ſich, und könnten ihm die Stände der Augſpurgiſchen Confeſſion dießfalls ſicher vertrauen, daß er der geklagten und künftigen Religionsbeſchwerden halber keine Mühe und Arbeit ſparen, ſondern mit allem väterlichen Fleiß und Sorgfalt

auf Mittel und Wege bedacht ſeyn, und mit den Ständen des andern Theils durch emſige Ermahnungen, Schreiben, Schickungen und Commiſſionen und andere dergleichen dienliche Wege dahin handeln und befördern wolle, damit ſolche Beſchwerden, ſo viel möglich, wie bisher ſchon an etlichen Orten geſchehen, abgeſtellt, gemildert, verglichen, und alſo zwiſchen beyderſeits Ständen eine gute und aufrichtige Vertraulichkeit gepflanzt und erhalten werde.“

28. Aug. 1576. Dieſem zu Folge bedeutete er auch den katholiſchen mündlich und ſchriftlich, daß, gleichwie er durch ſeine den Proteſtanten ertheilte Reſolution den Katholiſchen nichts benommen, ſondern die Sache allerdings bey dem einmal aufgerichteten Religionsfrieden habe verbleiben laſſen, er auch ſie hiemit gnädiges Ernſtes ermahne, die vor Augen ſchwebende, faſt zerrüttelte und gefährliche Zeiten wohl zu Gemüth zu führen, und ſich ihres Theils in gleichmäßiger Vollziehung des Religionsfrieden gegen ihre benachbarte Stände dermaßen beſcheidentlich zu erzeigen, und bedächtlich zu handeln, daß ihrenthalben zu fernern billigen Klagen niemand Urſach gegeben werde.“ Kein Theil ward dadurch zu frieden geſtellt: der proteſtantiſche nicht, weil er glaubte, durch die allgemeine Erneuerung und Beſtätigung des Religionsfriedens ſey ihm keineswegs geholfen; der katholiſche aber, weil er dafür hielt, aus der kaiſerlichen Erklärung wahrnehmen zu müſſen, als hätten wirklich verſchiedene ſeiner Mitglieder bis daher ſich nicht beſcheiden genug und dem Religionsfrieden gemäß betragen. Die erſteren machten ihre Vorſtellungen, warum auch die Declaration des Kaiſers Ferdinand müßte

9. Sept. beſtätiget werden, wenn man den Endzweck

des

des Religionsfriedens, nämlich Ruhe und Frieden in Deutschland erhalten wolle; die andern suchten darzuthun, daß ihres Theils in Haltung des Religionsfriedens nicht nur allein kein Mangel erschienen, sondern, daß sie nur zu viel und mehr, als vor Gott wohl zu verantworten, bloß dem gemeinen Frieden zu Gutem eine Zeit her in vielen Dingen geduldiglich erlitten. Zugleich überreichten sie das Verzeichniß der besondern Puncte, in denen sie glaubten beschwert zu seyn: z. B. „obwohl gesetzt und geordnet sey, daß keine andere Religion als die beyde, von welchen der Religionsfrieden Meldung thue, im Reich zugelassen und geduldet werden solle, so sey doch offenbar am Tag, wie mancherley Sekten und irrige verdammte Lehren mit dem Namen der Augspurgischen Confeßion sich jezt bekleideten, und unter solchem Schein öffentlich in Schulen und Kirchen gelehret und geprediget würden. In dem Religionsfrieden sey ausdrücklich vorgesehen, daß, wenn ein Geistlicher von der alten Religion abtreten würde, er sein Bisthum und Beneficium verlassen solle; dem zugegen aber würden einige ansehnliche Erz- und Bisthümer von den Augspurgischen Confeßions-Verwandten behalten, besessen und genossen.“ Die übrigen sind meistens einerley mit denjenigen, die bereits 1566. auf dem damaligen Reichstage übergeben worden.

Dabey hatte es von Seiten der Katholischen sein Bewenden, aber nicht so von jener der Protestanten. Und auch diese zu beruhigen, ließ Maximilian, obschon seine Leibesschwachheit sich indessen ungemein gemehret, den Ausschuß der Protestanten zu sich fordern, und erklärte ihnen so wohl mündlich durch den Reichs-Vicekanzler Weber, als schrift-

24. Sept. 1576. lich: "es sey ihnen selbst bekannt für eine Beschaffenheit mit dem frieden zwischen dem Kaiser und den Rei... habe; daß nähmlich derselbe mit höchster Bemühung verabredet, und beschlossen worden, mit dem ausdrücklichen Anhang, daß dagegen keine Constitution, Satzung, Declaration oder etwas anders ausgehen oder gegeben werden solle. Nun betreffe das jezige Begehren der Räthe und Gesandten der Augspurgischen Confession solche Fälle, welche diese (katholische) Churfürsten, Fürsten und Stände vorzüglich berührten, deren keiner oder doch nur sehr wenige zugegen seyen. Mithin möchten sie selbst ermessen, wie es dem Kaiser gebühren oder verantwortlich seyn wolle, dießfalls wider den Inhalt des Religionsfrieden, wider seine eigene eidliche Betheurung und ohne Wissen und Bewilligung einer und der andern Religion verwandter Churfürsten, Fürsten und Stände etwas weiters zu verabschieden oder zu erklären."

„Er versehe sich daher zu ihren Herren und Oberen, daß sie ihm nichts, das in seiner Macht nicht stehe, zumuthen, sondern sich vielmehr mit seiner letzteren Resolution begnügen, und es bey dem einmal angenommenen Religionsfrieden verbleiben lassen würden. Wollte man ihn und seine Unterthanen wegen dieses Mißverstandes in der so scheinbaren Gefahr verlassen, so würde dieses nicht allein ihm, der ja in diesen Dingen keine Partey sey, ganz unverschuldet begegnen, sondern auch dadurch Deutschland in das äusserste Verderben und in ewige Dienstbarkeit versetzt werden. Er wolle sich daher zu ihnen versehen, daß sie das gemeine Heil und die Rettung der Deutschen Nation bedenken, und ihnen diesen Streit nicht entgelten, noch viel weniger es dahin kommen las-

sen

daß er nebſt ſeinen Unterthanen und Chriſtenſeelen in die Türkiſche Tyranney hingeriſſen werde. Hingegen erbiethe er ſich noch einmal, alle Mittel anzuwenden, daß der Religionsfrieden gleichmäßig beobachtet werde.“

Dagegen äußerten ſich die Proteſtanten 5. Octob. in einer abermaligen ſchriftlichen Antwort: 1576.
„ſie hätten ſich einer willfährigen Antwort von Seiten des Kaiſers um ſo mehr vertröſtet, weil ſie keine Verhinderung oder Veränderung des Religionsfrieden, noch ſonſt etwas, ſo dem Inhalt deſſelben entgegen ſeyn möchte, begehret, ſondern allein die Abſchaffung desjenigen, was bis daher zur Verhinderung deſſelben im Reich vorgefallen. Auch ſey die Declaration des Kaiſers Ferdinand ganz klar und unwiderſprechlich, ſo daß es nur deren Publication und Inſinuation bedürfe. Es ſucheten auch ihre Herren und Oberen nicht eines einigen Standes oder Menſchen zeitliche Nahrung, Land oder Leute, ſondern nur eine gute Einigkeit und Verhütung ſchädlicher Witterungen, damit man deſto beſſer und einmüthiger dem Erbfeind der Chriſtenheit widerſtehen, und nicht etwa gefährliche Zerrüttungen im Reich ſelbſt zu befahren hätte. Da der Reichstag nun zum Schluß gehe, und ſie keine weitere Inſtruction mehr einholen könnten, ſo bliebe ihnen nichts anders übrig, als die Sache nach ihrer Rückkunft ihren Herren zu referiren.“

Vielleicht wäre der ganze Reichstag zerriſſen worden, wenn ſich nicht der Churfürſt von Sachſen bald anfangs von den übrigen Proteſtanten getrennt, und ihnen durch ſeinen Geſandten erklärt hätte, „daß er aus des Kaiſers Reſolutionen wahrgenom-

men, daß derselbe die geklagten Religionsbeschwerden, so viel möglich, zu mildern und zu vergleichen willig sey. Da nun daraus wohl abzunehmen stünde, daß auf diesem Reichstag in Abwesenheit der Stände des andern Theils nichts weiter zu erlangen seyn möchte, so hielte der Churfürst dafür, daß man das Religionswerk dießmal in seinem Stande lassen, und den Kaiser mit fernerem Ansuchen verschonen sollte.“ Welches die Folge hatte, daß, obgleich die übrigen Gesandten ihre Vorstellungen wegen der Religionsbeschwerden fortsetzten, sie wenigstens die anfangs beygefügte Bedingung, ohne ihre Erledigung nichts Endliches wegen der Türkenhülfe beschließen zu wollen, fallen ließen, so, daß anfangs 16 Römer-Monathe, die in vier Jahren sollten abgetragen werden, bewilliget wurden. Da aber der Kaiser auf das neue an die Stände gelangen ließ, wie wenig ihm durch 300000 Gulden, die etwa auf ein Jahr kommen würden, geholfen sey; und dabey eine Rechnung vorlegte, vermöge deren bloß die Unterhaltung und Verwahrung der Gränzfestungen 1,673,301 Gulden jährlich kostete: so wurden die 16 Römer-Monathe auf 60, die in sechs Jahren zu bezahlen wären, erhöht. Der Kaiser hatte auch der Reichsversammlung das Project zu einem Ritterorden vorgelegt, der an der Türkischen Gränze seinen Sitz aufschlagen, und den Krieg gegen die Türken sich zum Hauptzweck seines Daseyns machen sollte; wozu allenfalls der ohne hin schon bestehende Deutsche Orden, als dessen ursprüngliche Bestimmung ohne dieß viele Aehnlichkeit damit habe, könnte gebraucht werden. Die Gesandten erklärten sich aber dahin, die Sache sey zu wichtig, als daß selbige nicht auch an die abwesenden Chur- und Fürsten ge-

langen, und auf der Kreisverſammlung erſt in vorläufige Erwägung gezogen werden ſollte.

Der zweyte Punct der kaiſerlichen Propoſition betraf die Handhabung des gemeinen Friedens, und die Abſchaffung der immer mehr einreiſſenden Unordnungen der Kriegswerbungen und Durchzüge. Die Erfahrung hatte nähmlich gelehrt, daß die auf dem letzten Reichstage zu Speyer dagegen genommenen Maßregeln bey weitem nicht hinreichend geweſen, dem Uebel zu ſteuern. Diejenigen, die für auswärtige Monarchen deutſches Kriegsvolk warben, verlangten entweder gar keine kaiſ. Patente, wie ſie vermöge des Abſchiedes wären verbunden geweſen, oder nur erſt am Ende, da die Werbung ſchon faſt geſchehen war. Und wenn ſie auch verſprachen, daß ihr Durchzug unſchädlich ſeyn ſollte, ſo wurden vielmehr, wie der Kaiſer ſich ausdrückt, „an allen Orten die armen Leute durch Stillägern, Atzung, Nahm und Raube auf das äußerſte beſchwert, und ſo gehauſet, daß es die Unglaubigen nicht ſchlimmer würden haben machen können. Durch dieſes unordentliche Weſen wäre auch dem Reich und dem von uralten Zeiten her geehrten Deutſchen Nahmen bey allen umliegenden Nationen eine merkliche Schand und Verkleinerung zugewachſen, und die Sache an vielen Orten bereits dahin gediehen, daß andere aufrichtige und redliche Deutſche ſolche unartige Handlung entgelten und darunter leiden müßten.“

So gut auch alles dieſes mag gemeint geweſen ſeyn, beſonders, da die That ſelbſt hinlänglich dasjenige beſtätigte, was der Kaiſer vorbrachte, und er für ſeine Erblande gar nicht mit der Sache intereſſirt war, ſo gab es doch bey dem ohnehin ſchon ſo ſtarken Mißtrauen

trauen Leute, die ungemein gefährliche Ab
darunter suchten. Der Churfürst von der
welcher sich die Sache um so näher angelege
ließ, da nur erst sein zweyter Prinz, Johann Ca-
simir, eine solche Werbung und Zug den Reformir-
ten in Frankreich zu Gefallen unternommen hatte,
gab es sogar ausdrücklich seinen Gesandten mit,
„daß sie in dergleichen Sachen die zur Unterdrückung
und Beschwerung der Freyheit der Deutschen Nation
gemeint wären, unter welche er sogar die bereits
auf dem letzten Reichstag fest gesetzten kaiserlichen
Patente zählte, nicht willigen, und, wenn in sie
gedrungen werde, sich dahin verlauten lassen sollten,
daß sie Befehl hätten, auf solchen Fall den Reichs-
abschied nicht zu unterschreiben, sondern dagegen zu
protestiren. Man sollte vielmehr die Quellen die-
ser Unordnungen, nähmlich die Französischen und
Niederländischen Kriege, zu verstopfen suchen.“

Auch andere, besonders protestantischen Stände,
wollten auf das neue Stoff zu Muthmaßungen ge-
funden haben, als wenn der Kaiser die Freyheit,
in auswärtige Kriegsdienste zu gehen, wenigstens
durch Nebenmittel zu untergraben, oder doch es da-
hin zu bringen suche, daß es nur von ihm abhan-
gen möge, welchem es gestattet seyn solle, und wel-
chem Monarchen man Deutsche Völker zuführen dür-
fe. Allein, wenn je eine Privat-Ursache auf des
Kaisers Betragen Einfluß gehabt, so war es keine
andere, als weil Deutschland durch dergleichen Zü-
ge so sehr an Mannschaft erschöpft wurde, daß man
besorgen mußte, im Falle eines Türkenkriegs, als
welchen ohne dieß die Deutsche Miliz scheute, keine
Kriegsleute auftreiben zu können. Es ward aber un-
geachtet dessen von den Ständen nichts anders be-

als daß dasjenige, was der Speyeriſche
nthalte, auch fernerhin ſoll beobachtet

Die übrigen Berathſchlagungen hatten theils das Kammergericht, beſonders die jährlichen Viſitationen deſſelben, theils das Münzweſen, theils die Berichtigung der Matrikel, und das Moderations-Geſuch verſchiedener Stände, theils die Wiederherbeybringung der dem Reich entzogenen Länder zum Gegenſtand, welches letztere hauptſächlich auf die ſtarke Ausbreitung der Ruſſen in Liefland zielte. Die fürchterliche Idee, die man von der Denkart und Sitten derſelben hatte, machte alle jene, welche mit der Zeit ihre Nachbarſchaft treffen konnte, äußerſt beſorgt; ſo wie die Liefländer nicht aufhörten, Hülfe und Rettung von Deutſchland aus zu ſuchen. Bereits auf dem vorigen Reichstag und einem zu Frankfurt gehaltenen Deputations-Tag war eine Geſandtſchaft im Nahmen des Reichs an den Czaren beſchloſſen worden; die aber unterblieb, weil man ſich nicht vereinigen konnte, woher die Koſten dazu ſollten beſtritten werden. Indeſſen aber hatte der Kaiſer eine ſo genannte Vorgeſandſchaft in der Perſon des Hannſen Kobenzel von Prouſeck dahin abgefertigt, um hauptſächlich den Czaren ſich wegen ſeiner Pohlniſchen Angelegenheiten geneigt zu machen, und nebſt dieſem ein Bündniß gegen die Türken zu Stande zu bringen; indem man bereits anfieng einzuſehen, wie wichtig eine Diverſion von dieſer Seite her dem übrigen Europa, beſonders aber den in Angſt und Furcht ſchwebenden Oeſterreichiſchen Ländern in Anſehung der Türken werden könnte.

Die Aufnahme derſelben übertraf faſt alle Erwartung; indem der Czar ſich nicht nur allein erklärte daß er keinem andern geſtatten wolle in Pohlen König zu ſeyn, als ſeinem Herrn Bruder (dem Kaiſer) oder deſſen Sohne, ſondern auch auf der Stelle eine Geſandtſchaft abſchickte, die den Pohlen erklären ſollte, daß er ganz wohl zufrieden ſey, daß ſie den Römiſchen Kaiſer zum Könige gewählet; und wenn ſolches ferner vollzogen würde, wolle er einen ewigen Bund und Frieden mit ihnen machen, und alle ihre und des Kaiſers Feinde ſollten auch die ſeinigen ſeyn; hingegen wollte er ſie mit Feuer und Schwert vertilgen, wenn ſie nicht von dem Woywoden abſtünden. Daß es hernach wirklich zu einem Krieg zwiſchen ihm und den Pohlen gekommen, iſt bekannt, wenn auch dieſes nicht die einzige Urſache war. Nicht zufrieden damit, ſchickte er auch eine Geſandſchaft nach Deutſchland, die nach Regenſpurg zu dem Kaiſer kam, als eben der Reichstag noch verſammelt war. Durch dieſelbe ließ er noch einmal erklären, daß er nichts lieber ſähe, als wenn der kaiſerliche Prinz Erzherzog Ernſt zum Könige von Pohlen gewählt würde; als wozu er gern alle mögliche brüderliche Beförderung thun, und eine vertrauliche gute Freundſchaft mit dem Kaiſer, dem Pabſt, den Königen von Spanien und Dänemark wider den Türken und alle ihre Feinde ſchließen und verabreden laſſen wollte. *) Nun ward auch von Seiten des Reichs eine Geſandtſchaft dahin neuerdings beſchloſſen, und, damit ſie nicht aus Abgang der Koſten, wie das vorige Mahl, unterblei-

*) Mehrere hieher gehörige Acten-Stücke findet man in Häberlins neueſter Reichs-Geſchichte X. Band in der Vorrede. S. XXXIII. ſeqq.

bleiben möchte, ein halber Römer-Monath dazu bewilliget.

Nicht ſo geneigt bezeigten ſich die Reichsſtände, den Kaiſer in ſeinen Anſprüchen auf Pohlen zu unterſtützen, oder ſich auf irgend eine Weiſe in dieſe Sache zu miſchen; indem ſie ihm vielmehr den Rath ertheilten, ſich des Königreichs noch zur Zeit zu entſchlagen, und dagegen die alte vertrauliche Correſpondenz mit demſelben herzuſtellen, zugleich aber darauf bedacht zu ſeyn, daß, wenn Bathori mit Tode abgienge, alsdann daſſelbe entweder auf ihn oder einen ſeiner Söhne gebracht würde. Allein, an eine gewaltſame Unternehmung gegen Pohlen war ohnehin um ſo weniger zu denken, da der Kaiſer nicht einmahl Wien und ſeine eigenen Erbländer wieder ſah, viel weniger Pohlen; indem er an eben dem Tage, und zu eben der Stunde, als der Reichs- 12. Oct.
tagsabſchied publicirt ward, zu Regenſpurg 1576.
den Geiſt aufgab. Zwey Tage vor ſeinem Tode ertheilte er den immer noch nicht wegen der Religionsſachen beruhigten Proteſtanten, die er ſo gern zufrieden geſtellt hätte, ſeine letzte Reſolution dahin; „weil er dießfalls mehreres oder weiteres, als er ſich erbothen, nicht thun möge, und ſeine Erklärung, wie er hoffe, dem Religionsfrieden allerdings gemäß, und ſo beſchaffen ſey, daß männiglich damit zur Gebühr wohl zufrieden ſein möge; und er nicht nur allein die fürgeſchlagene Mittel, als Schreiben, Schickungen, Vermahnungen, und unparteyiſche Commiſſionen, fortzuſetzen gemeint, ſondern auch dieſelbe bereits im Werke ſeyen: ſo wolle er ſich dabey gänzlich verſehen, es werden es die Räthe und Geſandten ſammt ihren Herrſchaften dabey ihres Theils nicht nur allein gern beruhen laſſen, ſondern ſich auch,

wo-

wozu er ſie hiemit gnädiglich wolle ermah
ben, ſo viel an ihnen, alles friedlichen W
fleißigen, und gegen den katholiſchen Stä
bezeigen, daß man nicht weniger hinfürters, als
bis daher über zwanzig Jahre, Gottlob! geſchehen,
in gutem nachbarlichem Vertrauen und Einigkeit bey
einander wohnen und bleiben möge; wie er dann
die katholiſchen Stände dazu mit allem gnädigen Fleiß
ebenfalls ermahnet habe.“

Die Geſinnungen der Proteſtanten blieben aber
immer die nähmlichen. An dem Sterbetag des Kai-
ſers, und kurz vor ihrer Abreiſe hielten ihre Geſand-
ten unter der Direction des Chur-Pfälziſchen noch eine
Zuſammenkunft; in welcher ſie unter ſich beſchloſſen,
weil ſie dießmahl ihre Abſichten nicht hätten erreichen
können, die Sachen an ihre Herren gelangen zu laſſen,
und es dahin zu bringen, daß ſie ſich einer Zuſam-
menſchickung verglichen, um darüber zu handeln, was
dem Kaiſer für eine Antwort zu geben ſey. *)

Man ſieht aus dieſem Hergange, daß dem Kai-
ſer das Ende ſeiner Regierung weit ſaurer gemacht
ward, als der Anfang derſelben, und daß es bey ſo
geſtimmten Gemüthern und ſo ſchwankenden Geſe-
tzen, denen jeder Theil eine des andern ſeiner ſchnur-
ſtracks entgegengeſetzte Deutung giebt, eine weit ſchwe-
rere, wo nicht gar unmögliche Rolle iſt, ſich in der
Mitte zu halten, Maximilian, dem nichts näher
am Herzen lag, als beyde zufrieden zu ſtellen, der
auch wirklich eine Zeit lang das Zutrauen beyder

in

*) Die hieher gehörigen
in BVRGKARD.
theils bey LEHMA
Häberlin neueſte Re

in einem ſeltenen Grade beſaß, überlebte es nicht nur allein großen Theils, ſondern er würde ſich vielleicht gar gehaßt geſehen haben, wenn es möglich wäre, einen in ſo hohem Grade guten Menſchen, er mag auf dem Throne ſitzen oder nicht, zu haſſen, und wenn nicht ſein Betragen gegen die Proteſtanten in ſeinen Erblanden ihnen die Gewähre geleiſtet, daß er in dem Reich eben ſo ſich verhalten würde, wenn ihm dort die Hände eben ſo wenig gebunden wären. Ihm machte es allemal unendlich viele Ehre, daß zu einer Zeit, wo man kaum das Wort Duldung kannte, er ſelbige nicht nur allein, ſo viel er ohne Gefahr und Beſorgniß größerer Uebel es glaubte thun zu können, ausübte, ſondern daß er ſich öffentlich zu dem Grundſatze bekannte, Gott allein ſtehe die Herrſchaft über die Gewiſſen zu; daß er nicht nur allein die in ſeine Regierungszeit fallende Pariſer Bartholomäus-Nacht äußerſt und ohne Zurückhaltung verabſcheute, und dem in ſeiner Rückreiſe aus Pohlen bey ihm einen Beſuch ablegenden König Heinrich III. von Frankreich die Duldung nach Kräften anrieth, ſondern ſelbſt auch ſeinem Vetter und Tochtermanne dem König Philipp II. ſein Mißfallen über dasjenige, was in den Niederlanden vorgieng, mehrmals auch mit Gefahr eine Abneigung ſich von ihm zuzuziehen, an den Tag legte. Daß es Leute geben mußte, die ihm wegen dieſer Geſinnungen eben nicht ſonderlich hold waren, iſt eben ſo natürlich, als daß auch zur Zeit, wo die Stimme der Leidenſchaften alle übrigen weiter hinter ſich ließ, dennoch auch andere waren, die ſeine Eigenſchaften und Grundſätze zu ſchätzen wußten.

Dasjenige, was der beſſere und klügere Theil der Pohlniſchen Nation, der ihr ſich zum Könige

aus

auserſehen hätte, in dem ihm überſ
angeführten Wahl-Inſtrument ſagt,
nig bloßes Compliment, als was die Boh
ſandten bey eben dieſer Gelegenheit den Pohlen zur
Empfehlung ihres Herrn vorbrachten. „Unſer Böh-
men, ſagten ſie, befindet ſich unter ſeiner Regierung
beſſer, als wenn es von einem angebohrnen Vater
beherrſchet würde; unſere Vorrechte, Geſetze, Ge-
rechtſamen, Freyheiten und Gewohnheiten werden
von ihm geſchützt, erhalten, beſchirmt und beſtätiget;
als ein weiſer und gerechter Fürſt theilt er die Reichs-
ämter und Würden den gebohrnen Böhmen allein mit;
er macht keine Eingriffe in die Rechte anderer aus
Furcht der Gefahr oder mit Argliſt; er führt keine
Neuerungen wider die Vorrechte der Stände ein, ſon-
dern läßt alles unverändert bey ſeiner Kraft. Wenn
er der großen Koſten wegen, die er zur Vertheidigung
der Chriſtenheit anwendet, ungewöhnliche Steuern
und Auflagen ausſchreiben muß, ſo geſchieht es all-
zeit mit Berathſchlagung und Einwilligung der ſämmt-
lichen Stände ohne Gewalt, ohne Ueberredung durch
Scheingründe; was ein jeder nach ſeinem Vermö-
gen beyzutragen hat, wird freywillig und ohne den
Rechten der Nation zu nahe zu treten bewilliget,
und zugeſtanden. Und was man faſt ein Wunder-
werk nennen könnte, iſt die große Klugheit und
Unparteylichkeit, mit welcher er allen ſo vielen und
verſchiedenen Glaubensgenoſſen, begegnet, und ſie
hierdurch zur Einmüthigkeit, Uebereinſtimmung, Ru-
he, Duldung und gegenſeitigen Liebe führet, und
darinn erhaltet. Die Gerechtigkeit wird einem jeden
nach der Billigkeit geleiſtet, dieſer gütigſte Kaiſer
hört den ärmſten und geringſten ſeiner Unterthanen,
nimmt ſeine Bittſchrif
tigkeit widerfahren. « *

*) Bey PELZEL, Ge

Sein Charakter hat übrigens ſehr viel Aehnliches mit jenem ſeines Vaters; ungemein viel Güte des Herzens, *) dabey aber auch, wenn es erforderlich war, Standhaftigkeit und Nachdruck, nebſt dieſem ſehr viele Thätigkeit und eine Theilnehmung an den Reichsgeſchäften ſo wohl als jenen ſeiner Erbländer; wovon ſich, ſo zu ſagen, nach ſeinem Vater und ihm unter den Deutſchen Fürſten lange Zeit das Ebenbild verlohren hat. Gerechtigkeit war ihm äußerſt am Herzen gelegen, noch angenehmer aber, wenn er in eigener Perſon, wie er es oft verſuchte, einen Vergleich ſtiften konnte. Eben ſo ausgezeichnet und mit dem damaligen deutſchen Brauch äußerſt abſtehend war ſeine Nüchternheit und Mäßigkeit. Sonderbar war ſeine Sprachkenntniß, indem er die Lateiniſche, Spaniſche, Italiäniſche, Franzöſiſche, Niederländiſche, Böhmiſche und Ungariſche nicht nur allein verſtand, ſondern reden und ſchreiben konnte. Er wohnte zwar an der Seite Karls V. dem Feldzuge vom J. 1544. gegen Frankreich, und in der Folge auch dem Schmalkaldiſchen Krieg bey; allein, wenn nicht ſelbſt ſchon die entſchiedene Uebermacht ſeiner Nachbarn, der Türken, ſo wohl an Mannſchaft als Geld ihm in dieſem Stücke keine Wahl übrig gelaſſen hätte, als ſich in ſo guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, als möglich: ſo würden Temperament und ſeine gemäßigte Denkart ihm die Neigung zum Krieg benommen haben.

Sein Alter brachte er nicht höher als auf 50 Jahre. Aus ſeiner Ehe mit Karls V. Tochter Maria hinterließ er bey ſeinem Abſterben 6 noch lebende Söhne: ſeinen Nachfolger im Reich Rudolph II.

den

*) Nec enim illo ingenio mitius ullum regnis contigit, ſagt GROTIUS von ihm. Annal. Belg. L. 2. p. m. 43.

den Erzherzog Ernſt, den Matthias, den Maximilian, den Albrecht, und Wenzeslaus, keiner ſeinen Stammen fortgeſetzt hat. Seine noch lebenden Töchter waren: Anna des Königs Philipp II Gemahlinn, Eliſabeth, eine Wittwe des Königs Karl IX von Frankreich, und Margaretha, welche mit ihrer Mutter nach Spanien gegangen, und ſich dort in ein Kloſter begeben, wo ſie bis 1633 lebte.

Vollſtändiges
Regiſter.

A.

Ablaſſe, was in Betreff derſelben auf dem Concilium von Trient verhandelt und beſchloſſen worden, p. 241, 242.

Achen, warum die Krönung Maximilians II. nicht daſelbſt vorgenommen worden, p. 167.

Agende, vid. Kirchenagende.

Albert, Herzog von Baiern, ein eifriger Katholik, p. 12. Sucht die Geſandtſchaft nach Frankreich von ſich abzulehnen, 64. Zeiget ſich bereit, Ferdinanden in ſeinem Geſuch bey dem Papſt wegen der Communion unter beyden Geſtalten, und der Prieſterehe zu unterſtützen, 237.

Albrechts von Brandenburg Tod, p. 17.

Antwort, die, welche die Proteſtanten den päpſtlichen Nuntien zu Naumburg gaben, p. 99. Jene, welche ſie den Kaiſerlichen Geſandten ertheilten, 100. Die des Pabſtes auf die beyden Schreiben Ferdinand des I. 187, 188.

Arco, Graf Scipio von, wird von Ferdinand I. als außerordentlicher Geſandter zum Pius IV. geſchickt, p. 76. Kömmt wegen Leiſtung des Gehorſams (Obedientiae) in Verlegenheit, 77.

Artikel, die, der auf dem Concilium zu Trient in Vorſchlag gebrachten Generalreformation, p. 207. Erklärung Ferdinands I. darüber, 208 & ſeq.

Artikel, vid. Reformationsartikel.

Auguſts, Churfürſten von Sachſen, Antwort auf das Schreiben Johann Friderichs, p. 303. Ihm wird die Execution der gegen Johann Friedrich verhängten Reichsacht aufgetragen, 305. Sucht den Herzog Johann Wilhelm gegen ſeinen Bruder aufzubringen, 305. Verennet Gotha, ibid.

Ausſchreiben, eines Tages zur römiſchen Königswahl Maximi-

ximilians II.; was in Anſehung deſſelben zwiſchen Ferdinand I. und den Churfürſten verhandelt worden, p. 155 & ſeq.

B.

Bathori, Stephan, wird zum Fürſten von Siebenbürgen gewählt, und von Maximilian II. beſtätiget, p. 301. Wird zum König von Pohlen gewählt, 345.

Baiern, die Reformation findet in dieſem Land am wenigſten Eingang, p. 2.

Beſchwerden, die, der Proteſtanten gegen die Katholiſchen wegen Verletzung des Religionsfriedens, p. 48. Jene der Katholiſchen gegen die Proteſtanten, 49 & ſeq. Der Katholiſchen auf dem Reichstage zu Augſpurg im Jahr 1566 p. 269 & ſeq. Von jenen der Proteſtanten, p. 272 & ſeq. Die gegenſeitigen, der katholiſchen und proteſtantiſchen Stände auf dem Reichstage zu Regenſpurg im Jahr 1576, p. 350 & ſeq.

Biſchöffe, die, warum ſie faſt durchgehends bey der katholiſchen Religion geblieben, p. 3.

Biſchöffe, die Italieniſchen, werden auf dem Concilium von Trient vermehret, p. 178.

Bitomo, der Biſchof von, muß ſich auf das Concilium von Trient begeben, p. 178.

Bononien, wegen Uebertragung des Conciliums an dieſen Ort, p. 201.

Bruchſal, Zuſammenkunft Ferdinands I. mit dem Churfürſten von der Pfalz daſelbſt, p. 154.

Büchſenſchützen, vierhundert, werden von dem Herzog von Savoyen dem Kaiſer gegen die Türken geſchickt, p 293.

Bund, der Landsberger, wird verabredet und geſchloſſen, p. 7 & ſeq.

C.

Calvin, p. 78.

Capitel, der Deutſchen, Hauptmängel, p. 197.

Capitulationspuncte, die bey der römiſchen Königswahl Rudolphs II. in Vorſchlag gebrachten, p. 335, 336.

Cardinals, des, von Lothringen Ankunft auf dem Concilium von Trient, p. 175. Scherzrede des Papſtes in Betreff deſſelben, 175. Aeußert gegen die kaiſ. Geſandten ſein Mißfallen über das Concilium von Trient, 181.

Cardinal, der, von Mantua, p. 188.

Chriſtoph von Würtemberg überreicht Albrechten von

Baiern ein Glaubensbekenntniß, p. 2. War ein eifriger Proteſtant, ohne jedoch mit ſeiner Religion einen politiſchen Factionsgeiſt zu verbinden, 4. Läßt ſich von Zaſius zum Theil, nicht ganz beruhigen, 20 & ſeq. Will nicht in Geſellſchaft des Cardinals von Augſpurg die Geſandtſchaft nach Frankreich annehmen, 63. Schlägt ſie gar aus, 64. Die angegebene Urſache, ibid.

Churfürſt, der, von der Pfalz, was zwiſchen ihm, dem Kaiſer, und den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augſpurg im Jahr 1566 vorgegangen, p. 280 & ſeq.

Churfürſten, der geiſtlichen, Unentſchloſſenheit in Betreff der Communion unter beyden Geſtalten, und der Prieſterehe, p. 237.

Churfürſtentag, zur Römiſchen Königswahl Maximilian II. was in Anſehung deſſelben verhandelt worden, p 155 & ſeq. Wird auf den 20 Oct. 1592 ausgeſchrieben, 162.

Churfürſtenverein, die, wird zu Frankfurt erneuert, p. 37. Hauptpunct derſelben, ibid.

Chyträus, ſetzt eine Kirchenagende für die Proteſtanten in Oeſterreich auf, p. 315.

Cölibat, der, von den Folgen deſſelben, p. 248. 249.

Colloquium, ein, wird auf dem Reichstage zu Regenſpurg bewilliget, p. 12 et ſeq. zu Worms gehalten, 26 & ſeq. Wird getrennet, 31. Die Urſache, ibid.

Colloquium zu Poiſſy, p. 102.

Commendon, von dem Cardinal, p. 270, 271. Seine Antwort auf die von Maximilian II wegen der dem Herrn- und Ritterſtand zugeſtandenen freyen Religionsübung in Oeſterreich vorgebrachten Gründe, 318 & ſeq.

Communion, von der unter beyden Geſtalten, p. 85. Verhandlungen über dieſelbe auf dem Concilium zu Trient 131 & ſeq. Die Entſcheidung wird dem Papſt heimgeſtellt, 141. Vortrag des Dr. Seld in Betreff derſelben, 220. Die Meynungen von Mainz, Cölln, Trier, Salzburg und Baiern darüber, 222. Dr. Selds Vortrag und fernere Gründe für dieſelbe, 225 & ſeq. Fernere Erklärung von Mainz, Cöln, Trier, Salzburg und Baiern darüber, 226. Gemeinſames Gutachten der Biſchöffe Michael Helding von Merſeburg, und Julius Pflug von Naumburg in Betreff derſelben, 232 & ſeq. Des Biſchofs Friederich Nauſea von Wien, 235 & ſeq. Wird von dem Papſt bewilliget

willigt, 243. Warum der Papſt dieſelbe zugeſtanden, die Prieſterehe verſaget hat, 148.
Confeſſion, die Augſpurgiſche, ſoll nach dem Rath des Herzogs Chriſtoph von Würtemberg von den proteſtantiſchen Fürſten zum Zeichen der Religionsverwandtſchaft unterſchrieben werden, p. 95.
Confirmation, wegen der päpſtlichen, in Betreff der Königswahl Maxtmilian II. p 159 & ſeq.
Concilium von Trient, ein Jubiläum wird wegen Reaſſumtion deſſelben durch eine Bulle ausgeſchrieben, p. 92. Die Fortſetzung deſſelben kommt in Anſchlag, 77, 80 & ſeq. Wird eröffnet, 103. Unterhandlungen Ferdinands I. mit den Churfürſten in Betreff deſſelben, 170 & ſeq. Schluß des Conciliums, 238 & ſeq.
Conclave, p. 199, 200.
Czar, des, von Rußland, ſeine guten Geſinnungen für Maximilian II. p. 382.

D.

Declaration, vid. **Erklärung**.
Delphinus, wird als *auſſerordentlicher Nuntius* zu dem Kaiſer geſandt, p. 89. Seine Vorſtellung an Ferdinand I. ibid. & ſeq. Sein Vorſchlag den Streit Maximilians II. mit dem Papſt beyzulegen, 262, 263.
Deputationen, die, verſchiedener Nationen auf dem Concilum, werden vom Ferdinand I. angerathen, p. 190 Des Card. Moron Vorſtellung dawider, *ibid.*
Deputationstag, der, von dem Reichstag zu Augſpurg 1559 zur Verbeſſerung der Juſtiz, und des Kammergerichts beſtimmte, ſein Schikſal, p. 68, 69. Zu Frankfurt, 324.
Doctrinal, die Verfaſſung deſſelben wird von Maximilian II. den Proteſtanten geſtattet, p. 320.

E.

Eberhards von der Thau Schrift in Betreff des Kammerrichters, p. 60 & ſeq.
Ehe, von der, der Geiſtlichen, vid. **Prieſterehe**.
Einigungsverwandten, die Fränkiſchen, werden in den Landsbergerbund aufgenommen, p. 17.
Erklärung, die, welche Ferdinand I. bey dem Religionsfrieden gegeben, was wegen Einrückung derſelben in der Wahl-Capitulation Rudolphs II. auf dem Wahltage zu Regenſpurg verhandelt worden, p. 336 & ſeq. Was ferner

ner von beyden Theilen auf dem Reichstage zu Regenſpurg in Betreff derſelben vorgebracht worden, 351 & ſeq.
Ermahnung, die, Ferdinands I. an ſeinen Sohn Maximilian II. p. 165 & ſeq.

F.

Factionen der Guiſen, und der Conde in Frankreich, p. 78 & ſeq.
Ferdinand I. ſeine Antwort auf die Vorſtellung der Proteſtanten gegen den geiſtlichen Vorbehalt, p. 11. Wird zu Frankfurt als Kaiſer erkannt, 34. Die Feyerlichkeiten, die dabey vorkamen, 34 & ſeq. Seine auf dem Reichstage zu Augſpurg 1559 in Betreff der Religionsbeſchwerden der Katholiſchen und Proteſtanten gegebenen Reſolutionen 52, 54. Sein Rath, den er Pio IV. wegen eines zu haltenden allgemeinen Conciliums ertheilte, 81 & ſeq. wird bald allenthalben in Europa bekannt, und macht ihm Ehre, 88. Die von ihm dem Concilium von Trient vorgelegten Reformationsartikel, 111 & ſeq. Seine Antwort auf die Erklärung der päbſtlichen Legaten wegen der Reformationsartikel, 130, 131. Fernere Schreiben deſſelben an die Legaten, 138 & ſeq. Scheut ſich Anlaß zur Trennung des Conciliums zu geben, 130, 138. Schreiben an ſeine Geſandten, die von denſelben wegen der römiſchen Königswahl Maximilians II. dem Pfalzgrafen zu machende Vorſtellung enthaltend, 152 & ſeq. Ermahnung an ſeinen Sohn Maximilian II. 165 & ſeq. Seine Vorſtellung an die drey geiſtlichen Churfürſten, 171 & ſeq. Sein Schreiben an ſeine Geſandten auf dem Concilium zu Trient bey Gelegenheit der denſelben von dem Cardinal von Lothringen gethanen Aeußerung, 181, 182. Beſchwert ſich bey dem Cardinal von Lothringen über die päpſtlichen Legaten auf dem Concilium zu Trient, 182, 183. Fernere Schreiben an den Papſt, 185 & ſeq. Will, im Fall es nothwendig, perſönlich auf dem Concilium erſcheinen, 186. Seine Vorſchläge gefallen weder den Römern, und Italienern, noch den übrigen Katholiſchen, 203, 204. Sein Schreiben an ſeine Geſandte wegen des nicht zu voreiligen Schluſſes des Conciliums, 204, 205. Seine Erklärung in Betreff der auf dem Concilium vorgebrachten Artikel einer Generalreformation, 208 & ſeq. Seine Antwort auf die Entſchuldigung des Moron, 213 & ſeq. Sein Schreiben an ſeine Geſandten auf dem Concilium wegen des Schluſſes des Conciliums, 218. Warum er endlich zum Schluß

des Concilliums die Hände gebothen, 219, 220. Der päpſtliche Nuntius verſichert denſelben, daß er durch ein Schreiben an den Papſt leichter die Diſpenſation in den beyden Puncten (die Communion unter beyden Geſtalten, und die Prieſterehe) als durch eine Geſandtſchaft erhalten werde, 337, 338. Befolgt den Rath des Nuntius, 243. Sein Schreiben an den Papſt in Betreff der Nothwendigkeit nebſt der Communion unter beyden Geſtalten die Prieſterehe zu geſtatten, 244 & ſeq. War für die Erhaltung der katholiſchen Religion äußerſt beſorgt, 250. Warum er ſtatt ſo ängſtlich und hoffnungslos um die Reformation anzuhalten, ſie nicht durch ſich ſelbſt veranſtaltet hat, 252, 253. Führt den Katechismus ein, 253. Sein Tod, 254. Seine dem Teſtament beygelegte Ermahnung an ſeine Söhne, 254 & ſeq. Wurde allgemein geliebt, und von dem Franzöſiſchen Hof, beſonders der Königinn Mutter Catharina von Medices vorzüglich geachtet, 256, 257. Sein Charakter, 257. Seine Verdienſte um Deutſchland, 258.

Ferrier, der Franzöſiſche Geſandte, hält eine Rede in der Verſammlung der Väter zu Trient wegen der General-Reformation, p. 215, Schluß derſelben, ibid.

Figueroa, wird von Paulus IV. nicht einmal in die Stadt gelaſſen, p. 41, 42.

Flacius, p. 107.

Fortſetzung, die, des Conciliums von Trient, wird von den Spaniſchen Biſchöffen verlanget, p. 140. Die Gründe Ferdinands I. gegen dieſelbe, 126 & ſeq.

Fragen, die, welche Ferdinand I. ſeinen Theologen zur Beantwortung vorlegte, p. 183, 184. Die welche Paulus IV. mit ſeinen Cardinälen eher überlegen wollte, ehe er den Geſandten Ferdinands des I. in Rom einlaſſen könne, 39.

Franzoſen, warum ſie die Erfüllung ihrer Wünſche in Betreff der Reformation nicht mit beſonderem Nachdruck betrieben, p. 197.

Freyheit, von der, der auf dem Concilium verſammelten Väter, p. 192.

Friderich, Churfürſt von der Pfalz, legt ſein Glaubensbekenntniß ab, p. 98.

Fürſten, von verſchiedenen, welche ſich unter den Proteſtanten durch ihre perſönlichen Eigenſchaften ausgezeichnet, p 3.

G.

Gallus, Prediger zu Regenſpurg, p. 101.
Gebhards von Köln, Ausſpruch über die damalige Lage der geiſtlichen Churfürſten, p. 37.
Geiſtliche, ihre Reformation wird von Ferdinand I. dem Pius IV. angerathen, p. 85.
Geiſtlichkeit, der, verfallene Sitten, p. 195.
General-Reformation, p. 206. Artikel derſelben, 207.
Gerichtsbarkeit, der Geiſtlichen, die von Ferdinand I. angeführten Mißbräuche derſelben, p. 194.
Geſandten, der Kaiſerlichen, Gutachten, welches ſie den auf dem Concilium zu Trient gegenwärtigen Legaten überreichten, p. 106. Schreiben deſſelben an Ferdinand I. 134 & ſeq. Ein ferneres, 141 & ſeq. Ihre Entſchuldigung über ihr Betragen, 147.
Geſandtſchaft, eine, nach Frankreich, wird auf dem Reichstage zu Augſpurg 1559 beſchloſſen, p. 63. Die Abſicht, ibid. Der Erfolg, 65.
Geſandtſchaft, von der nach Rußland, p. 70 & 381, 382.
Grumbachs Handel kann auf dem Reichstage zu Augſpurg 1559 nicht beygelegt werden, p. 66, 67. Erregt neue Unruhen, 72, 73. Seine Sache auf dem Reichstage zu Augſpurg, 284 & ſeq. Sein Schreiben an Mandelslohe, 206. Ferneres an eben denſelben, ibid. Wird peinlich behandelt und geviertheilt, 309. Seine Anhänger ebenfalls exequirt, 410.
Gothaiſcher Executions-Krieg, p. 302 & ſeq. **Gotha** wird immer mehr eingeſchloſſen, 308. Die Beſatzung empört ſich, und überliefert dem Churfürſten die Stadt ſammt dem Herzog Friderich dem Grumbach, und dem Kanzler Brück, 308.
Gußmann, wird von Ferdinand I. nach Rom geſchickt, p. 38. Von dem Papſt nicht vorgelaſſen, 39. Inhalt ſeiner gegen das Gutachten der Cardinäle ausgeſtellten Schrift, 41. Die von Ferdinand I. demſelben ertheilte Ordre, 42. Geht als Privatmann nach Rom, 42.
Gutachten, das, der Cardinäle, über das Betragen Ferdinands I. daß er ohne Vorbewußt und Einwilligung des Papſtes das Kaiſerthum angenommen, p. 39 & ſeq. Der geiſtlichen und weltlichen Churfürſten in Anſehung ſeiner Angelegenheiten mit Paulus IV. 68. Der kaiſerlichen Geſandten, welches ſie den auf dem Concilium zu Trient gegenwärtigen Legaten überreichten, 106.

H.

Hackenſchützen, dreyhundert, werden Maximilian II. von dem Herzog von Mantua zugeführt, p. 294.
Haller, Wolfgang, p. 33.
Heinrich von Braunſchweig, iſt nicht mehr mit dem groſſen perſönlichen Haß gegen die Proteſtanten erfüllt, p. 3.
Helding, Michael, Biſchof von Merſeburg, ſein Gutachten wegen der Communion unter beyden Geſtalten, und der Prieſterehe, p. 236 & ſeq.
Helfenſtein, Georg von, p. 150.
Herzoge, der jüngern von Sachſen, zeigen den gröſten Eifer für Luthers Lehre, p. 4.
Hofmann, Zacharias, wird als Geſandter nach Rußland geſchickt, p. 71.
Hoſius, Stanislaus, wird als Nuntius an den kaiſerlichen Hof geſchickt, p. 81. Wird der Parteylichkeit für den päpſtlichen Hof beſchuldiget, 88. Widerſetzt ſich dem Geſuche des Kaiſers, 212.
Hugenotten, warum einige Römer wünſchten, daß ſie nicht ſo bald möchten gedemüthiget werden, p. 179.

J.

Joachim II. Churfürſt von Brandenburg, p. 3.
Johann Friderich, Herzog von Sachſen, proteſtirt gegen die Vorrede zur Augſpurgiſchen Confeſſion, p. 97.
Johann Friderich, Herzog von Sachſen, ein Sohn des Churfürſten Johann Friederich, ein Beſchützer Grumbachs, p. 285 & ſeq. Kann in Betreff Grumbachs ſelbſt durch die an ihn vom Kaiſer und Reich abgeordnete Geſandtſchaft auf keine andere Gedanken gebracht werden, 302. Sein Schreiben an die Fürſten in Betreff des Churfürſten Auguſt, 303. Wird in die Reichsacht erklärt, 305. Seine Gefangenſchaft und Tod, 308.
Johann, Markgraf von Brandenburg Cüſtrin, giebt zur Aufhebung des Speyeriſchen Deputationstags Anlaß, p. 68.
Johann Georg, Churprinz von Brandenburg ſucht die Römiſche Königswahl Maximilians II. zu befördern, p. 151, 152.
Johann Siegmund, von Siebenbürgen, unterredet ſich mit dem Solyman, p. 295. Verdirbt es mit dem Großvezier, ibid. Unterwirft ſich endlich unter gewiſſen Bedingungen dem Kaiſer, 300, 301. Stirbt bald darauf 301.

Johann Wilhelm, ger Bruder des Johann Friderich vereiniget ſich gegen dieſen mit dem Churfürſten Auguſt, p. 303.
Johann von Zapolia, von ſeinen in Siebenbürgen erregten Unruhen, p. 264 & ſeq.

K.

Kammergericht, was in Anſehung deſſelben auf dem Reichstage zu Regenſpurg verordnet worden, p. 15. Was in Anſehung deſſelben auf dem Reichstage zu Augſpurg im Jahr 1566 beſchloſſen worden, 293. was in Anſehung deſſelben auf dem Reichstage zu Speyer im Jahr 1570 verordnet worden, 330.
Kammerrichter, die in Betreff deſſelben von dem Sächſiſchen Geſandten auf dem Reichstage zu Augſpurg 1559 den Fürſten eingereichte Schriften, p. 90 & ſeq.
Katechismus, der, wird von Ferdinand eingeführt, p. 253.
Ketzer, welche von den Sächſiſchen Predigern verdammet werden, p. 101.
Keuſchheit, das Gelübd derſelben wird nicht gehalten, p. 86.
Kirchen-Agende, eine, wird von Chyträus aufgeſetzt p. 315. Wird von Maximilian II. beſtättiget, 320. Wird gedruckt, 321. Die Beſchwerden der Biſchöfe von Salzburg und Paſſau gegen dieſelbe, 321.
Kobenzel von Pronſeck, Hans, wird von Maximilian II. zu dem Czaar von Rußland abgeſandt, p. 361.
Königswahl, von der Römiſchen, Maximilians II. p. 149 & ſeq.
Krieg, wird bey dem geringſten Anſchein von den Proteſtanten vermuthet, p. 5. Unter Maximilian II. mit dem Türkiſchen Kaiſer Solymann. 293 & ſeq.
Kriegsdienſt, der auswärtige, was darüber auf dem Reichstag zu Speyer im Jahr 1570 verhandelt worden, p 327 & ſeq. Wird auf dem Reichstage zu Regenſpurg im Jahr 1576 beſtätiget, 359 & ſeq.
Krönung, die, Maximilians II. wird zu Frankfurt vorgenommen, p. 167.
Krönung, die päbſtliche, wird vom Gebhard von Edln ein Lumpenwerk genannt, p. 43, Merkwürdiges Gutachten des Reichsvicekanzlers Seld in Betreff derſelben, ibid.

L.

Landfrieden, was in Anſehung deſſelben auf dem Reichstage zu Regenſpurg beſchloſſen worden, p. 15. Was in Anſehung deſſelben auf dem Reichstage zu Augſpurg 1559 verordnet worden, 59.

Landsbergerbund, der, wird verabredet, und geſchloſſen, p. 7 & ſeq. Furcht und Mißtrauen hält verſchiedene Fürſten ab, demſelben beyzutreten, 74. Wird erneuert und verlängert, 326.

Laynez, p. 143.

Legaten, der päbſtlichen, Erklärung wegen der Reformationsartikel Ferdinands I. p. 128. Entſchuldigungsſchrift derſelben, 129, 130. Ihre Antwort auf das Schreiben Ferdinands I. 136 & ſeq.

Liefland ſucht bey Ferdinand I. gegen die Ruſſen Hülfe, p. 65, 66. Was in Anſehung der Liefländer auf dem Speyeriſchen Deputationstag verhandelt worden, 69, 70. Unterwirft ſich dem Königreich Pohlen, 71.

Lüneburg, Zuſammenkunft, der Sächſiſchen Prediger daſelbſt. p. 101.

Luna, Graf von, Spaniſcher Geſandter auf dem Concilium zu Trient dringt auf die Erklärung der Clauſel, Proponentibus legatis, p. 215.

M.

Maximilian II. von der Römiſchen Königswahl deſſelben, p. 148. Seine Eigenſchaften, wie ſie Ferdinand I. ſelbſt angiebt, 150. Wird zu Prag als König von Böhmen gekrönet, 162. Antwort auf die Ermahnung ſeines Vaters Ferdinands I. 166. Pius IV. macht Schwierigkeiten, ihn als Römiſchen König zu erkennen, 259. Was darüber mit dem Pabſt verhandelt worden, 260 & ſeq. Sein Schreiben an den Pabſt, 263. Der Streit wird beygelegt, ibid. Sein Feldzug gegen die Türken, 293 & ſeq. Geſtattet dem Oeſtreichiſchen Herren- und Ritterſtand unter gewiſſen Einſchränkungen die freie Religionsübung, 313 Seine Schreiben an den Richard Strein, 315. Macht dem Cardinal Commendon die Gründe bekannt, die ihn vermöget haben, dem Herren- und Ritterſtand die freye Religionsübung in Oeſtreich zuzuſtehen, 317. Wird zum König von Pohlen gewählt. 344. Die demſelben in dem Wahldekret ertheilten Lobſprüche, 344 345. Hält wegen der ihm vorgelegten Puncte mit ſeiner Einwilligung zurück, 348. Sein Tod, 363. Die von ihm zwey Tage vorher den Proteſtanten ertheilte Reſolution, 363 & ſeq. Uebt nicht allein die Duldung zu einer Zeit aus, wo man dieſes Wort kaum kannte, ſondern bekennet ſich auch öffentlich zu dem Grundſatz: Gott allein ſteht die Herrſchaft über die Gei
Böhmiſchen G
367. Seine

ɔron, ſein Betragen gegen den Kaiſer, und ſeine Abſich-
ten, p. 189. Seine Vorſtellung gegen die Deputationen ver-
ſchiedener Nationen, 190. Entſchuldigt ſich bey dem Erzbi-
ſchof von Prag, 212. Heftige Worte deſſelben bey Gelegen-
heit der von Ferdinand I. gemachten Aeußerung über die
General-Reformations-Artikel, 211. Seine Rede an die
Väter wegen des Schluſſes des Conciliums, 240. Sein
Schreiben an Ferdinand I., in Betreff der Reformation
der weltlichen Fürſten, 217.
Muglitz, Erzbiſchof von Prag, p. 129.
Münzweſen, was in Anſehung deſſelben auf dem Reichs-
tage zu Augſpurg 1559 beſchloſſen worden, p. 62.
Munkatſch, wird von dem kaiſerlichen Befehlshaber
Schwendi erobert, p. 299.
Muſſus von Bitonto, Cornelius, p. 81.
Muſterplätze im H. Römiſchen Reich zu halten wird frem-
den Potentaten ohne beſondere Erlaubniß verbothen, p 59.

N.

Naumburg, was auf der Verſammlung der Proteſtanten
daſelbſt vorgieng, p. 93 & ſeq. Wie die päbſtlichen
Nuntien von der Verſammlung daſelbſt aufgenommen
worden, 98 & ſeq.
Nauſea, Biſchofs von Wien, Gutachten wegen der Com-
munion unter beyden Geſtalten, und der Prieſterehe,
p. 235 & ſeq.
Nebenabſchied, der bey dem Landsbergerbund errichtete,
p. 8, 9.
Nuntien, päbſtliche, werden an verſchindene katholiſche
Höfe geſchikt, p. 81.
Nuntien, der päbſtlichen, Aufnahme zu Naumburg, p.
98 & ſeq.
Nuntius, des päbſtlichen, Erklärung, daß Ferdinand beſſer
thun würde, an den Pabſt wegen der Diſpenſation in Be-
treff der Prieſterehe und Communion unter beyden Geſtal-
ten zu ſchreiben, als eine Geſandtſchaft zu ſchicken, p. 237.
238.

O.

Orden, der Deuſche, erbietet ſich zur Vollſtreckung der von
dem Kammergericht erkannten Execution auf Preuſſen, p.
331. Warum Maximilian dem Orden ſein gewaltſames
Unternehmen mißrathen, 322.
Otto von Augſpurg, des Cardinals längerer Aufenthalt zu
Rom, macht die Proteſtanten einen Religionsfriedensbruch
fürchten, p. 5.

P.

Pallavicin, ſchreibt den Räthen Ferdinands mit Unrecht [illegible]le Geſinnungen gegen die katholiſche Religion zu, p. 2.
Paulus IV. trägt Bedenken Ferdinanden I. als Kaiſer zu [illegible]kennen, p. 38 & ſeq.
Pfalzgraf, der, hält mit ſeiner Einwilligung zur Römiſch[illegible] Königswahl Maximilians II. zurück, p. 152.
Pfinzing, p. 32.
Pflug, Julius, Biſchoff von Naumburg, ſein Gutachten wegen der Communion unter beyden Geſtalten, und der Prieſterehe, p. 232 & ſeq.
Philipps, König von Spanien, Schreiben an den Cardinal Pacheco, p. 41.
Philipp, Landgraf, p. 4.
Pius IV. ſucht ſich dem Kaiſer Ferdinand I. verbindlich zu machen, p. 76.
Pius V. läßt ein mit vieler Härte angefülltes Breve an Maximilian II. wegen der dem Ritterſtand in Oeſterreich geſtatteten freyen Religionsübung ergehen, p. 317.
Pohlniſche Königswahl, p. 344 & ſeq.
Prediger, der Sächſiſchen, Zuſammenkunft zu Lüneburg, p. 101. Laſſen ſich durch keine Mandate vom Schimpfen abhalten, 101.
Prieſterehe, die, Vortrag des Dr. Seld in Betreff derſelben, p. 220. Die Meinungen von Mainz, Cölln, Trier, Salzburg und Baiern, 227 & ſeq. Die von den kaiſ. Commiſſarien für dieſelbe vorgebrachten Gründe, 230, 231 Gemeinſames Gutachten der Biſchöfe Michael Helding von Merſeburg, und Julius Pflug von Naumburg in Betreff derſelben 232 & ſeq. des Biſchofs Friderich Nauſea von Wien, 235 & ſeq. Wird von dem Pabſt nicht geſtattet, 243. Warum der Pabſt dieſe nicht eben ſo, wie die Communion unter beyden Geſtalten zugeſtanden, 248 & ſeq.
Proteſtanten, von den Fürſten, welche ſich unter denſelben durch ihre perſönliche Eigenſchaften am meiſten ausgezeichnet haben, p. 3. Von ihren verſchiedenen Secten, und ihrer Uneinigkeit unter ſich überhaupt, 227 & ſeq. Sind mit der Zuſammenberufung einer General-Synode beſchäftiget, 93 & ſeq. Von ihren Verhandlungen, und ihren Beſchwerden auf dem Reichstage zu Augſpurg, 274 & ſeq.
Proteſtation, die, des Herzogs Johann Friderich von Sachſen gegen die Vorrede zur Augſpurgiſchen Confeſſion, p. 97.

Puncte, die, welche Maximilian dem II. bey ſeiner Pohlniſchen Königswahl vorgelegt wurden, p. 345 & ſeq.
Puncte, vid. **Artikel**.

R.

Rath, der, welchen Ferdinand I. Pio IV. wegen eines zu haltenden Conciliums ertheilte, p. 81 & ſeq. Bewegungen darüber zu Rom, 88.
Rede, die, des Franzöſiſchen Geſandten auf dem Concilium zu Trient wegen der General-Reformation, p. 215.
Reformation, die, wird ſowohl von den kaiſerl. als Franzöſiſchen Geſandten auf dem Concilium zu Trient betrieben, p. 146. Die von Ferdinand I. dem Cardinal Moron darüber mitgetheilte Erklärung, 193 & ſeq. Warum eine allgemeine am beſten auf dem Concilium bewirkt werden könte, 196. Ob ſie nicht von jeder Nation insbeſondere durch erfahrne Mäner beſſer, als durch ein allgemeines Concilium hätte bewirkt werden können, 251, 252. Warum Ferdinand ſie nicht durch ſich ſelbſt veranſtaltet hat, 252.
Reformations-Artikel, die kaiſerlichen, p. 111 & ſeq. *Unterhandlungen wegen des Vortrags derſelben*, 128 & ſeq. Die kaiſerlichen Geſandten betreiben den Vortrag derſelben aufs neue, 179 müſſen ſich mit der gewöhnlichen Antwort begnügen, 179
Reichsdeputation zu Speyer, p. 26.
Reichshofrath, der, erhielt von Ferdinand I. ſeine jetzige Form, und Ordnung, p. 258.
Reichstag zu Regenſpurg im Jahr 1556 p. 9 & ſeq. Zu Augſpurg im Jahr 1559. 46. Zu Augſpurg im Jahr 1566 268. Zu Regenſpurg im Jahr 1567, 298. Zu Speyer im Jahr 1570, 327. Zu Regenſpurg im Jahr 1576, 349.
Religion, die, iſt oft bei den Groſſen dasjenige in der That nicht, was ſie ſcheinen ſoll, p. 161.
Religion, der proteſtantiſchen, öffentliche Uebung. Wird dem Oeſterreichiſchen Herrn- und Ritterſtande geſtattet, p. 313 & ſeq.
Religionsfrieden, die von den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augſpurg im Jahr 1576 anverlangte Erklärung der ſtreitigen Artikel wird vom Kaiſer nicht gebilliget, p. 278.
Reſeruatum eccleſiaſticum, vid. **Vorbehalt**.
Reſidenz, die, der Biſchöfe, Verhandlungen darüber auf dem Concilium zu Trient, p. 108 & ſeq. Heftiger Streit über dieſelbe, 180. Mißfallen des Kaiſers darüber, ibid. Das darüber entworfene Decret mißfällt beyden Theilen, 181.

was Ferdinand I. wegen der Reiſe an den Pabſt geſchrieben, 187.
Reſolution, die, welche Ferdinand I. in Betreff der gegenſeitigen Beſchwerden der Katholiſchen und Proteſtanten ertheilte, p. 52, 53, 54. Jene wegen des geiſtlichen Vorbehalts, 56.
Ritterorden, Project, welches zur Errichtung deſſelben von Maximilian II. auf dem Reichstage zu Regenſpurg im Jahr 1576 vorgelegt worden, p. 358.
Rudolphs II. Römiſche Königswahl, p. 334.

S.

Salvatorskirche, in der, erſcheint im Jahr 1570 ein Prädicant, p. 322.
Schwendi erobert Munkatſch, p. 299.
Schreiben Waldersdorfs in Betreff der geiſtlichen Stände, p. 55. In Betref einer allgemeinen Münzordnung für Deutſchland, 62. Von den verſchiedenen Religionsparteyen überhaupt, 63. Ferdinands I. an Pius IV. wegen eines zu haltenden allgemeinen Conciliums, 81 & ſeq. An die päbſtlichen Legaten, 130, 131. Der kaiſerl. Geſandten auf dem Concilium zu Trient an Ferdinand I. 134 & ſeq. p. 141 & ſeq. Ferdinands I. an ſeine Geſandten, die von demſelben dem Pfalzgrafen wegen der Römiſchen Königswahl Maximilians II. zu machende Vorſtellung enthaltend, 152 & ſeq. Ferdinands I. an ſeine Geſandten auf dem Concilium zu Trient bey Gelegenheit der denſelben von dem Cardinal von Lothringen gethanen Aeuſſerung 181, 182. Ferdinands I. an den Pabſt wegen Nichtaufhebung des Conciliums, 185. Ferdinands I. an ſeine Geſandte wegen des nicht zu voreiligen Schluſſes des Conciliums, 204, 205. Des Cardinal Moron an Ferdinand I. in Betreff der Reformation der weltlichen Churfürſten, 217. An ſeine Geſandten wegen des Schluſſes des Conciliums, 218. Ferdinands I. an den Pabſt in Betreff der Nothwendigkeit nebſt der Communion unter beyden Geſtalten die Prieſterehe zu geſtatten, 244 & ſeq. Maximilian II. an den Pabſt, 263. Maximilians II. an Richard Strein, 315, 316.
Secretarius, ein einziger, ſcheint Ferdinand dem I. auf dem Conciliu[illegible]
[illegible]dinals, 207.
Secten, verſ[illegible]n, p. 28
Seld, trägt die [illegible]arlav auf
[illegible]tage zu Fra[illegible]

Gutachten in Betreff der Römiſchen Krönung, 43. Sein bey der Unterredung zu Wien gemachter Vortrag, 220.
Seripandus, p. 188.
Siebenbürgen, die daſelbſt von dem Johann von Zapolia erregten Unruhen, p. 264 & ſeq.
Sigeth wird belagert, p. 296.
Simonetta, p. 135. Warum alles wider ihn aufgebracht war, 188, 189.
Sittich von Hohenembs, Marx, p. 81.
Söhne, die, des Johann Friederich von Sachſen zeigen den gröſten Eifer für Luthers Lehre, p. 4.
Solymann, will ſelbſt zur Vertheidigung des Johann Zapolia in das Feld ziehen, p. 278. Zieht gegen Maximilian II. zu Felde, 294. Unterredet ſich mit dem Johann Siegmund, 295. Belagert Sigeth, 296. Stirbt eben daſelbſt, 297.
Städte, die Oeſterreichiſchen, verlangen von Maximilian II. die freye ungehinderte Religionsübung, p. 312. Wird ihnen von Maximilian II. nicht geſtattet, 313. Die Landſtände können in denſelben von Maximilian II. die freye Religionsübung nicht erhalten, 322.
Stimmen, die, nationenweiſe zu geben, wird beſorget, p. 176. Aber nicht vermuthet, 177.
Stillſtand, achtjähriger, zwiſchen Ferdinand I. und den Türken, p. 168. Der zwiſchen Maximilian II. und Selim II. 300.
Supplicationen, die, der Proteſtanten an Ferdinand I. wegen des geiſtlichen Vorbehalts, p. 10, 11.
Synode, eine allgemeine, wollen die Proteſtanten verſammeln, p. 94.

T.

Thurn, Franz, von, kaiſerl. Geſandter am Römiſchen Hofe, erhält von Pius IV. vor den übrigen Geſandten bey der päbſtlichen Krönung den Platz angewieſen, p. 76.
Türkenhülfe, was in Anſehung derſelben auf dem Reichstage zu Regenſpurg beſchloſſen worden, p. 14. Was in Anſehung derſelben auf dem Reichstage zu Augſpurg 1559 beſchloſſen worden, 57. Was in Anſehung derſelben auf dem Reichstage zu Augſpurg 1566 verwilliget worden, 292. Ferner auf dem Reichstage zu Regenſpurg im Jahr 1567, 298.

U.

Unterredung, die zu Wien, p. 219 & ſeq.

V.

Vargas, findet bei Paulus IV. kein geneigtes Gehör, p. 41.

Verbesserung im Haupt, Ferdinands I. und des Cardinals Aeusserung in Betreff derselben, p. 198,
Vergleich, der, zwischen den Fränkischen Einigungsverwandten, und dem Hause Brandenburg wird durch die Vermittelung Ferdinands I. zu Stande gebracht, p, 44,
Vertrauen, das alte, wird durch den Religionsfrieden nicht wieder hergestellt, p. 4 & seq.
Viterbo, der Bischof von, wird nach Trient [illegible] p. 78. Die Absicht, ibid.
Vorbehalt, der geistliche, Vorstellung der Protestanten gegen denselben, 10 & seq. Die in Betreff desselben [illegible] dinand I. auf dem Reichstage zu Augspurg 1559 [illegible] Resolution, 56. Was in Betreff derselben auf dem Reichstage zu Augspurg verhandelt worden, 279 & seq.
Vortrag, Verhandlung in Betreff desselben auf dem Concilium zu Trient, p. 104, 105. Was in Betreff desselben von Ferdinand I. und dem Cardinal Moron erkläret worden, 191. Ferdinand I. wird von dem Cardinal von Lothringen beschuldiget, daß er sich zu wenig um diese Sache angenommen, 203.

W.

Walderdorfs Schreiben in Betreff der geistlichen Stände, p. 55 In Betreff einer allgemeiner Münzordnung für Deutschland, 62. Von den Ständen verschiedener Religionsparteyen überhaupt, 63. An einen seiner Freunde wegen des Concilium von Trient, 170.
Wahlkapitulation, Maximilians II. p. 167.
Wicelius, stimmet für die Priesterehe, p. 236.
Wilhelm, Herzog von Baiern, ein eifriger Katholik, p. 2.
Wilhelm von Cleve, hält sich ohne besondern Eifer zur katholischen Parthey, p. 3.
Wilhelm Prinz von Oranien, p. 33, 34.

Z.

Zasius, jedes rauschende Blatt giebt nach seinem Ausdruck den Protestanten zum Verdacht Anlaß, p. 5 Widerräth Ferdinanden die Aufnahme der Fränkischen Einigungsverwandten in den Landsbergerbund, 13.
Zapolia, des [illegible] in Siebenbürgen erregte Unruhen. p. 2[illegible]
Zithardus, p. 15[illegible]
Zrini, des Grafen [illegible] nten [illegible] Tapferkeit, [illegible]

00037384

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 25 June, 2016